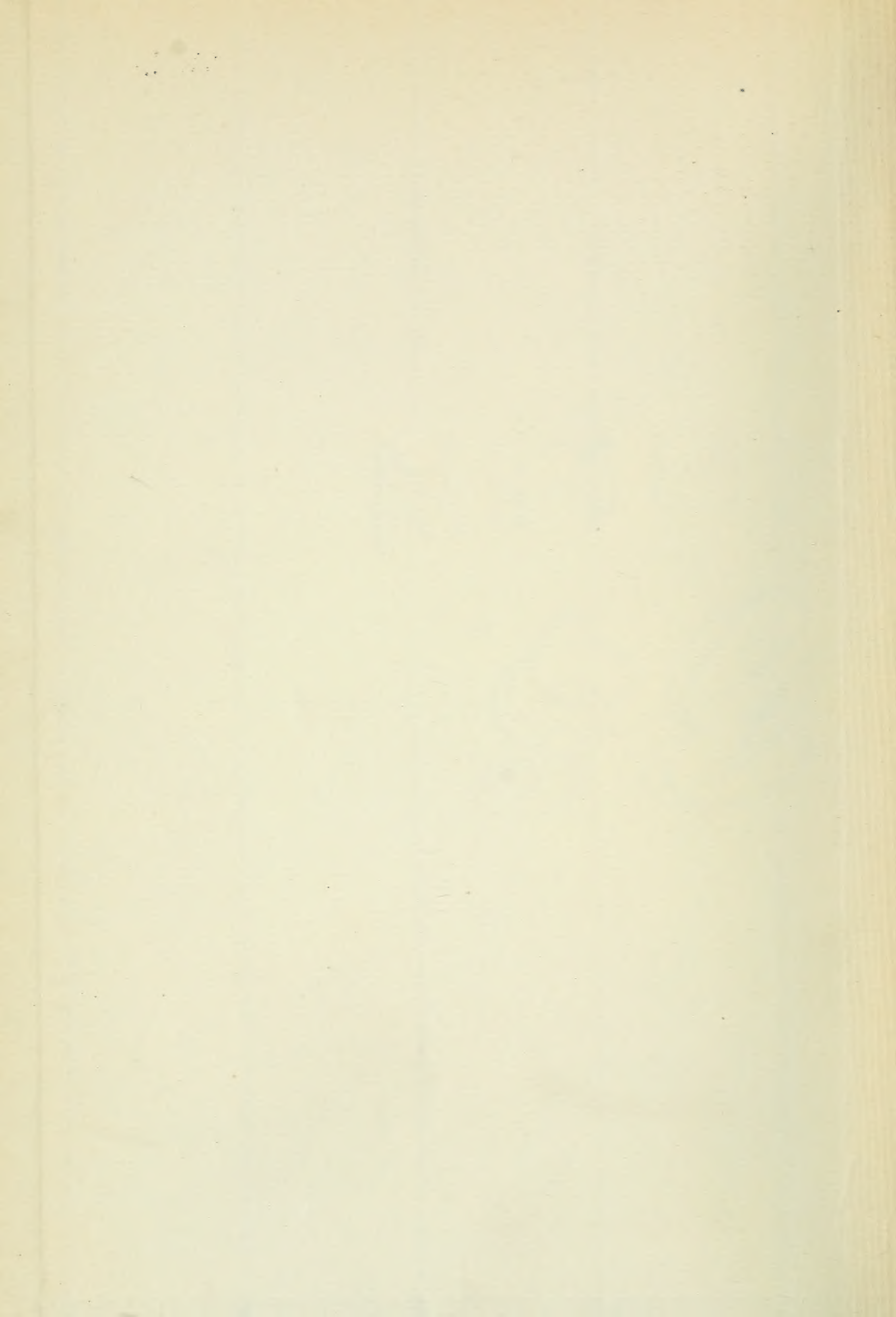
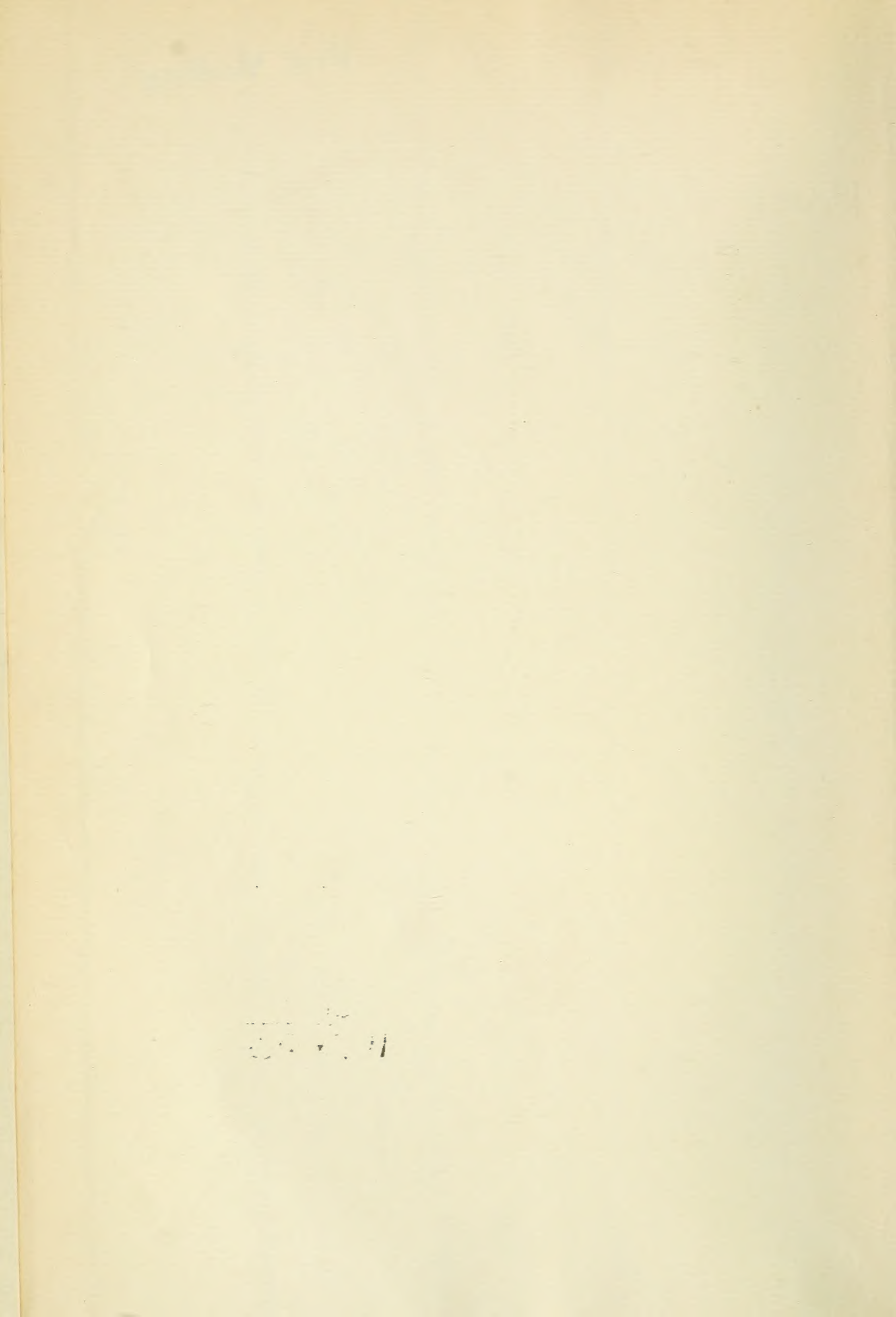
Ferdinand Freiherr von Richthofen

Tagebücher aus China





Ferdinand von Richthofen's Tagebücher aus China.

Ausgewählt und herausgegeben
von
E. Tiessen.

Band I.

Mit 14 Lichtdrucktafeln, davon 13 nach Originalzeichnungen Richthofen's.



Berlin 1907.
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

Dem Ferdinand von Richthofen-Tag



Bewegten Herzens sehe ich dieses Buch, das meines Mannes Namen trägt, den Weg in die Öffentlichkeit antreten, denn es strebt einen von ihm gehegten Plan zu verwirklichen, ohne daß er selbst ihm die Vollendung geben kann. Die Zeit aus seinem Leben, die es darstellt, liegt weit zurück, und doch hoffe ich auf freundliche Aufnahme dieser Blätter um der treuen Liebe und Verehrung willen, die der Person des Verfassers gezollt wird und am schönsten wohl im Kreis der Schüler zum Ausdruck gekommen ist, der sich in dem Ferdinand von Richthofen-Tag zusammengeschlossen hat. Aus diesem Kreise kam auch durch das Interesse, das seine Mitglieder einzelnen ihnen bekannt gegebenen Abschnitten der Tagebücher entgegenbrachten, und durch den Wunsch, noch mehr aus den Reisejahren des Lehrers kennen zu lernen, die erste Anregung zu dieser Veröffentlichung. Es war mir darum eine tiefe Freude, als Herr Tiessen zu dem Entschluß kam, dieser Anregung zu folgen und die Kenntnis des schriftlichen Nachlasses meines Mannes, die er sich für die von ihm übernommene Herausgabe des dritten Bandes von „China“ erworben hatte, zur Gewinnung eines zusammenhängenden Reiseberichts zu verwerten. Möchte die selbstlose Hingabe des Herausgebers an diese Arbeit Erfolg haben und dazu dienen, das Andenken an das Wirken meines Mannes zu vertiefen und wach zu halten. Mein wärmster Dank gehört ihm und denen, die ihn dabei unterstützten.

Freifrau Ferdinand von Richthofen.

Geleitworte des Herausgebers.

Ferdinand von Richthofen's Lebenslauf ist abgeschlossen, sein Werk und Wirken dauert fort. Während seiner langen Wanderjahre die, wie es für den Geologen ein Gebot ist, mit den Lehrjahren begannen, sich bei Richthofen aber weit in die Meisterjahre hineinzogen, hatte er lernend und forschend Reichtümer gesammelt, zu deren voller Auswertung auch ein mit unermüdlicher Arbeitskraft bis zu hohen Jahren geführtes Leben nicht ausreichte. Wie er an seinem Arbeitstisch mitten in einem Gedanken, ja: mitten in einem Federzug, von der Hand des Todes überrascht wurde — das ist wie ein Symbol des rastlosen Schaffens, mit dem er bis zu seinem Ende an der Verarbeitung seines geistigen Hortes hing. So kam es, daß er, der seine Schätze nicht zu vergraben pflegte, sondern die Veröffentlichung der durch wissenschaftliche Arbeit gewonnenen Ergebnisse und die Wahrung der dadurch erworbenen Rechte für eine sittliche Verpflichtung hielt — hat er doch seit seiner Promotionsarbeit (1856) gegen 200 Schriften publiziert —, ein ungewöhnlich umfangreiches Material von unvollendeten oder in Hinsicht auf seine eigenen Entwürfe unvollständig gebliebenen Arbeiten hinterließ. Der größte und wichtigste Teil dieser nachgelassenen Manuskripte gehört zu dem dritten Bande seines „China", des größten seiner Werke. Dieser Band sollte nicht nur das südliche China umfassen, wie der zweite das nördliche, sondern auch mit einer allgemeinen Zusammenfassung aller Ergebnisse in Gebirgskunde und Geologie, ökonomischer Geologie, Klima, Bevölkerung, Besiedelung und Kultur von ganz China abschließen. Die ebenso tief ins einzelne dringenden wie eine erstaunliche, etwa durch die eben

aufgezählten Forschungsgebiete gekennzeichnete Vielseitigkeit umfassenden Spezialbeobachtungen nahmen aber einen so großen Umfang in der Bearbeitung ein, daß die Vollendung des ganzen Planes zu einer physischen Unmöglichkeit geworden war.

Der Kern des Materials an wissenschaftlichen Beobachtungen, die während der vierjährigen Reisen in China von Richthofen ausgeführt wurden, sind die von ihm ohne Unterbrechung mit der größten Genauigkeit und oft mit Aufopferung geführten Tagebücher. Diese zahlreichen Bände enthalten nun neben den fachmännischen Aufzeichnungen auch eine Fülle persönlicher Erlebnisse, deren Darstellung von neuem die Frage anregen mußte, warum sie nicht von Richthofen für eine volkstümliche Schilderung seiner Reisen verwertet worden ist. Da sich der Forscher auch im Verkehr mit Fachgenossen und Freunden selten Zeit und Gelegenheit nahm, über das mehr Episodische seiner Reiseerlebnisse zu sprechen, so konnte sich auch wohl bei den ihm nahe Stehenden die Meinung bilden, er sei der Abfassung eines solchen mehr erzählenden Reiseberichtes von Grund aus abgeneigt gewesen. In Widerspruch zu dieser Annahme stand nur die Erfahrung, daß Richthofen seinen Schülern, die von Forschungsreisen zurückkehrten, die Niederschrift eines populären Werkes — sofort unter dem frischesten Eindruck des Erlebten — stets ans Herz legte.

Schon bei der ersten Sichtung des Nachlasses fand ich Notizen und Entwürfe, die einen Beweis dafür lieferten, daß Richthofen die Veröffentlichung eines populären Werkes über seine China-Reisen gleich nach seiner Heimkehr doch geplant hatte. Der Wunsch des durch die Verehrung des Meisters in seltener Innigkeit zusammengehaltenen Schülerkreises, die Tagebücher der China-Reisen veröffentlicht zu sehen, wurde von Frau von Richthofen mit Wärme aufgenommen und gefördert, und so entstand ein Plan, der durch das Entgegenkommen der alten Verlagsanstalt, bei der auch das große „China“ erschienen war, bald eine feste Gestalt annahm. Konnten etwa trotz der von Richthofen's Hand vorliegenden Entwürfe noch Zweifel be-

stehen, ob eine solche Veröffentlichung in seinem Sinne geschehen würde, so wurden sie durch den Nachweis gehoben, daß Richthofen selbst bereits sehr erhebliche Teile eines populären Werkes in den ersten Jahren nach seiner Heimkehr geschaffen hatte und daß diese Manuskripte in seinem Nachlaß vollständig aufgehoben waren. Die Auswahl und Behandlung des Inhalts und der Stil unterscheiden diese Manuskripte sofort von den für wissenschaftliche Zwecke entworfenen Arbeiten; auch sind sie als Diktat zustande gekommen, wobei die Aufzeichnungen der Tagebücher zugrunde gelegt, aber aus der frischen Erinnerung heraus ergänzt und weiter ausgesponnen wurden. Diese Manuskripte, die für vier von den sieben großen Reisen in China vorhanden sind, konnten also als eine Basis genommen und durch die Tagebücher teils ihrerseits nachgeprüft, teils für die Schilderung der übrigen Reisen vervollständigt werden. Dazu kam durch die gütige Gewährung Frau v. Richthofen's als eine Ergänzung von besonders hohem persönlichem Reiz noch eine große Zahl von Briefen, die meist an die Eltern gerichtet waren; sie geben größere Übersichten über die durchreisten Gebiete, lassen uns in das Planen und Sehnen des Forschers hineinblicken, zeigen ihn uns in seiner behaglichen und doch immer großzügigen Fürsorge für sein und seiner Begleiter tägliches Wohl und weben so einen persönlichen Ton in die Gesamtheit der Darstellung, in dem uns die Harmonie eines großen Menschen, eines seltenen Charakters und eines tiefen Gemütes entgegenklingt.

Die Frage, warum Richthofen das populäre Reisewerk nicht selbst vollendet hat, läßt sich zwar nicht mehr ganz sicher, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit dahin beantworten, daß er durch die Verfolgung der Pläne für die Ausarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen davon abgezogen wurde. Nachdem er aber die Veröffentlichung seiner wissenschaftlichen Resultate gesichert sah, lenkte er seine ganze Arbeitsenergie auf die vorbereitende Organisation dieser großartigen Publikation und auf ihre Ausarbeitung selbst. So blieben jene Manuskripte liegen, wurden auch nicht wieder hervor-

geholt, weil Richthofen sich nach längerer Zeit zur Vollendung eines unfertigen Manuskripts niemals hat entschließen können. Auch ein Werk über Japan, das fast bis zum Abschluß gelangt war, hat aus demselben Grunde dieses Schicksal geteilt.

Für den Entschluß, die vorhandenen Teile des populären Werkes jetzt wieder aufzunehmen, ist sachlich die Erwägung maßgebend, daß darin ein durch die Gesamtheit der späteren Forschung nicht überbotenes Material für die Aufklärung der Anschauungen über die Verhältnisse in China enthalten ist. Werden doch auch die englisch geschriebenen „Briefe über China“, die von Richthofen während der letzten Reisen für die Handelskammer in Schanghai geschrieben, auch von dieser im Druck veröffentlicht wurden, aber eine in Anbetracht ihres Wertes viel zu geringe Verbreitung gefunden haben, von hervorragenden Sachverständigen immer noch als das wichtigste Quellenwerk für die Kenntnis großer Teile des Reiches geschätzt. Auch wenn man die Zeit der Richthofen'schen Reisen von historischem Standpunkt betrachtet, erhält sie ein besonderes Interesse durch die Wirkungen und Nachwirkungen großer Rebellionen und durch andere geschichtlich einschneidende Ereignisse, z. B. das berüchtigte Massacre von Tiëntsin.

Bei der Auswahl aus den Tagebüchern ist das spezifisch Fachwissenschaftliche fortgelassen worden: die geologischen Einzelbeobachtungen, die ausführliche Beschreibung von Bergwerken u. dergl. Diese Teile durften und mußten übergangen werden, da sie das Grundmaterial für den Inhalt des großen rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten „China“ gewesen sind. Durch diese Auswahl und durch den Charakter der an jedem einzelnen Reisetag gemachten Aufzeichnungen haben die landschaftlichen Schilderungen zuweilen etwas Aphoristisches, tragen dafür aber den Wert der ursprünglichen, unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen gegebenen Darstellung in sich. Außerdem wird der Zusammenhang und die Übersicht durch die ausgearbeiteten Manuskripte und durch die eingeflochtenen Briefe hergestellt. Auch gewährt gerade das in diesen täglichen Notizen

sichtbar werdende Aufkeimen und die allmähliche Gestaltung einzelner Theorien, die eine große Tragweite für die Entwickelung der Erdkunde erlangt haben, z. B. der Löß-Theorie, ein hohes Interesse.

In äußerlicher Hinsicht sind die einzelnen Bestandteile des Textes so behandelt worden, daß die Art ihrer Entstehung für den Leser erkennbar ist. Wo die Tagebücher ausschließlich oder vorwiegend zu Worte kommen, sind am Rande die Daten der Aufzeichnung angegeben; wo diese fehlen, ist ein zusammenhängendes Manuskript des populären Werkes benutzt und durch die Tagebücher nur ergänzt worden; die Briefe endlich sind besonders herausgehoben worden.

Was die Schreibart der chinesischen Ortsnamen betrifft, so sind in der Hauptsache die Regeln befolgt worden, die Richthofen selbst in seinen Werken über China beobachtet hat, und zwar in strittigen Fällen die von ihm zuletzt gewählte Form. Für das am Anfang chinesischer Wortsilben häufige hs ist das einfache s gesetzt worden, also Singanfu für Hsinganfu. Nur bei dem Städte-Suffix „hsiën“ ist diese vertraut gewordene Schreibart beibehalten worden. Sonst bedarf es einer Erklärung und Rechtfertigung nicht, da eine allgemein anerkannte Orthographie chinesischer Namen, so notwendig sie wäre, noch immer nicht besteht.

Einen einzigartigen Schmuck erhalten diese Blätter durch die Wiedergabe landschaftlicher und anderer Zeichnungen von Richthofen's eigener Hand. Nach diesen wenigen Proben einer in jüngeren Jahren mit emsigem Fleiß gepflegten Begabung kann es garnicht genug bedauert werden, daß die meisten dieser Skizzen aus der Zeit der Reisen in China verloren gegangen sind. Die Originale der hier aufgenommenen Zeichnungen sind teils einzelne Blätter, teils Tagebuchseiten. Einige der Beilagen dienen insbesondere zur Veranschaulichung, wie Richthofen in seinen Tage- und Skizzenbüchern topographische Aufnahmen und geologische Profile an Ort und Stelle niederzulegen pflegte.

Als Karte ist nur eine Tafel aus dem großen China-Werk beigelegt worden, um eine Übersicht der Reisewege und der Einteilung

des Reiches nach Provinzen zu vermitteln. Um die Lage aller in den Tagebüchern genannten Ortschaften anzugeben, wäre eine Riesenkarte im Maßstabe des „Atlas von China“ nötig gewesen. Eine der gewöhnlichen Karten von China hätte doch nicht ausgereicht, und ihre Beigabe hätte die Billigung des Verfassers schwerlich gefunden. Für die Reisen in den nördlichen Provinzen kann der Leser, dem an einer genaueren Anschauung der Topographie gelegen ist, den ersten Teil von Richthofen's „Atlas von China“ zu Rate ziehen.

Nicht nur durch die Erteilung der Erlaubnis zur Benutzung des ganzen Materials, sondern auch durch ihre Mühe um dessen Erweiterung und durch die eigenhändige Herstellung fast aller Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen hat Frau Ferdinand von Richthofen diese Veröffentlichung ermöglicht und gefördert. Darüber hinaus hat sie auch bei der Sichtung und Beurteilung der Manuskripte dem Herausgeber stets ratend und helfend zur Seite gestanden. Möge die hochverehrte Frau dem Unterzeichneten gestatten, ihr an dieser Stelle dafür den ehrerbietigen Dank auszudrücken, in dem sich alle Bewunderer ihres Gatten vereinigen werden.

Bei den Abschriften aus den Tagebüchern haben ferner die Damen Marschall, Rentner, Sachse und Dr. Wiszwianski hilfreiche Hand geleistet. Bei der sprachlichen Nachprüfung chinesischer Bezeichnungen hat Herr Kais. Legationssekretär Dr. O. Franke wertvollen Rat erteilt. Außerdem hat eine größere Zahl von Herren aus dem alten Richthofen'schen Schülerkreis in einzelnen Fragen beratend mitgewirkt; unter ihnen hat Herr Dr. Dinse auch bei der mühsamen Korrektur eine wertvolle Beihilfe geleistet und außerdem die Anfertigung des Index übernommen. Für uns alle ist der Name Ferdinand von Richthofen der Zauber, der seine Schüler, Freunde und Verehrer zu jeder Hingabe an das Andenken des großen und gütigen Meisters treibt.

Friedenau, Ende Oktober 1907. **E. Tiessen.**

Inhaltsübersicht des ersten Bandes.

Verzeichnis
der Illustrationen des ersten Bandes.

Berichtigung.

In der Überschrift auf Seite 52 und auf den linksseitigen Seitenüberschriften von Seite 54 bis 66 ist statt Kansu zu lesen Kiangsu.

Ferdinand von Richthofen's

Tagebücher aus China.



Californien — China.

24. Aug. 1868. An Bord des „Japan" (Stiller Ozean)

Im Frühjahr 1868 in Californien hatte ich zuerst den Plan einer geologischen Landesaufnahme des Chinesischen Reiches gefaßt und den Gegenstand vielfach mit Prof. Whitney*) und später auch mit Mr. B., dem Gesandten Chinas bei den Vertragsmächten, während dessen Anwesenheit in San Francisco besprochen. Whitney war für den Plan begeistert, B. begünstigte ihn, ohne jedoch, wegen seiner Stellung, etwas dafür tun zu können.

Die Ausführung scheint mit Schwierigkeiten verbunden, denn ich rechne nicht darauf, vor einem Jahre substantiellen Beistand von der Chinesischen Regierung zu erhalten, wenn mein Plan überhaupt gelingt. Ich muß daher für mindestens ein Jahr auf eigenen und zwar sehr freien Füßen stehen, um mich unbeschränkter bewegen und auf mein Ziel hinarbeiten zu können. Die praktische Bedeutung wissenschaftlicher Forschungsreisen in China leuchtete immerhin sogar californischen Kapitalisten ein, und die Bank von Californien übernahm die Kosten einer Expedition. Diese Abhängigkeit, die es mir zur Pflicht macht, praktische Gesichtspunkte zunächst in den Vordergrund zu stellen, beeinträchtigt etwas die Freiheit meiner Bewegungen, ist aber ein billiger Preis für die Darbietung der Gelegenheit, die Ausführung eines großen Planes anzubahnen.

Erst am 30. Juli stand mein Entschluß fest. Es gab noch vieles abzuwickeln und zu ordnen, und ich war in den letzten Tagen sehr

*) Bedeutender amerikanischer Geologe, seit 1861 Leiter der geologischen Staatsanstalt für Californien.

beschäftigt; ich hatte kaum Zeit, von meinen Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Am 3. August um 12 Uhr mittags wurden die Anker gelichtet. Ich sagte Californien Lebewohl! — mit leichtem Herzen, denn nach Jahren zweckloser Arbeit sah ich vor mir wieder einmal die Gelegenheit, etwas Großes zu leisten.

Es blies ein kalter San Francisco-Wind, der Himmel war leicht bezogen. Noch am Abend desselben Tages verschwand in der Ferne die Küste von Californien. Am 22. August 1862 hatte ich sie zum erstenmal in freudiger Hoffnung begrüßt.

Die Fahrt war günstig. Das Wetter trug dazu bei, sie zur angenehmsten Seereise zu machen, die ich ausgeführt habe. Wir verließen San Francisco bei frischer Nordwestbrise. Am 19. und 20. kam starke Dünung von SW, zugleich wurde der Wind stärker. In der Nacht zum 21. sprang der Wind über S nach SO um. Um 6 Uhr früh wehte eine mäßige SO-Brise, warm und feucht, sehr erschlaffend. Der Himmel hing einförmig grau auf das Schiff herunter, und es regnete. Das Meer nahm mehr und mehr eine blaugrüne Färbung an. Das Barometer zeigte um 6 h. 29.51 engl. Zoll (749,5 mm), um 8 h. 29.39 engl. Zoll (746,5 mm). Seegang hoch, Wind von Ost, Schwüle zunehmend, Taifun unzweifelhaft.

Stunde	Barometer.	Windrichtung	Windstärke
9.45	29.20 engl. Zoll (741,6 mm)	ONO	5
10.15	29.16 „ „ (740,6 „)	NO	7
10.30	29.12 „ „ (739,6 „)	NO	7
10.45	29.14 „ „ (740,1 „)	NO	7
11.45	29.17 „ „ (740,9 „)	N	5
1.0	29.29 „ „ (743,9 „)	NNW	3
3.0	29.37 „ „ (746,0 „)	NW	3
5.0	29.46 „ „ (748,3 „)	WNW	2
10.0	29.64 „ „ (752,8 „)	WNW	2

Um h. 10.30 waren wir offenbar dem Zentrum des Taifuns am nächsten. Der Seegang war hoch, aber unregelmäßig, und die Be-

wegungen des langen Schiffes waren nicht unangenehm. Niemand wurde seekrank, während schwache Dünung oft einen merklichen Einfluß ausgeübt hatte. Schon um 2 Uhr brach sich das Gewölk, und es folgte ein Wechsel zwischen heiterem und schwerbezogenem Himmel. Die Wolken zogen in vielen verschiedenen Schichten, die untersten tief, dem Winde folgend. Die Richtung der oberen ließ sich nicht erkennen.

Wir kreuzten den Drehsturm in sehr glücklicher Weise. Er war offenbar rückläufig, mit SW—NO Bahn. Wir kamen von O, trafen ihn mit SO Wind und machten die Drehung bis NNW mit. Daß die Windänderungen erst schnell und dann immer langsamer waren, ist natürlich, da beide Bahnen erst konvergierten und dann divergierten. Daher kommt auch das plötzliche Auftreten des Taifuns. Auffallend ist es, daß der Wind nicht stärker blies, da das Barometer sehr tief stand. Dies dürfte der rückläufigen Bahn zuzuschreiben sein, da die Biegung wohl den mechanischen Effekt haben sollte, die Windstärke auf der rechten Seite zu vermehren, auf der linken zu vermindern.

Am 22., 23. und 24. setzte die am 15. begonnene zweite (von San Francisco gerechnet) Winddrehung fort, als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte, bei beständigem langsamem Steigen des Barometers und fast heiterm Himmel. Stets einige Cumuli und Cirri, und gegen N ziehen Regenböen vorüber. Der Wind bleibt schwach, das Meer ruhig, und wir haben gute Aussichten zu einer glücklichen Fahrt bis Yokohama. Ungefähr am 22. finden Stromversetzungen von hinreichender Stärke statt, um anzunehmen, daß wir im Kuroschiwo sind. Das Wasser, bisher tiefblau, ist jetzt beinahe schwarz, und zugleich zeigen sich am 24. Meeresleuchten, fliegende Fische und eine höhere Wassertemperatur.

Yokohama 26. August.

Wir erreichten früh um 5 Uhr Cape King und warfen um 10 Uhr Anker vor Yokohama. Wolkiges Wetter erlaubte nur zum Teil freie Aussicht auf die Umgebung der Bai, die nach der langen Seereise eine angenehme Abwechslung für das Auge bildete. Ich verbrachte

die meiste Zeit bei Brandt,*) der jetzt als Chargé d'affaires den anderen Gesandten im Range gleichgestellt ist, aber immer noch Preußen allein, nicht den Norddeutschen Bund vertritt. Die preußische Gesandtschaft ist ein einfaches, aber sehr hübsches Gebäude mit großen hohen Räumen, in einem Garten am Wasser, mit kleinen Nebengebäuden. Man gewinnt von dort einen schönen Überblick des Hafens. Sie liegt am Nordrande der japanischen Stadt zusammen mit der französischen und italienischen Gesandtschaft. Die englische und die amerikanische Gesandtschaft sind am Südrande der europäischen Stadt.

Das letzte politische Ereignis ist, daß gestern Brandts Betto (Pferdeknecht) von des ersteren Wagen auf offner Straße in Yokohama von dem Gefolge des Ministers des Auswärtigen heruntergerissen wurde. Da in Japan nur Leute über dem Rang eines Yakunins fahren dürfen, keiner aber außer dem Mikado reiten darf, so ist das Reiten und Fahren von Bettos den Japanern natürlich sehr anstößig. Der gegenwärtige Fall wird aber die Frage dieses nationalen Vorurteils und seiner Anwendung für die Bedienten der Fremden für immer entscheiden. Die Gesandten haben dem Minister des Auswärtigen erklärt, daß sie eine auf morgen mit ihm festgesetzte Konferenz nicht besuchen und ihn überhaupt nicht empfangen würden, ehe er für diese allen fremden Vertretern angetane Insulte Abbitte getan haben würde. Auch muß er Plakate anschlagen, in denen er dies anzeigt.

Der politische Zustand in Japan ist so rätselhaft, wie er immer gewesen ist. Einen Taikun**) gibt es nicht, seitdem Hitotsubaschi vom Hause Mito von den Truppen des Mikado geschlagen worden ist und abgedankt hat. Mit dem jetzigen Mikado gehen Satsuma, Tosa, Chosiu und einige andere; gegen ihn sind Aidzu, Kaoza, Mutsu und viele

---

*) Max August Scipio von Brandt, Mitglied der Preußischen Expedition unter Graf Eulenburg (1860/61), mit der Richthofen als Naturforscher nach Ostasien kam; 1862—72 Geschäftsträger Preußens, dann des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reichs in Japan; 1875—93 deutscher Gesandter in Peking.

**) „Großer Herr", Bezeichnung für den „Schogun", der neben dem Mikado die faktische Regierung ausübte, bis das Schogunat (1867) aufgehoben wurde.

andere. Man behauptet, daß ein Gegenmikado existiert, der Onkel des jetzigen, der sich in einem Kloster im Norden des Reiches festgesetzt habe. Brandt vermutet, daß das Land in einen Norden und Süden geteilt werden wird, mit einigen unabhängigen Fürsten in der Mitte.

Yokohama hat sich sehr verändert, aber nicht zum Vorteil. Aus den wenigen Häusern im Winter 1860/61, wo alles frei und offen und das Land noch ungestraft war durch die Segnungen der Zivilisation, hat sich eine beträchtliche europäische Stadt entwickelt. Aber nie sah ich eine neue Stadt so schlecht angelegt und gebaut. Die Straßen sind eng und krumm und vereinigen sich unter allen möglichen Winkeln. Einige Häuser im Bund sind elegant gebaut, aus Stein (Tuffstein) mit Säulenhallen, aber die meisten sind schwerfällig, ohne architektonische Schönheit und ohne den freundlichen Anblick, der in deren Abwesenheit immerhin erreicht werden kann.

Es war heute übermäßig heiß, und die engen Straßen erlaubten gar keinen Luftzug. Der Gesamteindruck ist drückend und ungemütlich. Die Gegend ist durch eine Straße nach Mississippi-Bay aufgeschlossen worden. Aber der natürliche, ursprüngliche Charakter früherer Zeiten ist gewichen, übertüncht durch die Bildung von Matrosen, amerikanischen Seeoffizieren und Clerks. Kaufläden sind spärlich, schlecht versorgt und sehr teuer: vier „drinks“ kosten 4 Dollars; Eis ist nicht zu haben. Gärten existieren kaum.

27. August.

Ich hatte das Vergnügen, die Gesellschaft in den japanischen Stadtteilen herumzuführen, wo der neue Anblick manches Wort des Staunens hervorrief. Es ist interessant, den Eindruck zu beobachten, den gewisse Dinge auf andere machen, wenn wir uns desjenigen bewußt sind, den sie früher auf uns selbst gemacht haben. Der Charakter spiegelt sich in der Art, in der wir das Neue auffassen. Bei einem weiblichen Mitgliede der Gesellschaft z. B. überwog der Eindruck der Messingknöpfe auf einem amerikanischen Kriegsschiff weitaus Alles, was das Neue des japanischen Lebens bot, und von diesem faßt jeder besondere Seiten vorwaltend ins Auge.

28. August. Bisher an Bord des herrlichen Dampfers „Japan“, siedelten wir heute auf die „Costarica“ über, die uns nach Schanghai nehmen sollte. Es ist ein alter Dampfer, eng, ohne Komfort, schmutzig und schlecht gehalten, ohne jede Ordnung. Ich machte einen Besuch an Bord einer amerikanischen Korvette mit Commodore F., der vor Kurzem mit diesem Schiff in Korea gewesen ist. Er rühmt Land und Leute und bestimmt B. zu dem Plan, einen Vertrag mit Korea zu machen, was mir die Aussicht gibt, in seiner Begleitung im Frühjahr nächsten Jahres dorthin zu gehen.

Wir verließen Yokohama um 6 Uhr abends. Das Wetter war heiter, der Himmel nur leicht bewölkt; der Fusiyama zeigt zum ersten Mal sein Haupt frei über den Wolken. Wir saßen bei Mondschein und warmer Luft bis spät in die Nacht an Deck. Es war herrliches Meerleuchten von smaragdgrüner Farbe, wie ich es nie gesehen habe. Oft waren alle Gegenstände im Widerschein grün gefärbt.

29. August. Als wir heute früh um 5 Uhr auf Deck kamen, hatten wir Kap Idzu bereits passiert. Der Fusiyama sah über eine Wolkendecke hoch hinaus und blieb lange in mattem Licht sichtbar. Um 6 Uhr machten wir Kap Tutomi. Von hier bis zum Kap Irakosaki bilden Sanddünen das Ufer. Darüber erhebt sich eine Gebirgsreihe von 2—400 m mit steilen Böschungen, aber nirgends von wilden Formen, bedeckt von Strauchvegetation mit Nadelholzgruppen. Sehr viele nackte Stellen zeigen einen rötlichen aufgelösten Boden, der sehr unfruchtbar sein muß. Die ganzen Hügel erhalten dadurch ein rötliches ödes Aussehen. Zwischen den Dünen und den Hügeln ist gewöhnlich eine 30—50 m hohe tafelförmige Vorlage, die gegen die Dünen einen fortlaufenden Abbruch mit festungsartigen Vorsprüngen und einspringenden Winkeln bildet und aus vollkommen horizontal geschichteten dunkelroten Schichten besteht. Diese Stufe trägt Wald und Dörfer und scheint sehr kultiviert zu sein. Waldige Schluchten ziehen sich in der Mauer gegen das Meer herab.

Zahllose Fischerboote waren in unserer Nähe, oft mit 12 bis 20 Mann, die sämtlich angelten. Auf den Dünen lagen ganze Reihen von Booten. Auch die Bevölkerung von den Dörfern kam an den Strand, um das Schiff zu sehen.

Wir haben an Bord ungefähr 800 Japaner, von einem Daimio*) mit Familie herab bis zum niedersten Rang, darunter sehr viele Frauen und Kinder und hübsche Mädchen. Sie sind teils Verwandte von Soldaten, teils Familien vom Daimio-Anhang, die Yeddo für immer verlassen. Der Daimio hat 360 Tons Gepäck, da er seine Häuser und Hausgerät in Gestalt von Matten, Schiebern, Fenstern usw. mit sich nimmt. Alle scheinen von der Mikado-Partei zu sein. Sie benehmen sich vortrefflich, sind ruhig und reinlich, gut aufgelegt, zanken nicht und freuen sich ihres Schicksals an Bord, wo sie wie Heringe zusammengedrängt liegen. Europäer und Japaner fraternisieren und finden Gefallen aneinander; besondere Gegenstände ihrer Bewunderung sind das Baby und der 3 jährige Tommy von B.'s.

Wir liefen Mittags in Toba ein, westlich vom Eingang in die weite Bai von Owari. Hier treten die Gebirge unmittelbar an das Meer mit zahlreichen Buchten. Es sind Mittelgebirge von 250—600 m Höhe; weiter im Lande werden höher ansteigende Berge sichtbar, mit Gebüsch und wenigen Bäumen, darunter besonders Kryptogamen, in allen Schluchten und Rillen und an allen flachen Stellen die Abhänge terrassenförmig angebaut. Ein gewundener, vielfach zwischen Inseln und Vorsprüngen verzweigter Meeresarm von ziemlicher Wassertiefe führt zwischen den Hügeln bei den Dörfern vorbei nach Toba, einem kleinen Handelsplatz. Die Landschaft ist anmutig: Häuser unter Gruppen hoher Bäume, reiche Vegetation ringsum, große und kleine Boote in Mengen auf dem Wasser, die Bevölkerung heiter und glücklich. Der Ort mag für den Handel der Bai von Owari Wichtigkeit haben. Schiffe mit bedeutendem Tiefgang können unmittelbar am Ufer liegen.

---

*) Die Daimios waren Vasallenfürsten in Japan, die z. T. bedeutende Macht besaßen. Ihre Stellung, seit dem Sturz des Schogunats erschüttert, wurde 1871 abgeschafft.

Wir fahren weiter an der Küste hin, gegen das Südkap von Japan. Alles ist gebirgig mit buchtenreicher Küste. Kamm steigt hinter Kamm auf, wie es scheint, mit tiefen Tälern dazwischen. Weiter süd-
30. August. lich nimmt die Höhe ab, und die Küste wird flacher. Wir fuhren in der Nacht um Kii und sahen das Westkap von Idsumi am Morgen; von hier nach Kobe. Die Gebirge im Osten sind sehr wild und steil und steigen gegen Yamato höher an. Aber die wildesten Gegenden sind bewohnt und angebaut, soviel es einem fleißigen und bedürfnislosen Volke möglich ist. Alle Dörfer machen einen angenehmen Eindruck durch die Bauart der Häuser, hohe Bäume, grüne Felder, Tempelhaine mit tori's, Mauern gegen die See usw. Awadsi ist eine gebirgige Insel. Wir fuhren dicht bei einem Fort mit vielen Kanonen vorüber. Weiter hinauf gegen Osaka wird die Ostseite des Landes allmählich flach, aber im Norden zeigen sich Gebirge.

Kobe liegt an einer flachen Bucht, die fast ungeschützt ist, ungefähr 30 km westlich von Osaka. 3 km westlich von Kobe liegt Hiogo mit einem viel besser geschützten Hafen. Hier waren die ersten Ansiedlungen. Dann wurde Kobe als Platz für die Fremden bestimmt. Dies scheint kein sehr geschickter diplomatischer Zug gewesen zu sein. Jetzt soll auch Osaka geöffnet werden, doch können große Schiffe nicht hingelangen, und Kobe wird der Seehafen werden. Bis jetzt ist die Ansiedlung klein, und die Europäer wohnen noch in japanischen Häusern. In einigen Tagen ist Auktion von Grundstücken auf einem besonders dazu hergerichteten Platz, dann sind europäische Häuser zu erwarten. Der Handel ist bis jetzt unbedeutend, der Aufschwung steht aber anscheinend bevor. Das Verhältnis von Eingeborenen und Fremden ist friedlich. Es sind nur wenige Belästigungen vorgefallen. — Kobe hat eine schöne Lage. Das Gebirge scheint reich an romantischer Szenerie zu sein, mit Abfällen, engen Schluchten, Wasserfällen usw. Alles ist bis hoch hinauf bewachsen. Das saftigste Grün, Baumgruppen, Tempel, zerstreute Dörfer geben Abwechslung und machen zusammen ein ungemein liebliches Bild aus. Ich unternahm einen langen Spaziergang durch die Stadt und in die Umgegend. Für meine Begleiter war

alles neu, da sie zum erstenmal eine japanische Stadt und Tempel und Szenerie sahen. Es ist merkwürdig, wie wenig noch die Fremden diese Gegend kennen. Nur die Wege nach Osaka und nach einem 5 km entfernten Wasserfall sind ihnen bekannt, für weitere geographische Erforschung haben sie keinen Sinn.

31. August.

Wir brachen früh von Kobe auf und hatten einen schönen klaren Tag mit westlichem Wind. Die Fahrt in der Binnensee ist herrlich. Die Szenerie wechselt fortdauernd: tiefverzweigte Meeresbuchten, Vorsprünge und Landzungen, Inseln ohne Zahl, alles gebirgig und vielgestaltig. Im Norden walten die rötlichen Gebirge vor; im Süden ragen hohe steile Gebirge aus dem Meer auf, meist langgezogene Rücken, die sich in das Meer verzweigen. Die Vegetation der Gebirge besteht meist aus niedern Sträuchern à la Coast Range von Californien, Felsen blicken daraus hervor. Gruppen höherer Bäume, teils Nadelhölzer, teils Laubbäume, unterbrechen die Einförmigkeit der Strauchvegetation. Alle Felsen, die sichtbar sind, besonders am Fuß der Inseln, scheinen Granit zu sein, doch sind auf Sikoku Kegel sichtbar, die vulkanisch zu sein scheinen, einige bis zu 750 m hoch. Einzelne Gebirgsformen sind sehr pittoresk. Pyramiden mit 60° Steigung der Seiten, Haifischzahnformen mit geschwungenen Linien, gerundete Kegel von Granit sind häufig. Im Hintergrund auf Sikoku sind die Umrisse sehr hoher Gebirge sichtbar; sie müssen 1200—1500 m hoch sein. — Wo immer ein Stück ebenes Land ist, besonders am Ausgang von Schluchten, sind Dörfer, oft mit einer großen Zahl von Häusern, Bäumen, Tempeln usw., und das Land ist terrassenförmig bebaut. Man sieht mehr Mais- als Reisfelder.

Fortdauernd kommen neue Inseln. Unaufhörlich wechselt die Szenerie. Hinter jedem Vorsprung entwickeln sich neue Bilder. Zahllose Fischerboote schwärmen in diesen Gewässern, daneben auch große japanische Handelsdschunken. Die Passage ist ausgezeichnet, keine Bänke und Klippen, nur Inseln und tiefes Meer dazwischen.

Wir liefen um Mittag auf die Reede von Tomo ein, wo wir einen der Daimios an Land zu setzen hatten, der mit Familie und großem Gefolge von Yeddo auswanderte, um wieder in seinem Heimatsitz zu wohnen. Wir gingen an Land und hatten großes Gefolge, da die meisten Leute noch nie einen Europäer gesehen hatten. Die Stadt ist reinlich und gut gebaut, viel besser als andere kleine Städte, die ich gesehen habe.

1. September. Nun beginnt die schönste Strecke der Binnensee; zahlreiche größere und kleinere Inseln lassen nur ein enges Fahrwasser zwischen sich, daher hat man für etwa 80 km stets Land zu beiden Seiten mit herrlichem Gebirge von den verschiedensten Formen. Die Vegetation war saftig grün bis auf die Gipfel. Alles ist bergig, flache Talausgänge sind selten und dann allemal mit großen Orten besetzt. Diese sehen recht wohlhabend aus. Bemerkenswert sind die vielen Flutmauern, die jedes Dorf schützen und oft sehr lang sind, stets von großen Steinen zyklopenartig gebaut; oft dienen sie auch als Schutzwall für Reisfelder, die durch Auffüllung bis zur Höhe der Mauer angelegt werden. Feldbau geht hoch an den Abhängen hinauf, wo immer sie nicht zu steil sind, oft sogar noch bis auf flache Gipfel. Eine anmutigere Szenerie auf großen Strecken existiert vielleicht nirgends in der Welt. Die Gegend wird einst als eine der reizvollsten der Erde einen hohen Ruf haben und große Anziehungskraft ausüben: allenthalben Leben und Treiben und die Zeichen von Glück und Wohlstand. Ein Paradies ist hier geschaffen worden, wo viele andere Nationen überhaupt keinen Raum zur Ansiedlung finden würden. Möchte dieser Zustand, der sich so lange erhalten hat, noch lange fortdauern! Sein größter Feind ist die Zivilisation und das Verlangen nach vorher ungekannten Bedürfnissen. Fleiß und Ordnung sind hier zu Hause, Seeräuberei existiert nicht; das Volk ist zufrieden, denn der Boden und das Meer gibt ihm, was es braucht. Möge das Schicksal günstiger über diesen Inseln walten, als es mit den griechischen Inseln verfahren ist, die viel Analogie bieten. Ich konnte mich an den Schönheiten nicht satt sehen. Fortdauernd erregten neue Entdeckungen meine Bewunderung.

2\. September. Am frühen Morgen waren wir am Eingang in die Straße von Schimonoseki; bei Vollmondschein waren wir die Nacht hindurch gefahren, was sonst gefährlich wäre. Hier herrschte eine heftige Gegenströmung von 6—7 Knoten in der Stunde. Die Fahrt in der Straße ist wie auf einem großen Fluß. In ihrem gewundenen Lauf behält sie ungefähr gleiche Breite zwischen anmutigen Ufern. Hier sind keine hohen und steilen Berge, sondern nur niedere Hügel mit rundlichen Formen und gut bewachsen. Schimonoseki zieht sich lang am Ufer hin. Dann kommt man zwischen Inseln aus der Straße heraus.

Auch die Fahrt von hier bis Nagasaki bietet viel Sehenswürdiges. Man fährt fortdauernd an Inseln vorbei. Iki ist flachhügelig und sehr stark bis ganz auf die Hügel hinauf angebaut. Die östlichen Inseln sind ebenfalls nur aus niederen Hügeln zusammengesetzt, aber es wechseln steilere und felsige Formen mit bebauten flachen Gehängen. Mehrere vulkanische Kegel sind auf Kiusiu sichtbar. Auf den Inseln sah ich keine Vulkane, aber viele vulkanische Gesteine, die gegen Nagasaki mehr und mehr zunehmen. Besonders bestehen daraus einzelne grotesk gestaltete Felsen, die aus dem Meere aufragen. Das feste vulkanische Gestein zeigt viel Säulenzerklüftung. Daneben sind vulkanische Sedimente vorhanden. Krystallinische Schiefer scheinen vorzukommen, und zwar in bedeutender Ausdehnung, aber sie bilden wohl nicht solche Züge für sich wie im Südwesten von Nagasaki, vielmehr besonders die Grundlage für die vulkanische Bedeckung. Wir fuhren bei herrlichem Wetter in die Bai von Nagasaki ein.

3\. September. Das Ziel eines Spazierganges in Nagasaki war der Begräbnisplatz, von dem aus ich wieder die herrliche Aussicht bewunderte, die mir schon früher als eine der schönsten in Japan gegolten hatte. Ein Fortschritt in Nagasaki ist nur in der Fremdenstadt zu bemerken, die sich recht hübsch entwickelt hat.

Schanghai — Tiëntsin — Peking.

Schanghai, 4. September

Schanghai's Straßen sind seit meinem letzten Besuch bedeutend verbessert, macadamisiert und mit Abzugskanälen versehen worden; es herrscht nicht mehr der alte Schmutz. Der Bund ist erweitert und hat Steinmauern erhalten; mehrere neue Häuser sind entstanden, darunter der englische Klub. Ferner ist eine Straße nach Si ka wei*) gebaut, der Race course verlegt und verschönert worden. Auch die chinesische Stadt hat sich durch europäische Spekulation bedeutend erweitert, aber die Häuser stehen zum großen Teil leer: die Kapitalsanlagen haben sich nicht bezahlt gemacht. Mehrere der Spekulanten gingen als reiche Hausbesitzer im Jahre 1862/63 nach Europa und lebten von ihrer Rente, mußten dann aber wegen Entwertung ihres Grundbesitzes gebrochen zurückkehren. Jetzt ist das Geschäft nicht gerade blühend, keine Gelegenheit mehr zu großen Spekulationen, aber mehr ein solider Handel. Die deutschen Häuser stehen zum Teil gut. — Versuche, Informationen über die Forschungen in China während der letzten Jahre zu erhalten, scheiterten. Niemand hat dafür Interesse!

17./20. Septbr.

Wir verließen Schanghai früh 9 Uhr an Bord der „Manchu" für Tiëntsin. Der Wind wehte frisch aus Nord, die Wellen rollten auf dem seichten Grund des Gelben Meeres, das Schiff rollte und schlingerte, die ganze Gesellschaft außer mir wurde seekrank im äußersten

*) Die berühmte Station der Jesuitenmission bei Schanghai.

Grade. Am 18. setzte dieser Zustand fort. Die Tiefen waren nur 5 bis 10 Faden, die Wellen kurz, und das Schiff schwankte unmäßig. Das Elend in der Kajüte war jammervoll. — Wir fuhren sehr langsam; schwache Maschine, Gegenwind und Gegenstrom vereinigten sich, um uns aufzuhalten. Sonntag früh kam das Schantung-Kap in Sicht. Schon Sonnabend war das Wetter wieder gut geworden, und der Sonntag war ein vollkommen klarer Tag bei kühler NO-Brise; das Meer war jetzt vollkommen ruhig und alle Patienten wiederhergestellt.

Der erste Anblick der Ostküste von Schantung, deren einzelne Vorsprünge die Formen von Inseln annehmen, erinnerte überraschend an die Küsteninseln Californiens, und die Ähnlichkeit des kontinuierlichen Landes mit der californischen Küste war nicht geringer. Die Berge sehen kahl aus, haben zum Teil zackige Kämme und steile Abfälle, aber keine schroffen Wände und Mauern. An allen flachen Stellen sind Dörfer; von ihnen aus erstreckt sich der Feldbau terrassenförmig an den Hügeln hinan. Bäume gibt es nur in vereinzelten Gruppen. Wir warfen abends 9 Uhr Anker vor Tschifu. Die Mondsichel verschwand eben hinter den Hügeln über der Stadt, die Luft war lau, und es war ein Genuß, an Deck zu sein.

Tschifu, 21. September

Tschifu liegt an einer schönen nach NO geöffneten Bai. Auch nach dieser Seite lagern sich einige Inseln vor. Hügel von 2—300 m umgeben die Bai. Die Stadt liegt auf einer Verflachung an deren Fuß. Ihre Lage ist günstig und schön. Es fehlt nur Laubholz, um der Bai einen hohen landschaftlichen Reiz zu verleihen. Die chinesische Stadt ist unbedeutend; das fremde Settlement besteht nur aus einigen Häusern, von etwa 50 Weißen bewohnt. Im Sommer ist dies ein Lieblingsaufenthalt für die Leute von Schanghai, da Luft und Wasser gut sind. Die Häuser sind hier aus Stein und schwarzen Ziegeln gebaut. Ersteres Material waltet bedeutend vor und gibt der chinesischen Stadt ein wohlhabenderes Aussehen, als man es sonst findet. Die Fremden bauen aus Stein wegen der kalten Winter. Ich besuchte Reverend A. Williamson, der viel im nördlichen China gereist ist und mir in kurzer Zeit mehr wertvollen Aufschluß über das Land geben

konnte als alle Fremden in Schanghai zusammen. Seine Reisewege in Schantung, Tschili, Schansi und in der Mandschurei sind sehr umfassend, und er hat beim Reisen gesehen und beobachtet. Interessant sind seine Landkarten, auf denen er die Funde von Kohle, Eisen, Metallen, sowie die Verbreitung der Kultur von Seide, Baumwolle usw. verzeichnet hat. Er ist mit der Beschreibung seiner Reise beschäftigt.

Tschifu ist im Halbkreis von mehreren Kilometern mit einer 1 m hohen Mauer umgeben, die zukünftigen Generationen wohl ein Rätsel sein wird. Der Tautai des Distrikts baute sie im vorigen Jahr, als die Rebellen*) in der Nähe waren, angeblich zum Schutze gegen diese, in Wirklichkeit, um eine sehr hohe Summe als Kostenberechnung vom Gouvernement zu beziehen, die wahrscheinlich mehr als das Zehnfache der wirklichen Kosten betrug. Derselbe Tautai berechnete seiner Regierung im vorigen Jahr, als 120 englische und 80 französische Soldaten zum Schutz der Europäer in der Stadt waren, tägliche Kosten für 200 Extra-Soldaten. Zum Lohn für diese und ähnliche Defraudationen ist er jetzt zum Kommandeur der von fremden Offizieren einexercierten chinesischen Truppen avanciert. Dies ist ein ganz gewöhnliches Beispiel chinesischen Beamtenwesens.

Auf See, 22. September.

Abends gingen wir 15 km oberhalb der Taku-Forts im Pai hŏ vor Anker. Vor der Barre lag nur ein Schiff. Die Barre war jetzt, bei Flut, fast 4 m unter Wasser; bei Ebbe ist nur 1 m Wasser. Die „Manchu“ konnte gerade durch den Schlamm gehen, da dieser weich ist. Der Fluß selbst hat tiefes Fahrwasser. Wir fuhren noch mit dem Flutstrom hinauf. Die Taku-Forts sind teilweise zerstört. Der Hauptteil bleibt der Nachwelt als Denkmal für chinesische Perfidie überliefert.

23. September.

Wir fuhren nun den vielgewundenen Pai hŏ hinauf nach Tiëntsin, einer dicht bevölkerten Stadt in dicht angebauter Gegend. Der

*) Hier wie noch an vielen anderen Stellen auf die Taiping-Rebellion bezüglich, die 1851—65 gewaltige Verheerungen in einem großen Teil Chinas anrichtete. Verf. hat die Wirkungen dieser Rebellion noch in vielen Gegenden eingehend beobachten können, wovon die Tagebücher zeugen.

Grundbesitz ist in kleine Parzellen verteilt, und die Felder sind nirgends in ausgedehnten Flächen mit denselben Getreidearten bebaut. Alles ist mehr gartenartig. Die Häuser sind aus Hirsestengeln und Erde erbaut (Adobes) und stehen in Dörfern dicht zusammengedrängt. Ein einziges besser gebautes Haus liegt an dem ganzen Wege: es ist ein Leihhaus. Überall Fleiß und Industrie, Bewässerung durch Schöpfen des Wassers für die Felder und Verteilung in Kanälen. Angebaut werden Hirse, Mais, Bohnen, Buchweizen, Baumwolle, kein Korn, kein Weizen, kein Reis. In den Gärten sieht man Kraut, Salat, Zuckerrüben, weiße Rüben, Zwiebeln, Knoblauch, roten Pfeffer usw., ferner Äpfel, Birnen, Trauben, Pfirsiche usw.

Der europäische Teil von Tiëntsin ist tot. Die Häuser sind solide gebaut, die Straßen breit, der „Bund" besser als an den anderen Hafenorten, aber kaum ein Mensch ist auf den Straßen zu sehen. Der Handel blühte nach 1860 schnell auf, hauptsächlich durch die kurz vorher eingetretene Unbrauchbarkeit des Großen Kanals, ist aber jetzt größtenteils in die Hände der Chinesen übergegangen.

24. September.

Die Vorbereitungen zur Weiterreise nahmen den größten Teil des Tages in Anspruch. Die Offiziere eines amerikanischen Kanonenbootes, die schon gestern abend ihr Bestes getan hatten, um uns durch eine Negro minstrel-Aufführung zu unterhalten, machten sich auch dabei verdient. Nachmittags war unser Pai hö-Geschwader ausgerüstet, und wir verließen den europäischen Teil von Tiëntsin. Zunächst passierten wir die chinesische Stadt. Tausende von Dschunken drängten sich in buntem Gewirre zu beiden Seiten des schmalen Gewässers und zeigten die Wichtigkeit des Handelsplatzes an. Die Stadt selbst besteht aus halbverfallenen Adobe-Häusern und würde weder Reichtum noch Wichtigkeit verraten. Sie ist aber sehr ausgedehnt. Am linken Ufer zieht sich für wenigstens 1½ km die kaiserliche Salzniederlage hin. Das Salz liegt in langen Haufen, von Matten dicht bedeckt. Die Vorräte sind ungemein bedeutend — zum ersten Mal ein Zeichen einer vorsorglichen Regierung.

Durch Stoßen und Ziehen mit eisernen Haken winden sich unsere Schiffe mit großer Geschicklichkeit durch das Gewirre der Dschunken hin, gegen den Strom, da Ebbe und Flut nur bis Tiëntsin reichen. Das Interessante der Szenerie und die Art zu reisen wird durch unästhetische Szenen unbeschreiblicher Art und durch die schlechten Gerüche vielfach gestört. Schamgefühl existiert hier nicht, und Schmutz ist das Element, in dem sich die Bewohner am meisten zu Hause zu fühlen scheinen. Das Ende des Dschunkengewirres war durch eine Schiffbrücke bezeichnet, oberhalb deren nach Westen hin der Große Kanal mündet; er ist jetzt beinahe wasserleer. Die Stadt erstreckt sich noch weit darüber hinaus. Wir ankerten eine kurze Strecke oberhalb der letzten Häuser und beschlossen den Tag mit einem Spaziergang an Land.

25./28. Septbr. Diese Tage werde ich stets zu den angenehmsten Episoden meiner Reisen rechnen. Wir waren auf eine beschwerliche und strapaziöse Zeit vorbereitet worden und erlebten ganz das Gegenteil. Hier zeigte sich der Unterschied zwischen dem Alleinreisen und einem Leben in angenehmer Gesellschaft. Das Geschwader bestand aus 6 Passagierbooten und einer gleichen Anzahl für das Gepäck. Jedes Boot hatte einen langen Oberbau mit Kajütenraum für 2 oder 3 Personen. Voran ging „Sweet Potato“ (die „Süße Kartoffel“) mit H. (Kommandant und Dolmetscher) und W., Kommandant in spe der chinesischen Truppen. Dann folgte „Mare Island“ („Stuten-Insel“) mit Frls. M. und N. B. nebst Zofe; als Nr. 3 „Föng schui“ *) mit Frl. P., mir selbst und unserm Koch, als Nr. 4 „Tschóu-tschóu“, das Koch- und Speiseboot der Familie B. mit Dienern, Nr. 5 „California“, ein großes Boot, mit B. und Frau und den Kindern, endlich das sechste Boot mit Sp. B. und Frau.

Wir brachen um 4 Uhr morgens auf, waren bei Sonnenaufgang in Toilette, gingen spazieren, besuchten uns gegenseitig auf unsern Booten, luden einander zu Mahlzeiten ein und ankerten nach Sonnenuntergang. Dann folgten noch lange Spaziergänge in Paaren bei Mond-

*) vergl. S. 27, Anm.

schein. „Föng schui“ und „Mare Island“, in gegenseitiger anregender Freundschaft und lebhaftem Verkehr, haben wohl den nachhaltigsten Genuß von dieser Reise gehabt. Denn der Verkehr mit einem reinen unverdorbenen weiblichen Wesen mit tiefer, edler Empfindung und regem Geist kann uns wohl nie wohltätiger entgegentreten als in einer Umgebung, für die wir nie sympathisch empfinden können.

Der Fluß strömt 50—60 m breit zwischen flachen Ufern. Die Boote werden an langen Leinen stromaufwärts gezogen, und die Trecker haben entlang beider Ufer auf dem weichen Boden bequeme Pfade ausgetreten, auf denen es sich sehr angenehm geht. Der Boden besteht aus braunem glimmerigem Alluvium, aus dünnen Schichten aufgebaut.

Auch jetzt noch scheinen Überschwemmungen in der Regenzeit vorzukommen, da sämtliche Dörfer (und es gibt zahllose) auf zum Teil künstlich erhöhtem Boden erbaut sind. In früherer Zeit waren wahrscheinlich die Überschwemmungen weit bedeutender. Darauf weisen alte Dämme hin, die zum Teil dem Fluß parallel sind, zum Teil aber, infolge einer Änderung seines Laufes in früherer Zeit, von dem Fluß durchschnitten worden sind. Diese Dämme dienen ganz besonders zu Verkehrswegen und als Plätze für Dörfer. Üppiger Baumwuchs, besonders von Weiden, zeigt die Lage der letzteren an. Das ganze Land ist reich angebaut. Erst am dritten und vierten Tag kamen wir zu sandigen Strecken mit geringerer Fruchtbarkeit, sogar zu Sanddünen.

An Provisionen war in so reich angebauter Gegend kein Mangel, und wir lebten vortrefflich. Besonders gut waren die Weintrauben, denen nur die besten californischen gleichkommen. Das schnelle Verschwinden ganzer Körbe von Trauben erregte die Bewunderung der Chinesen. Der Fluß ist sehr stark gewunden, besonders im oberen, westöstlichen Teil seines Laufes. Das Land mit seinem reichen und in kleine Parzellen verteilten Ackerbau, die Lehmhütten unter Weidengebüschen, die Raine, die weichen Pfade durch die Felder und am Fluß entlang, dazu der allgemeine Charakter der Vege-

tation und ein in dieser Jahreszeit herrliches Klima weckten heimatliche Erinnerungen. — Die meisten Glieder unserer Gesellschaft waren in Deutschland gewesen, und jeder bemerkte die Ähnlichkeit mit dem Kulturland der deutschen Ebene. Es fehlten nur die saftigen Wiesen, die frischen Quellen und Bäche, die Singvögel, das Vieh und vor allem eine entsprechende Bevölkerung.

Am 28. langten wir in Tung tschóu an, einem großen Orte, von wo eine Straße und ein Kanal nach Peking führen. Hier verläßt man die Boote. Die Entfernung ist 20 km. Der Landungsplatz liegt an einer schmutzigen Verebnung in Front der Stadt, unter einem Gewimmel von Dschunken, unschön und unästhetisch im Extrem; die Stadt ist schmutzig und häßlich. Nichts war vorhanden, um das Üble des Eindrucks zu vermindern.

29. September. Große Packerei bis Mittag. Die Damen wurden in Sänften untergebracht, W. und Sp. bildeten die Eskorte zu Pferde. B., P. und ich folgten in Karren. Zuerst ging es durch die engen Gassen der Stadt auf ausgefahrenen Granitquadern, durch tiefe Löcher und über Steine. Wir kamen ohne Knochenbrüche, wiewohl in fortdauernder Gefahr, hindurch. Eine breite, mit ausgefahrenen Granitquadern gepflasterte Straße führt weiter von Tung tschóu bis Peking. Wir verließen sie und gingen auf Feldwegen. Hier und da waren Dörfer in den Feldern zerstreut. Nichts verriet die Nähe einer der größten Städte der Welt, am wenigsten unsere schauerliche Fahrgelegenheit. Und wenn man sich vergegenwärtigt, daß dies der Einzug eines amerikanischen Gesandten in die Hauptstadt des ältesten und größten Reiches der Erde war, zu einer Zeit überdies, da die Nachricht von dem feierlichen Empfang der B.schen Gesandtschaft in Amerika eben hierher gedrungen sein mußte, so konnte einem dies Land der eingebildeten und hochnäsigen Mandarine wohl verächtlich erscheinen.

Nie hatte ich einen jämmerlicheren Eindruck von dem Kulturzustand Chinas erhalten, und er verminderte sich nicht bei der Einfahrt in Peking. Wir kamen erst durch eine mit Quadern gepflasterte Straße, zwischen der Ostmauer der chinesischen Stadt und einer Vor-



Auf der Straße von Tung-tschou nach Peking
(Erste Bekanntschaft mit dem chinesischen Karren.)



stadt entlang, gingen dann durch das Osttor der ersteren und kamen in die Tartarenstadt durch das östlichste ihrer drei Südtore. Es regnete die ganze Nacht hindurch. Wir verbrachten diese erste Nacht in Cambalu,*) der großen Stadt des Kublai Khan, sehr unbehaglich. Welcher Unterschied mit dem früheren Einzug in Yeddo!

So endete die genußreiche zweimonatliche Reise von San Francisco nach Peking. Hoffentlich folgt eine erfolgreiche Tätigkeit auf die schöne Zeit der Ruhe.

---

*) = Khanbalik („Stadt des Khan“), der Name, den die Mongolenkaiser (1280—1368) der Hauptstadt des von ihnen eroberten Reichs beilegten. Kublai Khan, der Enkel von Tschingis Khan, war der erste und mächtigste Herrscher dieser Dynastie auf dem chinesischen Thron.

Peking.

30. Sept. bis 13. Okt.

Am Tage nach der Ankunft schwamm Peking im Schmutz. Die Straßen waren zu Fuß vollkommen unpassierbar, und die Fahrt in Karren war lebensgefährlich, da ihre Lenker nur durch die genaueste Ortskenntnis die tiefen Wasser- und Schmutzlöcher vermeiden konnten, aus denen die Straßen zur Hälfte bestanden. Doch bald schwand der unbehagliche Eindruck, den Peking anfangs auf alle gemacht hatte. Die Möbel kamen an, das B.sche Haus wurde eingerichtet, und es wurde dabei jedem eine helfende Hand gestattet. Das Piano wurde aufgestellt, Klavierspiel und Gesang ertönten und brachten heimatliche Empfindungen. Besuche Abstatten und Besuche Empfangen nahmen einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Nachmittags wurde auf der Mauer von Peking spazieren gegangen, bis zwei Tage vor meiner Abreise der Eingang zu dieser vermauert wurde, angeblich wegen des zweiten Ausganges des Kaisers aus seinem Palaste. Man fürchtete, die Europäer würden ihn von der Mauer aus sehen.

Peking ist eine verfallene und verarmte Stadt. Man sieht hier und da die Zeichen früherer besserer Zustände in einzelnen imposanten Bauwerken, besonders Brücken, Mauern und Tempeln. Die Anlage der Stadt ist großartig und verdient Bewunderung. Das verwickelte System breiter Straßen, die Kanalisierung und Drainierung, verraten einen bedeutenden Geist.

Dies ist wahrscheinlich die erste Stadt, die nach einem Plane angelegt wurde, wie ihn Europäer und Amerikaner erst in der neusten Zeit angenommen haben. Zur Zeit Marco Polo's mußte sie weit über die krummgassigen Städte des damaligen Europa hervorragen. Ein anderes Monument von Bedeutung ist die Mauer, die Peking umgibt. Die tartarische Stadt bildet nahezu ein Quadrat von 24 km Umfang, die chinesische Stadt ein Oblong von ungefähr 20 km gesamter Seitenlänge. Die Umfassungsmauer der ersteren ist 12 m breit und 15—18 m hoch, von schwarzen Backsteinen gebaut und in allen Teilen vortrefflich erhalten. Sie hat 10 Tore. An jedem sind ihr zwei der bekannten tempelartigen Bauwerke mit Schießscharten aufgesetzt. Eine unendliche Arbeitskraft ist in dieser Mauer vergraben. Einst muß sie ein mächtiges Bollwerk gegen Angreifer gebildet haben. Aber wenn man sie jetzt sieht und bedenkt, wie schwach dieses stolze Werk in unserer Zeit ist, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, welch unvergleichlich höhere Ziele mit Aufwand derselben Arbeit erreicht worden wären, wenn sie nach modernen Ideen hätte verwendet werden können. Was würde z. B. ein Haußmann*) damit haben hervorbringen können.

Die Häuser der Stadt sind niedrig und in schlechtem Zustande, besonders die Fronten gegen die Straßen, die meisten Kaufläden klein und erbärmlich. Die breiten Straßen sind nicht gepflastert, und der weiche Boden ist so ausgefahren, daß jede Straße aus verschiedenen Geleisen besteht, mit einem Höhenunterschied von oft 5—6 Fuß. Die alten gemauerten Abzugskanäle liegen jetzt über dem Niveau der Straßen und können ihre Dienste nicht mehr verrichten. Daher ist vor jedem Haus ein Pfuhl von Schmutzwasser. Die Geruchsnerven ebenso wie die des Gesichts und des Gehörs werden fortdauernd unästhetisch afficiert. Decenz kennen diese Leute nicht. Die Japaner stehen in dieser Beziehung bedeutend höher.

---

*) Der Reformator der Stadt Paris, 1853—70 Seine-Präfect unter Napoleon III.

Und doch gibt es bei diesen keine Scham der Nacktheit, die bei den Chinesen prinzipiell vorhanden ist, tatsächlich aber in der ekelerregendsten Weise ignoriert wird. Dazu kommt die große Armut der Bevölkerung. Peking hat keine Industrie und keine Manufakturen. Die ganze Tartarenstadt wird auf kaiserliche Kosten unterhalten. Da aber der Säckel gewöhnlich leer ist, so fehlt es am Notwendigsten. Die meisten Bewohner sind sogenannte Soldaten und halten es für eine Schande zu arbeiten.

Ganz anders ist der Eindruck von Peking, wenn man die Stadt von der Mauer aus betrachtet. Man ist erhaben über die Region des Staubes, des Schmutzes und der unangenehmen Gerüche und Szenen. Man sieht ein Häusermeer unter einem Wald von Bäumen, und in der Ferne ragen nur die Dächer der Tempel und Paläste über sie hervor. Die breiten graden Straßen nehmen sich großartig aus; sie erscheinen belebt, und man sieht nichts von den Unebenheiten. Die hohen Aufsätze der Mauer unterbrechen deren Einförmigkeit in malerischer Weise, und in weiter Ferne sieht man die entlegenen Teile derselben Mauer und die hochragenden Torgebäude angedeutet. Das Schönste an dieser Szenerie aber ist der Rahmen hochaufragender Gebirge, von denen sie im Westen und Norden eingefaßt ist. Die Gipfel sind zackig, die Ketten mannigfaltig. Man sieht deutlich den Einschnitt des Hun hŏ, der nach der Mongolei hinaufführt.

Dort kamen einst die Mongolen her und sahen von ihren Wüsten aus das „blumige Land“ *) zu ihren Füßen ausgebreitet. Im NO ist das Tor von Ku pé kóu, durch das die Mantschu eindrangen. Man erkennt von der Mauer aus in der Natur des Landes die großen Züge seiner einstigen an Umwälzungen reichen Geschichte. Versetzt man sich dann in die Gegenwart zurück, so sieht man die Sonne hinter dem westlichen Hochgebirge untergehen, und in prachtvoller Beleuchtung

*) Tschung hwa („Blume der Mitte“) ist neben Tschung kwo („Reich der Mitte“) einer der gebräuchlichsten einheimischen Namen für China.

erscheinen Gebirge und Ebene. Es ist etwas ungemein Großartiges in dieser Landschaft, wo sich Natur und Geschichte zu gemeinsamer Wirkung vereinigen, und man wird mit allen Unannehmlichkeiten ausgesöhnt, die sich in den Straßen der Stadt darbieten. Jeden Nachmittag gegen Sonnenuntergang ging ich hier spazieren, und selbst bei einem langen Aufenthalt in Peking würde man von diesem Spaziergang täglich neuen Genuß haben. Die Fläche der Mauer ist grün bewachsen. In allen Fugen zwischen den großen Backsteinen, mit denen sie gepflastert ist, haben die Pflanzen Wurzel gefaßt; oft sind nur schmale Stege dazwischen ausgetreten.

Ein interessantes Ziel dieser Spaziergänge ist die Sternwarte des Kaisers Kang hi im südöstlichen Teil der Mauer. Noch stehen die meisten seiner astronomischen Instrumente auf dem alten Platz. Es ist merkwürdig, wie wenig sie in der langen Zeit verdorben sind. Die Modelle wurden in Lissabon gemacht, die Instrumente in hoher Vollendung von den Chinesen ausgeführt und mit Drachen ornamentiert. Jetzt wissen die Chinesen kaum mehr die Bedeutung und den Gebrauch der einzelnen Instrumente, denn sie sind in der Astronomie, wie in jeder Beziehung, stetig zurückgeschritten.

Nichts bekundet wohl klarer den moralischen Tiefstand der chinesischen Nation, den gänzlichen Mangel allen Selbstgefühls, als daß sie mit Gleichgültigkeit zusehen, wie die Fremden auf den Mauern ihrer Hauptstadt frei herumgehen, während ihnen selbst der Zugang verboten ist. Sie stehen oft in Gruppen und blicken neugierig hinauf nach den seltsamen Fremden, die von dort die Stadt überschauen, aber immer nur in der gutmütigsten Art, ohne Drohungen, aber auch ohne patriotischen Unwillen. Die Japaner trotz ihrer sanfteren Natur sind mehr kriegerisch und haben mehr Selbstgefühl. Sie würden solche Vorrechte der Fremden niemals dulden, und wahrscheinlich keine andere große Nation.

Den Sehenswürdigkeiten von Peking bin ich bei diesem Besuch nicht nachgegangen. Ich war vorbereitet, daß Enttäuschungen mich überall erwarten würden, und so ging es auch denen unter uns, die

ihre Zeit in dieser Hinsicht besser ausgenutzt hatten. Das ist natürlich. Die großen Bauwerke, die wir gesehen haben, sind verfallen und erscheinen uns nur noch wie aufgeputzte Ruinen, umgeben von Schmutz, bewacht von einer verkommenen Bevölkerung. Wenn wir aber den Genuß nicht in dem äußeren Anblick der alten Bauten und Kunstwerke haben können, so bleibt uns doch noch eine reiche Anregung in der historischen Erinnerung. Wir würden auch die Pyramiden mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn sie uns nicht als Denkmale der frühesten Zivilisation eine Quelle von Empfindungen wären, die von denen ganz verschieden sind, die jetzige Kunstwerke in uns erregen. Williamson erzählte mir später, daß z. B. der Himmelstempel eine Stätte ist, in der seit 4000 Jahren in fast unveränderter Form der Götzendienst fortgedauert hat. Man betrachtet wohl den Ort mit ganz andern Augen, wenn man dies weiß, als wenn man in ihm nur die Ruinen einst prachtvoll gewesener Tempel sieht.

Die Gesellschaft im europäischen Viertel ist angenehm und wesentlich verschieden von der in Schanghai und andern Hafenplätzen. Der kaufmännische Geist hat doch seinen bedeutenden sozialen Einfluß, und im allgemeinen stehen die Kaufleute den Nicht-Handeltreibenden als eine besondere Kaste mit ihren besonderen Elementen gegenüber. Die Fremden in Peking haben ihre Interessen in Europa, und die Unterhaltung bewegt sich auf weiterem, freierem Boden als in den Handelshäfen Chinas, wo die Interessen vollkommen lokal sind.

Merkwürdig und einzig in seiner Art ist der Einfluß, welchen Robert Hart sich erworben hat. Das Customhouse ist zu einer mächtigen, komplizierten Maschine neben der Staatsmaschine geworden und greift mehr und mehr in verschiedene Zweige der Verwaltung ein. In der auswärtigen Politik scheint Hart allgemeiner Ratgeber der Chinesen zu sein, und die fremden Mächte müssen sich vielfach nach ihm richten. Die Customhouse-Schule ist ausgezeichnet. Junge Leute werden mit einem Gehalt von 400 £ aufgenommen und müssen Chinesisch studieren. Nach einem Jahre werden sie von Hart examiniert und, wenn tauglich, befördert. Jeder hat seinen eigenen Lehrer und studiert

auf eigene Faust. Das Lernen ist dadurch zur Sache des Ehrgeizes gemacht. Die Meisten werden dann beim Customhouse angestellt mit 4—10 000 Dollars pro Jahr; einige erhalten militärische und Marine-Stellungen, andere werden Aufseher der Leuchttürme, und Hart sucht mehr und mehr Zweige der Verwaltung unter sein Ressort zu bringen.

Tschifu (Schantung). — Reisepläne.

19./23. Oktbr.

Aus einem Brief an die Eltern.

Bei meiner Ankunft in Tschifu hatte ich die Absicht, eine zweimonatliche Reise durch die Provinz Schantung auszuführen und dann weitere vier Monate auf die Erkundung verschiedener Gebiete am Yangtszĕkiang zu verwenden. Bei dieser Reise in die Gebirge von Schantung werde ich zum erstenmal allein unter Chinesen sein. Ich habe einige Worte chinesisch gelernt und will einen Mann mitnehmen, der nur diese Sprache versteht. Auf diese Weise gedenke ich sie in kurzer Zeit zu lernen. Wenn ich den Plan der Reise ausführen kann, wie ich ihn vorhabe, werde ich nur einmal mit Weißen zusammentreffen, nämlich zwei katholischen Missionaren in Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantung.

Bis jetzt habe ich meinen ursprünglichen Plan, wie ich ihn in Californien entworfen hatte, genau befolgt, und ich gedenke, ihm auch weiter treu zu bleiben. Es ist vollkommen klar, daß die Chinesische Regierung den Wert geologischer Aufnahmen nicht im entferntesten einsieht und nichts für die Kosten derselben hergeben, im Gegenteil, dem Plan mit aller Macht entgegenarbeiten würde. Den wissenschaftlichen Wert werden sie natürlich niemals erkennen, der praktische aber kann ihnen demonstriert werden, und dies zu tun ist zunächst meine Aufgabe. Ich muß mich bei der Wahl der Gebiete, die ich bereise, von rein praktischen Gesichtspunkten leiten lassen und will zunächst die für den Bergbau am meisten versprechenden Gebiete kennen lernen. Schantung steht in dieser Beziehung obenan.

Dann muß die Öffnung der Bergwerke folgen. Dies ist ein bedeutender, keineswegs leichter Schritt. Die Chinesische Regierung sträubt sich heftig gegen die Bearbeitung der Minen durch Fremde, und die fremden Gesandten haben noch nichts nach dieser Richtung getan. Durch einmütiges Handeln könnten sie die Chinesische Regierung zur Nachgiebigkeit zwingen, aber ihre Interessen sind so verschiedenartig, daß ein einmütiges Handeln kaum möglich scheint. Im Frühjahr will ich nach Peking zurückkehren und darauf hinzuarbeiten suchen. Sind einmal erst einige Minen geöffnet, und sieht die Regierung, daß sie in ihnen eine bedeutende Einnahmequelle hat, so ist Aussicht für die Ausführung einer geologischen Landesaufnahme vorhanden. Innerhalb eines Jahres wird sich das alles entscheiden. Ich glaube, daß die Entscheidung günstig sein wird, wenigstens was die Minen betrifft. Denn die Gründe, weswegen sie die Chinesen nicht wünschen, haben kein Gewicht. Zunächst stemmen sich die Mandarine dagegen, welche haarsträubende Erpressungen gegen das Volk ausüben und die Macht dazu überall geschwächt sehen, wo Europäer sind. Der zweite Grund ist der Aberglaube. Böse und gute Geister, Föng schui*) genannt, wachen über jeden einzelnen Ort, über jede Wohnstätte und über die Gräber der Vorfahren, mit denen das Land besäet ist. Jede Änderung in den natürlichen Verhältnissen stört die Föng schui und damit die Ruhe der Verstorbenen und der Lebenden. Eisenbahnen, tiefe Schachte, Dampfmaschinen würden ganz besonders diese Wirkung haben. Der einzige Telegraphendraht, der in China bisher gelegt worden ist, wurde wegen der Föng schui zerstört und konnte bisher nicht wieder hergestellt werden.**) Wo Europäer sind, wird jedes Unglück, Todesfall, Rebellion, Hungersnot usw. auf Störung der Föng schui durch ihre Dampfschiffe und Bauwerke zurückgeführt. Der dritte Grund endlich gegen die Öffnung der Minen ist, daß man die Ansiedlung von Euro-

---

*) Eigentlich: „Wind-Wasser“ = Lehre von den Wind- und Wassergeistern, Grundlage der chinesischen Geomantie.

**) 1905 bestanden immerhin rund 35500 km Telegraphenlinien.

päern außerhalb der geöffneten Hafenplätze nicht wünscht. Allerdings haben die Chinesen nicht die geringste Ahnung, wie folgenschwer der Schritt sein würde. Die Öffnung der ersten Kohlenminen ist, nach meiner Meinung, der erste Schritt zur materiellen und geistigen Umwälzung dieses Reiches von vierhundert Millionen Seelen. Damit ist den Fremden das Land geöffnet; sie werden die Bearbeitung der Minen schnell ausdehnen, europäische Industrie einführen, Eisenbahnen und Telegraphen bauen und China dem Weltverkehr und der Zivilisation eröffnen. Ein Schritt muß auf den andern mit Notwendigkeit folgen. Die geistige Umwälzung aber wird durch die Abschaffung des Aberglaubens vorbereitet werden. Die intelligenten Missionare, deren Zahl allerdings beschränkt ist, begrüßen daher mein Unternehmen mit Freude und stehen mir mit Rat und Tat bei.

Man hat in Peking versucht, mich zu entmutigen, aber ohne Erfolg. Ich habe die Absicht, ruhig und bestimmt vorwärtszugehen. Denn selbst, wenn ich mein Endziel nicht erreichen sollte, wird sich doch hier jeder Tag wirklicher Arbeit reichlich lohnen. Ich bin ganz allein auf einem neuen und interessanten Feld. Was immer ich tue, ist von Wert, und ich helfe einen der wichtigsten Grundsteine für die Entwicklung dieses Landes legen. Die vollständige wissenschaftliche Erschließung des Chinesischen Reiches ist, gleich der materiellen, nur eine Frage der Zeit. Vielleicht zieht sich alles zu lange hin, als daß ich sie selbst noch in der Form ausführen könnte, in welcher ich sie vorhabe. In jedem Fall hoffe ich, sie zu beschleunigen.

Ich werde mich auf der Reise einsam fühlen, da ich keine Begleiter haben werde. Daran muß ich mich aber gewöhnen. Ich nehme einen Chinesen besseren Standes mit, der mein Lehrer im Chinesischen, Diplomat, Kassenführer usw. sein muß, und einen Jungen als meinen Diener. Ich selbst reise in einem Schensi*). Dies ist ein langer Kasten, der auf zwei Bambusstangen sitzt. Voran geht ein Maultier

---

*) Eigentlich Schen tszĕ, in Schantung Bezeichnung für einen Tragstuhl.

und eins hinten. Die Enden der Stange werden über die Sitze gehängt. Kleine Leute können im Schensi liegen. Ich muß darin sitzen. Man schwebt hoch über der Straße, und das Ein- und Aussteigen ist unbequem. Aber die Bewegung ist angeblich so, daß man dabei lesen kann, und das wäre eine große Annehmlichkeit. Auch kann man ziemlich viel Gepäck unterbringen. Außerdem habe ich zwei Reitmaultiere für meine Leute, eins oder zwei zum Packen für Provisionen oder Steine, und auf einem reitet der Treiber. Man macht täglich 6—7 deutsche Meilen. Der Schritt ist langsam genug, daß man dabei gehen kann, und das werde ich häufig tun. Die Nacht über bleibt man in chinesischen Wirtshäusern. Natürlich nehme ich ein eigenes Bett mit. Man läuft nicht Gefahr zu verhungern, da man überall genug Proviant haben kann. Sonstige Gefahren sind nicht mehr vorhanden als bei Fußreisen in Deutschland, da die Leute in dieser nördlichen Provinz sehr gutmütig sind. Es wird gegen das Ende der Reise ziemlich kalt sein, davor schützt mich aber mein mongolischer Schafpelz.

Ich will am 24. meine Rundreise in der Provinz Schantung, meine erste geologische Tour, antreten. Das Land hier herum ist gebirgig, die Szenerie außerordentlich schön, das Klima in dieser Jahreszeit sonnig und kühl, so daß ich mir neben einer interessanten auch eine für die Verhältnisse angenehme Zeit verspreche. Jetzt beginnt das ernste Reisen. Wenn ich es lange genug fortsetzen kann, so steht mir eine Folge nicht unbedeutender Resultate bevor. Noch war kein Geolog in China, außer meinem Freund Pumpelly, der in den Jahren 1861—64 bedeutende Reisen ausführte, aber in Gegenden, die vorläufig keine praktische Wichtigkeit haben werden. Mein Zweck ist die geologische Erforschung der Gebirge und die Untersuchung einiger Kohlenlagerstätten, die nach den wenigen Berichten von Augenzeugen zu den besten gehören und durch ihre Lage sehr wichtig werden können. Sollten sie so sein, wie ich erwarte, so hoffe ich, daß ihre Bearbeitung in nicht zu langer Zeit begonnen und daß in Schantung die erste Eisenbahn in China gebaut werden wird.

23. Oktober. Als ich von Tschifu aus nahezu bereit zum Aufbruch in das Innere von Schantung war, teilte mir Herr J., preußischer Vizekonsul, mit, daß die letzten Monate des Jahres hier sehr kalt zu sein pflegen, während März und April eine gute Jahreszeit zum Reisen sein sollen. Da nun diese zwei Monate am Yangtszĕ sehr regnerisch, November und Dezember aber dort die besten Reisemonate des Jahres sind, so beschloß ich, November bis Februar auf die Reisen am Yangtszĕ zu verwenden und erst März und April auf die Provinz Schantung.

Ich wünschte manchmal, daß ich im Jahre 1862 in China geblieben und im Lande herumgereist wäre. Ich wäre dann wohl längst wieder zu Hause und würde eine umfassende Landeskenntnis besitzen. Allein ich merke doch auch jetzt die guten Folgen meines Aufenthaltes in Californien. Ich habe mir dort eine Ruhe und Sicherheit des Urteils in praktischen Fragen angeeignet, die mir hier zu statten kommt und vielleicht einigen Einfluß schaffen wird. Ich hatte hier zum erstenmal Gelegenheit, meine Erfahrungen in einer Frage von Bedeutung zur Geltung zu bringen. Vor mehreren Monaten las ich in San Francisco in den Zeitungen eine Depesche von London, daß reiche Goldlager in Tschifu in China gefunden worden wären. Dann kamen bestätigende Nachrichten per Dampfer. Als ich nach Schanghai kam, war alles in aufgeregter Stimmung. Es hieß, die Goldlager wären sehr reich, die Chinesen sträubten sich aber gegen ihre Bearbeitung durch Fremde, die Gesandten in Peking müßten die Sache in die Hand nehmen und den Fremden das Recht erzwingen. Man müsse sofort die Nachricht in Californien und andern Ländern ausposaunen und Einwanderer heranziehen. Nun sei zum erstenmal eine Gelegenheit für die Fremden gegeben, zu Tausenden auf chinesischem Boden festen Fuß zu fassen und sich Rechte zu erzwingen. Ich trat schon damals heftig dagegen auf, da nach meiner Meinung ein ganz kolossaler Goldreichtum erwiesen sein müßte, um Tausenden Unterhalt zu geben, die Wahrscheinlichkeit aber vorwaltete, daß die Goldlager arm wären, da die Chinesen sie sonst schon längst bearbeitet haben würden. Soll-

ten sie aber arm sein, so würde die Heranziehung von Tausenden von Müssiggängern endlose Unruhe, Gewalttaten, politische Schwierigkeiten und Krieg hervorrufen. Die Fremden würden in schlimme Lagen kommen, und die Öffnung der wirklich vorhandenen Minen würde damit auf Jahre hinaus verschoben sein.

Als ich zum erstenmal am 21. September bei der Durchreise nach Peking in Tschifu war, fand ich das Excitement hochgespannt. Eine erhebliche Anzahl von Goldgräbern war im Innern, und man hatte Blei, Kupfer und Silber und alle andern möglichen und unmöglichen Minen entdeckt. Die hiesigen Kaufleute schwelgten in der Erwartung kommender Reichtümer. Die Untätigkeit der fremden Gesandten in einer so wichtigen Frage wurde aufs Schärfste getadelt. Selbst jetzt fand ich die Sachlage unverändert, ausgenommen, daß die chinesische Regierung 600 Soldaten hergeschickt hatte, um die Miners zu vertreiben. Dies hatte die Aufregung nur größer gemacht, und man beschloß, die nötigen Maßregeln bei der Regierung von den fremden Gesandten zu verlangen. Die wenigen Tage meiner Anwesenheit reichten hin, um mir zu zeigen, daß das Ganze eine Seifenblase ist, die bald von selbst platzen muß, wenn sie sich selbst überlassen bleibt. Es ist effektiv gar nichts hier, was nur einem einzigen Mann den Lebensunterhalt zu geben vermöchte. Gold gibt es allerdings, aber so, wie bei Jauer und Nikolsburg. Es sind auch einige Stücke Bleiglanz gefunden worden; daraus schlossen die Leute auf Millionen von Tonnen. Die unerschöpflichen Kupferminen, die hier sein sollten, sind vollständig Null, und Silber gibt es ebensowenig. Ich habe sofort einen Bericht über den wahren Sachverhalt abgefaßt und nach Peking zur Belehrung der Gesandten geschickt. Es ist eben noch Zeit, die Aufregung zu unterdrücken. Sie hatte schon eine schlimme Form angenommen. Matrosen machen Meuterei und verlassen ihre Schiffe, und von Schanghai kommen fortdauernd neue Zuzüge von Goldsuchern. Ginge die Sache noch einige Zeit so fort, so wären ernstliche Unruhen zu erwarten. Dies würde auch mir den Weg später vollständig verdämmen.

Es ist aber zu erwarten, daß die Spannung hier bald zu einer Explosion führen wird. Die Goldsucher kommen schon zurück und betteln um Geld für die Rückreise. Aber die Welle des Excitement ist von hier ausgegangen und rollt weiter und weiter, und sie wird in Californien und Australien am größesten sein, wenn sie hier längst ausgeglichen ist. Dann erst werden Goldsucher aus jenen Gegenden kommen, um zu ihren zahlreichen Enttäuschungen noch eine neue einzuernten. Das gewissenlose Gebaren derer, die die Schuld an dem Excitement tragen, muß als verbrecherisch bezeichnet werden. Ich trat daher offen und energisch mit meiner Ansicht auf und machte daraus kein Hehl vor den Bewohnern von Tschifu. Ich habe mich wohl kaum bei ihnen beliebt gemacht, aber nur wenige gibt es, die nicht im Grunde mit mir übereinstimmen.

Tschifu hat eine schöne gesunde Lage und wird von Jahr zu Jahr mehr als Sommeraufenthalt von den Bewohnern der südlichen Hafenorte aufgesucht. Die Ebene gewährt Gelegenheit zu schönen Ritten, der Strand zu Seebädern, die Berge der Umgegend zu den genußreichsten Ausflügen.

24. Oktober. Ich trat heute einen Ausflug nach Töng tschóu fu an. Wir hatten für den frühen Morgen Schensi's bestellt, aber sie kamen nicht; ich verlangte sie kategorisch vom Tautai. Um 10 Uhr trafen sie endlich ein. Dann brannten die Leute mit mehreren Maultieren wieder durch. Ein Konstabler mußte nach ihnen geschickt werden. Endlich nach all diesem Zwang war alles in Ordnung, und wir brachen um 1/2 2 Uhr auf. Wir hatten 2 Schensi's für uns, 2 Packtiere, 1 Maultier für den Boy und noch eins darüber.

In Kau yu, 45 li von Yien tai, war das Wirtshaus stark besetzt; es waren wohl 50 Packtiere mit ihren Treibern da. Wir waren hier nicht mehr auf der großen Straße, und doch herrschte starker Verkehr, aber nur von Packtieren, Reitern und Schensi's. Das Wirtshaus hatte einen Hof von 12 m im Quadrat, der ganz mit Gepäck erfüllt war. Die Zimmer lagen ringsherum. Die Gegend ist stark bevölkert, die

Dörfer sind regelmäßig zerstreut, mit engen Gassen und gemauerten Häusern aus schwarzen Ziegeln und mit Strohdächern gedeckt. Sie haben in der Entfernung ein wohlhäbiges Aussehen, sind aber innen eng, schmutzig und verfallen. Die Bevölkerung benimmt sich freundlich.

Die Oberfläche des Geländes, über das wir kamen, ist sanft wellig, durchaus nicht hügelig, überall mit Ackerkrume bedeckt und angebaut. Dennoch zeigte sich das Ausbeißen fester Gesteinsschichten in jedem kleinen Graben. Der Ackerbau geschieht in Terrassen und mit großer Sorgsamkeit. Man sieht im Vergleich zur Zahl der Fußgänger sehr viele Leute zu Pferde, auf Maultieren oder in Schensi's; sie reiten nach allen Richtungen auf den Pfaden, die das Land in einem Netzwerk durchschneiden. Einige derselben sind jedenfalls sehr alt, da sie Hohlwege bilden und Zeichen alter Steinstraßen und Steinbrücken vorhanden sind. Jetzt sind sie stellenweis sehr schlecht, und die Maultiere hatten oft harte Arbeit, mit ihrer Last fortzukommen.

Wu schi li pu ist ein größeres Dorf als die meisten anderen und von einer Mauer umgeben, die im vorigen Jahr gegen die Rebellen gebaut wurde. Wir trafen ein verhältnismäßig gutes, reinliches Wirtshaus ohne andere Gäste.

28. Oktober.

Der Haupt-Eindruck, den die Gegend hinterläßt, ist der von Gebirgsabtragung in größtem Maßstabe. Die älteste Formation ist allerdings größtenteils fast horizontal gelagert, aber in ihrer Gesamtheit wellig aufgebogen und hat eine großartige Zerstörung erlitten, bevor die Ablagerung der zweiten Reihe erfolgte, die ein kolossales Alpengebirge gebildet haben muß, dessen letzte Überreste in den Kalkbergen erhalten geblieben sind. Diese haben der Zerstörung am meisten widerstanden.

Die Reise war ebenso angenehm wie lehrreich. Th. war ein prächtiger Gesellschafter, immer in guter Laune. Die Schensi's sind eine echt chinesische Erfindung, die faulste Art zu reisen. Mit dem Lesen geht es doch nicht, und man wird sehr träge; man kann auch nicht aussteigen, wann man will, und geht entweder sehr viel, wie ich, oder garnicht.

29. Oktober. Das Gold-Excitement in Tschifu stand bei meiner Rückkehr noch in voller Blüte. Denn es waren neue glorreiche Nachrichten von Gold- und Bleifunden angekommen. Ich nahm auch sie ungläubig auf. Die Bewohner scheinen mir nicht sehr gewogen zu sein, da ich ihrem Enthusiasmus die Spitze abbreche, auch zahlreiche Anhänger gewonnen habe und die eigennützigen Motive derer, die die Aufregung zu schüren suchen, bloßstelle.

Ningpo und Umgebung (Tschekiang).

Am 1. November langte ich nach einer etwas stürmischen Seefahrt wieder in Schanghai an. Nach den nötigen Besuchen und Vorbereitungen will ich von hier aufbrechen, den Yangtszĕkiang hinauf, erst nach Tsching kiang, wo es Kohlenlagerstätten gibt, dann nach Kiu kiang am Poyang-See, um dort die gebirgige Nachbarschaft aufzunehmen. Von dort suche ich vielleicht eine Tour über Land nach Kanton zu machen und auf irgend einem Wege zurück nach Kiu kiang zu reisen, dann den Yangtszĕ weiter hinauf nach Hankóu. Von dort schweifen meine Pläne in blaue Ferne. Vielleicht werden sie unausführbar sein, da ich hohe Gebirge im Winter zu übersteigen haben würde.

1./12. Novbr.

Erst in den letzten Tagen änderte ich den Plan auf den Rat von Kingsmill, der in China viel gereist ist. Er sagte mir, die Formationen zwischen Ningpo und dem Tai hu würden mir den Schlüssel zu Tsching kiang geben. Ich fuhr also am 12. November von Schanghai nach Ningpo, wo ich am 14. eintraf.

Ningpo
13. November.

Die Einfahrt in den Ningpo-Fluß ist schön. Bei gebirgigen Inseln vorbei gelangt man zu der von Hügeln umgebenen Einfahrt. Anbau und Ansiedlungen erinnern an Japans Binnensee. Die Hügel weichen zurück, die Ebene zwischen ihnen und dem Fluß ist reich angebaut und bewohnt. Die Häuser sind gut gebaut und mit flachen schwarzen Ziegeln gedeckt. Hin und wieder taucht ein Tempel auf.

In Ningpo liegt ein halbes Dutzend fremder Schiffe und viele Dschunken. Die europäischen Ansiedlungen befinden sich am linken Flußufer in einer chinesischen Vorstadt zerstreut. Die chinesische Stadt ist in einer Gabelung des Flusses gelegen. Dicht gedrängte Vorstädte setzen unterhalb an beiden Flußufern fort.

Nachmittags machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Ningpo ist nach Canton die reichste und wohlhäbigste chinesische Stadt, die ich gesehen habe. In den Hauptstraßen sind ganz elegante Kaufläden dicht gedrängt. Die herabhängenden Schilder mit goldenen Zeichen rufen einen malerischen Eindruck hervor. Die Straßen sind eng wie in Canton und sehr belebt, so daß man oft durch das Gewirr festgehalten wird, namentlich heute, da der Stadtgottheit zu Ehren eine Prozession aufgeführt wurde. Das Leben würde allerdings nicht so bedeutend erscheinen, wenn es auf die Trottoirs breiter Straßen verteilt wäre. Die Häuser sind gut gebaut, teils zierlich aus Holz, teils aus Ziegeln, und auch Steinmauern sind nicht selten. Ebenso lebhaft wie die Stadt selbst sind die Vorstädte, besonders die östliche, die durch eine seit 1000 Jahren bestehende Holzbrücke mit dem gegenüberliegenden Ufer verbunden ist.

Die Manufakturen von Ningpo sind recht bedeutend. Man verfertigt Matten, die einen erheblichen Exportartikel bilden, ferner gewebte und gedruckte Teppiche mit bemalten Mustern. Es gibt auch eine Eisengießerei, sie war aber nicht im Gange. Doch sahen wir sehr kunstvoll gearbeitete Formen für den Guß einer großen Glocke mit Inschriften. Sehenswert ist der Fukien-Tempel wegen seiner kunstvoll in Stein ziselierten, mit Hautreliefs umgebenen Säulen, welche das Portal tragen. Es ist die beste Steinarbeit, die ich in China gesehen habe, doch war es schon zu dunkel, um das Material zu erkennen, aus dem sie gemacht sind. Dr. M. C. war ein ausgezeichneter Führer, sehr bekannt unter der Bevölkerung, die er immer durch ein paar Worte heiter zu stimmen vermochte: eine wertvolle Eigenschaft unter den Chinesen.

Abends 10 Uhr ging ich auf ein Boot, das ich für eine Ex-

kursion gemietet hatte, mit meinem Lehrer Tschu und meinem Boy Afong.

Dr. M. hatte für mich einen Reiseplan entworfen, der mich um Ningpo in großem Halbkreis westwärts zu Lande nach Hu tschóu bringen sollte. Später erfuhr ich, daß dieser Plan unausführbar sein würde, da keine Pferde zu bekommen sein würden, Fußreisen aber mit meinen zwei Chinesen außer Frage ständen und Tragstühle sehr teuer wären. Ich mußte also diesen Plan vorläufig aufgeben und versuchen, möglichst viel durch Herumfahren auf den Kanälen zu sehen. Das Reisegebiet ist dadurch natürlich zunächst sehr eingeschränkt.

14./16. Novbr.

Wir fuhren die Nacht durch; wohin, ist schwer zu sagen, da es gar keine Karte von Ningpo und Umgegend gibt. Hätten doch einige Missionare Vergnügen an Topographie und die nötige Vorbildung dazu. Wie viel nutzlos verwandte Zeit würde dadurch zum allgemeinen Besten verwertet werden können. Die einzige Karte ist allerdings eine Missionskarte, aber es wäre besser, sie hätte das Licht der Welt nie erblickt, denn sie ist nicht einmal eine Annäherung an die Wahrheit.

Ich fand mich des Morgens in einem engen Kanal am Ufer bei einem Orte, der 40 li von Ningpo entfernt sein soll. Er liegt in einem nach NW geöffneten Tal, mit steilen grünen Hügeln zu beiden Seiten. Diese schließen sich nach SO zu einer Wasserscheide zusammen. Das Dorf liegt am Ende des Kanals. Den weiteren Weg machte ich zu Fuß. Dem Rat gemäß ging ich nach Tiendong, einem Tempel im Osten des Orts, der durch hohe Gebirge davon getrennt war. Auf der Wasserscheide steht eine uralte Pagode und ein Tempel. Dann geht es jenseits hinab in ein breites freundliches Flußtal, dessen ebener, zum Reisbau besonders geeigneter Boden sich zwischen den steilen grünen Abfällen der bis 750 m aufsteigenden Berge zu beiden Seiten hinschlängelt. Der Fluß fließt westlich einem See zu. Mein Weg führte mich gegen Osten, wo sich die Quellbäche strahlenförmig in die Hügel hinaufziehen.

Ich verfolgte den nordöstlichsten, der mich zu meinem Ziele führte, einem aus vielen Gebäuden bestehenden Tempel mit zahlreichen Portalen, Vorder-, Mittel- und Hintertempel, Priesterwohnungen, Seitentempelchen, Wasserbassins, künstlichen Anlagen aller Art, hohen Bäumen und Bambus ringsherum und einem Zugang durch eine lange Allee von Nadelholzbäumen. Diese war mit Quadern gepflastert, auf denen in gewissen Entfernungen Lotusblumen eingemeißelt waren. Das Ganze liegt in einem steilen und engen, nach S geöffneten Bergkessel, dessen Wände nur mit Mühe erklommen werden können. Die Anlage und Ausführung sind vollständig japanisch. Überhaupt erinnert Ningpo mit seiner wegen Naturschönheit berühmten Umgebung an Japan. Die Reinlichkeit der Straßen, die Präzision im Stil der Häuser, die häufigen Tempel mit Hainen, die hübschen Begräbnisplätze an den Hügelseiten, die Freundlichkeit der Bevölkerung, die Sorgfalt des Anbaues — alles dies ist ganz japanisch und nicht chinesisch.

Besondere Ähnlichkeit herrscht auch hinsichtlich der unästhetischen Seiten. Das erste Bild, am Morgen, als ich aus dem Boot stieg, war ein Zug von Männern, die in Eimern die Dungjauche auf die Felder brachten; dann Eimer und Steingefäße, groß und klein, fast an jedem Haus in den Dörfern, in denen der kostbare Stoff der Gährung überlassen bleibt; endlich die kleinen offenen Häuschen an der Seite der Straße, in denen der Vorübergehende stillschweigend um ein Almosen besonderer Art für den Besitzer des benachbarten Feldes gebeten wird! Dies ist beinahe schlimmer als in Japan: die höchste Vollendung für den Landwirt und Nationalökonomen, ein Zeichen der Abwesenheit aller feineren Gefühle und einer beispiellosen Abstumpfung der Geruchsnerven für ein ästhetisches Empfinden.

Sonst ist die Landschaft sehr anmutig und erinnert ebenfalls an Japan. Die Berge sind mit Strauch- und niederer Baumvegetation bedeckt, wiewohl allerdings Laubholzhaine gänzlich fehlen. Kryptomerien, eine Thuja und Fächerpalmen fielen mir besonders auf.

Eine große Zierde der Gegend von Ningpo sind die zahlreichen Tempel, die wie in Japan in romantischer Lage gebaut sind. Nirgends

sah ich so die Spuren uralter gleichmäßiger Kultur. Es gibt weder Landstraßen noch Pferde noch Esel, aber ein Netzwerk von Fußsteigen breitet sich über das ganze Land aus. Alle diese Steige sind mit unebenen Quadersteinen gepflastert: für uns eine Tortur, für die Chinesen hoher Comfort. Man sieht, daß die Bevölkerung seit Urzeiten auf diesen Fußsteigen geht und auf den Kanälen fährt. Die heutige Generation wäre solcher Anlagen kaum fähig.

Die Gegend um Ningpo zeigt in besonderer Weise, wie vieles im gewöhnlichen Leben von der Art des herrschenden Gesteins abhängt. Die vielen Steinbauten, die Quadern, mit denen Ningpo und sämtliche Straßen der ganzen Gegend gepflastert sind, die zahllosen Brücken über die Kanäle, aus langen Steinplatten zusammengefügt, unter denen die Boote passieren können, die Tempelbauten usw. — alles dies ist nur möglich durch die ausgezeichnete Eigenschaft gewisser Abänderungen des Quarzporphyrs und seiner Tuffe, eine plattenförmige Absonderung anzunehmen. Ich besuchte die uralten Steinbrüche, die der Gegend viel von diesem Material geliefert haben müssen, da die Hälfte zweier ganzer Hügel abgebaut ist, so daß die beiden noch stehenden Hälften bereits überhängende Gestalten bilden. Zahllose große Platten von derbem Quarzporphyr lagen dort zur Verschiffung bereit. Die Kanäle gehen unmittelbar bis an die Steinbrüche heran. Auch Urnen und Ornamente werden aus diesem Stein gemeißelt.

Ein verzweigtes Netz von Kanälen führt an den Fuß der Hügel und zwischen diese hinein. Ich nahm ein Boot und fuhr mehrere Tage lang spazieren. Die Wasserfahrten machte ich bei Nacht, und am Tage ging ich auf die Berge mit Hammer und Gewehr. Für letzteres gibt es viele Fasanen und Enten, für ersteren sehr interessante Formationen. Meine Begleiter sind zwei Chinesen, einer als „boy", der andere als Lehrer in der chinesischen Sprache. Der erstere spricht etwas englisch, der letztere nicht. Mit dem Lernen des Chinesischen geht es garnicht vorwärts, da ich keinen Enthusiasmus dafür habe, und ich sitze gewöhnlich stumm neben meinem Lehrer, der verzweifeln müßte, wenn er nicht ein Chinese wäre. Zuweilen habe ich dann noch einen

andern Begleiter, zum Beispiel einen Missionar, den ich an irgend einem einsamen Ort besuche und der mir dann in seiner Nachbarschaft als Cicerone dient.

Nach Rückkehr von der Expedition zum Tempel fuhr ich zu Boot mit gelegentlichem Aussteigen noch 40 li bis zum Tong hu. Der Kanal ist tiefer als dieser See. Die Boote werden daher eine schiefe Ebene hinaufgezogen und gleiten auf der andern Seite in den See hinab. Alle Berge bestehen aus Quarzporphyr. Ich machte eine Skizzenkarte unterwegs, die wenigstens richtiger ist als die bestehenden Karten.

Am nächsten Morgen unternahm ich eine längere Spazierfahrt auf dem Tong-See. Er ist ein künstliches Wasserbecken, durch eine 15 m lange und 5 m hohe Abdämmung hervorgebracht. Die Tiefe ist etwa 2 m, das Wasser trübe und etwas faulig, wie in Karpfenteichen, und von vielen Wasserpflanzen durchwachsen. Der See soll sehr fischreich sein. Die Ufer sind hüglig, und das Wasser greift in vielen großen Buchten in die Hügel ein. Seine Oberfläche mag 45—50 qkm betragen (nach meiner Kartenskizze geschätzt). Im SW sieht man in der Ferne Berge, die wohl 1200 m hoch sein mögen.

Wo die Ufer flacher sind, hat man Steinwälle gebaut und mit Schlamm ausgefüllt. Dieser Boden ist fett und sehr fruchtbar. Auffallend sind besonders große Krautfelder, die jetzt in frischem Grün prangen. Die Gegend am See ist dicht bevölkert, soweit es der Boden erlaubt. Alle ebenen und flach geneigten Stellen sind angebaut, es gibt einige große Dörfer und außerdem hier und da einen Tempel. Kühe, an den grasbewachsenen Berglehnen weidend, gewährten einen seltenen Anblick.

Am frühen Morgen fiel ich bei Herrn B. ein, einem Missionar aus Stuttgart, der seit drei Jahren einsam in Yin kiang kiau lebt. Er

gehört keiner Kongregation an und ist nicht einmal zum Prediger geweiht, sondern verfolgt seine eigene Religion, die den Baptisten nahesteht. Er plädierte viel für die Sitte des Untertauchens und die ausschließlich auf Erwachsene beschränkte Taufe. Er hat diese Taufe bereits an 35 Chinesen des Ortes vollzogen, die seine Gemeinde bilden und sämtlich predigen müssen. Mit Ausnahme der fixen Idee über die Taufe fand ich in ihm einen Mann mit gesunden Ansichten und von Toleranz.

Yin kiang kiau ist reizend gelegen, in einem von Hügeln umzogenen Tal mit ebenem Boden. Es ist nach Osten, wo der Kanal hereinkommt, geöffnet. Das Land ist ein Garten. Es wird Seidenzucht und Teebau getrieben, außerdem viel Reis, Kraut, süße Kartoffeln usw. gepflanzt. Die Dörfer liegen im Grünen malerisch zerstreut; einige größere Gehöfte und Tempel stehen einzeln, und die Begräbnisplätze geben sich durch Gruppen hoher Laub- und Nadelholzbäume zu erkennen. Aber die größte Zierde der Landschaft sind die grünen Hügel, die mit Sträuchern, Bambus und Bäumen bekleidet sind.

Sie bestehen sämtlich aus rotem porphyritischem Sandstein. Dies Gestein ruft eine so liebliche Landschaft hervor wie im Thüringer Walde und anderen Gegenden Mitteldeutschlands, z. B. bei Waldenburg und Landshut (Schlesien). Es sind dieselben lieblichen Formen und frische grüne Bekleidung, nur daß niedriges Gestrüpp mit Bambus und jungen Nadelhölzern an die Stelle der Laubwälder tritt. Weit größere Verschiedenheit bietet allerdings die Staffage. Die chinesischen Dörfer dieser Gegend liegen malerisch im Grünen zerstreut, oft unter hohen Bäumen, aber im Innern sind sie schmutzig und unbehaglich für unsereins.

Etwas höher hinauf in demselben Tal sind mehrere Wasserfälle, die häufig von Fremden besucht werden. Wahrscheinlich fallen sie über die senkrechten Abbrüche der roten Sandsteine, die stellenweise Abwechslung in die sanften Formen der Hügel bringen.

Die Tschusan-Inseln.

Ein größerer Reiseplan von Ningpo durch die westlichen Gebirge nach dem Yangtszĕ kiang erwies sich leider als unausführbar. Denn da es in diesem Teil Chinas keine Pferde gibt, so müßte ich entweder zu Fuß reisen oder mich in einem Stuhl tragen lassen. Ersteres könnte ich wohl tun, aber die seidenen Schuhe meiner beiden Chinesen würden es nicht vertragen. Wollte ich aber in einem Stuhl reisen, so müßte ich sie auch tragen lassen, was sehr teuer sein würde.

Um mich für den Verzicht auf die Landreise zu entschädigen, beschloß ich eine Wasserreise nach Tschusan, einem der besten, vielleicht dem besten Hafen, den China hat. Als nach dem bekannten Opiumkrieg von 1842 die Chinesische Regierung eine Entschädigung von 20 Millionen Dollars an die Engländer zu bezahlen hatte, nahmen die Letzteren als Pfand Tschusan in Besitz und hielten es für mehrere Jahre, gaben es aber nach der Zahlung des Geldes wieder auf.

19. November. Heute früh 7 Uhr erfolgte der Aufbruch zur Reise nach dem Tschusan-Archipel. Es regnete den ganzen Tag, und wir kamen auch sonst wenig vorwärts. Der NO-Wind erschwerte die Fahrt den Fluß hinab. Wir folgten der Ebbeströmung und kamen bis Tschönn hai hsiën an der Mündung des Flusses, wo wegen Windstille und Dunkelheit geankert wurde.

Mein Schiff, der „Tschekiang“, ist ein kleiner Schoner von 100 tons mit chinesischer Segelführung, sehr niedlich und reinlich; ich habe eine gute bequeme Kabine mit zwei kleinen Kammern. Mein Kapitän ist ein kleiner rabiater Däne und Preußenfresser, und es kam ihm anfangs schwer an, einem Preußen dienen zu müssen. Doch sind wir jetzt ganz freundschaftlich, und er tut mir alles zu Gefallen. Sein Hund hat den Namen Rolf Krake, zeigt aber wenig Preußenhaß. Außerdem begleitet mich ein Beamter vom Customhouse, ein junger träumerischer Schotte, jovial und ehrgeizig, aber von mäßigem Talent, ein angenehmer Gesellschafter. Für das leibliche Dasein ist an Bord vortrefflich gesorgt, da auf Befehl des Zollamtvorstandes besonders gute Verproviantierung eingelegt ist.

Schon bei den ersten Hügeln, die an den Fluß herantreten, sah ich ein eigenes Gemisch von rotbrauner und lichtgrauer Färbung des Gesteins. Alle schroffen Felsen sind lichtgrau, während die abschüssigen Gehänge von aufgelöstem Gestein rotbraun erscheinen, daher die eigentümliche Zusammenstellung der Farben, die charakteristisch für alle Hügel bis zur Mündung des Flusses ist.

Wir verließen Tschönn hai wieder bei Regen und hatten starken Wellengang.

20.November.

Bei der Fahrt zwischen Deadman-Island und Dumb-Island hindurch hatten wir steile nackte Felsen zu beiden Seiten, mit offenbar säulenförmiger Absonderung, also ebenfalls Eruptivmassen. Die Farbe war wieder rotbraun. Am Festland wechseln grüne Hügel mit ausgedehnten Ebenen. Diese sind gegen das Meer hin von Steinmauern abgedämmt, ebenso wie in dem japanischen Binnenmeer. Von den Mauern aus dehnen sich oft breite Flächen aus, die zur Ebbezeit schlammig, zur Flutzeit überschwemmt sind.

Die Tai ngŏ schan-Straße führt im nördlichen Teil zwischen solchen Schlammflächen hindurch, während im südlichen die Berge zu beiden Seiten an das Meer herantreten. Die Landschaft, soviel wir davon sehen konnten, ist sehr anmutig: Reisfelder im Boden der Täler, dann Hecken mit Häusern und Steinwällen, dann die teils an-

gebauten, teils, wo sie steiler sind, mit Sträuchern, Bambus und jungem Nadelholz bewachsenen Hügelgehänge. Fächerpalmen sind häufig. Es werden hier auch viel Orangen gezogen, ferner Tee und Baumwolle produziert. Seesalz bildet einen Handelsartikel. Von den Hügeln macht man übrigens nur unvollkommenen Gebrauch, da eine regelmäßige Forstkultur ebenso fehlt wie die Benutzung des Weidelandes. Man sieht nur weiße Ziegen, keine Schafe oder Rinder, keine Pferde oder Maultiere. Die Fußwege sind auch hier alle gepflastert.

21. November. Wir brachen um 7 Uhr von der Tai ngŏ schan-Straße auf und erreichten die Reede von Ting hai auf der Hauptinsel Tschusan um Mittag. Zwei Gebirgszüge divergieren auf dieser Insel nach S und schließen eine dreieckige Ebene ein, in der die Stadt etwa 1 km vom Ufer liegt. Sie ist von Reisfeldern umgeben. An der Küste liegt ein größeres Dorf und auf einem kleinen isolierten Hügel ein Tempel. Der Hafen ist ausgezeichnet. Der Kapitän hält ihn für den besten in China. Er ist von allen Seiten von Inseln so eingeschlossen, daß hohe See von nirgend her eindringen kann. Dabei hat er eine Tiefe von 4—9 Faden, guten Ankergrund und ist sehr geräumig. Es liegen hier viele Dschunken, aber keine fremden Schiffe. Der Verkehr ist unbedeutend. Die Insel Tschusan (chinesisch: Tschóu schan) hat etwa 450 qkm Flächeninhalt und ist 4—5 mal so groß wie Hongkong. Sie hat viele fruchtbare und bewohnte Verebnungen, der Feldbau reicht hoch an den Abhängen hinauf. Die Gebirge, welche bis 500 m ansteigen, sind sonst ohne schroffen Formen und für Forst und Weide geeignet. Als einfache Besitzung würde Tschusan viel wertvoller sein als Hongkong, besonders auch, da die benachbarten Inseln sämtlich bewohnt und einigermaßen angebaut sind. Man zieht Reis, Tee, Seide, Baumwolle, Orangen und alle Feldfrüchte. Auch macht man sehr viel Seesalz. Das herrliche Weideland der Gebirge liegt unbenutzt. In dieser Beziehung ist die Ökonomie der Chinesen weit hinter ihrem Landbau zurück.

Als Freihafen in den Händen einer Macht wie Preußen würde Tschusan eine gebietende Stellung einnehmen. Der Hafen kann mit

Leichtigkeit befestigt werden, und eine Kriegsflotte würde den Verkehr mit dem nördlichen China und Japan beherrschen. Als Handelsort würde es zu hoher Wichtigkeit gelangen. Ningpo würde eingehen und Schanghai viel einbüßen, da das Eigentum hier viel sicherer sein würde.

Die Engländer haben während ihrer Besetzung von Tschusan eine schöne Seekarte des Archipels gemacht, scheinen aber niemals etwas über die Geographie der Inseln veröffentlicht zu haben, daher unsere Kenntnis derselben noch äußerst gering ist. Für die Chinesen sind die Inseln von geringem Wert, und ein Kauf könnte vielleicht für einen nicht zu hohen Preis abgeschlossen werden.

Der Regen hinderte längere Ausflüge. Wir gingen nur an Land, um den Tempel auf dem Hügel zu besichtigen. Er ist befestigt, sonst nicht sehenswert. Die Strafen und Belohnungen nach dem Tode, in einer Gruppe von Tonfiguren dargestellt, sind das einzige, was die Aufmerksamkeit ein wenig fesselt.

23. November.

Wir machten heute eine längere Exkursion auf Tschusan: von Ting hai nach NO in ein Zweigtal, dann auf einen 250 m hohen Paß, von dem man schöne Aussicht nach der Nordküste hat, dann auf einen hohen Gipfel von 375 m im SO vom Paß, weiter nach dem Hauptzweig des bei Ting hai mündenden Tales und in diesem zurück. Die Porphyrberge sind einfach geformt und wenig von Schluchten durchfurcht, haben aber ziemlich steile, mit Gras bewachsene Gehänge, aus denen die säulenförmig abgesonderten Porphyrfelsen pfeilerartig hervorragen. Es ist eine fortdauernde Abwechselung zwischen Gras und Fels.

Die Talböden sind weit und fruchtbar, angebaut und sehr bevölkert. Reisbau ist weitaus vorherrschend. Der Reis ist schon eingeerntet, und man pflanzt jetzt Kraut an seine Stelle. Die Kultur in diesen niederen Teilen ist außerordentlich sorgfältig: jedes bischen Boden ist benutzt. Zwischen den Feldern sind schmale, mit Steinen gepflasterte Fußpfade. Auch die unteren Gehänge dienen dem Feld-

bau, und merkwürdigerweise auch die Gipfel der höchsten Berge. Fast auf allen diesen sind süße Kartoffeln gebaut, für die man hochgelegene, abschüssige Stellen zu lieben scheint. Aber die ganzen dazwischen gelegenen Berggehänge sind gar nicht benutzt, obgleich mit herrlichem langem Gras und Kräutern bewachsen. Eine kleine Anzahl ganz weißer kleiner Ziegen bildet den einzigen Viehbestand der Insel. Die Bewässerung der Insel ist ausgezeichnet. Aus jeder Schlucht kommt ein frischer Wasserstrom, und wir fanden Quellen bis beinahe auf die höchsten Gipfel. Diesem Wasserzufluß, der zur Bewässerung der Felder praktisch benutzt wird, ist die gute Reiskultur zu verdanken. Ting hai ist eine erbärmliche Stadt, von Mauern umgeben; sie mag etwa 12000 Einwohner haben. Die Straßen sind eng, gepflastert, mit niedrigen Häusern; allenthalben herrschen schauerliche Gerüche. Selbst die kommerziellen Straßen sind unbedeutend. Die Aussichten von den Bergen waren schön, soweit es das Wetter erlaubte. Das Inselmeer ist wie eine Landkarte ausgebreitet. Die gelbe Farbe des Meeres beeinträchtigt aber sehr die Schönheit der Landschaft, auch sind die Umrisse der Insel einförmig.

Wir verließen nun die Reede von Ting hai und fuhren an der Küste hin nach Schönn kia mönn oder der Straße von Schönn kia am Südostende der Insel Tschusan. Hier fanden wir zahlreiche Dschunken; es sind Fischer von den Tschintschu-Inseln in Fokiën. Sie kommen in dieser Jahreszeit nach dem Norden, fangen Fische und salzen sie ein. Sie sind wegen Seeräuberei gefürchtet.

25. November. Heute machte ich einen Ausflug auf der Insel Putóu. Das Merkwürdige der Insel besteht darin, daß sie seit alter Zeit ein Sitz der Priester und Mönche gewesen ist. Die Tempel, mit gelben verglasten Ziegeln gedeckt, gehören zu den heiligsten Plätzen im Reich. Es darf keine Frau auf die Insel kommen, nicht einmal ein weibliches Tier. Dennoch wohnte Mrs. W. im vorigen Sommer mehrere Wochen dort, und auch andere Ausländerinnen haben die Insel besucht. Die Wahl des Ortes zeigt guten Geschmack und Sinn für Natur. Die ganze Insel

besteht aus Granit, mit Ausnahme eines kleinen Teils in der Mitte, wo Quarzit herrscht. Der Granit bildet scharfgeformte Berge, an deren Abhängen wilde Felsen mit lieblicher Landschaft auf Granitgrus und Felsgewürfel wechseln. Dieses besteht aus Granitblöcken, die lose übereinanderliegen und Höhlen, bedeckte Passagen usw. bilden: ganz der Ort für die beliebten chinesischen Landschaftsspielereien mit großartigem Hintergrunde. Vom Ankerplatz kamen wir erst zu einem kleinen Tempel, wo die Europäer zu wohnen pflegen. Er liegt am Fuß niederer Hügel, sehr lieblich, unter hohen Bäumen mit dunklem immergrünem Laub. Ein 3 m breiter, mit Granitquadern regelmäßig und schön gepflasterter Weg führt von hier aus über die Insel. Man kommt zuerst zu einem sehr weitläufigen Tempel mit mehreren Höfen, Fischteichen, einer hohen Bogenbrücke und allen jenen barocken Zutaten, die die chinesische Phantasie liebt. In dem Haupttempel fanden wir einige Priester. Eine ihrer besten Einnahmequellen besteht in Wahrsagerei. In einer Büchse sind gegen hundert Lose. Man zieht eine Nummer. Ein Priester sitzt in einer Bude und gibt für die Nummer einen gedruckten Zettel, für den man eine Kleinigkeit zahlt. Wir machten das Experiment und erhielten einige plumpe Wahrsagereien, in denen der Fischfang besonders berücksichtigt war. Der Ort wird nämlich vorzüglich von Fischern besucht, die hier ihre Andacht verrichten und in dem Ort eine Art Orakel von Delphi zu finden scheinen. Mir wurde ein glücklicher Fischzug in einem Fluß prophezeit. Andere Erwerbsquellen sind der Verkauf des Bildes der Tempelgottheit, eines Planes des Tempels mit seinen Umgebungen, einer Art von Rosenkränzen usw.

Dieser Tempel liegt am Fuß eines mit übereinander gestürzten Granitblöcken bedeckten Abhanges, über dem fester Granit in Klippen aus dem Graswuchs hervorragt, der den Gipfel bekleidet. Schmale Pfade mit Treppen führen vielfach verzweigt zwischen den Blöcken hinauf. Bald geht man unter den zusammenstoßenden Enden zweier Blöcke hindurch, bald kommt man an eine Art von Grotte, in der dann stets ein Bildnis Buddhas aufgestellt ist, bald

endet ein Zweig des Pfades auf einer freien Plattform unter hohen Bäumen. An den Felsen sind hier und da chinesische Inschriften eingemeißelt.

An einer Stelle kamen wir zu einer Höhle, die jedem Fremden gezeigt wird. Gewöhnlich sitzt beim Eintritt ein Mann in der Buddha-Stellung, und dem Besucher wird gesagt, daß dieser Einsiedler seit einer langen Reihe von Jahren auf demselben Fleck sitze, ein Zeichen seiner Heiligkeit. Wir hatten keinen Führer genommen, kamen daher unerwartet nach der Höhle und fanden den Einsiedler nicht auf seinem Posten. Er war im Freien mit zwei andern Leuten, und unser Eintritt in das Haus erregte offenbar Verlegenheit. Der Mann, dessen Haupteigentümlichkeit darin zu bestehen scheint, daß er sich niemals wäscht und kämmt, kam schnell herbei und nahm seinen Posten ein, indem er sich mit verschränkten Beinen auf eine Plattform unter einem Strohdach setzte und die Hände wie Buddha zusammenlegte. Mit manchen der vermeintlich freiwilligen Märtyrer der brahminischen und der buddhistischen Religion mag es wohl eine ähnliche Bewandtnis haben. Andererseits erinnert dieser Mann lebhaft an den „Einsiedler“ der katholischen Wallfahrtsorte. Er war hier übrigens nicht der einzige dieser Art.

Von diesem Tempel gingen wir auf den steinigen Wegen zwischen grünen Hecken und an kleinen Tempelchen (Kapellen), Buddhabildern, Höhlen usw. vorüber nach dem dritten Tempel, der sich an den felsreichen Abhang des höchsten Rückens der Insel anlehnt. Er ist der großartigste nach der ursprünglichen Anlage und der Bauart, aber sehr verfallen.

Von hier führt ein mit Steinen gepflasterter, meist treppenförmig angelegter breiter Weg an dem höchsten Gipfel (350 m) der Insel vorüber nach einem unmittelbar dahinter gelegenen Kloster. Es liegt in einem Wald dunkler immergrüner Bäume, die im Wuchs an Myrten erinnern, aber viel größere Blätter haben. Die Mönche, deren wir 23 zählten, hielten eben Prozession mit düsterm Gesang und Räucherung im Tempel. Nach dem Zustand des Refektoriums und

der sonstigen Räumlichkeiten zu urteilen, leben diese Mönche in großer Armut und Einfachheit. Sie haben den Kopf glatt geschoren wie alle Priester der Insel und tragen eine mitraähnliche schwarze Mütze und ein graues weites Gewand. Es gab unter ihnen alte und sehr junge. Wir fanden in ihren Gebäuden durchaus große Reinlichkeit.

Putóu zeichnet sich vor anderen buddhistischen Heiligtümern, wie Prabat in Siam und Kandy in Ceylon, dadurch aus, daß es eine abgeschlossene Insel ist, eine kleine Welt für sich. Es übt dadurch einen eigenen romantischen Zauber, wenn auch diese Art Romantik uns nur in sofern anspricht, als sie mit schöner Natur verbunden ist. Diese allein aber ist hinreichend, um Putóu einen eigenen Reiz zu verleihen.

Das Gestein der Insel ist Granit, dessen Hauptabsonderungsfläche senkrecht gestellt ist. Die Vegetation ist stellenweis prachtvoll. Kamelien und Rhododendren sind sehr häufig, ferner Fächerpalmen und verschiedene immergrüne Bäume. Besonders mannigfaltig sind die Schlingpflanzen, welche die Felsblöcke überziehen. Die Insel hat wenig Wasser und unterscheidet sich in dieser Beziehung von Tschusan.

27. November.

Wir landeten heute bei Tsönn kiang Point an der Westküste der Insel Tschusan, danach auf der Insel Wa tóu, die der Insel Kin tang vorgelagert ist. Diese Orte zeichnen sich durch große Steinbrüche aus, welche sehr sehenswert sind.

Früher war Kintang ein berüchtigter Sitz von Seeräubern. Noch jetzt steht dort, von sumpfigen Reisfeldern umgeben, ihre Festung, in der sie vor der Verfolgung der Mandarine sicher waren. Erst vor wenigen Jahren wurde das Raubnest von englischen Kanonenbooten zerschossen und der Seeräuberei ein Ende gemacht. Man muß im Tschusan-Archipel noch immer auf der Hut sein, aber die Gefahr vor Seeräubern ist nur noch gering. Jetzt arbeiten die Leute in den Steinbrüchen, die Hunderten Unterhalt geben. In einem allein waren wenigstens 100 Arbeiter beschäftigt. Die Steine werden nach allen

Orten der Küste verschifft. Das wilde Handwerk hängt den Leuten noch an, und die Arbeiter auf Watóu sind eine schlimme Gesellschaft, in die ein Europäer sich nur mit Gefahr allein wagen könnte. Dies war das erstemal, daß ich mich vor Eingeborenen unsicher fühlte.

Der ganze Archipel erinnert an das japanische Binnenmeer. Die Inseln sind alle gebirgig, mit fruchtbaren Talböden zwischen den Hügeln, und diese sind bis hoch hinauf terrassiert und angebaut. Der Anblick ist überall anmutig, ohne Unterbrechung durch wilde und schroffe Formen, daher aber auch etwas zu einförmig, um malerisch zu sein. Geologisch sind die Inseln interessant, aber ebenfalls einförmig.

Die Fahrt endete in Ningpo am 28. November.

29. Novbr. bis 1. Dezbr.

Man findet in Ningpo das seltene Beispiel einer im allgemeinen harmonierenden Gesellschaft und einer Zufriedenheit der Meisten mit ihrem Schicksal, trotz schlechter Zeiten. Die Gesellschaft bildet ein abgeschlossenes Ganzes und findet in sich selbst hinreichenden Stoff zu fortdauernder Unterhaltung. Ningpo ist für sie das Zentrum mindestens der östlichen Welt, und sie kümmern sich wenig um das, was außerhalb ihres engen Zirkels in China oder in andern Ländern vorgeht. Man besucht sich, ladet sich gegenseitig ein, macht Ausflüge, bespricht Stadtklatsch und verbringt die Zeit im Fluge. B. ist ein anregendes Mitglied dieser Gesellschaft. Er hat einen sogen. Klub gegründet, wo Vorträge gehalten werden. Außerdem gibt man Theatervorstellungen und veranstaltet zuweilen einen Tanz. Das Heiraten ist an der Tagesordnung. Junge Mädchen, die hierher kommen, sind gewöhnlich in kurzer Zeit verlobt. Eine Hochzeit hat eben stattgefunden, und zwei stehen bevor.

Der Handel von Ningpo ist nicht unbedeutend. 1861—63 erlitt er durch die Rebellen einen erheblichen Rückschlag, von dem er

Panorama der [illegible] Tschusan-[illegible]
von der Südspitze der Insel Tschusan nach [illegible]



sich allmählich erholt. Die Ausfuhr bezieht sich besonders auf grünen Tee und Seide. Die Seidenausfuhr ist aber jetzt nicht bedeutend, da die Rebellen die Maulbeerbäume zerstört haben. Der Handel liegt meist in Händen von Chinesen. Die Europäer machten sehr viel Geld zur Zeit der Rebellion, da sie den Aufständischen Waffen, Munition und anderes verkauften.

Von Ningpo (Tschekiang) nach Tschingkiang (Kansu).

Ich verließ Ningpo am 1. Dezember abends, um über Hangtschóu fu nach Tschingkiang zu reisen.

2. Dezember. Mein Boot ist diesmal weniger bequem und geräumig, als das, welches ich bei meinem ersten Ausflug von Ningpo hatte. Die Fahrt führt den sogenannten Yü yau-Zweig des Flusses hinauf gegen WNW.

Bis Yü yau hsiën begleiten noch zusammenhängende Gebirge beide Seiten des Flusses, nichts als Porphyrberge. Wie überall, haben sie auch hier einen lieblichen landschaftlichen Charakter. Auf dem Festlande waltet noch mehr als auf den Inseln die Kuppelform der Berge vor. Die Gebirge, wenn auch im Grunde zusammenhängend, zeigen Felsen, aber nur selten schroffe Formen. Anmutige, sehr verzweigte Täler ziehen sich in das Gebirge hinauf.

Die Vegetation ist meist nur ein Rasenteppich, der hier alles zwischen den Felsen bekleidet, außerdem nur ein lockerer Bestand junger Nadelholzbäume und zerstreute hohe Gruppen von Laub- und Nadelholz in dem unteren Teil der Gehänge und in den Ebenen an allen Stellen, wo Grabstätten sind. Aber man ist in China auch für diese geringe Baumbekleidung dankbar; überdies geben die Gruppen an den Gräbern oft der Landschaft einen malerischen Charakter.

Das ebene Land zwischen den Gebirgen wechselt an Breite, von der Weite des Flußbettes bis zu 6—12 km. Wo im Süden Täler

münden, zieht es sich weiter in die Gebirge hinein. Es ist fruchtbar, größtenteils mit Reis bebaut. Einzelne Häusergruppen sind am Fuß der Hügel zerstreut, Tempel unter ihnen häufig. Große Dörfer am Fluß gibt es wenige. Yü yau ist eine ausgedehnte Stadt. Alte, verfallene Ringmauern umgeben den jetzt wenig bewohnten Teil am südlichen Ufer, neuere Mauern die jetzige Stadt am nördlichen Ufer. Daran schließen sich ausgedehnte Vorstädte. Früher war dies unzweifelhaft ein schöner Ort. Viele Steintore mit reicher Ornamentierung mahnen an die Blütezeit chinesischer Skulptur, die auch an Tempeln, Brücken usw. hervortritt. Jetzt ist das meiste verfallen, und es sind vorwaltend die unästhetischen Elemente, welche die Eindrücke dieses Ortes, wie so vieler anderer bestimmen. Armut und Schmutz treten überall entgegen, und die Bevölkerung hat den Sinn für alles Edlere verloren.

3. Dezember.

Die Gebirge treten weiterhin zurück. Nördlich waltet die Ebene vor mit einzelnen daraus aufragenden Hügelreihen und Inseln; darunter ist besonders ein breiter abgestumpfter Kegel von 200 m mit einem Tempel auf der Höhe bemerkenswert. Im Süden werden hohe Gebirge in der Ferne sichtbar, hinter niederen Vorhügeln, die bald an den Fluß herantreten, bald zurückweichen, wo Täler einmünden. Wir kamen über einen großen Fluß, dessen Tal weit in das Gebirge hineinreicht. Die Berge bestehen immer noch aus Porphyr, und es ist kein anderes Gestein sichtbar. Die Berge im Süden weichen dann immer weiter zurück, im N zeigt sich nur noch der erwähnte Kegelberg, dann endlose Ebenen, wahrscheinlich bis zum Meer.

Man fährt unter zahllosen Brücken hindurch, alle vorzüglich aus Quadern gebaut, zum Teil in hohen Bogen über Pfeilern — kleine Meisterwerke. Sie stammen jedenfalls aus alter Zeit. Auch Tempel sind sehr zahlreich.

4. Dezember.

In der Nacht ankerten wir in einem blinden Ende des Kanals, und ich hatte nun die zweimalige Geduldsprobe zu bestehen, das Boot über einen etwa 4 m hohen Damm in den Strom und, nachdem wir dessen Windungen für 10 li gefolgt waren, wieder aus dem Strom

hinaus, über einen zweiten Damm am linken Ufer in den jenseitigen Kanal schleppen zu lassen. Die Prozedur hatte viel Komisches, besonders in der zweiten Auflage. Erst viel Reden, Schreien, Gaffen, ohne daß etwas geschieht. Dann, auf meine wiederholte Aufmunterung zur Eile, werden büffelhaft langsam allmählich 6 Büffel an das Boot gespannt, und es finden sich ungefähr 50 Kulis ein, die teils an Seilen ziehen, teils das Boot stützen, um es vor dem Umfallen zu schützen. Dann großes Geschrei, allgemeine Anstrengung, aber ungleich, wie bei einem schlecht geleiteten Sechsgespann von Pferden, daher kein Erfolg. Erneuter Ansatz aller Stimmen, das Boot bewegt sich, und im Hurrah wird es auf der Unterlage von Knüppeln, die es vor dem Einsinken in den weichen Schlamm bewahren, um eine Bootslänge vorgeschoben. Alles dies wird mit wechselndem Erfolge mehrere Male wiederholt. Endlich hat das Boot den Damm erreicht. Die schiefe Ebene ist mit fettigen Letten schlüpfrig gemacht, eine neue Lage dieses Reibungsverhinderungsmittels war eben aufgetragen worden. Nun kommt die Schlußszene, der Knalleffekt des ganzen Vorganges. Mit lautem Geschrei geht man ans Werk. Das Boot gleitet die schiefe Ebene hinauf. Aber auf halbem Wege reißt die Schlinge, an der alle Seile befestigt sind, und im Fluge schießt das Boot zurück, zum Glück ohne einen Unfall oder Schaden. Dann erneute Anstrengung. Endlich geht alles gut, das Boot schwebt — in diesem kritischen Moment wird der Geldpunkt geregelt, und hinab geht es auf der andern Seite in die Flut.

Morgens waren wir 50 li von Schau hing entfernt. Ich folgte dem Fluß 10 li, dann 40 li auf einem Kanal durch eine dichtbevölkerte und reich angebaute Gegend, die überhaupt von zahllosen Kanälen durchzogen ist. Der Fuß der Gebirge bleibt 5—8 km südlich vom Kanal und entsendet bei Schau hing einen Sporn bis in die Stadt hinein.

Schau hing fu ist eine große Stadt und soll 1 Million Einwohner gehabt haben, ist aber durch die Rebellion sehr heruntergekommen. Immerhin soll der Ort bedeutend größer sein als Ningpo. Ein Kanal führt grade hindurch. Ich wählte einen andern, der an der äußeren

Seite der Stadtmauer entlangzieht. Meine Absicht war, einen mit einer Pagode gekrönten Hügel nördlich der Stadt zu besteigen, um diese zu überblicken. Doch fand ich, daß die Mauer diesen Hügel umschließt, und da es auf der Seite des Kanals kein Tor gab, so konnte ich meine Absicht nicht ausführen und sah von der Stadt nichts, als die Mauer und die Vorstädte. Die Mauern sind mit Farnen und Schlingpflanzen dicht bedeckt, ein reiches Feld für den Botaniker, und ebenso verfallen wie die Pagode auf dem Hügel. Auch die Vorstädte liegen von der Rebellenzeit her in Ruinen.

In dem Tal von Schau hing wohnt ein ganz anderer Menschenschlag als in und um Ningpo. Der Unterkiefer ist mehr vorgestreckt. Dies gibt den Leuten ein häßliches Aussehen. Auffallend war besonders die Häßlichkeit der Jungen; im späteren Alter scheint sie weniger hervorzutreten.

Der Weg auf dem Kanal ist eine fortwährende eklatante Illustration des Stoffwechsels. Die Kinder sind ebenso zahlreich wie die Gräber, und beide hat man unaufhörlich vor Augen. Es muß wohl ein Viertel dieser Gegend von Gräbern eingenommen sein. Die meisten sind viereckige Kasten, von fünf Quadern von Porphyrtuff gebildet. Die Menge der Kinder ist wahrhaft erschreckend. Bedenkt man die wiederholte Verdoppelung der Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten, so scheint sich eine abermalige Verdoppelung vorzubereiten. Wo soll dies hinführen? Jetzt dürfen die Chinesen auswandern: sie müssen bald die Welt überschwemmen und an Zahl allen andern Rassen zusammen überlegen werden.

5. Dezember. Ich fuhr die ganze Nacht durch und erwachte bei Sonnenaufgang in einem ansehnlichen Dorf, das die Eigentümlichkeit hatte, dem Kanal die Rückseite der Häuser zuzukehren. Schon in Schau hing fiel die weiße Betünchung der Häuser auf, der man um Ningpo nicht begegnet; in diesen Dörfern wird sie allgemein, und man merkt, daß man sich einer Kalksteinregion nähert.

Die Ufer des Kanals sind hier durch einen breiten, mit Gräbern bedeckten Damm von den Reisfeldern geschieden und mit Quadern

eingefaßt, und am Ufer finden sich Häuser und monumentale Bauten aus alter Zeit. Diese Bauten bestehen besonders in kunstvollen, aus Porphyrtuff gearbeiteten Toren mit reicher durchbrochener Dachverzierung und Skulpturen. Doch ist das Material nicht dauerhaft, und die Ornamentierung hat durch die Zeit beträchtlich gelitten. Aber noch sind die Bauten ein Zeichen, daß man sich hier auf einer alten bedeutenden Kulturstraße befindet.

In Hsi hsing, einem alten schmutzigen Dorfe, endet der Kanal blind. Um nach Hang tschóu zu gelangen, muß man den Tsiën tang-Fluß übersetzen. Er ist hier ungemein seicht, und das südliche Ufer sehr flach. Man geht auf einem Damm zwischen marschigem Grund 3 km weit. In einiger Entfernung liegt die Fähre, ein Segelboot. Um dorthin zu gelangen, setzt man sich auf einen vierrädrigen, mit 2 Büffeln bespannten Wagen und fährt durch das seichte Wasser nach dem Boot. Der Fluß ist ungefähr 1 ½ km breit. Am nördlichen Ufer steigt man aus, und gelangt durch eine Häusergasse in die Stadt.

Der Verkehr auf dieser Strecke ist sehr bedeutend. Passagiere und Lastträger drängen sich auf der ganzen Länge des Dammes, von Hsi hsing an. Ungefähr 20 Büffelkarren versehen den Dienst, jeder für etwa 12 Personen bestimmt. Die Zahl der Fährboote scheint sechs zu sein. Und doch sind Karren wie Boote fortdauernd in Bewegung. Die Lasten werden unmittelbar auf das Boot getragen, ebenso die Tragstühle, die hier sehr en vogue sind. Ich war amerikanisiert genug, um sofort an den Profit zu denken, den eine Dampffähre an einer so belebten Stelle machen würde, und war wahrhaft beschämt, als ich erfuhr, daß ein edelmütiger Chinese aus Interesse für das öffentliche Wohl die ganze Institution der Beförderung auf eigene Kosten unterhält und die Fahrt wie den Frachttransport der Bevölkerung freigibt. Solcher gemeinnützige Sinn ist überhaupt selten, aber doppelt fällt es auf, ihm in China zu begegnen.

Wenn man sich von Hsi hsing dem Fluß nähert, hat man eine reizvolle Landschaft vor sich. Links die Berge von Fuyang und dem Tsiën tang überhaupt, rechts unendliche Ebenen mit einzelnen

Inseln darin und dem breiten Strom; vor sich den Fluß und das hügelige jenseitige Ufer, die Hügel nur unterbrochen durch die Ebene von Hang tschóu, dessen Lage durch Pagoden bezeichnet ist.

Zwischen Fluß und Hügeln liegen weiße Häuser, die sich an die Ufer anschmiegen, und Reihen weißer Häuser zeigen die Lage von Hang tschóu an. Die Landschaft sieht friedlich, reinlich und einladend aus. Aber welcher Kontrast, wenn man den Fluß überschritten hat und die glänzenden weißen Häuser in der Nähe betrachtet! Schmutz, nichts als Schmutz, Verfall, Ruinen!.

Von dem Ufer kam ich bald durch das Stadttor, aber von hier hatte ich noch beinahe eine Stunde zu gehen, ehe ich das mitten in der Stadt gelegene Haus des amerikanischen Missionars G. erreichte, an den ich Briefe hatte. Zwei Dritteile des Weges führten durch Stadtteile, in denen jedes Haus zerstört ist. Die Ruinen sind nicht einmal malerisch, da sie jeder früheren architektonischen Schönheit entbehren und nicht bewachsen sind.

Wir machten einen Spaziergang nach einem in der Stadt eingeschlossenen, mit Tempeln gekrönten Hügel, der den Hsi hu(-See) beherrscht. Der Rundblick ist schön, die Stadt, von größerer Ausdehnung als Berlin (wie mir scheint), dehnt sich im Tal aus, und weithin erstrecken sich Vorstädte und große Dörfer. Die weißen Häuser mit grauen Dächern und schwarzer Berandung unter den Dächern gewährten von hier aus einen freundlichen Anblick. Die Tartarenstadt ist ganz zerstört.

Hang tschóu soll vor der Rebellion 2 Millionen Einwohner gehabt haben, jetzt nur noch 2—300,000. Dies mögen Extreme sein, aber die Zerstörung ist furchtbar gewesen. In einer einzigen Straße erst ist der Handel wieder hergestellt. Die Stadt ist berühmt wegen ihrer Schneiderwerkzeuge, besonders Scheren; auch werden Fächer gemacht, Webereien und Silberarbeiten.

Da ich sah, daß ich nur kurze und sehr zeitraubende Ausflüge von Hang tschóu in die westlichen Berge würde unternehmen können,

so beschloß ich, sofort nach dem Norden abzugehen. Ich mietete ein Boot für 1,20 Dollars pro Tag. Mein Paß öffnete mir das schon geschlossene Stadttor, und ich fuhr bei völliger Dunkelheit noch nach dem Ausfluß des Hsi hu.

6. Dezember. Am Morgen befand ich mich an einem Ausfluß der Stadtgräben, der im Niveau des Großen Kanals und etwa 2 m niedriger als jene Gräben liegt. Es lagen hier viele Schiffe mit Gütern, die ihre Fracht löschten. Natürlich befindet sich an der Stelle ein Mandarin-Zollamt zur Erhebung eines lokalen Zolles. Schon gestern hatte ich, ein wenig außerhalb des Stadttors, ein derartiges Zollamt passiert, wo der Strom durch einen Querbalken abgesperrt wurde.

Ich hatte jetzt noch 5 km bis zum Hsi hu (West-See) zu gehen. Dort nahm ich ein Boot und fuhr auf dem See spazieren. Marco Polo schildert ihn in glühenden Farben. Es war hier ein kaiserliches Sommerschloß, in welchem noch Kang hi*) und einer seiner Nachfolger gewohnt haben sollen. Noch stehen die gelben Umfassungsmauern und viele Gebäude, aber der Kaiserpalast ist keineswegs imposant in seinen Ruinen. Seine Lage war recht hübsch. Er steht auf einer Insel, die durch breite Dämme mit hohen, gut gebauten Bogenbrücken in verschiedener Richtung mit dem Ufer verbunden ist. Der See ist dadurch in mehrere Teile zerschnitten.

Die Insel ist ein dicht bewachsener Hügel und ganz für eine allerliebste Sommerresidenz geeignet. Zierliche chinesische Pavillons waren auf der Höhe und in versteckten Winkeln errichtet, und die Insel war parkartig angelegt. Nicht weit davon liegt eine kleine Insel im See, eben groß genug, einen Pavillon zu tragen.

Marco Polo rühmt die fürstlichen Sommerpaläste der Großen an den Ufern des Sees, die Tempel und die Pagoden. Man sieht zahlreiche Ruinen, aber ihre Pracht muß in Holzkonstruktion und vergänglichem Flitter bestanden haben. An Steinbauten erinnern nur ausgedehnte, mit Porphyrquadern gepflasterte Plätze mit Stufen und

*) Der größte Kaiser der Ming-Dynastie, 1662—1722.

hier und da einige steinerne Löwen und umgestürzte Säulen. Die meisten Ruinen fand ich auf einer mit hohem Schilf und Weiden bewachsenen Verebnung im Westen des Sees, einem beinahe unzugänglichen Dickicht.

Es gibt hier auch zahlreiche Gräber, darunter einige vornehme, die bewacht und in Stand gehalten werden. Auch hier noch dienen ausschließlich Porphyrtuffe zu architektonischen Zwecken. Die einzigen bemerkenswerten Monumente aus alter Zeit sind drei Pagoden, eine dick und plump, eine zweite ganz schmächtig und spitzig wie ein Zahnstocher, eine dritte von besseren Proportionen, aber ebensowenig wie jene durch Schönheit ausgezeichnet.

Der Hsi hu ist eine künstlich überschwemmte Fläche und hat nur 3—4 Fuß Tiefe. Das Wasser ist klar, der Boden mit Wasserpflanzen bedeckt. Der See ist nach Osten hin offen und wird zum Teil von der Stadtmauer von Hang tschóu begrenzt. Auf den drei andern Seiten ist er von Hügeln eingeschlossen; die westlichen steigen bis etwas über 300 m an.

Es münden im SW drei Täler. Ich ging in dem nördlichen aufwärts nach einem Tempel und berühmten Wallfahrtsort. Er liegt in einem grünen Kessel, dicht von steilen Abhängen eingeschlossen. Der Weg dahin, etwa 7 km, ist mit Steinen gepflastert. Es drängen sich Wirtshäuser und Verkaufsbuden, in denen die Priester selbst alles zum Tschin tschin Joss*) Gehörige feilbieten.

Die Natur war einladend genug, um mich bedauern zu lassen, nicht weiter nach Westen in die Gebirge eindringen zu können. Aber um das in diesem Teil von China zu tun, muß man zu Fuß und allein reisen, und daher fertig chinesisch sprechen können.

Für die jetzigen Reisenden ist es nicht möglich, in das emphatische Lob Marco Polo's einzustimmen. Der See ist so hübsch, wie

---

*) Joss sind die Weihrauchstäbe, die in den Tempeln dargebracht werden, im weiteren Sinne derartige Opfer überhaupt. Die Bezeichnung ist eine europäische Erfindung (Pidjin-English).

ein See zwischen beinahe kahlen Hügeln im Niveau des Meeres sein kann. Aber das ist eben nicht viel. Und es fehlt jetzt die Staffage, die den venetianischen Reisenden so sehr entzückte.

Nachmittags kehrte ich zu meinem Boot zurück und fuhr wieder in den Großen Kanal und auf diesem nordwärts, nichts als Ruinen aus der Rebellenzeit zu beiden Seiten.

7. Dezember. Es gibt hier wenige große Orte, die Häuser sind meist zerstreut. Die Ebene ist reich an Kultur, und es wird viel Seidenzucht getrieben. Alle Dämme und erhöhten Stellen sind mit Maulbeerbäumen bewachsen.

8. Dezember. Heute fuhr ich an Hu tschóu fu vorüber nach dem Tai hu zu. Die Kanäle sind hier vielfach verzweigt, ein völliges Labyrinth. Meine Bootsleute waren darin nicht gut bekannt. Überdies war es nebelig, so daß wir in der Irre herumfuhren und erst nachmittags den See erreichten. Sie hatten nicht den Mut, sich durch das offene Wasser zu wagen, und wir ankerten im hohen Schilf.

9. Dezember. Der Tai hu ist eine länglich runde Wasserfläche, 40 km von SO nach NW, 25—30 km von SW nach NO. Seine Tiefe soll wenig mehr als 1½ m betragen. Die Ufer sind zum Teil sehr flach und weithin mit Schilf bewachsen, besonders im SO. Der See enthält eine Anzahl von Inseln, die sämtlich gebirgig sind. Es scheint, daß alle bewohnt sind, da auch auf den kleinsten, die noch den Namen Insel verdienen, Häuser stehen. Außer Fischerei, die sehr viele hier beschäftigt, treiben die Leute Seidenzucht. Die Häuser sind aus Stein gebaut und mit schwarzen Hohlziegeln gedeckt. Die weiße Betünchung scheint nur einmal, in uralter Zeit, aufgetragen worden zu sein, da sie mit dem Ruß und Schmutz von Generationen bedeckt und zum Teil abgefallen ist. Das dunkle, ruinenhafte Aussehen der Dörfer erinnert ungemein an Italien. Die Ähnlichkeit erstreckt sich auch über die Dörfer hinaus. Die Maulbeergärten sind terrassenförmig aufgemauert, und die engen Fußsteige winden sich oft zwischen hohen Mauern, die dicht überwachsen sind. Dazu kommt die Regelmäßigkeit der Anpflanzungen, mit einem Unterwuchs von Gemüsen und Bohnen.

Es fehlen Mais und Wein, um der Landschaft ein ganz lombardisches Gepräge zu geben.

Die Rebe würde hier wahrscheinlich ausgezeichnet gedeihen, da Klima und Boden für sie vortrefflich geeignet erscheinen. Ich trank in Schanghai einen von Su tschou-Trauben gemachten Wein, den die Missionare als Abendmahlswein bereiten, da die Eingeborenen sich scheuen, importierten Wein zu trinken. Es war ein süßer Wein mit allen Elementen eines vorzüglichen spanischen Weines, weit besser als die californischen Weine. Auch hier fällt mir die geringe Benutzung der Hügelabhänge auf. Der reiche Graswuchs geht total verloren; weder Bäume noch Wein wird gepflanzt, noch wird Vieh gehalten. Es wäre eines der wohltätigsten Missionswerke, die Chinesen die Methode zur Benutzung der Hügel zu lehren.

Man bewundert die Ökonomie der Chinesen. Aber sie beschränkt sich auf ein sehr vollkommenes System des Ackerbaues, und dessen Vollkommenheit beruht auf Düngung und Bewässerung.

Auch hinsichtlich der Obstkultur haben die Chinesen noch das A-B-C zu lernen. Sie existiert so gut wie gar nicht. Auf diesen Inseln pflanzen sie Orangen und Persimmon, aber von ersteren nur eine schlechte Art sogenannter Mandarin-Orangen. Bei dem geringen Erfolg der geistigen Missionen wäre die materielle Hebung des Volkes (durch die angegebenen Mittel: Viehstand, Waldbau, Weinbau und Obstbau) eine würdige Aufgabe für die Missionare.

10.Dezember.

Nachmittags sprang eine leichte Brise auf. Mein Boot ist nicht seefest, und wir mußten eilen, in einem sichern Platz auf der westlichen Tungting-Insel einzulaufen. Jedes Dorf hier hat seinen eigenen kleinen, meist durch Molen geschützten Hafen. Die Schiffer bleiben gewöhnlich in diesen Orten, da der See als unsicher gilt. Überreste der Rebellen sollen sich als Piraten herumtreiben.

11.Dezember.

China ist eine Schule der Geduld; man hat täglich Gelegenheit, sie zu üben. Morgen beabsichtigte ich, in Tschingkiang einzutreffen und bin noch sehr weit davon entfernt. Und doch verdanke ich es

nur meinem energischen Einschreiten, daß ich überhaupt so weit bin. Täglich kommt es vor, daß die Bootsleute wegen Nebel des Morgens nicht aufbrechen oder am Tage die Fahrt nicht fortsetzen wollen, da sie behaupten, keinen sichern Ort mehr anzutreffen. Aber heute war selbst meine gewöhnliche Manipulation, den Anker selbst zu heben und abzustoßen usw., vergeblich, da etwas Seegang war. Erst nachmittags brachte ich die Leute zum Aufbruch und ankerte wieder am Nordufer des Sees.

12. Dezember.

Bei dem Dorfe Mu tóu endet, mit einer Pagode gekrönt, ein schmaler Bergzug von klippigen Formen. Er scheint in seiner ganzen Ausdehnung aus Granit zu bestehen. Andere vereinzelte Granitklippen sind weiter nordöstlich inselartig zerstreut. In dieser Gegend sind alle Bausteine Granit, hier und da mit einigen Stücken Sandstein. Die schönen Bogenbrücken über die Kanäle sind ganz aus großen Granitblöcken gebaut, die ganz glatt behauen und auch bei einer Länge von 3 bis 4 m genau der Krümmung des Bogens entsprechend geformt sind.

Die letzte Strecke vor Su tschóu fu ist ebenes Land. Der Kanal wird belebter, die Dörfer mehren sich am Ufer, wie ausgedehnte Vorstädte. Ein breiter Kanal zieht um die Stadtmauer, wie in Hang tschóu und Schau hing. Ich blieb außerhalb und fuhr lange an der Mauer hin. Überhaupt tat ich nur einen Blick in das Innere dieser wegen ihrer Schönheit vielgepriesenen Stadt. Sie ist jetzt eine Ruine. Selbst die Vorstädte sind weithin zerstört, dennoch war hier vielmehr Leben als in Hang tschóu. In den breiten Kanälen drängen sich die Fahrzeuge, darunter viele von ansehnlicher Größe.

Aus einem Brief an die Eltern.

Es gehört übrigens eine gute Natur dazu, um diese Reise zu machen. Ich habe in meinem jetzigen Boot einen ganz guten Raum, in dem ich beim Stehen meinen Anfangsbuchstaben nachbilden muß, wie der F-Mann auf dem A-B-C-Bilderbogen für Kinder. Es steht ein Tisch darin, und ringsherum sind Bänke, breit genug für ein Bett. Außerdem habe ich zwei abgetrennte Räume für die Küche und die Chinesen. Aber der Wind streicht frei hindurch, und Erwärmungs-

mittel gibt es nicht. Da es des Morgens friert, so ist das nicht immer angenehm, aber es ist doch besser als zu große Hitze. Ich stehe vor Sonnenaufgang auf, zum Verdruß meiner Chinesen, und arbeite abends bis 10 oder 11 Uhr. Des Morgens mache ich einen kleinen Jagd-Ausflug, da dann die Fasanen auf den Reisfeldern ihr Frühstück nehmen. Die Küche ist ganz gut bestellt. Mein Boy (dies ist hier der Name für die diensttuenden Chinesen) hat zwar nicht einmal die Anfangsgründe der Kochkunst gelernt, aber er ist sehr reinlich und ordentlich und gelehrig. Da ich nun einiges Talent für die Kochkunst zu besitzen glaube, so experimentiere ich mit ihm mit vielem Erfolge, und bald versteht er besser als ich, was ich ihm gezeigt habe. Mit Materialien bin ich immer gut versorgt und lebe wirklich gut, jedenfalls besser als in einem amerikanischen Hotel gewöhnlicher Ordnung. Ich führe auf meinem Boot eine schwarz-weiß-rote Flagge.

Ich quäle mich jetzt damit, Chinesisch zu lernen, nicht nur Sprechen, sondern auch Lesen und Schreiben. Es ist nicht schwer, aber entsetzlich mühsam, und man hat das entmutigende Bewußtsein, seine Zeit auf etwas zu verwenden, das zwar hier unumgänglich notwendig ist, wenn man mit Erfolg reisen will, sonst aber nicht den geringsten Nutzen hat. Sich einige Tausend der verwickelten Charaktere anzueignen, ist natürlich eine Aufgabe für eine lange Zeit. Und solcher Zeichen gibt es im ganzen 40 000, von denen man ungefähr 4000 lernen muß. Die geringste Änderung an ihrer Form ändert auch den Sinn.

Es ist aber mit Hilfe von etwas Mnemotechnik gar nicht schwer, wenn man beharrlich dabei bleibt; man muß nur während des Lernens nie aussetzen. Für das Leben außerhalb Chinas ist dies von ebenso geringem Nutzen wie die ganze Schulweisheit der Chinesen, in der sie ihre vielbewunderten Examina bestehen müssen. Ich habe es in den wenigen Tagen, seit ich angefangen habe, bis auf 250 Zeichen gebracht, kann aber nicht in diesem Maßstab fortschreiten, wenn ich überhaupt Beharrlichkeit genug habe, dabeizubleiben. Dagegen habe ich meinen bisherigen Siëntschang, Tschu, hier entlassen, da ich nun

einmal nicht verstehe, bei einem Lehrer zu lernen. Ich komme allein jedenfalls besser vorwärts.

Der Große Kanal, auf dem ich jetzt fahre, durchzieht das östliche China in einer Länge von nahe an zweihundert Meilen und entsendet Seitenkanäle von einer Gesamtlänge von Tausenden von Meilen. Er ist eine der größten Arbeiten, die je von Menschen ausgeführt worden sind, und, obgleich er vor mehr als dreitausend Jahren gegraben sein soll, ist er doch noch immer die Lebensader und der Verkehrsweg der großen chinesischen Niederung.

13. Dezember. Die weitere Fahrt von 100 li auf dem Großen Kanal war ohne Abwechslung und Interesse. Auffallend ist auf dieser Strecke die fast gänzliche Abwesenheit von geschlossenen Dörfern und die entsetzliche Armut der Bevölkerung auf einem von der Natur so reich gesegneten Boden. Aber es ist in den Ebenen des Ganges und des Nil ebenso, und selbst in der des Po stehen wohl die Bewohner an Wohlstand hinter denen der benachbarten hügeligen Gebiete zurück.

Die Landbevölkerung ist hier in den Superlativ von Lumpen gekleidet, wenn man dieses Überhängen von Fetzen noch Kleidung nennen kann. Sie leben in halbverfallenen Hütten, die in einem eigentümlichen Kontrast mit den wenigen Überresten der Bauten der Vorzeit, insbesondere der Brücken, stehen.

Die Chinesen haben allerdings Grund, auf ein Goldenes Zeitalter zurückzublicken, von dem sie ihre Philosophie, das Gute in ihren staatlichen Einrichtungen, ihre Schrift, ihre Industrie und Künste, ihre Tempel, Kanäle und Brücken als eine sich stetig schmälernde Erbschaft überkommen haben. Mit der Einführung des Zopfes scheint sich der Verfall allmählich vorbereitet zu haben.

Ein und dasselbe chinesiche Schriftzeichen gilt gleichlautend für die Begriffe „leben“ und „erzeugen“, und nichts ist wohl bezeichnender für den geistigen Zustand der Massen am heutigen Tage: es ist die beste Illustration für die kolossale Menschenvermehrung, die unter der jetzigen Dynastie stattgefunden hat. Die Verehrung der

Ahnen hat bei den Chinesen einen tiefen Grund. Dem geringen Erbteil, das ihnen von jenen geblieben ist, verdanken sie, daß sie immerhin auf einer noch höheren Stufe der Bildung stehen als die bäurische Bevölkerung mancher Teile Europas, z. B. unter den Ruthenen und Wallachen.

Wu hsi ist ein hsiën*) von bedeutendem Umfang, groß genug für eine Provinzialhauptstadt in anderen Ländern. Hier ist selbst ihr Name außerhalb eines Umkreises von 30 km kaum bekannt. **15. Dezember.**

Auch weiterhin ist der Große Kanal sehr einförmig, eine gerade Strecke von 200 li, von SO nach NW gerichtet, ganz im ebenen Lande.

Einige Abwechslung für mich gab die Begegnung mit verschiedenen Jagdausflüglern von Schanghai, den ersten weißen Gesichtern seit Hang tschóu fu. Es ist nämlich hier ein vorzügliches Jagdgebiet. Bei Lü tschöng waren die hohen Schilfgräser ganz lebendig von Fasanen. Ich fühlte sehr den Mangel eines Hundes und mußte mich mit zwei Fasanen begnügen. Die zahlreichen Jäger, die zu dieser Jahreszeit kommen, machen die Vögel scheu. Bemerkenswert ist der geringe Anbau des Landes; vielleicht ist es nur die Folge der Rebellion, denn man sieht Zeichen eines früher weit beträchtlicheren Anbaues. Fast alle Dörfer sind halb oder ganz zerstört, und es leben nur wenige, wo früher die Gegend dicht bevölkert war. Dies mag zum Teil den geringen Anbau erklären.

Der Kanal hat hier tief ausgegraben werden müssen, und der Boden ist noch zu beiden Seiten in hohen Dämmen aufgeschichtet. Jenseits der Dämme sind zahlreiche Aufschüttungen, besonders für Gräber, auch Schutthaufen, Grenzwälle zwischen ehemaligen Reisfeldern usw. Alle diese Aufschüttungen sind jetzt mit hohem Schilfgras bedeckt, die vormaligen Felder mit niederem, aber sehr dichtem Graswuchs.

Die Städte ähneln sich alle wie ein Ei dem anderen: weit-

*) hsiën oder hiën = Kreisstadt.

läufige Umfassungsmauern, die mehr zu polizeilicher Kontrolle und nächtlicher Absperrung der Bevölkerung als zum Schutz gegen feindliche Anfälle dienen; ein Häusermeer mit engen Gassen, im Innern seit der Rebellionszeit größtenteils in Ruinen, ein Zeichen der Schwäche der Bevölkerung, der Befestigung und der tartarischen Garnison, welche die Stadt zu schützen hatte; außen schmutzige Vorstädte entlang den Kanälen, wimmelnd von Chinesen, Kindern und Hunden — das ist der Charakter jeder chinesischen Stadt, wenigstens in dieser Gegend.

16. Dezember. Die Gegend ist von Tau yang an wieder besser angebaut. Die Bevölkerung wird zahlreicher, zeigt weniger Spuren der Armut als weiter südlich und wenigstens eine Spur von Schaffenstrieb. Denn es werden hier alte Ruinen wieder aufgebaut, der Schutt der Stadtmauern hinweggeräumt und selbst neue Brücken gebaut. Man fährt dann lange an der Stadtmauer von Tschingkiang hin. Der kleine Kanal mündet in der Vorstadt in den Yangtszĕkiang. Ich erreichte die fremde Ansiedlung in Tschingkiang nachmittags und beendete damit die 15tägige Reise von Ningpo.

In drei Tagen reise ich wieder ab, den Yangtszĕkiang hinauf, auf einem schönen großen Boot mit geräumigen Zimmern. Die Dampfschiffe schleppen es mir bis nach Hankóu, 150 deutsche Meilen stromaufwärts. Dann segle ich langsam den Strom hinab und halte mich unterwegs an verschiedenen Stellen auf, um Ausflüge zu machen. Die Reise soll ungefähr zwei Monate dauern. Der Plan ist so schön, daß ich vielfach darum beneidet werde.

Nanking und Umgebung.

Wir machten vom Boot aus einen Ausflug nach der Stadt Nanking. Das Schin hsi mönn ist jetzt eines der belebtesten Tore und führt in den gegenwärtigen Geschäftsteil der Stadt. Die Straßen in diesem sind sehr belebt und bestehen wie überall nur aus Kaufläden, aber der Eindruck ist ärmlich. Der Kontrast zwischen ihnen und dem entsetzlichen Elend der Bevölkerung ist hier nicht bedeutend. Halbnackte Bettler jeden Alters, mit den schauderhaftesten Krankheiten behaftet, sind fortdauernd ein ekelerregender Anblick.

19. Dezember.

Verläßt man die wenigen Geschäftsstraßen, so befindet man sich unter Ruinen. Alles ist verfallen und zerstört, eine spärliche Bevölkerung belebt den Schutt, in Schmutz und Gestank ihr Dasein fristend.

Wir kamen zur Baustätte eines neuen Tempels, der sich auf einem Hügel erheben soll. Der Rebellenkaiser hatte sich aus den Ruinen der Ming-Paläste einen „Palast“ erbaut; jetzt hat man wiederum diesen niedergerissen, und das Material wird zur Errichtung des Tempels verwandt. Es ist eine weitläufige Gruppe von Gebäuden mit großen Höfen, die mit Quadern gepflastert sind; die inneren Tempel sind mit gelbverglasten Ziegeln gedeckt. Das Bauwerk ist das schönste, das ich von der jetzigen Generation errichten sah.

Aber um wieviel besser könnte Arbeit und Geld in dieser großen zerstörten Stadt verwendet werden, wo unbeschreibliches Elend das hervorstechende Merkmal ist. Der Tempelhügel wurde früher von den Jesuiten als Eigentum aus alter Zeit beansprucht. Aber während noch die Verhandlungen schwebten, wurde der Tempel-

bau angefangen, und als die Sache zu Gunsten der Jesuiten entschieden worden war, mußten sie mit einem anderen, weniger gut, aber auch innerhalb der Stadt gelegenen Grundstück vorlieb nehmen. Sie bauen jetzt dort ein stattliches Klostergebäude, das schönste Haus der Stadt.

Nachmittags besuchten wir Dr. M., der ein Arsenal für den Vizekönig verwaltet. Es liegt in der Mitte der Südseite, außerhalb der Mauer. Dr. M. hat in der Rebellenzeit eine hervorragende Rolle gespielt. Später begann er in Sutschóu Munition zu fabrizieren, und vor einem Jahr verlegte er das Arsenal nach Nanking. Die Werke sind noch unbedeutend. Es werden Geschütze und Munition fabriziert.

Nahe dabei sind die Ruinen des vormals berühmten Porzellanturms, jetzt nur noch ein Schutthaufen. Die meisten Porzellansteine sind fast gänzlich verschwunden. Man sieht nur noch grün-, gelb- und rotglasierte, teilweis ornamentierte Stücke aus rotem und gelbem Ton, mit denen die Pagode bekleidet war. Auch eine große eiserne Urne, welche auf dem Gipfel stand, ist noch erhalten geblieben. Das Gemäuer des Turms bestand offenbar aus schwarzgrauen Backsteinen, aus welchen auch die gewöhnlichen Häuser gebaut sind. Die Ruinen machen nicht den Eindruck eines großartigen Bauwerkes, und die umgebenden Teile der ehemaligen Vorstadt sind gänzlich zerstört. Das Arsenal steht auf lauter Schutt.

20. Dezember. Für heute war ein Besuch bei Li,*) dem Vizekönig von Hukwang (Hupé und Hunan), und Ma, dem Vizekönig der beiden Kiang (Kiangnan und Kiangsi) angesagt und angenommen worden. Um 10 Uhr erschienen die Tragsessel, und wir wurden nach einem öffentlichen Gebäude gebracht, das Li jetzt bewohnt. Es ist eine der Examinationshallen und war eines Empfanges von hohen Würdenträgern wenig würdig.

Die Audienzhalle war mit einem zerrissenen roten Tuch als Teppich bedeckt. Zwei erhöhte Stühle waren für Li und den amerika-

*) Lihungtchang.

nischen Generalkonsul S. bestimmt; wir andern, darunter auch der Vizekönig Ma, saßen auf Stühlen an den Wänden. Eine Anzahl von Mandarinen stand in zwei Reihen auf dem Hof. Die beiden hohen Herren kamen uns bis ans Ende des Spaliers entgegen, dann folgten Artigkeiten, Vorstellung usw. S. leitete die mehr als dreistündige Unterhaltung mit meisterhaftem Geschick. Er hatte es mit Chinesen von nicht gewöhnlicher Intelligenz zu tun.

Li ist der bedeutendste Feldherr, den China jetzt hat und hat sich seine Stellung durch eigenes Verdienst errungen. Er ist ein großer, gut aussehender Mann von 42 Jahren mit kleinem schwarzem Schnurrbart, lebhaften Augen und raschem Wesen. Er hat etwas anziehend Originelles und ein außerordentliches Selbstbewußtsein; als Autokrat würde er furchtbar sein. Ma ist ebenfalls groß, stärker als Li, hat aber einen gutmütigeren Ausdruck. Beide beobachten stets die größte Höflichkeit gegeneinander. Nach vorn war die Halle offen, und im Tor stand eine große Anzahl von Zuhörern, meist Mandarinen, zum Teil mit Pfauenfedern, und Diener.

Eine große Schwierigkeit bei der Verhandlung ist die Notwendigkeit des Dolmetschers, wodurch die andere Partei einen großen Vorteil hat; denn chinesische Dolmetscher gibt es noch nicht. Die Unterhaltung begann mit Höflichkeiten und ging dann nach Berührung verschiedener Tagesfragen schließlich auf die Kohlenminen über.

Das Resultat war in diesem Punkt nicht befriedigend. Li sagte, man wolle selbst Kohlenminen eröffnen und Fremde dabei verwenden, aber die Bearbeitung durch Fremde sei nicht erwünscht. Den Hauptgrund gaben wieder die Föng schui. Besonderes Gewicht, und in emphatischer Weise, so daß es die in der Tür Stehenden hören sollten, legten beide darauf, daß in China die Behörden die Wünsche des Volkes zu hören und danach zu handeln pflegen. Das Volk aber wolle die Öffnung der Minen wegen der Störung der Föng schui nicht. Sie würden selbst ihre Nekromanten befragen und sich von ihnen geeignete Orte anweisen lassen.

Trotzdem schien Li keineswegs abgeneigt, fremde Ratschläge entgegenzunehmen. Er verwies S. stets an den Tsungli yamen. Dort aber wird man bekanntlich wieder an die Provinzen verwiesen.

Der richtige Weg wird sein, bei den kleinen Mandarinen des Distrikts zuerst anzufragen, dann höher und höher hinaufzugehen und die Arbeit zu beginnen, ehe man sich an den Tsungli yamen wendet. Geld wird den Widerstand der Mandarinen und damit auch die Föng schui besiegen. Wenn erst ein Erfolg erreicht ist, wird es auch ohne solche Mittel vorwärts gehen. Einige Male wurde Li in seinen Fragen völlig unverschämt, aber S. erwiderte ihm dann mit Energie und Geschick.

Von Li gingen wir zu Dr. M. Er ist ein lebendiges Geschichtswerk über die Rebellion und die damit in Zusammenhang stehende Geschichte. Da er ein vortreffliches Gedächtnis hat, so kann er stundenlang aus dem Gedächtnis erzählen, ohne Unterbrechung; dies tat er mehr als genügend.

Dieser Mann hat sein Los selbst gewählt. Es scheint ihm Befriedigung zu gewähren, mit den hohen chinesischen Würdenträgern häufig zu verkehren und von ihnen zu Rate gezogen zu werden, und, wie es scheint, ist er in der Tat für sie unentbehrlich geworden. Das Erste nach unserer Ankunft, als am Eingang in den Kanal ein Mandarin unsere Karten abgenommen hatte, war gewesen, diese zu Dr. M. zu bringen und ihn um seinen Rat inbetreff der Behandlung dieser Fremden zu fragen.

Es scheint, daß er pekuniär gut gestellt ist. Dafür bringt er den Chinesen die Kunst bei, Werkzeuge anzufertigen, die sie wohl noch gegen seine eigenen Landsleute verwenden werden, namentlich die Geschosse, welche aus seinem Arsenal hervorgehen. Kein Wunder, daß seine Landsleute in China mit seiner Carrière nicht so zufrieden sind wie er selbst.

Dr. M. lebt ein unglückliches Leben. Er hat eine chinesische Frau, mehrere Kinder und kann kaum in sein Vaterland zurückkehren. Er lebt hier in Nanking einsam in einem ungemütlichen chinesi-

schen Haus, mitten auf einer verödeten Stätte unter Ruinen, und hat nur Chinesen als Umgang. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von Talent und Geist sich in solcher Stellung befriedigt fühlen kann.

Wir machten einen Ausflug nach den Hügeln östlich der Stadt und nach den Ming-Gräbern. Wir durchquerten dabei die Stadt zweimal. Sie hat eine außerordentliche Ausdehnung: der von der Mauer umschlossene Grund erstreckt sich von W nach O wenigstens 7 ½ km. Der nördliche Teil ist hügelig, der südliche flach.

21.Dezember.

Die Häuser drängen sich jetzt im südöstlichen Winkel zusammen und sind außerdem in sparsamen Gruppen auf dem weiten Raum hin und her zerstreut. Alles übrige ist ein Brachfeld von Ruinen, bedeckt mit dem Schutt von Häusern, seltener mit monumentalen Resten. Jetzt soll die Stadt 100 000 Einwohner haben, früher konnte sie wohl 2 Millionen fassen.

Der jetzt ödeste, aber dem Anschein nach in alter Zeit am stärksten bewohnte Teil ist der südöstliche, wo ein Viereck von etwa 500 bis 1000 m, von einer dicken Mauer mit zahlreichen Toren und einem Graben umschlossen, den Sitz des einstmaligen Kaiserpalastes anzeigt. Hier gibt es noch Überreste von monumentalen Ruinen, wiewohl nichts von Schönheit.

Die Umfassungsmauer der eigentlichen Stadt zeigt deutlich zwei verschiedene Perioden ihrer Erbauung an. Ein Teil ist 10 m dick und sehr alt, außen ganz bewachsen; ein anderer ist kaum 6 m dick, viel neuer und umschließt den weiter ausgedehnten Raum. Die Mauer ist aus großen Kalksteinquadern erbaut, der oberste Teil nur aus Backsteinen, wie die von Sutschou aus Granit, die von Ningpo und Schau hing aus Porphyrquadern.

Die interessantesten Monumente sind die Ming-Gräber auf einem öden Grund am Fuß der Hügel südöstlich der Stadt. Es sind plumpe Bauwerke auf Bogen mit kolossal dicken Pfeilern. Das Haupt-

sächlichste enthält eine mächtige Steintafel auf einer großen Schildkröte, beide aus Kalkstein, wie alle Sculpturwerke und solideren Verzierungen. Das ganze war mit einer Mauer und Gräben umgeben.

Von einer Gruppe solcher Gebäude führt eine Tierallee nach einer zweiten. Es sind Pferde, Elefanten, Kamele und andere, rätselhafte Tiere in doppelter Lebensgröße, äußerst plump aus Kalkstein gehauen. Je ein Paar folgt in etwa 30 m Abstand, die Köpfe einander zugewandt, dazwischen der Weg. Dann kommen noch einige Kolossalfiguren von Giganten mit langen Bärten, wie man sie so oft in den Tempeln dargestellt findet. Die Allee erinnert lebhaft an die Schachteln mit einer sogenannten „Arche Noah", wie sie unsere Jungens als Weihnachtsgeschenk erhalten.

22. Dezember. Wir gingen mit dem Boot auf das linke Ufer des Flußes gegenüber von Nanking. Das Ufer ist flach und 2 m breit mit Rohr bewachsen. Dann beginnt höherer Grund, den wir auf einem kleinen Boot auf Kanälen erreichten. Wir landeten bei einem kleinen Dorf unter einer Pagode. Unweit davon ist eine alte, verlassene Stadt, deren Ringmauern noch stehen. Die Tore sind wohl erhalten; innen ist alles verödet. Das trockne Land zwischen dem Fuß der Hügel und dem Rohrsumpf ist flach und wellig und guter Jagdgrund. Man zerstreute sich auf der Jagd, deren Resultat eine Anzahl Fasanen und ein Reh waren.

Wir fuhren in der Nacht den Yangtszĕ hinab, durch den Horseshoe-Channel, der sich 11 km unterhalb Nanking mit dem Hauptstrom verbindet. Am Morgen fanden wir uns auf dem Schlamm festsitzend und kamen nur mit Mühe und nach mehrstündiger Arbeit wieder frei. Unterhalb des Horse-shoe-Channel tritt eine von W kommende Hügelreihe an den Fluß, der 3 bis 5 km weit ihren Fuß bespült.

Dann folgt eine Unterbrechung durch eine 1 ½ km breite, tief nach Süden eingreifende Ebene mit Dörfern und Reisfeldern. Östlich

von ihr erhebt sich die weithin sichtbare Landmarke des etwa 350 m hohen Singletree-Hill oder Hsi hsia schan. Seine Kuppe ist kegelförmig und trägt einen einzelnen Baum, der dem Hügel den Namen gegeben hat. Den Chinesen gilt der Ort angeblich als heilig. Auf dem Gipfel sollen eherne Löwen gestanden haben, die aber von den Rebellen zu Kanonen umgegossen wurden.

Bereisung des unteren Yangtszĕkiang
vom 8. Januar bis 21. Februar 1869.

(Aus einem zusammenhängenden Manuskript und Tagebüchern.)

Vorbereitungen.

Mein nächster Ausflug hatte zum Ziel die Erforschung der Ufer des Yangtszĕkiang in seinem unteren Lauf zwischen Hankóu und Schanghai. Auf größere Strecken bricht der Fluß durch Gebirge, und es war bekannt, daß an einigen Stellen derselben Kohlen vorkommen, was, wenn die Lagerstätten sich als nur einigermaßen gut erwiesen, von großer Wichtigkeit für die Dampfschiffahrt auf dem Fluß und für die Versorgung von Schanghai sein würde. Besonders ermutigte mich zu der Reise auch eine kleine Sammlung von Gesteinen, welche Herr Kingsmill bei einem Ausflug nach einem Durchbruche des Yangtszĕkiang gesammelt hatte, und unter denen ich Spuren von Versteinerungen gefunden hatte. Es existierten von dem Unterlauf des Yangtszĕ sehr genau aufgenommene Stromkarten, die von der englischen Admiralität veröffentlicht worden sind. Auf ihnen waren noch am Ufer hin und wieder Gebirge angedeutet, aber es ließ sich nichts daraus erkennen als das Vorkommen von Bergen. Der Charakter ihrer Zusammensetzung, ihre weiteren Entwickelungen zu Gebirgen war unbekannt. Noch niemand hatte sich mit einer Erforschung der Ufer dieses vielbefahrenen Teils des Flusses abgegeben.

Meine Absicht war, mich mit dem Dampfschiff, welches damals dreimal wöchentlich die Fahrt nach dem 600 Seemeilen oberhalb Schanghai gelegenen Hankóu machte, nach diesem Ort zu begeben, dort ein chinesisches Boot zu mieten und den Fluß in einzelnen Stationen hinabzufahren. Der Comfort auf einem solchen Fahrzeug

war nicht viel versprechend, auch hätte ich einen außerordentlich hohen Preis zahlen müssen, da natürlich die Rückreise nach Hankóu, welche mehrere Monate erfordert, auch in Betracht gekommen wäre. Mit großem Vergnügen ergriff ich daher die Gelegenheit, das größte Hausboot von Schanghai, die „Nymphe“, zu mieten, welche die Schanghai-Dampfschiffahrts-Gesellschaft hinaufzubugsieren sich erbot.

Jeder Bewohner von Schanghai hat sein eigenes Hausboot, das heißt ein für die Jagdpartien auf den Kanälen geeignetes Fahrzeug, welches mit einem Überbau versehen ist und eine Zimmereinrichtung enthält. Die „Nymphe“ war mit einem Aufwand von 66 000 Mk. besonders elegant und bequem hergerichtet worden. In der großen Kajüte stand ein Tisch, an welchem ein Dutzend Personen zum Essen sitzen konnte. Der Tür gegenüber am untern Ende des Tisches waren Spiegel angebracht, zu deren beiden Seiten Türen nach kleinen Schlafkammern führten. An den Seiten der Kajüte waren Bänke, welche auch zum Schlafen benutzt werden konnten. Vor der Kajüte lag ein breites freies Deck, auf dem man bei schönem Wetter einen angenehmen Aufenthalt hatte, und hinter ihr waren die Räumlichkeiten für die Dienerschaft und Schiffsmannschaft. Das Takelwerk, an einem Hauptmast und einem kleinen Vormast angebracht, war chinesisch, da sich die einheimische Segelführung für Schnelligkeit und Sicherheit besser als die fremde bewährt hat.

Da die Reise auf sechs Wochen veranschlagt war, so richtete ich das Boot bequem ein. Eine Hängelampe in der Kajüte gab das Licht, um abends auch bei bewegtem Wetter zu arbeiten. Ein kleiner Ofen wurde hineingestellt und Feuerung eingelegt, außerdem Provisionen der verschiedensten Art. Zur Bedienung des Schiffes mietete ich einen sogenannten Lauda (eigentlich Lau-ta, d. i. „alter Herr“), wie man hier nach einem in Ningpo gebräuchlichen Ausdruck den Schiffsherrn nennt, und überließ diesem die Besorgung der Mannschaft, wofür ich ihm 270 Mk. monatlich zahlte. Er war mit dem Strom ganz außerordentlich gut bekannt und mietete fünf seiner Landsleute aus Ningpo. Außerdem habe ich noch zwei Boys ebendaher.

Die wesentlichste Akquisition, welche ich im Personal machte, bestand in einem Dolmetscher. Er war ein Belgier, namens Paul Splingaert. Drei Jahre zuvor war er im Dienst der damaligen, auf päpstliche Ordre in der Mongolei errichteten belgischen Mission von Europa herausgekommen. Die zwei Jahre, welche er sich verpflichtet hatte, den Missionaren zu dienen, hatte er in vortrefflicher Weise zur Erlernung der chinesischen Sprache benutzt. Ohne höhere Schulbildung und nur im Besitz der nötigsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben, im übrigen der vlämischen Sprache mächtig und in unvollkommener Weise auch der französischen, besaß er keine grammatikalische Vorkenntnis und lernte das Chinesische nach Art eines Kindes, ohne jede Systematik und nur durch praktischen Gebrauch. Gerade das hatte ihn befähigt, die Mundart des Volkes zu lernen, und da er außerdem ein eigentümliches Talent besaß, sich in die Denkweise und Empfindungsart der Chinesen zu versetzen, so war er für tägliche Unterhaltung über untergeordnete Gegenstände wohl der wertvollste und geeignetste Mann, der damals in China zu treffen war.

Als er die mongolische Mission verlassen hatte, trat er als Konstabler in die Dienste der deutschen Gesandtschaft in Peking und hatte vor Kurzem einen Geldtransport von Tientsin nach Peking zu begleiten und zu beschützen. Dabei hatte er das Unglück gehabt, in Konflikt mit einem Russen zu kommen, welcher ihm unlautere Pläne auf die wertvolle Ladung zu haben schien. Der letztere griff zu Tätlichkeiten, und da er mit einem Revolver bewaffnet war, so war Splingaert zur Verteidigung genötigt. In dem sich entwickelnden Kampfe geschah es, daß er ihn mit dem von Amts wegen zum Schutz seines Convois mitgegebenen kurzen Seitengewehr erstach. Das hatte ihn nach Schanghai gebracht, wo er den Urteilsspruch eines festgesetzten internationalen Schiedsgerichtes zu erwarten hatte. Nach Vernehmung aller Zeugen war derselbe insofern zu seinen Gunsten ausgefallen, als Notwehr festgesetzt wurde. Dennoch wäre es ihm schwer gewesen, unmittelbar nach einem solchen Ereignis einen Dienst zu bekommen, und er ging gern auf meinen Vorschlag ein, mich auf meiner nächsten



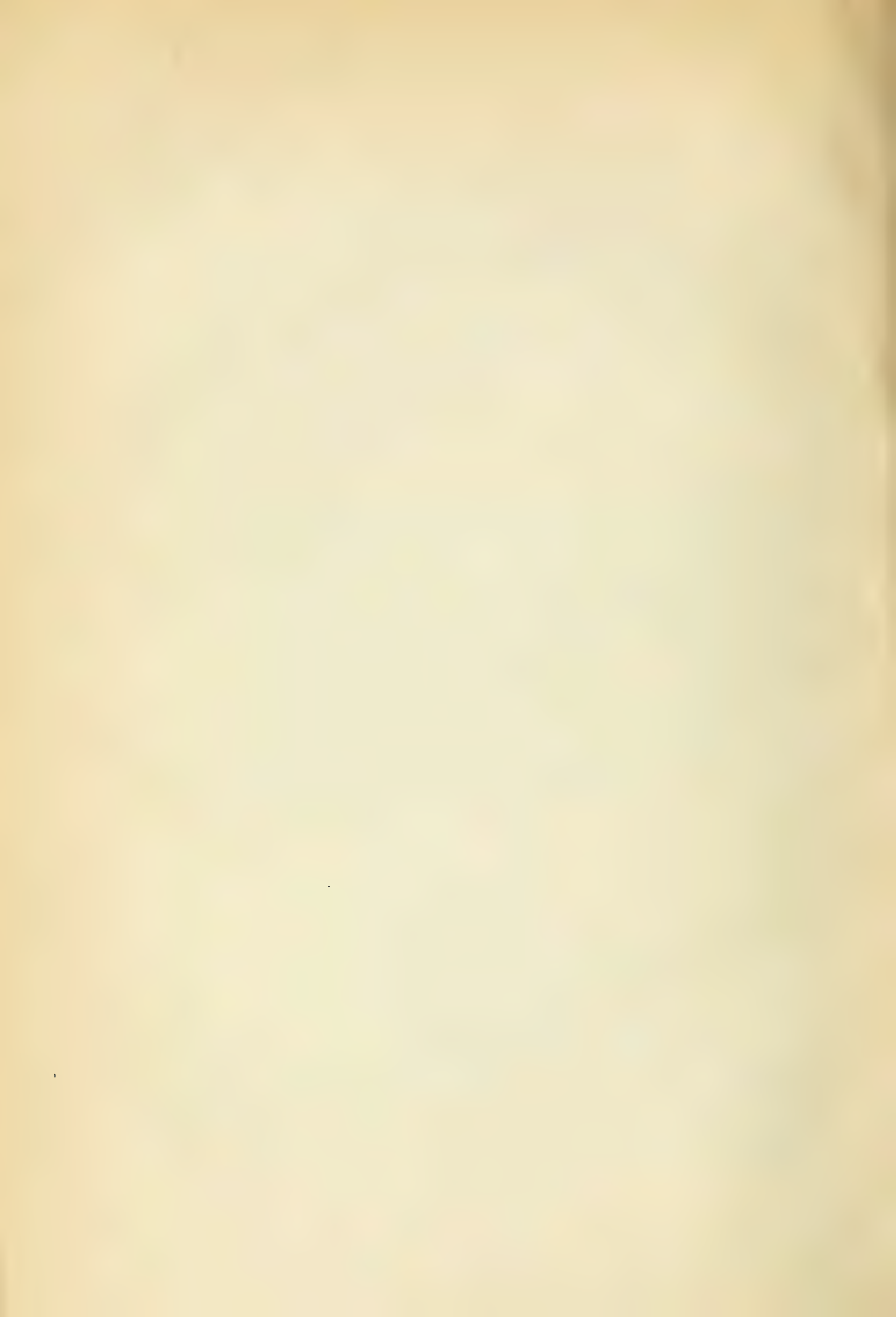
Ferdinand von Richthofen
zur Zeit seiner Reisen in China.



Paul Splingaerd
mit den Hunden der Expedition



Paul Splingaerd



Reise zu begleiten. Ich lernte seine Eigenschaften bald in so hohem Grade schätzen, daß ich ihn nachher permanent für mich engagierte, und er hat mich von da an auf allen Reisen durch China begleitet. Ein Muster von Treue, Ergebenheit, Gewissenhaftigkeit und Opferwilligkeit, war er stets eine wesentliche Stütze für mich, und seiner Kenntnis des Chinesischen sowie seiner Umsicht, seinem Mut und seiner natürlichen Befähigung verdanke ich einen großen Teil meiner Erfolge.

Fahrt aufwärts.

Am 8. Januar 1869 wurde auf der „Nymphe" die norddeutsche Flagge, deren ich mich bereits früher immer bedient hatte, gehißt. Ich selbst begab mich an Bord des Dampfers „Moyun", welcher mein Boot in das Schlepptau nahm. Das verhältnismäßig kleine Fahrzeug war ein Gegenstand dauernder Sorge, da es bei dem Schleppen von 11 bis 12 Knoten Fahrt häufig geschehen ist, daß ähnliche Boote mitten auseinander gerissen wurden. Die Fahrt lief aber glücklich ab.

Die Dampferfahrt nach Hankóu, welche gewöhnlich drei Tage in Anspruch nimmt, gehört zu den genußreichsten Reisen, welche man in China machen kann. Die Ufer des Stromes sind wechselvoll und reich an malerischen Bildern. Bei heiterm Wetter lebt man in fortdauerndem Genusse. Dazu kommt die behagliche Einrichtung der Schiffe, deren Kapitäne sich durch ihre Liebenswürdigkeit die Zuneigung der Fremden in hohem Grade zu verschaffen gewußt haben. Die materielle Verpflegung ist vorzüglich. Man nannte die Böte nicht mit Unrecht Yangtszĕ-Paläste. Kein Dampfschiff auf europäischen Flüssen konnte sich damals mit ihnen auch nur entfernt, was Comfort und Eleganz anbetrifft, messen. Der Hinterteil ist an allen Seiten mit großen Glasfenstern umgeben, von denen man freie Aussicht genießt. Einige Abwechselung in der Fahrt wird durch das Anlegen an einzelnen Stationen hervorgebracht. Die erste ist Tschingkiang, wo das Abgehen und Abnehmen von Ladungen einen mehrstündigen Aufenthalt verursacht. Dann wird kurz angelegt in Nanking, Wu hu und Ta tung, drei für den chinesischen Verkehr bedeutenden Orten, an denen sich gewöhnlich einheimische Passagiere einfinden. Kiu kiang als geöffneter

Hafen ist wieder eine Hauptstätte, und von dort geht es ohne Unterbrechung bis Hankóu. Unsere Fahrt nahm die lange Zeit von fünf Tagen in Anspruch: erst am Abend des 12. Januar ankerten wir in Hankóu.

Hankóu.

Unter allen Handelsorten im Innern von China ist Hankóu der wichtigste. Er liegt an der Vereinigung des Yangtszĕ mit seinem großen Nebenfluß, dem Han, welcher von Norden hereinkommt. Nicht weit oberhalb des Ortes erhält der Yangtszĕ durch den Tungting-See eine Anzahl von Zuflüssen, von Süden her aus der Provinz Hunan. Da durch Hunan ein uralter wichtiger Verkehrsweg nach Canton zieht, das unter den See-Emporien bis vor kurzem den weitaus ersten Rang behauptet hat, so vereinigt sich hier der Handelsweg von Süden mit dem von Westen und einem andern von Norden her, indem die Verbindung des südlichen und zentralen China mit den nördlichen Provinzen und Peking hauptsächlich durch den Unterlauf des Han stattgefunden hatte. Der gesamte hier zusammenströmende Handel hat dann einen gemeinsamen Abfluß den Yangtszĕ hinab nach Schanghai.

Diese Lage als Brennpunkt des Handels für große Teile des Chinesischen Reiches hat hier die Ansammlung ungeheurer Menschenmengen zur Folge gehabt. Huc, der zuerst diesen Ort beschrieben hat, war auf das höchste von dem außerordentlichen kommerziellen Leben überrascht. Er schätzte die Einwohner auf 8 000 000, doch hat er in diesem Fall, wie es ihm auch sonst häufig begegnet ist, zu hoch gegriffen. Es liegen hier drei Städte zusammen: der Mündung des Han gegenüber Wu tschang fu, die Hauptstadt der Provinz Hupé und Residenz des Generalgouverneurs für Hukwang, wie Hupé und Hunan*) gemeinsam genannt werden; ferner in dem Winkel zur Rechten am Einfluß des Han die Stadt Han yang fu, Hauptstadt eines Departements, und in dem Winkel zur Linken des Einflusses der „Marktflecken“ Hankóu, welcher trotz seiner Inferiorität im Rang

*) Hu pé heißt „nördlich vom See“, Hu nan „südlich vom See“, d. i. vom Tung ting-See.

der Verwaltung der wichtigste und belebteste von den drei Plätzen ist. In ihm ist der Sitz des Handels, während in Wu tschang Gelehrsamkeit, Bildung und Industrie zu Hause sind.

Der Han ist hier ein kleiner Strom, nicht mehr als 100 m breit. Erst weiter oben verbreitert sich sein Lauf. Er bildet den natürlichen Hafen. Ein Wald von Schiffsmasten breitet sich an der Mündung des Flusses und in diesem selbst aus, und man kann hier den Bau der Fahrzeuge, wie er in den verschiedenen Provinzen gebräuchlich ist, gut studieren. Nur wenige Fahrzeuge liegen im Yangtszĕ selbst, besonders die großen Dschunken, welche von Ningpo den Fluß heraufkommen; ferner die eleganten lang- und schmalgebauten, tiefgehenden Boote von Hunan und die von Sz'tschwan, die wieder ihre besondere Bauart haben und leicht kenntlich sind. Sie sollen gewöhnlich hier verkauft werden, da die Rückfahrt stromauf zu beschwerlich ist; auch viele der Schiffer kehren überhaupt nicht mehr zurück. Von unten herab kommt gleichfalls eine große Menge von Dschunken bis hier herauf, besonders solche von Ningpo, da die unternehmenden Bewohner dieser Stadt sich durch ihre Kenntnis des Flusses ein Monopol für die Yangtszĕ-Schifffahrt zu sichern gewußt haben.

Während die chinesische Handelsstadt sich wesentlich am Ufer des Han entlang ausdehnt, liegt die europäische Niederlassung am Ufer des Yangtszĕ. Da dessen Ufer einer häufigen Zerstörung unterworfen sind, so mußte zuerst Fürsorge getroffen werden, das Ufer gegen die Angriffe des Stromes zu sichern. Es ist daher aus Steinplatten aufgebaut worden, auf denen man wie auf Treppen hinaufsteigt. Wie bedeutsam der Bau gewesen sei, kann man sich wohl vorstellen, wenn man in Betracht zieht, daß die Differenz des Wasserstandes des Yangtszĕ in den verschiedenen Jahreszeiten bis 15 m beträgt. Entlang dem Wasser zieht sich eine breite Promenade, der sogenannte Bund. Er ist mit Bäumen besetzt. Die Häuser der Europäer sind luxuriös und in wahrem Palaststil gebaut. Das englische Quartier zeichnet sich, wie überall, durch Schmuck und Aufwand aus. Die breite Reihe prachtvoller Häuser ist von mehreren breiten Quer-

straßen unterbrochen. Hier stehen die größten Handelshäuser der verschiedenen Nationen, darunter auch die deutschen.*) Das amerikanische Quartier ist enggassig und winklig. Nichts ist für Comfort getan; man hat nur für das praktische Bedürfnis des Ausladens und Einnehmens der Waren gesorgt. Auch die Franzosen haben ihre besondere Konzession, die aber nur aus dem Konsulatsgebäude besteht.

In auffallendem Kontrast zu dieser reichen äußeren Ausstattung steht die geringe Belebtheit des Fremdenquartiers in Hankóu. Man sieht in den Straßen fast nur Chinesen; ein Europäer ist eine seltene Erscheinung. Die sanguinische Hoffnung auf einen in andern Häfen von China noch nie dagewesenen Aufschwung des Geschäftes hat zu so kostbaren Anlagen Veranlassung gegeben. Es waren das die guten Zeiten von 1860 bis 1864. Die einheimischen Kaufleute hier im Lande waren damals mit den direkten Beziehungen des Fremdhandels noch unbekannt. Die europäischen Kaufleute brachten ihre Waren unter sie und kauften die Exporte auf. Das Geschäft war in hohem Grade belebt und lukrativ. Allein die Glanzzeit war kurz. Die Chinesen waren zu intelligent, um nicht einzusehen, daß sie die Vorteile, welche den Fremden in dem Handel zwischen Schanghai und Hankóu zufielen, selbst haben konnten, und daß außerdem der große Aufwand, den die europäischen Häuser machten, ebensoviel reiner Gewinn in ihrer Tasche sein müsse. Sie fingen an, ihre Waren auf den fremden Dampfschiffen den Fluß hinauf und hinab zu schicken, etablierten ihre Häuser in Schanghai, oder, wenn sie in Hankóu ansässig blieben, so reisten sie selbst hinab und machten ihre Einkäufe, die sie selbst wieder mit zurückbrachten.

Mehr und mehr entschlüpfte das Importgeschäft den Händen der Fremden; es blieb nur noch der Export übrig, welcher besonders in Tee besteht. Doch selbst dieser Zweig des Handels wird mehr und mehr von den Chinesen nach Schanghai verlegt, indem sie die Kom-

---

*) Seit 1895 besitzt auch Deutschland in Hankóu (d. i. „Mündung des Han“) eine „Kronkonzession“.

missionen, welche das Zweiggeschäft in Hankóu bei der Vermittlung der Einkäufe gewinnt, als eigenen Profit einstecken. Als ich mit der „Moyun“ heraufkam, war sie ganz mit Baumwolle beladen, und mit demselben Artikel werden die meisten Dampfer des Yangtszĕ im Winter befrachtet, aber all dies auf Rechnung der Chinesen.

Dieselbe Erfahrung wie in Hankóu hat man in allen geöffneten Häfen gemacht. Überall, mit Ausnahme von Schanghai, ist ein Schwinden fremder und ein Überhandnehmen chinesischer Interessen in der Vermittlung des Handels zu beobachten. Voraussichtlich wird es so weitergehen, und der Fremdhandel mit China wird mehr und mehr auf einen einzigen Ort konzentriert werden, dessen Lage wohl am natürlichsten am Ausfluß des Yangtszĕ bleiben wird. Sollte es aber soweit kommen, daß die Chinesen Häuser in Europa und Amerika etablieren, was wohl in nicht allzulanger Zukunft geschehen dürfte, dann wird das ganze Geschäft in ihre Hände übergehen, und die Fremden können dann ihre Häuser zuschließen. Der Grund liegt darin, daß eine große Anzahl von Chinesen in Beziehung auf den Handel mündig und den Fremden ebenbürtig sind, während sie durch ihre geringen Bedürfnisse einen bedeutenden Vorteil vor ihnen haben.

Es ist jedoch wohl zu bedenken, daß durch diese allmähliche Änderung der fremde Handel überhaupt nicht leidet, sondern nur das Interesse der in China residierenden fremden Träger desselben. Die europäische Industrie wird mehr und mehr ein Feld des Absatzes in China finden, und der Handel im allgemeinen ist in steter Zunahme begriffen. Man beschäftigt sich viel mit der Eröffnung neuer Hafenplätze für den Fremdhandel im Innern des Landes, und das wird wohl wesentlich deshalb so befürwortet, weil bei der ersten Etablierung einzelne Individuen großen Vorteil ziehen können. Daß auf die Dauer nur Nachteile für die fremden Handelshäuser erwachsen, ist durch die Erfahrung bestätigt und bekannt. Trotzdem ist die Eröffnung neuer Hafenplätze für den Fremdhandel vom allgemeinen Gesichtspunkt nur günstig, da sie eine Erweiterung des Absatzfeldes der europäischen Industrieprodukte mit sich bringt.

Der Charakter des kaufmännischen Geschäftes spiegelt sich stets in dem der Beteiligten oder wenigstens in ihren augenblicklichen Launen und Stimmungen. Man merkt das wohl in Hankóu, wo eine allgemeine Niedergeschlagenheit nicht zu verkennen ist. Viele, die in den schönsten Palästen wohnen, können kaum soviel gewinnen, um ihre Existenz zu fristen. Es sind allerdings manche durch besondere Umstände, z. B. durch die Agentur der Dampfschiffe, gut genug situiert, um auch hier noch zu großem Vermögen zu kommen.

In diesem Zentralpunkt angekommen, richtete ich meine Blicke selbstverständlich weiter landeinwärts. Ich suchte Erkundigungen einzuziehen über die verschiedenen Gegenden, die ihre Waren hierherschicken und von hier aus erreicht werden können. Von den Kohlenfeldern in Hunan kommt täglich eine große Anzahl von Schiffsladungen mit ausgezeichneter Kohle in Hankóu an. Nach Macpherson gibt es drei Arten Hunan-Kohle: 1. Pai-méi- oder „weiße Kohle“ von Iyanghsiën, 2. Yen méi- oder „Rauchkohle“ von Kiyanghsiën, 3. Ku-kwéi*) oder „trockne Kohle“ von Hsianghsianghsiën. 1 und 2 sollen sich zum Gebrauch für Dampfer eignen, 3 dazu nicht verwendbar sein. Die Orte sind von Fremden nie besucht worden und werden auch wegen der feindlichen Bevölkerung in Hunan für unzugänglich gehalten. Einige Engländer sollen es kürzlich versucht haben, aber von der Bevölkerung zurückgetrieben worden sein. Ein Kanonenboot könnte wohl, obgleich unter Gefahren, bis zum Südende des Sees gelangen, aber nicht in die zu den Kohlenminen führenden Flüsse aufwärts dringen. Diese sind so seicht, daß die Kohlen nur in der nassen Jahreszeit nach Hankóu gebracht werden können. Diese verschiedenen Kohlenfelder sind wenigstens teilweise von unzweifelhafter Wichtigkeit, aber ihre wirkliche Verwertung für die Fremden steht erst in Aussicht, wenn der Tung ting-See der Dampfschiffahrt geöffnet sein wird. Auffallend ist in Hankóu die geringe fremde Schiffahrt. Wenn

*) Dieser Name ist möglicherweise ein Schreibfehler im Tagebuch, der ohne Kenntnis der chinesischen Schriftzeichen für das betreffende Wort nicht berichtigt werden kann. Kohle ist chinesisch méi.

das Geschäft auch unter fremder Flagge geht, sind doch Chinesen unter den Haupt-Aktionären, und es wird wohl nicht lange währen, bis die Chinesen eine eigene Dampfschiffahrts-Gesellschaft gründen werden.*)

Gern hätte ich schon jetzt eine Reise weit ins Innere angetreten, zunächst nach den Kohlenfeldern von Hunan, allein die Fahrt stromaufwärts auf einem der Flüsse ist außerordentlich langweilig, und ich sah schon hier ein, daß ich bei den ferneren Reisen die Fahrt auf Flüssen stets so einzurichten haben würde, daß sie soviel als möglich stromabwärts stattfindet.

Ich besah nur die nächste Umgebung von Hankóu. Wu tschang, das ich nicht besuchte, ist eine große Stadt, die sich zu beiden Seiten einer Hügelreihe lagert. Mehrere Male wurde der Platz von den Tai-ping-Rebellen verbrannt, ist aber ganz wieder aufgebaut worden und gewährt mit dem Meer seiner weißgetünchten Häuser, die sich an den Gehängen hinanziehen, einen freundlichen Anblick. Welcher Unterschied zwischen der Lebenskraft dieses Ortes und den noch nicht wieder hergestellten Ruinen der Städte Hang tschóu, Su tschóu und Nanking! Die Umfassungsmauern der Stadt sind weitläufig, aber doch nicht halb so umfangreich wie die von Nanking. Han yang ist eine kleine Stadt. Aus ihr erhebt sich der 60 m hohe lange Rücken des Han yang-Berges, von dem aus man die Rundsicht über die drei Städte am besten genießt. Der Hügel besteht aus Sandstein und ist kahl. Sein besonderes Interesse liegt darin, daß er schon in dem Yü kung, dem ältesten Buche von China, erwähnt wird.

Als zuerst vertragsmäßig die Eröffnung von Hankóu bewirkt wurde, machten die ersten Ankömmlinge den Vorschlag, die fremden Niederlassungen an den unteren Gehängen des Hügels von Han yang zu gründen, da sie dort auf hohem Grunde gelegen sein und zugleich die beiden Flüsse beherrschen würden. Es wurden auch zwei oder drei europäische Häuser dort gebaut. Unglücklicher Weise wurde nachher ein anderer Rat befolgt, und insbesondere gab die Akquisition eines

*) Ist seitdem geschehen.

Grundstückes für das englische Konsulat an der Seite von Hankóu den Ausschlag, die ganze Niederlassung dorthin zu verlegen. Die Eingebornen hatten wohl die Fremden gewarnt und ihnen gesagt, daß sie dort vor Überschwemmungen nicht sicher sein würden, allein es war eben nicht Hochwasser, und der Yangtszĕ so tief in seinem Bett, daß man sich die Möglichkeit einer Überflutung nicht vorstellen konnte. Man hat diese voreilige Maßnahme bitter zu bereuen gehabt. Während mehrerer der letzten Jahre stieg das Wasser des Yangtszĕ zu ungewöhnlicher Höhe, und die ganze Niederlassung war überflutet. Das Wasser überfloß den Bund, bedeckte die Straßen und Gärten und kam in die Häuser. Die Bewohner bewegten sich nur noch auf Brettern, die auf Böcke gelegt waren, über das Wasser und hatten in allen Zimmern die Möbel höher und höher zu stellen, bis sie beinah die Decke im Erdgeschoß erreichten. Ich fand noch in späterer Zeit in jedem Haus ein langes kleines Boot, welches dazu diente, während der Zeit der Überschwemmung gegenseitige Besuche abzustatten. Im Hausflur oder in den Zimmern setzte man sich in das Boot und fuhr mit ihm in die andern Häuser hinein. Darin bestand die einzige Bewegung, welche die unglücklichen Residenten durch mehrere Jahre während der Monate August bis Oktober hatten.

Eine außerordentliche Schädigung der Häuser, die mit dem Aufwand großer Geldmittel gebaut worden waren, ebenso des Handels, des Wohlbefindens und der Gesundheit der Beteiligten war die traurige Folge. All dies hätte vermieden werden können, wenn man von Anfang an den chinesischen Ratgebern Gehör geschenkt und die Niederlassung am Fuß des Han yang-Hügels gegründet hätte. Die Bevölkerung der drei Städte wird jetzt auf nicht mehr als 800 000 geschätzt, wovon 500 000 auf Wu tschang, 100 000 auf Han yang und der Rest auf Hankóu kommen. Vor der Rebellion war sie bedeutend größer, aber die 8 Millionen von Huc waren ebensowenig erreicht wie die 10 000 Fahrzeuge, die er hier gesehen haben will. Jenseits der drei Städte ist im weiten Umkreis alles Ebene mit viel Wasserbedeckung; im Sommer ist sie ganz überschwemmt. Die geringe

Ausdehnung des trockenen Grundes muß den Aufenthalt in Hankóu dann sehr unbehaglich machen.

Hankóu — Kiukiang 15.—22. Jan.

Am Morgen des 15. kamen meine Freunde von Hankóu an Bord der „Nymphe“ und nahmen ein Abschiedsfrühstück ein. Um ein Uhr wurde die Flagge gehißt und der Anker gelichtet. Es war kein Wind, und wir glitten mit der Strömung, welche anderthalb bis zwei Seemeilen die Stunde beträgt, langsam den Strom hinab. Der Yangtszĕ fließt hier in einer großen Ebene, welche einen Teil der Provinz Hupé und das Becken des Tungting-Sees in der Provinz Hunan einnimmt. Er betritt sie 360 Seemeilen oberhalb Hankóu bei der Stadt Itschang fu und nimmt dann durch sie einen vielgewundenen, seine Richtung häufig verändernden Lauf. Bei der Stadt Yo tschóu nähert sich der Fluß dem Tungting-See und erhält von ihm den Wasserzufluß der ganzen Provinz Hunan. Dann nimmt er bei Hankóu den Wasserzufluß aus einem großen Teil der Provinz Hupé auf.

Es ist eigentümlich, daß die Strecke des Flusses, welche ich zu bereisen vorhabe, noch so wenig bekannt ist. Es existieren davon die besten Karten, es gibt erfahrene Lotsen, und täglich fahren Dampfer. Aber man kennt nur das Wasser, die Sandbänke und die Uferlinie. Was jenseits dieser liegt, ist nie Gegenstand der Untersuchung gewesen. Es gibt Beschreibungen des Yangtszĕ von Hankóu aufwärts, aber keine von der Strecke abwärts; man scheint sie als bekannt vorauszusetzen.

Unterhalb Hankóu setzen die Windungen noch fort. Zu den Seiten des Stromes breiten sich große, flache Seebecken in der Ebene aus. Manche von ihnen sind mit Wasser gefüllt, andere nur zu Zeiten der Überschwemmung damit bedeckt. Einzelne Hügel erheben sich zerstreut aus der Ebene. Sie nehmen mehr und mehr zu, und wenn man die Hälfte des Weges nach Kiu kiang zurückgelegt hat, beginnt der Durchbruch des Flusses durch einen Zug mehrerer Gebirgsketten, welche SW—NO gerichtet sind und die Ebene abschneiden. Sie vereinigen sich mit andern Gebirgen im Norden und

trennen in dieser Weise die Ebene von Hankóu von derjenigen bei Kiu kiang. In der ersten Strecke sind die Ufer zu beiden Seiten steil. Das Wasser hatte jetzt ungefähr sein tiefstes Niveau und war gegen 12 m unterhalb des oberen Randes der Ufer, so daß man vom Boot aus das Land nicht übersehen konnte. Es besteht ganz und gar aus den horizontal abgelagerten Alluvionen des Flusses, welche ein zäher, grauer, wenig sandiger und überaus fruchtbarer Boden sind. Die Breite des Flusses ist 1000 m, wächst aber bald auf das Doppelte an. In großem nördlichem Bogen fließt der mächtige Strom, bis er bei dem Dorf Yang lo nach Süden geworfen wird und einen ebenso großen Bogen nach Süden zum Pai hu schan oder „weißen Tigerberg" macht. In jeder dieser Krümmungen, so groß oder so klein sie sein mögen, zeigt sich das stete Gesetz, daß das äußere Ufer steil und schroff abfällt, das innere aber eine sanfte Verebnung bildet, welche mit Schlammbänken, die durch Kanäle getrennt sind, in den Fluß verläuft. Der Kanal für die Schiffahrt ist daher im wesentlichen an der äußeren Krümmung, und nur selten wird ein Kanal im innern Teil derselben zur Abkürzung benutzt.

Mein Lauda erwies sich schon hier als ein gründlicher Kenner des Stromes. Ich hatte die große Admiralitätskarte vor mir, um ihn auf Gefahren jederzeit aufmerksam zu machen, da es wohl sein konnte, daß er dem kleinen Boot, welches nur drei Fuß Tiefgang hatte, zuviel zutrauen und es zuweit nach den vom Wasser verdeckten Schlammbänken hin leiten möchte. Indessen er hatte die Karte genauer und sicherer im Kopf, als sie auf dem Papier aufgetragen war, denn dort sind nur die Bänke verzeichnet, welche zur Zeit der Aufnahme existierten, während er mit den Veränderungen, die seitdem vorgefallen waren, vertraut war und fast instinktmäßig die Tiefe des Wassers zu erkennen schien. Einige Stellen sind selbst für die Dampfschiffe nicht ohne Gefahr, und in manchem Winter, wenn das Wasser ein niedrigeres Niveau als gewöhnlich einnimmt, ist die Schiffahrt in der letzten Strecke unterhalb Hankóu unmöglich, so daß dann die großen Schiffe in dem Fluß weiter hinab liegen blei-

ben und die Verbindung mit Hankóu durch kleinere Dampfer vermittelt wird.

Wir ankerten am linken Ufer ein wenig oberhalb des Dorfes Yanglo. Die einheimischen Schiffer haben bestimmte Stationsplätze, wo sie die Nächte zubringen. Sie sind von der Regierung dazu bestimmt, und es finden sich dort Kanonenboote zum Schutz der Schiffer. Hier wissen sie sich vollkommen sicher; sie würden es aber nicht wagen, an einem zwischengelegenen Ort, außer wenn die Not sie dazu drängt, die Nacht zuzubringen, weil sie in steter Furcht vor Flußpiraten sind. In richtiger Würdigung des Respektes, welchen diese vor den Waffen der Fremden haben, wagte es der Lauda stets, an irgend welchem Orte, den ich dazu ausersehen mochte, anzulegen, vorausgesetzt nur, daß er Ankergrund und Schutz gewährte. Der einheimische Schiffer ist durch die erwähnte Notwendigkeit in seinen Bewegungen sehr beschränkt, besonders bei der Fahrt stromaufwärts, denn er muß dann nach der Richtung des Windes genau bemessen, ob es ihm möglich sein wird, an demselben Tag die nächste Schutzstation zu erreichen. Sieht er voraus, daß er es nicht tun kann, so bleibt er Tage und Wochen lang an demselben Orte liegen.

Ein anmutiges Hügelland von etwa 50 m Höhe tritt bei Yanglo an den Fluß heran. Es besteht aus weichen, tonigen roten Sandsteinen, welche sanfte Formen veranlassen. Auf den Höhen sind Kiefern gepflanzt, welche schon in dem Alter von etwa 20 Jahren gefällt und durch neue ersetzt werden. In den Tälern zwischen ihnen ist Reisbau. Der Boden ist so hoch hinauf terrassiert, wie eine Berieselung möglich ist.

Am folgenden Tage hoffte ich, das schlechte Wetter der letzten Zeit hinter mir zu haben. Die Wolkendecke, welche noch früh sich ausbreitete, verschwand bald, und es heiterte sich auf. Der Wind kam aus Südost, war uns also gerade entgegen, und wir mußten schon hier in einem zum Teil sehr schmalen Fahrwasser beständig kreuzen. Indes ging es in der heitersten Weise fort. Wir waren mit Provisionen gut versehen, mein Boy Afong erwies sich mehr und mehr als ein talent-

voller Koch und machte sich die gute Verpflegung seines Herrn zur Ehrensache. Paul (Splingaert) gab ihm dazu manche Anleitung aus seiner belgischen Erfahrung und machte sich überhaupt allgemein nützlich. Seitdem ich ihn für mich geworben hatte, war mir sein Trieb zur Tätigkeit und sein praktischer Sinn mehr und mehr aufgefallen. An Beschäftigung fehlte es überhaupt nicht. Auf jedem Schritt gab es zu beobachten, denn so gut auch die Karte des Flusses konstruiert war, erstreckte sie sich doch nicht über die Ufer hinaus.

Am Pai hu schan gingen wir an Land. Ein kleines Dorf steht am Fuß des 125 m hohen Hügels. Die Leute, welche die schwimmenden Paläste der Fremden an sich vorüberfahren sehen, die Gestalten der verrufenen „fremden Teufel“ aber nur aus der Ferne betrachten können, waren erstaunt, plötzlich einige dieser Individuen unter sich zu sehen. Sie waren sehr harmlos. Einen Ausflug allein zu machen, stellte sich jedoch als kaum möglich heraus, da die Leute uns überallhin verfolgten und mit Verwunderung unsere Beschäftigung beobachteten. Von guter Wirkung sind dabei stets die Gewehre auf der Schulter, da die Jagd ihnen stets als ein plausibler Grund für einen Ausflug erscheint und da zugleich, wenn übelgesinnte Leute dabei sein sollten, die Gewehre einigermaßen den Respekt sichern. Die Leute haben ein kindisches Vergnügen daran, wenn ein Vogel geschossen wird, und sei es auch nur eine Krähe. Sie stürzen sich dann alle darauf; auch ist kein Vogel zu unbedeutend, um nicht bei ihren Mahlzeiten seine Stelle zu finden. Schon der Knall der Flinte ist ein Vergnügen für den Chinesen, und er kann dadurch vollkommen elektrisiert werden.

Vom Hügel aus bot sich ein Überblick der Ebene. Sie ist reich angebaut und mit Dörfern besät. Kleine Pfade winden sich in großer Zahl darauf hin. Die Hügel waren gleich dem, auf dem wir uns befanden, kahl und nur mit Graswuchs bedeckt. Man hatte selbst das trockne Gras kurz abgeschoren, um es zur Feuerung zu benutzen. Bei genauerer Betrachtung waren kurz abgeschnittene Wurzelstöcke von Weiden hier und da zu beobachten und ließen auf eine frühere Strauchvegetation schließen. Wir fanden die Leute damit beschäftigt,

sie auszuroden, um sie als Brennmaterial zu benutzen und die letzten Spuren von Sträuchern zu vertilgen.

Ich hätte gern am folgenden Tage den großen See Liang tszë hu besucht, da er eine gute Jagd an Wasservögeln versprach, allein der Wind war so günstig, daß ich nach einem kleinen Spaziergang auf die nächsten Hügel lieber sofort aufbrach. Wieder zeigt sich, die Ebene am rechten Ufer unterbrechend, jene eigentümliche Terrassenbildung, die ich am gestrigen Tage erwähnte. Gewiß werden wir sie noch weiterhin vielfach am Yangtszë treffen. Manche Ströme besitzen Terrassen in großer Ausdehnung, welche ein früheres Niveau der Stromabsätze bezeichnen. Der Fluß wurde später tiefer in sie eingeschnitten, spülte in diesem tieferen Niveau das Material der alten Ablagerung in weiten Strecken hinweg und schuf so eine Ebene in einem niedrigeren Niveau als dem früheren. Hier trifft diese Entstehungsart nicht zu, denn die Terrassen bestehen aus weichen Sandsteinen, welche eine geneigte Lagerung haben und sich nur durch die ebene Fläche auszeichnen, in welcher die Schichten in früherer Zeit abgeschnitten worden sind. Die Terrassen bilden einen wesentlichen Charakter der Landschaft. Die Pagoden bei den großen Städten sind gewöhnlich an ihrem steilen Rande errichtet. Die Vegetation, der Grad des Anbaues, die Menge der Bevölkerung, all dies ist auf der Terrasse verschieden von der Niederung, obgleich ihre Höhe gewöhnlich nicht mehr als 15 bis 25 m beträgt. Hier und da ragt aus ihr ein kleiner Hügel auf, auch aus Sandsteinen bestehend, die aber fester und von ganz anderer Beschaffenheit sind, und stellenweise bilden diese festeren Sandsteine größere Hügelzüge für sich allein. Sie steigen zu ganz verschiedenen Höhen auf und setzen ein ausgedehntes Gebirgsland zusammen.

Eine nur dreistündige Fahrt brachte uns nach dem Ort Hwang-schi kiang, einem Marktflecken an der Mündung eines kleinen Gewässers. Der Ort steht auf denselben Sandsteinen, welche die Terrassen bilden. Hier hatte ich meinen ersten Ausflug zu machen. Es war bekannt, daß einheimische Boote dort häufig Kohlen laden, und Herr Kingsmill hatte auch schon die in der Nähe gelegenen Kohlengruben

besucht. Ich erfuhr, daß jetzt nur noch an einem einzigen Ort, der fünf Meilen westlich gelegen ist, Kohle gewonnen wird. Ein kleiner geweckter Knabe diente uns als Führer und erfreute sich daran, uns die Gegend zu zeigen. Durch sanftes Hügelland kamen wir an den Berg Sang hu, welcher ungefähr 50 m hoch ist und in dessen südwestlichem Abfall ungefähr in der Mitte der Höhe die schwarzen Halden der Kohlengruben sichtbar wurden. Zu Füßen breitet sich ein See aus, und jenseits desselben, im Süden, werden andere Bergzüge sichtbar, in welchen in größerer Entfernung auch noch Kohle vorkommen soll.

Es wird ein einziges Kohlenflöz von ungefähr 2 Fuß Mächtigkeit abgebaut. Die Kohle ist von schlechter Beschaffenheit. Jede Grube besteht aus einem geneigten Schacht, der dem Flöz folgt und dessen Mächtigkeit entsprechend nur 2 Fuß Höhe hat, so daß es nicht einladend erschien, einzufahren. Das Wasser wird in Bambusröhren ausgepumpt. Ich mühte mich vergebens ab, hier in den die Kohle begleitenden Schiefern Pflanzenabdrücke zu finden, welche über das Alter der Ablagerung Aufschluß zu geben vermocht hätten. Ein späterer Reisender dürfte darin leicht mehr Glück haben, da sie in Menge vorkommen und nur jetzt nicht gesammelt werden konnten, weil die Schieferstücke auf den Halden ganz zerfallen waren. Auf dem Rückweg war ich erstaunt zu sehen, daß in früherer Zeit der Kohlenbergbau weit ausgedehnter gewesen ist als gegenwärtig, und daß noch in mindestens zwei Niveaus, welche höher liegen als am Sang hu-Berg, Kohlenflöze vorkommen. Sie waren durch eine Menge alter Halden bezeichnet, aber die Arbeit darauf ist längst eingestellt worden.

Der 18. Januar brachte mich nur drei Meilen weiter stromabwärts nach dem Dorfe Schi hwui yau. Hier beginnen ganz andere Bergfolgen als bisher. Zwei schroffe Vorsprünge von Kalkstein schließen ein drei Meilen langes steilrandiges Quertal ein, in dessen unterem Teile das Dorf liegt. In der Ferne sieht man einen dritten Vorsprung in den Fluß, bekannt als Ki tau oder „Hahnenkopf", welcher der ganzen Gegend den Namen gegeben hat. Vor einiger Zeit strandete ein Dampfer der Schanghai-Schiffahrtsgesellschaft auf

einer Klippe unter Wasser. Infolgedessen lebten während der Bergung dessen, was zu retten war, einige Amerikaner hier für kurze Zeit an Land. Sanguinisch, wie die Halbgebildeten in ihren Visionen sind, berichteten sie, die umgebenden Hügel beständen ganz aus Kohle. Die Flöze sollten vom Fluß aus deutlich sichtbar sein und sich weithin durch das Land erstrecken. Seitdem baute man große Hoffnung auf die Kohlen von Ki tau und glaubte, daß sie imstande sein würden, die Dampfschiffahrt auf dem Yangtszě zu unterhalten und durch billige Preise zu fördern. Der Ort war daher ganz besonders einer Untersuchung wert.

Zunächst sah ich nichts als Kalksteinbrüche und Kalköfen. Um den Kalk zu brennen, wird Kohle von Hwang schi kiang hierhergebracht, und dies sprach wohl nicht für das Vorkommen derselben am Ort. Wir machten einen Ausflug. Es zeigte sich, daß hier das nordöstliche Ende eines von SW herkommenden Höhenzuges ist, der, soweit ich erkennen konnte, aus Kalksteinen aufgebaut ist und hier noch eine Höhe von ungefähr 500 m erreicht. Seine Höhenlinie zeichnet sich weder durch Gipfel noch durch Einsenkungen aus. Nach dem Fluß entsendet er eine Anzahl von schroffen Querriegeln, von denen einige in den erwähnten drei Klippen abstürzen. Die Schluchten zwischen ihnen sind romantisch. Bäche frischen klaren Wassers brausen in ihnen hinab, und man erkennt dort das Bestreben der Natur nach einer üppigen Vegetation, welche von der Hand vormaliger Zeit zerstört wurde und seitdem fortdauernd niedergehalten wird. Besonders Schlingpflanzen wuchern üppig, sobald man ihnen freies Spiel läßt. Die Höhen der Riegel sind kahl und klippig, aber von jedem hat man schöne Blicke über die Ebene im Norden, den breiten Strom und die Gebirge zu den Seiten.

Mitten in dem deutlich geschichteten Kalkstein liegt ein Kohlenflöz, dasselbe, auf welches sich die früheren Berichte beziehen. Es ist eine Einlagerung, die ungefähr 30 m mächtig ist und meist aus Schiefern besteht. Die Anwesenheit der Kohle läßt sich nur an den sehr zahlreichen Halden erkennen, welche den ehemaligen Bergbau andeuten.

Gegenwärtig ist nicht mehr eine einzige Grube im Betrieb. Es scheint, daß entweder die Kohle von zu geringer Beschaffenheit gewesen ist, um die Fortsetzung des Bergbaues zu rechtfertigen, oder daß man alles herausgenommen hat, was der Chinese mit seinen unvollkommenen Mitteln gewinnen kann. Ich vermute, daß beide Gründe sich vereinigen. Die ökonomische Bedeutung des Vorkommens war mir schon bei dieser ersten Beobachtung sehr unwahrscheinlich, da die Schächte erkennen ließen, daß das Flöz nur eine geringe Mächtigkeit gehabt hat.

Nachmittags kam ich von dem Ausflug an Bord zurück und wollte weiter fahren; aber als man versuchte den Anker zu lichten, stellte sich heraus, daß er sich auf felsigem Grunde fest eingezackt hatte. Die Versuche, ihn zu heben, waren vergeblich, und es blieb nichts übrig, als die Kette zu kappen und den Anker zu verlieren. Das war ein umständliches Verfahren; am Ort gab es keinen Schmied, und man mußte erst weither einen holen, der dann das Durchschneiden der Kette ausführte.

Am nächsten Tage legte ich 23 Seemeilen zurück bis zur Stadt Ki tschóu. Drei Meilen unterhalb des Ankerplatzes fuhren wir an dem eigentlichen Ki tau oder Hahnenkopf vorüber. Es ist ein 100 m hoher Felsenvorsprung, der vollkommen senkrecht in den Fluß abfällt, und dieser hat unmittelbar an der Wand eine Tiefe von 50 m, so daß der senkrechte Absturz wenigstens 150 m hoch ist. Es ist eine der bekanntesten Landmarken für die Schiffahrt am untern Yangtszĕ. Die nun folgende Strecke des Stromes ist landschaftlich schön: zur Linken ein sanftes Hügelland von rötlichen Sandsteinen, zur Rechten erst Alluvialebene und dann die schroffen Abhänge des Kalkgebirges. Später löst sich dieses in einzelne Gruppen auf; die Ebene greift dazwischen weit hinein, und wieder liegen große Wasserbecken zwischen den Hügeln.

An Ausflüge war heute nicht zu denken: es hatte die ganze Nacht hindurch geschneit und regnete von früh bis abends. Die Berge waren mit Wolken verhüllt, und ich hatte erst später vom Dampfschiff aus Gelegenheit, meine früheren Beobachtungen zu

vervollständigen. Die Kälte verursachte den Tod zweier Fremdlinge, die wir an Bord hatten. Es waren zwei Goldfasanen, die wir in Hankóu akquiriert hatten und als Geschenk nach Schanghai mitbringen wollten. Wir ankerten gegenüber dem Havoc-Felsen an dem Ausfluß eines kleinen Sees.

(Aus einem Brief an die Eltern.)

Ich mache diese Reise unter den günstigsten Umständen als Kapitän und Geolog. Mit Ausnahme des polizeiwidrigen Wetters, das eigentlich in diesem Monat ausgezeichnet sein sollte, geht alles so weit gut von statten. Um 6 Uhr früh, wenn es noch ganz finster ist, trommle ich alles an Bord auf, zum großen Verdruß meiner Chinesen: sie strecken sich immer erst noch ein paarmal, ehe sie aufstehen. Dann wird im eisernen Ofen in der Kabine Feuer gemacht und Kaffee gekocht. Dann einen halben Tag Fahrt und einen halben Tag Exkursion in die Berge, bei jedem Wetter. Um 8 Uhr abends ist alles in den Federn, nur ich arbeite noch bis 11 Uhr wie jetzt. Auf meinem Tisch liegen die sehr genauen Flußkarten, die ich seitlich vervollständige und geologisch koloriere, außerdem verschiedene andere Karten und Bücher.

Die Naturalverpflegung läßt nichts zu wünschen übrig, denn man bekommt alles, was man braucht. So führe ich mein bequemes Haus für sechs oder acht Wochen mit mir spazieren, bis ich nach Schanghai zurückkehre. Der Ausflug ist äußerst interessant. Ich darf hoffen, daß meine geologischen Resultate von Wert sein werden, und wenn die Kohlenlager am Yangtszĕ, wie es mir jetzt den Anschein hat, nicht so wertvoll sein sollten, wie man glaubt, so ist damit auch ein Resultat, wenn auch nur ein negatives, gewonnen. Man kann sich dann mit umsomehr Zuversicht den anderswo gelegenen guten Kohlenfeldern zuwenden.

Der 20. Januar wurde auf eine Exkursion verwandt, die den ganzen Tag in Anspruch nahm. Es erstreckt sich hier in geringer Entfernung vom Fluß aus ein Kalkgebirge, dessen Gipfel bis 800 m an-

steigen und das in seinem südöstlichen Teil vom Strom bespült wird. Wir überstiegen es durch einen Paß und besuchten dann noch eine zweite parallel gerichtete Gebirgskette. Der schwierigste Teil der Exkursion war die geringe Entfernung vom Ankerplatz nach dem Fuß des Gebirges. Der Alluvialboden am Yangtszĕ wird nach Regengüssen entsetzlich weich und zähe. Zwischen den Dörfern hat man die Verbindungen daher überall mit Steinplatten pflastern müssen. Aber man genießt diesen Vorteil nicht, wenn man sich von einem beliebigen Ankerplatz aus auf die Felder wagt. Wir sanken zuweilen einen Fuß tief in den zähen Schlamm ein, und es war angenehm, als wir am Fuß des Gebirges wieder festen Steinboden unter uns hatten.

Hier zeigte sich der außerordentlich schroffe und wilde Charakter dieses Kalkzuges. Die Abhänge gleichen steil geneigten Karrenfeldern, und die Gipfel erheben sich schroff. Selbst in den Kalkalpen von Tirol und Steiermark waren mir nur wenige Berge erinnerlich, welche diesen zweien heute besuchten Gebirgszügen an Wildheit gleichkommen. Der Kalkstein ist vollkommen geschichtet, und die Schichten stehen steil. Dadurch geschieht es, daß die plattigen Schichtenköpfe in langen parallelen Reihen zwischen 2 und 6 m hoch an den Abhängen aufragen. Sie machen ein Erklimmen fast unmöglich, wenn man sich nicht an die Fußsteige hält, und doch herrscht Feldbau bis über 200 m an den Abhängen hinauf.

Ich lernte hier das wunderbarste Beispiel des eigentümlichen Bienenfleißes der Chinesen in der Bebauung des Bodens kennen, das ich bisher noch gesehen hatte, und auch nachher begegnete ich ihm selten in so hervorstechendem Grade. Jede aufstehende Kalkplatte dient als ein Wall zur Aufhaltung des Bodens, mit welchem die dahinter liegende Vertiefung künstlich ausgefüllt wird. Den Boden sowohl wie den Dünger tragen die Leute auf ihren Schultern auf steilen Pfaden hinan. Die Kalkplatten sind in ihrem Verlauf fortdauernd unterbrochen. Bei jeder solchen Lücke ist der Wall künstlich aufgemauert. So steigen die Miniaturfelder terrassenförmig an. Manches derselben ist nur wenige Quadratmeter groß. Blickt man von

unten hinauf, so sieht man nur die Kalkschroffen, von oben herab aber zeigt sich ein Gewirr von grünen Feldern. Es wird Weizen im Winter und Reis im Sommer gebaut.

Das Stroh des hier gebauten Reises ist in hohem Grade zur Bereitung des ordinären, dicken gelbgefärbten chinesischen Opferpapiers brauchbar. Die Fabrikation ist in dem zwischen beiden Bergzügen eingeschlossenen Tal sehr allgemein, wird aber nirgend im großen, sondern nur von den einzelnen Familien in ihren Häusern betrieben. Das klare kalkhaltige Wasser, welches die reichen Quellen des Kalkgebirges geben, mag hierbei behilflich sein. Die Bevölkerung fanden wir in überraschendem Maße gutmütig und zutraulich. Europäer waren noch nie hier gewesen. Die Konversation, welche Paul mit ihnen einging, machte uns bald gute Freunde, und wir wurden hier und da eingeladen, Tee mit den Leuten zu nehmen. Als Entgelt für solche kleine Gefälligkeiten ist es gut, sich mit kleinen Silbermünzen zu versehen. Ich besaß eine große Menge von 5-Cent-Stücken, wie sie früher in Hongkong geprägt wurden. Sie waren vollkommen blank und erschienen als eine königliche Belohnung, da sie als Halsschmuck für Frauen und Kinder benutzt werden.

Die Exkursion war auch geologisch sehr lehrreich, da ich Versteinerungen fand und in ihnen einen Anhalt zur Altersbestimmung des Kalksteines gewann. Bisher hatte ich Kalksteine an verschiedenen Orten gesehen: überall waren sie verschieden, und ich hatte weder vermocht, ihr gegenseitiges Verhältnis festzusetzen, noch das Alter eines einzigen von ihnen annähernd zu bestimmen. Hier zeigte sich zum ersten Male eine solche Möglichkeit. Besonders reich waren die Kalke an kleinen organischen Resten, welche man Fusulinen nennt und die besonders aus dem Kohlenkalk von Rußland bekannt waren. Ich hatte das Vergnügen, sie hier in einer Eleganz zu finden, wie sie nur selten vorkommen.

Die Entfernung nach Kiu kiang war nicht mehr groß, doch brauchte ich noch zwei Tage um sie zurückzulegen, da ich mit meinem

Boot gegen den Wind zu kämpfen hatte. Wir mußten unaufhörlich kreuzen und häufig unter großen Schwierigkeiten. Die Strecke gehört zu den schönsten im unteren Lauf des Yangtszĕ. Die Kalkgebirge treten hier zu beiden Seiten an den Fluß heran. Überall zeigen sich schroffe Abhänge, wenn auch keine starren Mauern, und die Gebirge bilden bizarre Profile. Zwischen die Hügel hinein greift stets die Ebene und schafft Abwechselung. Sehr bekannt ist besonders der Pa piën schan oder „Gespaltene Hügel", eine isolierte, steil gegen den Fluß abfallende und als Landmarke dienende Kalkklippe. Auch hier zeigt sich wieder das Kohlenflöz von Ki tau, das sich, stets mit seiner Schieferbegleitung, als eine Einlagerung im Kalk durch die Schluchten hinzieht. Hier und da gewinnt man noch etwas Kohle von schlechter Beschaffenheit daraus, doch an den meisten Orten sieht man nur die alten Halden.

Die Nacht wurde in Wu süĕ tswun, einem volkreichen Marktflecken, verbracht. Hier fand ich einen europäischen Zollbeamten, welcher einsam unter den Chinesen wohnt. Er zeigte mir ein Eisenschmelzwerk, das bereits die Aufmerksamkeit in Schanghai auf sich gezogen hatte, da man aus seiner Existenz den Schluß zog, daß in der Nähe Eisenerze und Kohle zur Feuerung vorkommen müßten. Ich fand jedoch, daß man nur altes Eisen in kleinen Öfen schmilzt und es zu Kesseln, Pfannen, Tempelgerätschaften und Pflügen umgießt. Zu dem alten Eisen, das man aus der Umgegend einsammelt, wird noch fortdauernd etwas Roheisen aus Hunan eingeführt. Auch Kohle und Koks werden aus Hunan importiert.

Die lange Kette des Ma tsu schan oder Kiefern-Gebirges, welches sich gegenüber von Wu süĕ erhebt, lud zu einem Besuch ein. Aber der folgende Tag begann mit heftigem Regen, und die neblige Luft gestattete nur geringe Aussicht. Ich brach daher direkt nach dem 30 Meilen entfernten Kiu kiang auf. Diese Strecke des Flusses bietet wenig Interesse. Das Gebirge im Süden entfernt sich mehr und mehr vom Fluß, im Norden erheben sich einzelne Hügel, und die Ebene breitet sich mehr und mehr aus. Erst bei Kiu kiang treten von Süden

her wieder kleine Hügel an den Fluß. Sie werden nach Süden höher und höher, bis zu dem 1500 m hohen Lu schan, den ich zum ersten Male zu Gesicht bekam. Eine Wolkenschicht lag unten, eine zweite oben; sie ließen einen freien Streifen, durch den ein Teil des Abhanges erkennbar war. Der Eindruck dieser partiellen Ansicht war vielleicht großartiger, als der Anblick des ganzen Gebirges gewesen wäre. Es erschien himmelansteigend; auch ließ sich erkennen, daß es ein Gebirge aus ganz andern Gesteinen ist, als ich bisher gesehen hatte — der reinste Urgebirgscharakter in jeder Linie, in der Form jeder Schlucht.

Kiu kiang. 22.—23. Jan.

Ich erreichte Kiu kiang am Nachmittag des 22. Januar. Der Ort gehört zu den durch den Vertrag vom Jahre 1860 den Fremden geöffneten Häfen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß er scheinbar den Handel eines großen Gebietes, nämlich der ganzen Provinz Kiangsi, beherrscht. Der Kankiang, der Hauptfluß derselben, bildet mit seinen zahlreichen Nebenflüssen ein großes Flußbecken, das einen einzigen Ausweg hat, nämlich gegen den Po yang-See bei Kiu kiang. Da nun die Stadt selbst der Sitz des von dem See kommenden Handels war, so glaubten die Fremden nichts Besseres tun zu können, als sich hier zu etablieren. Wie hastig und vorschnell man bei mehreren solchen Gelegenheiten verfahren ist, habe ich bereits in dem Fall von Hankóu zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Kiu kiang gibt ein nicht minder auffallendes, aber noch traurigeres Beispiel. Der Ort liegt nämlich nicht direkt am Ausfluß des Sees, sondern ein wenig oberhalb am Yangtszĕ, und das bestimmt die Ungunst seiner Lage. Derselbe Wind, der den chinesischen Schiffern die Fahrt auf dem See günstig macht, hält sie an dessen Mündung auf und verwehrt ihnen die Fahrt nach Kiu kiang. Tagelang, ja manchmal wochenlang müssen sie warten, bis sie die kurze Strecke zurücklegen können. Auch ist in den Wintermonaten der Ankerplatz sehr exponiert und für die kleinen Fahrzeuge der Eingeborenen recht gefährlich. Nur ungern bleiben sie hier liegen, und wenn sie es möglich machen können, verkaufen sie ihre Waren an einem andern Ort.

Hätte man dies bei Zeiten überlegt, so würde man wohl gefunden haben, daß Hukóu, d. h. „Seemündung“, ein kleiner malerisch gelegener, durch seine großen Tempel besonders auffallender Ort, der genau am Ausfluß des Sees gelegen ist, eine weit günstigere Lage für eine fremde Niederlassung geboten hätte. Statt sich von den Chinesen nach dem Ort ziehen zu lassen, wo bereits die Handelsleute wohnten, hätte man diese an dem am günstigsten gelegenen Ort zu sich heranziehen müssen. Im Anfang war man sehr sanguinisch. Eine große Menge der großen Firmen von Hongkong und Schanghai errichtete Zweiggeschäfte und baute kostbare Häuser. Der Grund und Boden der den Fremden von der chinesischen Regierung überlassenen Strecken stieg außerordentlich im Preis und erreichte den Wert von 3700 Mk. für einen Mau (den sechsten Teil eines englischen Acre). Bei meiner Ankunft war der Preis von 200 Mk. für ein Grundstück von gleicher Ausdehnung kaum mehr zu erzielen, und die schönsten Häuser fanden auch für die billigsten Preise keine Käufer. Die Anzahl der fremden Firmen fiel schnell herab und betrug 1868 nur noch sieben, von denen seitdem auch noch einige verschwunden sind.

Kiangsi ist unter den Provinzen von China eine von mittlerer Größe, der Name bedeutet „westlich vom Fluß“. Weshalb die Chinesen diesen geographischen Irrtum, der bei ihrem Sinne für Himmelsrichtung sich wunderlich ausnimmt, begangen haben, ist mir nicht klar geworden, da die ganze Provinz, bis auf wenige Quadratmeilen Landes, südlich von Yangtszĕkiang gelegen ist.*) Ihr Flächeninhalt ist ungefähr 3600 Quadratmeilen (180 000 qkm) und ihre Bevölkerungszahl nach dem Census von 1812 etwas über 37 Millionen Einwohner. Die Chinesen haben es verstanden, bei der Begrenzung der Provinzen natürliche Scheiden zu beobachten, insbesondere die Wasserscheiden.

---

*) Die Erklärung ist folgende: Das Gebiet Kiangnan, „südlich vom Kiang“ (d. i. vom Yangtszĕkiang) war früher unter der Sung-Dynastie in eine westliche und eine östliche Hälfte, Silu und Tunglu, geteilt. Aus Kiangnan silu ist dann wahrscheinlich später Kiangsi geworden, ein Name, der in dieser Zusammenziehung allerdings sinnlos erscheint.

So ist auch, wie schon erwähnt, Kiangsi ein einziges großes Flußbecken, in welchem der Kan kiang der Hauptstrom ist. In ziemlich gleichmäßiger Verteilung erhält er Nebenflüsse von Westen und von Osten. Das Land ist im ganzen sehr gebirgig und, wenn auch nicht arm, doch keineswegs unter den produktivsten Distrikten von China. Da die Gebirgszüge, wie im ganzen südlichen China überhaupt, parallel SW—NO angeordnet sind, so findet in dieser Richtung ein leichterer Verkehr statt als in andern Richtungen, außer dort, wo schiffbare Flüsse die Gebirge durchbrechen. Demselben Umstand ist zu verdanken, daß der südöstliche Teil der Provinz mit den Provinzen Kwangtung und Fokiën in engerer Verbindung steht als mit dem nördlichen Teil von Kiangsi. Dies ist von wesentlichem Einfluß auf die Handelsbeziehungen, da jene entlegenen Teile von Canton und Swatau aus leichter versorgt werden können als von Kiu kiang.

Die Bewohner nennen ihre Provinz ein armes Land, und da die Bevölkerungsdichtigkeit eine sehr große ist, so wandern sie vielfach aus, um ihr Fortkommen anderwärts zu versuchen und das Geld, das sie verdienen, dann nach ihrem Vaterlande zurückzubringen. Es wird noch vielfach hervortreten, wie sehr der Charakter der Bewohner der einzelnen Provinzen verschieden ist. Wie sie in einer mehr zu literarischer Tätigkeit, in andern zum Kleinhandel oder zu großen Unternehmungen oder zum friedlichen Ackerbau oder auch zur militärischen Beschäftigung neigen, so haben auch die von Kiangsi ihren besonderen Zug. Sie sind ein Krämervolk. Ich habe sie später weit im Lande zerstreut, in den Provinzen Sz'tschwan, Hupé und im fernen Nordwesten, angetroffen. Überall hatten sie viele Handelszweige in ihrer Hand, z. B. die Seide, das weiße Wachs, das Öl und andere Hauptartikel.

Über die Geographie von Kiangsi wissen wir nur wenig, obgleich die Wege der Europäer zu jenen Zeiten, als China noch ein verschlossenes Land war, meist durch die ganze Länge der Provinz geführt haben. Schon Père Gaubil beschreibt seine Reisen von Canton über den Méi ling (Paß) und den Kan kiang hinab bis nach der

Hauptstadt Nantschang fu. Nachher folgten verschiedene Missionare denselben Fußtapfen, und auch die Gesandtschaften von Lord Macartney und Lord Amherst im Anfang des 19. Jahrhunderts sowie die des Holländers Nieuhof nahmen denselben Weg. Von Nantschang gingen sie dann entweder die sehr gebräuchliche Straße über Kwangsin fu durch die Provinz Tschekiang nach dem Südende des Großen Kanals oder durch den Poyang-See und den Yangtszĕkiang hinab bis nach Tschingkiang. Über diesen Weg hinaus ist jedoch kaum jemand gekommen. Der Charakter der Bevölkerung ladet auch keineswegs dazu ein. In wenigen Städten sind Fremde so feindlich empfangen worden wie in Nantschang fu und andern großen Orten von Kiangsi.

Die Nachforschung nach der Herkunft der Produkte, die in den Handel kommen, ist neuerdings ein wichtiger Hebel geworden, um zur Kenntnis der einzelnen Teile von China zu verhelfen. Erst werden die Ortsnamen durch die Ware bekannt, dann lernt man etwas von dem Charakter der Gegend kennen, und schließlich dienen sie als Ziel zu Ausflügen. So ist es auch mit Kiangsi ergangen, wenn auch das letzte Stadium, die auf Erforschung gerichteten Ausflüge, bisher nur wenig zur Geltung gekommen ist. Das wichtigste Produkt für den Fremdhandel ist der Tee. Die verschiedenen teeerzeugenden Gebiete sind hinsichtlich der Qualität des Produktes ebenso verschieden wie bei uns die Weingegenden; ja in einem einzelnen Gebiet sind einzelne Berge oder Teile von Abhängen durch die Güte des Tees weit über die Umgebung ausgezeichnet. Auch die Bereitungsmethoden weichen, grade wie in Weinländern, voneinander ab. Die beiden großen Klassen, in die man den Tee bringt, sind im allgemeinen, wie bekannt, schwarzer und grüner Tee. Sie sind nicht streng von einander verschieden, sondern durch zahlreiche Übergangsstufen mit einander verbunden, und vom schwärzesten bis zum grünsten Tee gibt es eine große Reihe von Abänderungen, und jede einzelne Stufe hat wiederum eine Anzahl der verschiedensten Sorten der Güte.

Der Chinese trinkt im allgemeinen grünen Tee. Die Fremden zogen, als sie das Blatt kennen lernten, die schwarzen Sorten, welche

nur wenig im Gebrauch waren, vor, und da die Nachfrage von Jahr zu Jahr wuchs, so ist die Bereitung des schwarzen Tees allmählich weit vorgeschritten, und viele große Tee-Distrikte sind allein damit beschäftigt, das Produkt für den Fremdenmarkt zu liefern, wenn auch ungleich größere Landstrecken der Versorgung des einheimischen Konsums gewidmet bleiben. Kiangsi liefert beide Arten von Tee. Die schwarzen kommen von Westen und sind im Handel als Ning tschóu-Tees bekannt. Sie werden besonders in den beiden Distrikten Yi ning und Wu ning im Departement Ning tschóu bereitet und auf dem Siu hŏ zu Boot herabgeführt. Die Distrikte liegen am Südabhange desselben Gebirges, dessen zu Hupé gehörender Nordabhang die größte Masse des schwarzen Tees für Hankóu liefert, insbesondere jene hochgeschätzten Arten, welche den russischen Markt versorgen. Ein anderer Distrikt, wo schwarzer Tee in Menge bereitet wird, ist Kwang sin fu am Nordabhange jenes wohlbekannten Wu i-Gebirges, von welchem der Markt von Fu tschóu die größten Massen und die besten Arten bezieht. Diese Tees werden zu Boot nach dem Po'yang-See hinabgebracht. Grüne Tees werden in der Provinz nur wenig bereitet, eigentlich nur in den beiden Distrikten Lo ping und Fóu liang. Doch liegen die bereits zu der Provinz Ngan hwéi gehörenden Distrikte von Wu yuën und Ki mönn auch noch im Flußgebiet des Poyang-Sees, und es scheint natürlich, daß ihr Produkt auch nach Kiu kiang hinabgeht.

Der Exporthandel von Kiu kiang beruht wesentlich auf dem genannten Produkt. Allein von schwarzem Tee wurden im Jahre 1866 16,500,000 Pfund exportiert. Das genannte Jahr war das beste für den Handel von Kiu kiang. Anfangs wurden die Tees aus den östlichen Provinzen direkt nach Osten zum Meer verschickt, aber im Jahre 1862 waren die Verheerungen der Tai ping-Rebellen auf dem Wege dahin so bedeutend, daß der Transport aufhören mußte, und so mehrte sich bis zum Jahr 1866 der Teehandel von Kiu kiang. Dann aber, als die Tai ping-Rebellen geschlagen und die östlichen Wege wieder geöffnet waren, fing man allmählich an, aus den östlichen Distrikten die Tees wieder gegen Osten hin zu verführen. Den Tsiën-

tang-Fluß hinab wurden sie nach Ningpo gebracht, um von dort auf fremden Dampfschiffen nach Schanghai zu gehen. Seitdem wird der Umschlag von Jahr zu Jahr bedeutender. Zugleich beginnt Ning tschóu seinen Tee nach Hankóu zu schicken, und eine noch andere Quelle der Verminderung des Teehandels von Kiu kiang besteht darin, daß selbst chinesische Kaufleute, welche den Tee nach dem Po yang-See bringen, ihn durch ihre Agenten in Schanghai direkt an die dortigen fremden Firmen übermitteln.

Nächst dem Tee sind Hanf und Papier die wichtigsten Exportartikel. Beide sind ausschließlich für den chinesischen Markt und gehen meist stromabwärts nach den großen Handelsplätzen am Yangtszĕkiang. Papier gehört zu den Hauptindustrien des Landes und wird allenthalben gemacht, doch zeichnet sich jeder einzelne Fabrikort durch die besondere Art seines Fabrikats aus. Es gibt Schreibpapier von verschiedenen Arten; Druckpapier; ein anderes, welches nur in Apotheken zum Einwickeln von Medizin gebraucht wird; ferner andere Arten, welche allein zum Zweck der Verbrennung in Tempeln bei Begräbnissen und zur Ehrung der Ahnen dienen. Es ist unglaublich, wie groß der Handel in diesem einzigen Produkt ist. Der Rest der Erzeugnisse des Landes spielt eine unbedeutende Rolle in dem Export von Kiu kiang auf fremden Schiffen. Im einheimischen Handel kommt natürlich noch eine große Menge von Gegenständen in Betracht, welche in die dem Fremdhandel allein gewidmeten, jährlich gedruckten Übersichtstabellen nicht aufgenommen werden. Von den Gegenden, welche nördlich von Kiu kiang gelegen sind, kommt hier nichts zum Export. Was die Importe betrifft, so sind diese von weit geringerer Bedeutung.

Die Zukunft von Kiu kiang als Handelsplatz ist eine durchaus düstere. Nicht nur verringern sich die jährlichen Ziffern, welche den Export und Import angeben,*) sondern es fällt auch ein stets wachsen-

*) Für das Jahr 1905 verzeichnete das Zollamt nur noch eine Einfuhr von 2180, eine Ausfuhr von 5 (!) Taëls im Wert (1 Taël zurzeit = etwas über 3 Mark).

der Prozentsatz den einheimischen Kaufleuten zu, und nur ein kleiner Teil befindet sich in fremden Händen. Da die Importe nach der Provinz Kiangsi durchaus stromaufwärts zu gehen haben, so ist der Betrag der Fracht, der auf sie fällt, weit größer als beim Export, und so geschicht es, daß ein kleinerer Teil der Provinz von Kiu kiang als Importplatz abhängig ist, als derjenige ist, welcher seine Produkte dorthin schickt. Wie bereits erwähnt, hängt der ganze Südosten kommerziell von Canton und Swatau ab, und einige Gebiete werden von Ningpo aus versorgt. Nördlich vom Yangtszĕ hat Kiukiang fast gar kein Handelsgebiet, und was es noch vor wenigen Jahren besaß, wird ihm mehr und mehr von anderen Orten wie Hankóu und Tschingkiang genommen.

Am Abend meiner Ankunft wurde ich bereits mit dem größern Teil der Fremden in Kiu kiang bekannt. Es wurden die Gefahren des Besuchs von Nan kang fu, Nan tschang fu, Yau tschóu fu, King tötschönn usw. besprochen, wo überall Exzesse gegen Europäer vorgefallen waren. King tö ist in der Tat so gut wie unerschlossen, da die wenigen europäischen Besucher von der Bevölkerung gemobbed worden sind. H. sagt, daß seit den Gesandtschaften kein Fremder in europäischer Kleidung über den Méi ling-Paß gereist ist.

Es ist übrigens merkwürdig, wie die Höhe dieses Passes überschätzt worden ist. Nimmt man das Gefälle des Yangtszĕkiang unterhalb Kiu kiang gleich dem der Donau unterhalb Wiens an (ungefähr 1 m auf 17 km), so liegt Kiu kiang etwa 45 m ü. M. Dies ist aber jedenfalls noch zu hoch gegriffen. Von da sind etwa 450 km bis zum Méi ling. Nimmt man dasselbe Gefälle für die unteren, das doppelte für die nächsten und das dreifache für die oberen 150 km an, so liegt Nan ngan fu am Nordfuß des Méi ling nur 105 m ü. M. (statt der 2100 m von Barrow). Steigt nun der Méi ling-Paß auch wirklich 300 m darüber an, was zu bezweifeln ist, da der Anstieg nur 1 geographische Meile einnimmt, so ist der Paß 405 m hoch. Die Berechnung gibt ein noch geringeres Resultat, wenn man sie auf den Pé kiang im Süden des

Passes gründet. Bis 60 km oberhalb Canton gehen große Dschunken, was ein äußerst geringes Gefälle andeutet. Die nächsten 25 km bis Nan yangfu, die in kleinen Booten gemacht werden, haben jedenfalls ein stärkeres Gefälle; aber die Höhe des letztern Ortes, der nach Gaubil nur 2 geographische Meilen von Nan ngan fu liegen soll, kann doch nur sehr gering sein.*)

Am folgenden Tage beabsichtigte ich eine Besteigung des Lu schan. Man kann sie mit Leichtigkeit von einer Sommer-Residenz ausführen, welche sich die Fremden an seinem Fuß in einem romantischen Tal gebaut haben, das ihnen im Sommer als Ziel ihrer Sonntags-Ausflüge dient. Allein dieser Plan wurde zu Wasser, da es den ganzen Tag regnete, und es mußte ein anderer entworfen werden. Es war damals bekannt geworden, daß in dem Distrikt von Loping östlich vom Po yang-See Kohle vorkommt. Sie wurde bereits nach Kiu kiang zum Verkauf gebracht, aber hier noch wenig benutzt. Da ihre Qualität weit besser war als alles, was ich bisher am Yangtszĕ gesehen hatte, und die Quantität, in der sie zu haben war, eine sehr bedeutende zu sein schien, so war dort ein passendes Ziel eines Ausfluges gegeben, um so mehr als Lo ping zu Boot erreicht werden kann. Es wurden also neue Provisionen eingekauft, ein neuer Anker besorgt und ein Lotse für den Po yang-See engagiert.

Auf dem Po yang-See 24.—28. Jan.

Am 24. Januar um 9 Uhr früh brach ich bei starkem Ostwind auf. Der Himmel war bewölkt und die Aussicht unter der Wolkendecke ihrer großen Klarheit wegen Böses verheißend. Man sah deutlich die Hügel, welche 30 Seemeilen nördlich von der Stadt die Ebene abschließen, was immer als ein schlechtes Wetterzeichen gilt. Der Lu schan zeigte nur seine untern Gehänge. Um 3 Uhr erreichten

---

*) Es ist erstaunlich, mit welcher Treffsicherheit hier Richthofen einen eingewurzelten Irrtum solchen Grades auf Grund einer geographischen Erwägung — ohne eigene Beobachtung bezw. Messung — berichtigt hat. Die Meereshöhe des Méi ling beträgt in der Tat, wie heute alle guten Karten angeben, nur 3—400 m.

wir die Einfahrt in den See, ungefähr 12 Seemeilen von Kiu kiang. Von hier aus war der Wind günstig, und wir hatten schnelle Fahrt. Im Osten des Einganges erheben sich Hügel. Ansehnliche, weiß getünchte Häuser, besonders ein malerisch gelegener befestigter Tempel bezeichnen den Ort Hu kóu, der eine Zierde der Einfahrt ist. Gegenüber, auf der rechten Seite, erstreckt sich eine sandige Halbinsel zwischen See und Fluß weithin, und an ihrem letzten Ende liegt ein chinesisches Zollhaus. Die Einfahrt ist schmal. Man erwartet in einen großen See zu kommen.

Der Po yang-See figuriert auf unsern Karten als eine Wasserfläche von 16 deutschen Meilen Länge und 6 Meilen Breite, entspräche also beinahe dem dritten Teil der Provinz Schlesien an Areal. Allein wenn die Wasserfläche sich auch nach der Einfahrt etwas erweiterte, so war doch von einem See nicht viel zu sehen. Wir fuhren in einem Flußbett zwischen schlammigen Ufern, und zu beiden Seiten erstreckten sich die Schlammflächen weithin bis zu den wirklichen Ufern des Sees, wie ihn die Karten angeben. Auch im Westen treten bald Hügel auf, und die Schlammflächen ziehen in Buchten oft tief zwischen die Hügel hinein. Selbst die Wasserfläche war trügerisch und bot keineswegs eine hinreichende Tiefe zur Fahrt. Der Kanal, in dem sich mein Boot halten mußte, war schmal, doch diente in der Ferne die Pagode auf der kleinen Insel Ta ku schan als gute Schiffahrtsmarke. Mein trefflicher Lotse aber verstand es meisterhaft, uns fest auf eine der Schlammbänke zu bringen, welche sich nördlich von der Insel ausdehnt. Alles ging ans Werk und arbeitete mit der größten Anstrengung. Ich verdankte es nur den aufopfernden Bemühungen meiner vortrefflichen Ningpo-Mannschaft, daß das Boot frei kam. Die Gefahr, es gänzlich zu verlieren, war groß, denn der starke Nordwind setzte uns fester und fester, und bei einer kleinen Verzögerung würde das Boot unrettbar verloren gewesen sein. Als wir frei waren, kamen wir in den richtigen Kurs.

Es ist klar, daß der untere Teil des Sees nur ein Kanal ist, der seine flachen Ufer den größeren Teil des Jahres hindurch überströmt.

Er ist etwa 200 m breit und hat ein tiefes Bett. Die steilen Schlammufer waren jetzt deutlich erkennbar, da das ganze Flachland bloßgelegt ist. Daß der See zu andern Jahreszeiten höher sein muß, war nicht allein aus den Schlammbänken erkennbar, sondern auch an den verschiedenen Dschunken, welche hier und da auf dem Trockenen lagen, indem sie offenbar bei dem allmählichen Hinabgehen des Wassers den kleiner und kleiner werdenden Kanal nicht hatten finden können und dann in derselben Weise aufgesessen waren, wie es mir geschah. Vor wenigen Jahren hatte ein kleines Kanonenboot, das mit der Aufnahme des Sees beauftragt war, dasselbe Schicksal. Es saß fest, als im Spätherbst das Wasser sank, und mußte acht Monate liegen bleiben, bis die steigende Flut es wieder flott machte.

Der Ta ku schan ist 60 Meter hoch und sehr malerisch. Der Felsen besteht aus Sandsteinen und trägt eine hohe Pagode und einen Tempel. Der Name bedeutet „großer Waisenberg". Zwei Meilen weiter erreicht man das Dorf Ta ku tang, wo ein chinesisches Zollhaus liegt. Der Zollpächter hat dem Staat jährlich 520 000 Taler abzuliefern und erhebt die Zölle nach einem festgesetzten Tarif, dem er wohl nach Gutdünken noch einiges zusetzen mag. Die Inhaber solcher Zollstationen sind gewöhnlich sehr wohlhabende Leute. Der Ort ist eine der mit Kanonenbooten versehenen Stationen für die einheimischen Schiffer und ein beliebter Ankerplatz. Wenn die Teeboote von der oberen Gegend herabkommen, um nach Kiu kiang zu gehen, so liegen sie hier still, bis sie einen günstigen Wind finden. Der Ankerplatz bei Hu kóu ist nicht beliebt, und wenn dort die Verhältnisse zur Fahrt nach Kiukiang ungünstig sind, so ziehen die Schiffer vor, nach Ta ku tang zurückzugehen, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten. Herr D. hat den Vorschlag gemacht, Ta ku tang für Kiu kiang als Ort des Fremdhandels zu substituieren, und erwartet, daß, wenn das geschähe, die Fremden einen weit größeren Anteil an dem Handel von Kiangsi gewinnen können.

Einige Meilen weiter auf der Ostseite erhebt sich ein Berg, unter dem wir in gutem Schutz vor dem Nordwind ankerten. Auch hier lagen Kanonenboote und eine starke Flottille von Dschunken. Trotz



Der Große Waisen-Berg (Ta-ku-schan) am Ausfluß des Poyang-Sees



der geringen Breite war das Wasser von dem steifen Wind aufgeregt, und es rollte eine starke Dünung an. Am Abend hatten meine Leute ihren Spaß mit der Verhöhnung des Lotsen, da sie selbst, obgleich fremd, sich doch als bessere Kenner des Wassers erwiesen hatten als jener, der von nun an als abgesetzt galt.

Nachdem es nun die ganze Nacht hindurch stark geweht und geregnet hatte, klärte es sich am nächsten Tage allmählich auf. Aber noch immer blies es stark von Nord. Den gewöhnlichen Umständen nach, und da ich noch immer in einen See zu kommen erwartete, hoffte ich heute Yau tschóu fu zu erreichen und am nächsten Tag nach Lo ping zu kommen. Allein diese Hoffnung erwies sich als sehr trügerisch. Ich hatte noch nicht die volle Kenntnis von der wahren Beschaffenheit des Poyang. Der „Fluß“ war 200—300 m breit. Wir bewegten uns durch eine Strömung von 2 Meilen in der Stunde. Bald führte uns der Kanal wieder auf die westliche Seite hinüber, wo die Pagode der Stadt Nan kang fu erschien. Die Stadt liegt auf einer Terrasse von weichem rotem Sandstein, demselben, auf dem Kiu kiang gelegen ist. Hinter ihr erheben sich Hügelreihen von 2—500 m, dahinter die steilen Wände des Lu schan, dessen ganzer Südostabhang mauerförmig abstürzt.

Diese Gegend ist den Chinesen ein Heiligtum. An sie knüpfen sich Erinnerungen aus uralter Zeit. In den Höhlen des Lu schan wohnten weise Eremiten, insbesondere wird diejenige des Lautszĕ gezeigt, der hier mit seiner Hirschkuh lebte. Die Sage hat sich im Munde des Volkes forterhalten und dient zu sehr häufiger bildlicher Darstellung. Bald darauf stehen zwei Vorsprünge der Gebirge nah einander gegenüber; der enge Hals ist nur eine Seemeile breit und trennt den nördlichen Teil des Sees, den wir jetzt verließen, von dem südlichen. Die Ufer der Schlammflächen treten nun weiter auseinander, wenn auch aus der Ebene selbst noch einzelne Inseln von festem Gestein aufsteigen. Aber ein wirklicher See ist auch hier nicht zu sehen.

Es vereinigen sich hier zwei Flüsse, der Yau und der Kan. Der Lotse fuhr den letztern aufwärts nach Wu tschöng, einem großen be-

lebten und wichtigen Marktflecken auf einer isoliert aus dem Schlamm aufsteigenden Sandsteininsel. Der Ort wird von einem vieldachigen Tempel überragt und gewährt einen malerischen Anblick. Es lag hier eine Unzahl von großen und kleinen Booten. Mitten unter ihnen warf der Lotse Anker und behauptete, das Boot könnte nun nicht weiter gehen, und ich müßte ein kleineres nehmen. Da er sich in Kiu kiang für einen ausbedungenen Preis erboten hatte, die „Nymphe“ nach Lo-ping zu bringen, so war ich nicht angenehm überrascht, doch ergaben Nachfragen, daß der Mann Recht hatte. Es war klar, daß ich die „Nymphe“ in Wu tschöng zurücklassen und mit einem kleinen chinesischen Boot weiterfahren müßte. Bald war auch ein Mann gefunden, der sich erbot, mich für einen billigen Preis nach Lo ping zu bringen.

Er hatte ein sehr kleines Boot, das gerade hinreichenden Schlafraum für mich selbst und meine beiden Begleiter bot. Es war mit einem runden Dach von Matten überdeckt, das vorn und hinten offen war und dem Wind freien Durchzug gestattete. Die Aussicht auf Leiden durch Wind, Kälte und Regen war nach der Erfahrung der letzten Wochen keine erfreuliche, indessen schien die Reise nicht lang zu sein. Es werden 180 Li bis Yau tschóu gerechnet und von dort noch 200 Li nach Lo ping. Ich glaubte auf 100 Li in 12 Stunden rechnen und Tag und Nacht reisen zu können. Allein die Rechnungen der Chinesen stimmen mit den unsrigen selten überein. Die Leute widersetzten sich mit Macht dem Plan, in der Nacht zu reisen, da es viele Untiefen und Felsen gebe und der Kanal sehr gewunden sei, allerdings eine überraschende Nachricht, wenn ich bedachte, daß ich mich auf einem See befand. Als Dauer der Reise gaben sie fünf bis sechs Tage bis Yau tschóu und von dort vier Tage bis Lo ping an, also für Hin- und Rückfahrt ungefähr 18 Tage. Natürlich gab ich den Plan auf und beschloß, sofort die Rückfahrt anzutreten. Ich habe das auch später nicht bereut, da ich Gelegenheit hatte, Lo ping unter weit günstigeren Umständen zu besuchen.

Wu tschöng ist ein wichtiger Handelsplatz. Es sind nicht die größten Städte, welche in China die wichtigsten Handelsplätze sind.

Jene sind Sitze der Industrie und der Behörden, aber der Handel konzentriert sich gewöhnlich in einzelnen besonders günstig gelegenen Marktflecken. Diese haben vor den Städten den Vorteil voraus, daß sie mit keiner Festungsmauer umgeben sind und keine Restriktionen hinsichtlich des Schließens und Öffnens der Tore existieren. Ein solcher Ort ist Wu tschöng. Hier vereinigt sich der Liu hŏ, der von Westen kommt, mit dem Kan kiang. Daher ist hier das Hauptdepot aller Waren, welche auf diesen beiden Flüssen verfrachtet werden. Unterhalb des Ortes können tiefergehende Schiffe fahren als oberhalb, und deshalb werden hier die Waren umgeladen. Für die Waren, welche den Yau-Fluß hinab kommen, ist der Ort von geringerer Bedeutung, da jene bereits in Yau tschóu fu auf größere Schiffe geladen werden. Insbesondere ist hier ein Unterdepot für den Tee von Ningtschóu, für das Papier des größten Teils der Provinz, für die Baumwolle, welche von Hupé hierhergebracht wird, und für die Gewebstoffe, welche die Fremden importieren. Es gibt daher hier eine große Anzahl bedeutender Handelshäuser. Wir gingen nicht an Land, da derartige Orte zu unangenehm zu besuchen sind und man in ihnen doch nichts zu sehen bekommt.

Der Rückweg wurde nun angetreten. Wir hatten starken Gegenwind und langsame Fahrt, welche noch durch zweimaliges Aufsitzen auf den Schlammbänken unterbrochen wurde. Wir erreichten Nankang fu und traten sofort einen Ausflug nach dem Lu schan an. Das hügelige Tafelland, welches sich landeinwärts erstreckt, ist mit einem eigentümlichen roten Boden bedeckt, welcher vollständig in das darunterliegende Gestein übergeht. Er hat ein eigentümlich zelliges Gefüge, indem eine rote Ausfüllungsmasse in einem gelben schwammartigen Gewebe liegt. Es ist dies eine sehr eigentümliche Bodenart, welche auch zuweilen größere Festigkeit annimmt und in Indien als Laterit bezeichnet wird, weil sie die Farbe von Ziegelsteinen hat. Ich fand sie in Ceylon, Indien, Birma, Siam und andern tropischen Ländern verbreitet, habe auch aus Beschreibungen ersehen können, daß sie weiterhin in der heißen Zone vielfach vorkommt. Hier war

der nördlichste Punkt, an dem ich sie bisher beobachtet hatte. Ich fand sie nachher auch am Tung ting-See in Hunan und in der Provinz Kwang tung — kurz, sie scheint für das südliche China charakteristisch zu sein, wenn sie auch nicht in dem Maße vorkommt wie in den Tropen. Im nördlichen China fand ich sie nicht, wie auch sonst nirgends in damit gleichstehenden Breiten. Es scheint daher, daß das Gebilde etwas mit dem Klima oder der Temperatur zu tun hat und, wo es als ein Gebilde der Vorzeit vorkommt, auf eine klimatische Änderung hindeutet.

Wir erreichten den Lu schan bei dem Tempel Liau föng tszĕ unterhalb der sehr berühmten Wasserfälle des Berges. Sie werden von den Chinesen viel und mit dem Gefühl der Verehrung besucht. Landschaftlich sind sie ohne Bedeutung, wenigstens waren sie in dieser Jahreszeit nur Bindfaden zu vergleichen. Für den folgenden Tag war die Besteigung des Lu schan projektiert. Aber sie wurde abermals zu Wasser. Immer noch blies es heftig von Nord, die Wolken hingen tief herab und bedeckten den Berg. Wir fuhren also weiter bis Ta ku-tang. Ein chinesischer Zollhausbeamter mit einer großen Brille kam an Bord, um nach den Papieren des Schiffes zu fragen und dessen Ladung zu untersuchen. Als er jedoch die wohleingerichtete Kabine, ein für ihn ganz neuer Anblick, sah, stutzte er und konnte namentlich seine Verlegenheit nicht verbergen, als er seine Gestalt in dem großen Spiegel dem Tisch gegenüber sah, was ihm noch nie vorher geschehen war, da die Chinesen nur kleine und schlechte Handspiegel besitzen. Die Methode einer jovialen Behandlung ist überhaupt in solchen Fällen oft gut angebracht, weit besser als ein stolzes Abweisen, das oft unangenehme Folgen hat. Von hier unternahmen wir wieder einen Ausflug nach dem Gebirge und bestiegen den Ma tsu schan, einen Berg, der für meine geologischen Forschungen maßgebend wurde und auch in der Nomenklatur der Schichtenfolge eine Rolle erhielt.

Der Ausflug von Ta ku tang war von hinreichendem Interesse gewesen, um mich zu veranlassen, noch einen zweiten folgen zu lassen und wenigstens noch einen Versuch zu machen, den Lu schan





Skizze von F.





zu besteigen. Der folgende Tag war windstill, aber über dem Berg hing noch immer die Wolkendecke, und die Erreichung des Gipfels bot keine Aussicht auf Erfolg, da mir besonders daran lag, von dort das Land zu überschauen. Wir gingen um die Schlammbank von Takutang herum und dann auf das 200 Fuß hohe Hügelland. Alles ist mit diluvialem Schutt und Laterit bedeckt. Es ist ein welliges, einförmiges Land. Kleine Reisböden, welche Dörfer umgeben, sind durch niedere Rücken voneinander getrennt. Vier Meilen vom See steigen die Hügel schon etwas höher an, sie erreichen etwa 150 m. Hier trafen wir einen frischen wilden Bergstrom, der aus dem Luschan herauskam. Einen Namen für ihn konnten wir nicht in Erfahrung bringen. An ihm gingen wir aufwärts. Die Stelle, wo wir ihn zuerst erreichten, liegt bereits 60 m über dem See, und das Gefälle wächst mit jedem Schritt aufwärts.

Die Szenerie ist belebt durch zahlreiche kleine Wassermühlen, welche Pochwerke treiben, jedes mit einem aus grünem Sandstein gearbeiteten Hammer, der in einen aus demselben Material gearbeiteten Mörser fällt. Ich war erstaunt zu sehen, daß man Holz pochte, die getrockneten Zweige eines an diesem Gehänge sehr gemeinen Strauches, dessen Art ich jetzt im Winter nicht zu erkennen imstande war. In andern Mörsern wird roter Talkstein gepocht, beide Bestandteile werden dann vermischt und zu den braunen Räucherstöckchen verarbeitet, die man zu Ehren der Götter verbrennt. Jeder Chinese, wenn er in den buddhistischen Tempeln seine Devotion darbringen will, kauft eine Anzahl dieser Stöckchen, steckt sie in eine Urne, welche mit Asche von Tausenden derselben Stöckchen gefüllt ist, und macht dann die vorgeschriebene Verbeugung. Diese unansehnlichen Gegenstände bilden einen ungemein großen Transport- und Handelsartikel.

Die Berge bestehen aus dickgeschichteten festen Sandsteinen, in welchen steile wilde Schluchten in das Gebirge hinaufziehen. Die Höhe, welche wir erreichten, war 400 m über dem See. Hier war noch eine schöne Vegetation. Die Abhänge sind mit Sträuchern bedeckt, die von Steingeröll erfüllten Schluchten mit einem üppigen Pflanzen-

wuchs. Ein eigentümliches Aussehen entsteht daraus, daß die Abhänge nach Art einer Säge ansteigen, indem eine Reihe von Rücken höher und höher sich erhebt, jeder mit einem sanften Gehänge nach außen und einem sehr steilen Absturz nach dem Innern des Gebirges, eine Form, welche mit der Schichtung der Gesteine zusammenhängt.

Die Bewohner der Ortschaften am Wege zeigten sich keineswegs freundlich. Sahen sie uns von weitem, so schrieen sie uns ein Yang kwéi tszĕ (fremder Teufel) entgegen. Nähert man sich einzelnen, so fliehen sie, oder erreicht man sie, so kauern sie sich in Unterwürfigkeit zusammen. Nur wo die Leute gruppenweise zusammenstehen, halten sie Stand. Hoch oben war ein Steinbruch. Die Arbeiter verließen ihre Arbeit und verfolgten uns spähend am Abhange herum, und als sie uns nahe genug glaubten, warfen sie eine Menge großer Steine herab, die uns jedoch nicht erreichten, da wir noch zu weit ab waren. Auch reichte eine hinaufgeschickte Drohung hin, sie zur Ruhe zu bringen. Eine ähnliche Behandlungsweise haben vorher alle Europäer hier erfahren. Man findet sie gewöhnlich an solchen Orten, wo einzelne Fremde vorher gewesen sind, und nur wenn man in die stillen, abgeschlossenen Täler geht, wo das Volk noch primitiv ist, kommen die Leute den Fremden mit Artigkeit entgegen.

Denselben Abend noch benutzten wir eine schwache Südostbrise, um die gefährliche Schiffahrt auf dem See zu vollenden, da wir bei entgegengesetztem Wind kaum aus ihm hätten herauskommen können. Noch einmal saßen wir auf dem Schlamm auf, erreichten dann aber glücklich Hu kóu.

Vom Poyang-See bis Nanking. 29. Jan. bis 10. Febr.

Beim Erwachen regnete es wieder, und es wehte eine steife Nordostbrise. Beides hielt den ganzen Tag an. So gern ich an Land gegangen wäre, ließ es sich doch nicht ausführen. Es war der unfreundlichste Tag, den ich bisher gehabt hatte. Wir mußten fortdauernd aufkreuzen, kamen nur langsam vorwärts und erreichten mit Mühe am Abend das Dorf King tszĕ schan. Hier ist eine der schönsten Stellen am Yangtszĕ. Nördlich breitet sich die Ebene aus. Am südlichen Ufer sind Gebirge, welche hier einen schroffen Felscharakter

annehmen. Von Hu kóu bis hierher erblickt man nur Sandsteinhügel mit sanften Formen, ähnlich denen, welche das Ostufer des Sees bilden. Jetzt aber tritt der Kalkstein wieder als das formgebende Element auf, und wie immer ist seine Szenerie malerisch. Wir wollten bei King tszö schan landen. Der Anker glitt hinab, die ganze Kette rollte aus, und es zeigte sich, daß erst in 30 m Tiefe Grund zu finden war. Wir gingen daher an das gegenüberliegende Ufer unter die kleine Felsinsel Siau ku schan*), ein einzelnes aus dem Fluß aufragendes Kalkriff, das durch seine zahlreichen Tempel ein malerisches Aussehen hat und häufig der Gegenstand photographischer Darstellung und landschaftlicher Zeichnung gewesen ist.

Der folgende Tag machte mich vollauf mit den Schrecken der Befahrung des Yangtszë bekannt. Am Morgen blies es noch hart von Nordost. Ich wollte den Tag an Land zubringen, um die Kalksteine der gegenüberliegenden Hügel zu untersuchen. Aber es erwies sich als unmöglich, ein Boot zu bekommen, das mich hätte über den Fluß bringen können, da niemand bei diesem Sturm über den Fluß zu setzen wagte. Wir selbst aber konnten nicht hinübergehen wegen des mangelnden Ankergrundes. Ungern gab ich den Plan auf und setzte die Fahrt fort. Wir mußten fortdauernd mit dichtgerefften Segeln kreuzen, kamen sehr langsam vorwärts, und die hoch gegen die Strömung sich auftürmenden Wellen machten die Fahrt äußerst unangenehm. Das Schiff stampfte hart und lag oft so weit über, daß ich fürchtete zu kentern. Ein Barometer diente als Pendel, um die zunehmende Schieflage des Boots zu beobachten. In der Kabine mußte alles seefest gemacht werden. Der Sturm nahm während des Tages an Heftigkeit zu, und wir fanden keinen Ankerplatz. Es regnete nicht, einige Male war sogar blauer Himmel zu sehen; aber am Abend fing es wieder an stark zu regnen. Endlich um 5 Uhr abends kamen wir nach einer Flußmündung bei dem Ort Hwang yuën tschönn, ungefähr 50 Meilen unterhalb Kiu kiang.

---

*) s. o. S. 105 f.

Eine lange Reihe von steilen Kalkabstürzen erstreckt sich auf dieser Strecke in gerader Linie von der Kleinen Waiseninsel aus. Kulissenartig verschieben sich die einzelnen Vorsprünge hintereinander, und ihr Gesamtbild ist eine der schönsten Ansichten am untern Yangtszĕ. Dahinter erhebt sich höheres und höheres Gebirge. In der Tat hört das Gebirgsland in südöstlicher Richtung nicht mehr auf, bis man an der Küste von Tschekiang oder Fokiën anlangen würde. Der plötzliche Abbruch, den wir erreicht haben, ist um so mehr überraschend, wenn man sieht, wie dieselben Schichten, welche ihn in ruhiger Lagerung aufbauen, am äußersten Abhange der Klippe steil nach Norden umbiegen und senkrecht in die Tiefe abfallen. Es ist, als ob in seiner Vorzeit das Land hier einen Einbruch erlitten habe.

Zwei Tage blieb ich an diesen Ort festgebannt. Am 31. Januar regnete es in Strömen. Dazu mußten die Segel ausgebessert werden, welche der Sturm am vorhergehenden Tage stark mitgenommen hatte. Es wurde Segeltuch gekauft, Segelmacher engagiert, aber bei der Langsamkeit der chinesischen Arbeit kam die Ausbesserung erst am zweiten Tag zu Ende. Auch an diesem regnete es noch ohne Unterlaß fort. Der Ort Hwangyuëntschönn ist ein kleiner Marktflecken mit zahlreichen Etablissements für die Befriedigung der Bedürfnisse der Schiffer an Lebensmitteln und Schiffsmaterial. Der Fluß war mit Booten und Dschunken dicht bedeckt.

Am 2. Februar waren die Auspizien günstiger. Ich konnte diese Gegend nicht verlassen, ohne wenigstens einen Ausflug gemacht zu haben. Ich setzte früh an das rechte Ufer über, wo ebenfalls ein Bach mündet. Er ist nur klein, hatte aber in dieser Jahreszeit in seinem untersten Lauf dasselbe starke Gefälle wie all die kleinen Nebenflüsse des Yangtszĕ. Es steht hier ein kleiner Ort, und im Strom ankerten mehrere Kanonenboote und Dschunken. Die Exkursion, welche wir von hier aus machten, war die lohnendste und wichtigste, die ich am Yangtszĕ ausführte. Die Luft war klar, ohne zu durchsichtig zu sein, und die Umrisse ferner Berge waren scharf. Das Gebirge streicht hier dem Yangtszĕ parallel in sechs bis acht Meilen Abstand

mit Gipfeln von 600—1000 m Höhe und einer Kammhöhe von beinah 300 m. Die Hochgebirgsformen, welche es trotz der geringen Höhe hat, wurden jetzt noch gehoben von der weißen Bedeckung durch den gestrigen und vorgestrigen Schneefall. Diesem Gebirge parallel verläuft am Flusse unmittelbar entlang ein Zug niederer Höhen, die nur 60—200 m Höhe erreichen, dieselben, deren linienförmigen Absturz ich vorhin erwähnte.

Die Bewohner bezeichneten den oberen Höhenzug als Ta hau schan, den unteren als Siau hau schan. Zwischen beiden zieht sich eine Ebene hin, die in der nassen Jahreszeit überschwemmt ist und auch jetzt großenteils mit Seen bedeckt war. Sie ist fruchtbar und trägt Dörfer. Einige von diesen sind konstant und die Häuser auf erhöhtem Grunde aus Ziegelsteinen erbaut, andere dienen nur zum Aufenthalt während des Winters. In ihnen bestehen die Häuser nur aus Matten, die durch ein Bambusgerüst zusammengehalten werden. Diese Winterdörfer sieht man überhaupt sehr vielfach am Yangtszĕ wie an andern Flüssen Chinas, deren Ufer Überschwemmungen ausgesetzt sind. Sie werden besonders an den Anlegeplätzen der Schiffe errichtet, teils um als Lagerstätte für Waren zu dienen, teils auch um in ihnen alles feil zu halten, was die Schiffer bedürfen.

In den Ta hau schan greifen die Täler vielverzweigt ein. Klare Bäche sammeln sich aus steilen Schluchten, an deren Wänden Mais und Tee bis hoch hinauf angebaut werden, und fließen noch als Wildbäche in den breiteren Tälern, wo Reis gebaut wird. Diese Täler sind ungemein anmutig, die Hügel bis auf die Höhe mit Strauchwerk und Kräutern bewachsen. Camellien und Rhododendren sind reich vertreten, außerdem Bambus, Rosensträucher, Eichen, Myrtengewächse und eine Menge immergrüner Sträucher und Bäume. Es war ein Genuß, auf die Höhe hinaufzusteigen und von dort die prachtvolle Aussicht auf das weite Land zu genießen. Bis in die Ferne scheidet sich der liebliche Kontrast zwischen Ebene und Hügelland: eine unendliche Mannigfaltigkeit von zerstreuten Höhenzügen, Seen, Flüssen und angebautem Land. Wenn man die Schönheit einer solchen Szenerie

betrachtet und der dichten Bevölkerung gedenkt, welche auf dem Boden ihre Existenz findet, so wird man sich bewußt, daß bei der Teilung der Erde die Chinesen nicht das kürzeste Los gezogen haben.

Von dieser landschaftlichen Schönheit, wie sie die Aussichtspunkte bieten, hat man keinen Begriff, wenn man auf dem Yangtszĕ mit dem Dampfschiff fährt. Überhaupt schien es mir recht oft, daß zwar viele in China reisen, aber nur wenige etwas sehen. Man muß dazu von den Flüssen abgehen und nach den inneren Teilen des Landes, besonders in die Gebirge, reisen. Man kann es an der Stimmung der Bevölkerung mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen, wo Fremde gewesen sind und wo nicht, und außer am Lu schan machte ich die Erfahrung, daß, wo immer ich von den Wasserwegen abging, die Eingeborenen Fremde noch nicht gesehen hatten. Entlang dem ganzen untern Yangtszĕ ist das Zurufen von Yang kwéi tszĕ die gewöhnliche Begrüßung. Weiter ab fand ich nur artiges und gefälliges Entgegenkommen, und ergötzlich war häufig das starre Staunen der Leute, wenn sie, die seit Tausenden von Jahren allein hier wohnten und nie ein anderes Gesicht sahen, plötzlich eine fremdartige Erscheinung in fremdartigen Kleidern unter sich erblickten. Hier geschah es uns in der Tat, daß die Leute uns für Geistererscheinungen hielten. Besonders bei dem Rückwege, als wir aus dem Innern des Gebirges herauskommend in den Tälern zwischen den niederen Hügeln wanderten, da stierte uns mancher starr und scheu an, und einer meinte, wir müßten wohl woher kommen, wo es keine Natur gäbe (d. h. übernatürliche Wesen sein), da er fest überzeugt war, daß wir gerade aus dem Berge herauskämen. Einige freundliche Worte aber reichten hin, um Vertrauen zu erwecken, wenn sie auch zuerst das Erstaunen vermehrten.

Bei Sonnenuntergang kehrten wir an Bord zurück. Wir konnten kein Boot bekommen, um an Bord der „Nymphe“ zu fahren, welche in einigem Abstand vom Lande lag, da es zu stürmisch war. Da sprangen fünf chinesische Soldaten von einem Kanonenboot in einen Sampan, wie man hier die kleinste Art von Booten nennt, und brachten uns unter sehr schwierigen Umständen, beinahe auf Kosten ihres Lebens, da das

Boot fast umschlug, an Bord. Ich beglückte sie für diese bei chinesischen Soldaten fast beispiellose Gefälligkeit mit Kognak und Silbermünzen und erkaufte fünf chinesische Freunde für die weiße Rasse.

Am folgenden Tag mußte ich wieder festliegen, da es gerade wie früher wehte und regnete. Erst am 4. brach ich wieder auf, noch immer bei fortdauerndem Regen, aber der Wind hatte etwas nachgelassen. Wir erreichten an diesem Tage die Stadt Nganking und legten eine Strecke von 34 Meilen zurück. Die Berge waren tief herab in Nebel gehüllt. Nur zuweilen hob sich dieser so weit, daß sich ihr Verlauf, aber nicht ihre Umrisse erkennen ließen. Bis hierher hatte seenreiches Alluvialland den Yangtszĕ am linken Ufer begleitet. Chinesische Karten geben sogar eine ausgedehnte Wasserverbindung an, durch die man von See zu See bis Nganking fahren kann. Schon vom Ta hau schan an hatte ich jedoch fern im Norden, 15 Meilen vom Fluß, einzelne höhere Berge erkannt. Jetzt bei Nganking tritt der Fluß an dieselben heran, und sie scharen sich dichter. Am rechten Ufer setzt das Gebirge des Ta hau schan mit stets gleichem Charakter weithin fort. Der Fluß entfernt sich dann von ihm und tritt erst östlich von Nganking wieder an den Fuß desselben heran. Es ist hier nicht mehr ein fortlaufendes Gebirge, sondern mehrfach unterbrochen, insbesondere bei Tung liu, wo ein von dem Teedistrikt Kiën tö hsiën herkommender Fluß den Yangtszĕ erreicht. Auch bei Nganking mündet ein ziemlich langer Fluß.

Die Stadt ist umfangreich. Sie verdankt ihre Lage wahrscheinlich der westöstlichen Richtung, welche der Yangtszĕ hier hat, da hier die Schiffe vor den vorherrschenden NO-, NW- und SW-Winden geschützt sind. Vom Wasser aus macht sie einen verfallenen häßlichen Eindruck und sieht sehr schmutzig aus. Ebenso soll ihr Inneres sein. Ich ging nicht hinein. Jeder Fremde, wenn er zuerst nach China kommt, findet das Aussehen aller großen Städte gleich. Hat er eine gesehen, so meint er alle gesehen zu haben, und man nimmt nicht das geringste Interesse an dem Besuch einer neuen Stadt, um so weniger als man es stets durch Unannehmlichkeiten wie das Nachlaufen von Menschenhaufen, vielleicht auch durch Insulte, erkaufen muß.

An der Flußseite sind Wasserbauten zum Schutz des Ufers errichtet, eine steinerne Brustwehr, welche in Treppen abgestuft ist; über ihr erhebt sich die Stadtmauer. Einst war alles fest und schön gebaut; allein die Zerstörungen, welche der Fluß jährlich anrichtet, werden nicht wieder ausgebessert, und einige Jahrzehnte dürften hinreichen, um die Stadtmauer ganz zu unterminieren.

Am folgenden Morgen regnete es wieder, und die Berge waren bis zum Fuß in Wolken gehüllt. Ich brach auf, ohne die Exkursionen in die südlich vom Fluß gelegenen Gebirge gemacht zu haben, welche mir am Herzen lagen, und begab mich nur eine kurze Strecke unterhalb der Stadt in den Tsung yang-Fluß, welcher von Norden mündet. Er ist in seinem Unterlauf 200 m breit. Ich wollte ihn hinauffahren, aber die Strömung war so stark, daß zweistündiges Kreuzen gegen den NNO-Wind uns nur eine halbe Meile vorwärts brachte. Das unglückliche Wetter, welches ich bisher gehabt hatte, machte mich bereits vollkommen niedergeschlagen. Am Abend schrieb ich noch in mein Tagebuch: Bis jetzt ist meine Yangtszě-Reise ein trauriges Fehlschlagen von Hoffnungen. Statt jeden Tag an Land Exkursionen zu machen und vom Flusse aus durch ferne Aussicht das Fehlende zu ergänzen, muß ich zwei Drittel der Zeit auf Kreuzen gegen den Wind verwenden und verliere vom Rest noch die Hälfte durch Regen. — Ich suchte mich mit den wenigen Resultaten und der Hoffnung zu trösten, daß die letzten Wochen die besten sein würden.

Diese Hoffnung sollte auch nicht getäuscht werden. Nach dem vierwöchentlich ständig schlechten Wetter folgte endlich am 6. Februar ein schöner klarer Tag. Der Wind kam aus SSW. Noch einmal rollten düstre Nebel von Süd heran, aber bald waren sie verschwunden, und die Luft wurde klar. Ich ging ganz früh mit dem Schiff drei Meilen den Tsungyang hŏ aufwärts. Der breite Strom kommt aus einem großen See und nimmt von links einen kleineren Fluß auf, welcher der eigentliche Tsungyang-Fluß ist. Ich fuhr in diesen hinein und ankerte am Fuß der ersten Berge. Von hier machten wir eine Exkursion, von der wir erst abends zurückkehrten. Wir fanden ein durch einzelne aufragende Hügel unter-

brochenes, sehr seenreiches Vorland, durch eine wasserbedeckte Ebene von einem hohen Gebirge geschieden, das nicht kontinuierlich ist, sondern aus einzelnen mehr oder weniger getrennten Gebirgsmassen besteht. Durch eine weite Lücke derselben nimmt der Fluß seinen Lauf. Die Eingeborenen nannten das Gebirge Lungkiakwéischan. Wir gingen bis in dessen Täler hinein, hatten aber keine Zeit, die jetzt mit Schnee bedeckten Gipfel zu besteigen. Der südwestliche ist der höchste. Ich setzte ihn auf 1100 m an, doch schien mir später die Schätzung zu gering zu sein. Dann folgten andere niedrigere Gipfelmassen. Soweit ich sie besuchte und von den Formen auf die übrigen schließen konnte, bestehen sie aus Granit. Aus den Seiten der Berge und besonders aus den Rücken ragen eine Zahl gedrängter Obelisken und kastellartiger Felsen auf und machen den Anblick sehr pittoresk. Auch am Luschan hatte ich Granit gesehen, aber es war eine andere Art.

Am Fuß der Granitberge treten hier und da geschichtete Steine auf, welche der Granit durchbrochen hat und die von ihm umgewandelt sind. Insbesondere sind Kalksteine in Marmor verändert. Es ist eine schlechte Art Marmor, ist aber doch vielfach zur Ornamentik verwendet worden. Ich sah Ruinen ehemaliger Tempel, die aus Granit und Marmorblöcken gebaut waren, letztere mit reicher Verzierung. Bedeutungsvoll ist der ungemeine Reichtum der Umgebung an Seen. Sie liegen nicht nur dem Gebirge vor, sondern erstrecken sich in dessen Inneres hinein, soweit das Alluvium die Buchten ausfüllt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie eine örtliche Senkung des Granitgebirges andeuten, da sie sonst längst ausgefüllt sein müßten. Für uns trugen sie dazu bei, die Exkursionen angenehm zu machen, da wir mit einer reichen Ausbeute an wilden Gänsen und Enten zurückkehrten. Die Wasservögel sind in den Niederungen am Yangtszĕ ungemein zahlreich. Es ist nur gewöhnlich schwer, sie zu schießen, da man ihnen selten in gedeckter Stellung nahen kann.

Auf dem Rückweg nach unserem Boot zogen wir durch den langen Marktflecken Tungyangtschönn, der ein ganz beträchtlicher Handelsplatz für die Bevölkerung der Umgebung ist. Hier passierte

es uns das erste Mal, daß der Pöbel uns in Massen bis weit vor den Ort nachlief. Als einer den Mut hatte zu schreien, stimmten alle in die Katzenmusik ein. Dadurch wurde die Stimmung aufgeregt, das Geschrei wiederholte sich, und bald war einer soweit, einen Stein aufzuheben. Hätte er geworfen, so wäre dies das Signal zum allgemeinen Steinwerfen gewesen, wie es Fremden so sehr häufig in China geschehen ist. Aber in demselben Moment, als er den Stein nahm, hatte schon Paul den Mann fest gepackt und verfolgte ihn dann mit der Flinte, worauf die ganze Gesellschaft eiligst die Flucht ergriff. Einzelne folgten später wieder aus der Ferne, und, als sie die Luft klar sahen, scharten sie sich aufs neue zusammen. Als wir an Bord waren, erreichten sie das Ufer. Sie hatten sich nun mit langen Stöcken bewaffnet.

Diese Marktplätze am Yangtszĕ gehören zu den unangenehmsten Orten für die Fremden. Die Bewohner haben einen tötlichen Haß gegen uns, weil die Dampfschiffe ihre Schiffahrt und damit den Kleinhandel, die Unterkunftshäuser und die zahlreichen Krämerläden, welche von der Schiffahrt abhängen, ruiniert haben. Dabei haben viele von ihnen bereits Fremde gesehen, und da sie bemerkt haben, daß sie auch nur gewöhnliche Menschen sind, die Achtung verloren und reizen den unschuldigeren Teil der Bevölkerung gern zu rohen Handlungen auf.

Wir lichteten den Anker, fuhren nach dem Yangtszĕ zurück und auf diesem noch sechs Meilen abwärts. — Am 7. Februar kamen wir schon vormittags nach Ta tung, einem großen und wichtigen Marktflecken. Die Dampfschiffe legen hier an, um chinesische Passagiere aufzunehmen. Bedeutung erlangt der Platz durch die Mündung eines von Südost aus den Teedistrikten kommenden Flusses, der die Verbindung mit mehreren im Oberland gelegenen Städten vermittelt. Hier gibt die Karte des Yangtszĕ eine Hügelkette unter dem Namen Wildboar-Range an. Bei den Chinesen heißt sie Tung kwo schan.

Wir traten sofort einen Ausflug an, da von hier ab die Hügel am Yangtszĕ sparsamer werden. Ta tung liegt auf einer Insel. Das gegenüberliegende Ufer ist eine ungefähr 50 m hohe, mit dichtem Graswuchs, Sträuchern und kleinen Nadelhölzern bewachsene Terrasse.

Die Vertiefungen dazwischen sind zu Reisfeldern terrassiert. Am Fluß sieht man deutlich den Schichtenbau, und da der Ort vom Dampfschiff aus die Aufmerksamkeit auf sich zieht, insbesondere durch einen kleinen, auf einem Vorsprung gegen den Fluß erbauten Tempel, so habe ich für diese Schichten fortan den Namen Ta tung-Schichten angewendet. Es sind dieselben, die ich weiter oberhalb*) als Terrassenbildung erwähnte. Gerade wie dort treten sie auch hier auf. Sie sind geneigt, und zwar vom Gebirge hinweg, und oben ganz eben abrasiert. Nur nachträglich haben die Gewässer darin Schluchten und Täler ausgegraben. Wir werden noch weiterhin dieselben Bildungen als sehr charakteristisch für das Tal des unteren Yangtszë kennen lernen. Sie bestehen aus sehr fest zementierten roten Sandsteinen und Konglomeraten. Die letzteren sind aus Bruchstücken von den Gesteinen der zunächst liegenden Berge zusammengesetzt. Ihre Neigung beträgt ungefähr 10° nach Norden.

Unser Ausflug führte erst eine Strecke über die Terrassenlandschaft. Aus ihr erhebt sich ganz deutlich abgesondert das Gebirge des Tungkwo schan. Es beginnt mit langen SW—NO gerichteten Rücken, die zu pyramidalen Gipfeln ansteigen. Wir bestiegen den höchsten, welcher ungefähr 500 m hoch ist. Etwas weiter östlich war eine andere breite und getrennte Gipfelmasse, die den vorgenannten Bergzug um ungefähr 50 m überragte. Von hier aus schon ließ sich deutlich übersehen, daß im Süden einige andere in sehr vollkommenem Parallelismus sich anschließen. Der Gebirgszug, den wir uns ansahen, besteht aus Sandstein, die zwei folgenden aus Kalkstein und der dritte, nach Analogie zu folgern, aus Schiefern. Der Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung entspricht auch die Verschiedenheit ihres landschaftlichen Charakters. Alle zusammen bilden ein reizendes Hügelland, das wohl weiter und weiter führender Ausflüge wert sein würde.

Während die gestern gesehenen Granitberge völlig kahl waren, sind diese Höhen mit einer üppigen Vegetation bekleidet. Aller-

---

*) s. o. S. 89.

dings stehen keine Wälder mehr, man läßt sie nicht heranwachsen. Daß sie früher vorhanden waren, beweisen die dicken Stümpfe von Kiefern, welche man in großer Zahl sieht. Die Nordgehänge sind mit hohem Graswuchs bedeckt, die südlichen mit einer hohen Strauchvegetation, durch welche sich Bahn zu brechen oft schwer ist. Schlinggewächse winden sich hindurch, und auch auf dem Grasabhang wuchern sie üppig. Auffällig sind besonders die vielen hohen Bäume bei den Dörfern. Man sieht, daß die Leute Holz genug haben, um nicht zur Vertilgung der Zierde ihrer Dörfer gezwungen zu sein. Auch anmutige Bambusgebüsche bilden eine Zierde der Landschaft.

Die reiche Vegetation scheint das Land zu einem Lieblingsaufenthalt der Vögel zu machen: es flatterte und zwitscherte in den Bäumen. Wir sahen sogar Eichhörnchen, die sonst in diesen Teilen von China wegen des Mangels an Zufluchtsorten eine seltene Erscheinung sind. Auch sind die Hügel reich an Fasanen, Hasen, Hirschen und Wildschweinen. Von letzteren sahen wir Spuren, aber außer Hirschen bekamen wir kein Wild zu sehen, und Paul, dem die Jagd das Hauptvergnügen ist und der besonders wegen des Namens der Berge auf reiche Ausbeute gerechnet hatte, kehrte mit trauriger Miene zurück. Die Gegend erinnerte am meisten an die von Ningpo, auch darin, daß man einen so reichen Graswuchs unbenutzt verderben läßt. Man hat hier nicht einmal die Entschuldigung, daß er als Feuerungsmaterial verwendet wird. Die verdorrten Gräser hatten eine Höhe von 3—4 Fuß.

Die einseitige Ökonomie der Chinesen zeigt sich recht an solchen Stellen, besonders aber auf dem flachen Hügelland der Terrassen. Hier sind die Reisfelder in den Vertiefungen alles, worauf sich der Anbau des fruchtbaren Landes beschränkt. In Deutschland wären Wiesen an der Stelle von Reisfeldern und Getreidefelder an der Stelle der Graswildnis der Hügel, von der hier nur einige grasende Büffel Nutzen ziehen. Dennoch verrät die Gegend einen gewissen Wohlstand. In den Tälern zwischen den Hügelreihen, in denen frische Bäche hinabziehen, stehen Dörfer aus massiven Häusern. Die hohen Gebirge, welche man von hier aus gegen Südosten hin erblickte,

blieben mir noch nachher oft im Sinn, und sie schwebten mir stets als Ziel weiterer Ausflüge vor. Ich beabsichtigte, bei einer späteren Reise von Süden hinzukommen, um den weiteren Verlauf derselben gegen Südosten kennen zu lernen. Insbesondere bot der Kiu hwa schan, ein heiliger Berg, auf welchem Tempel zwischen klippigen Felsen errichtet sind, ein anziehendes Ziel. Er liegt nur eine kurze Strecke an dem bei Ta tung mündenden Fluß aufwärts und kann leicht besucht werden.

Am nächsten Tag brachte uns von Ta tung aus eine südliche Brise schnell vorwärts. Der Fluß macht hier einen weiten Bogen nach Norden und wendet sich dann zu einer Schlinge um, innerhalb deren er sich mehrere Kanäle gegraben hat. Das Land ist ganz eben. Links erscheinen noch die letzten Ausläufer des bei Ngan king besuchten Gebirges, rechts zieht das Wildschwein-Gebirge in einiger Entfernung fort. Die Nachtstation wurde am Fuß der nächsten Hügel gemacht, welche am rechten Ufer an den Fluß herantraten. Es ist der Ta hwa schan. Etwas nördlich davon steht auf einer Klippe der Tempel Pan tszĕ ki miau. Hier ankerten wir und machten noch einen kleinen Spaziergang an Land. Er war so anregend, daß ich am nächsten Tag eine größere Exkursion beschloß.

Das Wetter war in den letzten Tagen fortwährend klar und so auch heute. Der Ta hwa schan oder „große Blumenberg" erschien weithin als ein vielklippiges Gebirge, das in einem ungefähr 600 m hohen Gipfel mit sesselförmigem Profil kulminiert. Ein anmutiges, wohlangebautes Tal zieht von ihm bogenförmig nach meinem Ankerplatz hinab. Auf einem mit Steinen belegten Landweg gingen wir aufwärts. Es war ein heiteres anziehendes Landschaftsbild. Geschäftig zogen die Leute am frühen Morgen dem Marktflecken zu, um die Erträgnisse ihres Landes zu verkaufen. Mit einer Stange auf der Schulter, an deren beiden Enden die Lasten hängen, gingen sie, in regelmäßigem Takt tretend, in einer Art Trabschritt, und wenn sie uns erblickten, so setzten sie ihre Last ab, um uns mit mehr Ruhe ansehen zu können. Sie waren durchaus harmlos und gutmütig. Ihre Lasten bestanden

aus Brennholz, Gemüse, Getreide, und aus der Stadt zurück bringen sie dann nur Kleinigkeiten für den Haushalt und die Familie mit.

Mehr und mehr wurde ich jetzt in die Geologie dieses Landes eingeweiht. Im Anfang hatte ich nur unvollkommene Fragmente sammeln können und verlangend den Resultaten des neuen Ausfluges entgegengesehn. Erst nach und nach begannen die einzelnen Beobachtungen sich zu ordnen, das Gesehene sich aneinander zu fügen. Wie im Ta hau schan und in den Bergen bei Ta tung gewann ich auch hier sehr vollkommene und befriedigende Aufschlüsse. Nur bedauerte ich, mich auf eine so kurze Strecke Landes beschränken zu müssen, da stets das Verlangen vorwaltet, weiter und weiter zu blicken und zu sehn, was jenseits dessen liegt, was sich unsern Blicken direkt darbietet.

Es ist eine glückliche Eigenschaft des Menschen, daß das, was er im Augenblick vor sich hat und womit er sich beschäftigt, sei es auch noch so gering und verschwindend, in späterer Erinnerung ihm als im höchsten Grade wichtig erscheint. So geht es besonders den Geologen. Da muß jeder Stein und jede Schicht wohl eingeordnet sein, und wo das nicht der Fall ist, da geht man mit dem Gefühl einer vollkommenen Unbefriedigung hinweg. In der Erinnerung sind dann besonders die Ausflüge angenehm, bei welchen man zu klaren Resultaten gelangt ist. So bleibt mir auch das Bild des Ta hwa schan als eines der lieblichsten und befriedigendsten am Yangtszĕ im Gedächtnis. Hier insbesondere waren es die Schiefer, welche ich mehr und mehr in ihre richtige Stellung einordnen lernte. Die Schieferberge sind stets dicht bewachsen, so auch am Ta hwa schan mit Strauchwerk und niederen Laubbäumen. Bis hoch hinauf wird Tee gebaut, teils auf den Schiefern, teils auf Sandsteinen, welche mit ihnen in Verbindung stehen und noch älter sind. Mit dem Tee gehen auch die Häuser der Bewohner auf größere Höhen. Schon im obersten Teil der Schluchten fanden wir einige Gehöfte, wenn auch erst weit tiefer unten der Ackerbau größeren Wohlstand und bessere Bauart bedingt.

Der nächste Ort, den ich berührte, war Wu hu hsiën, einer der bedeutendsten Handelsplätze am Yangtszĕ. Es ist der Vorschlag gemacht worden, ihn dem Fremdhandel durch Vertrag zu öffnen.*) Er verdankt seine Stellung der Einmündung zweier großer Zuflüsse, die von der Grenze von Tschekiang herkommen und einst sehr ertragreiche Flußbecken umfassen, sowie der Verbindung des Unterlaufs derselben durch Kanäle mit andern Wasserläufen im Osten. In der Vorzeit hatte nachweisbar der Yangtszĕ außer seinem jetzigen Ausfluß noch einen zweiten Mündungsarm und bildete ein ziemlich umfangreiches Delta. Hier bei Wu hu ging ein Arm gegen Osten ab und ergoß sich in den Tai hu (-See), von dem aus dann wieder ein Arm nach Hang tschóu floß und zwei oder drei andere Arme östlich in das Meer mündeten. Im Lauf der Zeit ist der Verbindungsarm von Wu hu mit dem See versandet. Man kann aber noch zu beiden Seiten bis zu einer Barre hinanfahren, welche jetzt die Gewässer trennt, und hat nur einen kurzen Landtrajekt zu machen, um auf der andern Seite die Schiffahrt fortzusetzen.

Die Stadt selbst liegt in einiger Entfernung vom Strom, doch sind am Ufer zahlreiche Häuser und viel Leben. Sie ist jetzt ein Anlegeplatz für die Flußdampfer und wird von den Chinesen viel benutzt. Ihre Eröffnung für den Fremdhandel würde jedoch kaum mit dem Erfolg gekrönt sein, den man zu erwarten scheint. Tsching kiang ist hinreichend, um den unteren Yangtszĕ zu versehen. Die Eröffnung eines neuen Hafens würde von den Chinesen als eine große und wichtige Konzession betrachtet werden. Sie würde die Kaufleute zwingen, neue Zweiggeschäfte mit großen Kosten zu errichten, und doch würde gerade hier, wo die einheimischen Händler längst mündig geworden sind, der Handel ganz und gar diesen zufallen, und in noch geringerem Grade als in Kiu kiang würden die Europäer Vorteil ziehen können. Dazu kommt, daß Wu hu an der Bedeutung, die es früher gehabt hat, viel eingebüßt hat, da die Verwüstung und Entvölkerung der

*) Ist seitdem geschehen.

südlich von hier gelegenen Ortschaften in weit umfassenderem Maße stattgefunden hat, als man auf einem Besuche der nach der Taiping-Rebellion zuerst wieder bevölkerten Ufer des Yangtszĕ zu schließen geneigt sein würde.*)

Zu Ausflügen war die Gegend wenig verlockend. Man sieht aus der Ebene nur die vielgenannte Terrasse aufsteigen, die hier sehr breit ist, und aus ihr einzelne Hügel sich erheben. Da überdies, wie es mir selten geschehen war, ein günstiger Wind wehte und meine Leute wünschten, das auf den folgenden Tag treffende Neujahrsfest in einer großen Stadt zu verbringen, so gab ich gern nach und fuhr am 10. den Fluß hinab nach Nanking. Der einzige Punkt von Bedeutung auf dieser Fahrt sind zwei mächtige Pfeiler, welche sich in der Gestalt riesiger Klippen zu beiden Seiten des Flusses erheben. Die englischen Karten nennen sie East-Pillar und West-Pillar, bei den Chinesen heißen sie Tung liang schan und Si liang schan. Sie sind beide ungefähr 75 m hoch und fallen in steilen Felswänden nach dem Fluß hin ab. Auf einem steht oben ein Wachtgebäude, auf dem andern ein Tempel.

Das Tal des Yangtszĕ nimmt nun an Breite ab. In weiten Buchten greifen die Alluvien zu beiden Seiten in die Terrasse ein, die gleichförmig mit einer Erhebung bis zu 200 m fortzieht und stets steil in das Alluvialland abfällt. Hier und da bildet sie Vorsprünge gegen den Fluß hin, und stets sind diese zur Errichtung von Pagoden benutzt, welche das Glück über eine daneben liegende Stadt herabrufen sollen. Man erkennt an ihnen die Lage der Städte. Die erste stand zur Rechten bei Taipingfu, früher eine Handelsstadt von Bedeutung, da sie das Netz der nach Osten ziehenden Kanäle beherrscht. Doch ist der Yangtszĕ selbst in der Nähe der Einfahrt stark versandet, und dasselbe gilt von einzelnen Kanälen, so daß die kommerzielle Bedeutung ganz und gar auf Wu hu übergegangen ist. Je weiter man fährt, desto mehr ziehen sich die Terrassen von beiden Seiten in die Nähe

*) Auch dies Urteil ist durch die spätere Entwickelung im wesentlichen bestätigt worden, da Wu hu als Freihandelsplatz keine hervorragende Bedeutung erlangt und zwar Kiukiang überflügelt hat, hinter Tschingkiang aber weit zurückgeblieben ist.

des Flusses und lassen den Alluvien einen beschränkteren Raum. Der Strom selbst aber nimmt an Breite zu.

Abends erreichten wir Nanking nach einer Fahrt von 55 Meilen. Hier ging es sehr lebendig her, da man eine Vorfeier für das morgen eintreffende chinesische Neujahr veranstaltete. Das Ufer, die Straßen, die Boote, alles war mit bunten Lampen illuminiert, und der Lärm von Gongs und Feuerwerk war unaufhörlich und betäubend. Meine Bootsleute erhielten Besuch von guten Freunden aus Ningpo. Ich stimmte sie fröhlich durch die Verabreichung von Hühnern und Branntwein. Die Hühner wurden geköpft, und das Blut nach links und rechts auf dem Schiffe verspritzt. Dies hält, wie sie sagen, die bösen Geister ab.

Nanking 10—12. Febr.

Am 11. war nun das große chinesische Neujahr, das einzige allgemeine Fest, das die Bewohner dieses Landes besitzen. Sie haben keinen Sonntag und keinen Feiertag, der heilig genug wäre, um die Arbeit ruhen zu lassen. Zu Neujahr aber stocken alle Geschäfte fast drei Tage lang. Selbst das Zollhaus ist während dieser Zeit geschlossen. Die Leute widmen sich solchen Vergnügungen, die sie eben kennen, mit obligater Begleitung von Feuerwerk, Kanonenschüssen und Illumination. Sie ziehen die festlichsten Kleider an, und 400 000 000 Menschen ruhen von aller Arbeit. Aber wie es ja auch anderwärts bei großen Volksfesten geschieht, wurde den armen Chinesen die Freude verdorben, denn es regnete von früh bis abends, während gestern noch der heiterste Tag ohne ein schlimmes Vorzeichen gewesen war. Eigentlich dauert die Feier des Neujahrs 14 Tage, und ich habe mich nachher überzeugen können, daß in der Tat für diese Länge der Zeit wenig anzufangen ist und alle Arrangements für Reisen vorher getroffen sein müssen. Die große Feier jedoch ist nach drei Tagen zu Ende. Eine der Haupteinrichtungen ist die, daß alle Schulden zu Neujahr bezahlt werden müssen. Wer das unterläßt, ist dadurch öffentlich an den Pranger gestellt und würde niemals Credit und Beschäftigung bekommen. Es ist ein Tag des allgemeinen Abschlusses und der Versöhnung: jeder Streit muß geschlichtet, jede Differenz

gehoben sein. Am Neujahrstag soll kein Zank und Streit vorkommen, sondern das ganze Land in Frieden liegen. Auch wird diese Vorschrift in nicht geringem Grade gewahrt. Ich benutzte das Fest trotz des Regens zu einem Ausflug von dem Ankerplatz nach den Minggräbern, um noch zwischen ihnen und dem Fluß zu vervollständigen, was ich früher gesehen hatte.

Von Nanking nach Schanghai 13—21. Febr.

Der 13., 14. und 15. Febr. vergingen dann mit der Fahrt von Nanking nach Tsching kiang. Nach einer Fahrt durch den Strawshoe-Channel erreichten wir wieder den „Berg mit dem einzelnen Baum“ (Single tree hill). Südlich und östlich vom Berge sind niedere Lößhügel sehr verbreitet. Sie tragen einen dichten Graswuchs, der unbenutzt vertrocknet. Große Strecken guten Bodens liegen hier brach. Vom Alluvialboden des Yangtszĕ aber ist jeder Zoll kultiviert.

Die Aussicht vom Berge ist ungewöhnlich schön, da er ein isolierter Posten in der Ebene ist. Man überblickt das Tschingkiang-Nanking-Hügelland bis zu beiden Städten hin. Die große Ebene liegt ausgebreitet wie eine Katastralkarte. Der Yangtszĕ und die Kanäle zeichnen sich scharf ab, und im Norden erheben sich die vulkanischen Kuppen von Nanking. Ein breiter mit Quadern bedeckter Weg führt auf den Berg, und allenthalben sieht man Überreste von Tempeln und andere Anlagen verschiedener Art. Es sind verfallene und zum Teil überwachsene Ruinen. Nur die in den Sandsteinfelsen gehauenen Nischen mit großen Buddha-Statuen sind erhalten geblieben. Darin nisten die Vögel, und bei den meisten Standbildern hat Buddha den Kopf verloren. Die jetzige Generation hat dafür keinen Sinn mehr.

Ich hatte gestern den Plan gehabt, heute die 40—50 li nördlich gelegenen Kohlengruben zu besuchen, aber ich durfte, was bei der großen Entfernung wahrscheinlich gewesen wäre, nicht riskieren, über Nacht auszubleiben, da der Platz am Ufer, wo mein Boot lag, als Seeräubernest gefürchtet ist. Schon zwei Europäer sind hier ermordet worden, und meine Schiffsleute besorgten ernstlich einen nächtlichen Überfall. Daß es nicht ganz geheuer sei, bewies schon der kleine



[illegible] nach Norden auf die Vulkane zwischen [illegible] und [illegible]
(links der [illegible], rechts der [illegible] Zwilling[illegible])



Umstand, daß es uns gestern Abend unmöglich gewesen war, einen Führer zu bekommen. Es müßten, so hieß es, durchaus fünf sein, da Tiger in der Umgegend vorkämen. Dies hätte wenig zu bedeuten gehabt, da wir auch ohne Führer hätten gehen können, aber wir durften das Schiff nicht für eine Nacht im Stich lassen. Schon die vorige Nacht hatte die Mannschaft freiwillig Wache gehalten, da sie einen Überfall besorgte. Wir lichteten also die Anker und fuhren nach einem breiten Kanal, der am linken Ufer mündet und nach dem Fangschan führt. Dieser Kanal erlaubt großen Schiffen Zugang und zeigt Ebbe- und Flut-Strömung. Wir ankerten eine Meile oberhalb der Mündung.

Ich unternahm nun eine kleine Exkursion nördlich vom Fluß in ein Gebiet, welches von dem südlich gelegenen ganz und gar verschieden ist. Bei meinem ersten Besuch der Gegend war ich erstaunt gewesen, in diesem Lande, aus welchem von vulkanischer Tätigkeit gar nichts bekannt war, nördlich vom Fluß die Gestalt eines prachtvollen Vulkans zu sehen und in weiterer Ferne eine Anzahl anderer Berge, welche ihrer Gestalt nach ebenfalls vulkanischen Charakter deutlich verrieten.

Der schönste isolierte Kegel ist derjenige des Fangschan, an welchen man zu Boot auf Kanälen ziemlich nahe heran gelangen kann. Die „Nymphe“ ankerte in der Mündung des Kanals in den Fluß, und ich nahm ein kleines Sampan, um hinaufzufahren. Dort bot sich uns bald ein frischer junger Bursche als Führer an, und wir bestiegen den Vulkan. Er ist ein breit abgestumpfter Kegel, ungefähr 200 m über dem Yangtszĕ. Die Abstumpfung hat ungefähr 750 m Durchmesser und eine flach eingesenkte Struktur mit einem im Norden durchbrochenen Kraterrand. Dieser sowie einzelne daraus hervorragende Kuppen und ein 600 m hoher mauerartiger Abfall um den äußern Kranz des Berges herum bestehen aus einem sehr ausgezeichneten vulkanischen Gestein, einem großkrystallinischen Dolerit, welcher, wie es scheint, verschiedenen Lavaströmen seine Entstehung verdankt, da die Massen, welche scharf aneinander grenzen, verschiedenes Gefüge haben. An einzelnen Stellen ist das Gestein von ehemaligen Dampf-

ausströmungen stark zersetzt, und auch im Kessel selbst kann man noch die Reste früherer Solfataren-Tätigkeit wahrnehmen. So sind die Vulkanstruktur des ganzen Berges, die alten Lavaausbrüche und die Anwesenheit eines ehemaligen Schlackenkegels zweifellos.

Vom Gipfel des Fang schan bot sich eine weite schöne Übersicht gegen Norden, und dort, wo unsere Karte nur Ebene angab, ist keineswegs eine solche zu finden. Weithin dehnt sich eine über die Alluvialebene erhabene Terrasse aus, und aus dieser steigt eine Anzahl von Vulkanen auf. Ich konnte außer dem Fang schan noch sieben deutlich erkennen, und es scheint, daß sie noch weiterhin gegen Norden fortsetzen bis gegen den See Hung tszĕ hu. Die Umgebungen bestehen aus Löß.*) Pumpelly hat ihn gut beschrieben. Er bricht auch hier in senkrechten Flächen, und man kann die von Pumpelly erwähnten zwei Bruchebenen erkennen. Trotzdem ist er fest genug, daß man mit Sicherheit einen Raum darunter aushöhlen kann. Er enthält keine Kiesel oder Gerölle irgend welcher Art und zeigt keine Spur von Schichtung. Am Boden findet sich eine durch keine Schichtungsfläche abgesonderte, der Oberfläche des unterliegenden Gebirges folgende Lage von höchst unregelmäßig geformten knolligen Konkretionen, von denen einige mehrere Fuß im Durchmesser haben. Sie sind von lichterer Farbe und härter als der Löß, haben aber nur ein unbedeutendes spezifisches Gewicht.

Pumpelly hält den Löß für ein Süßwassergebilde, Kingsmill für einen Absatz aus dem Meere, aber nur wegen seiner weiten Verbreitung. Wir suchten nach organischen Resten und fanden eine Anzahl gebleichter Schalen von Helix (schiefgestreift), sonst nichts. Da sie sich in ganz frischen Anbrüchen, wo eben gearbeitet wurde, und 20—25 m unter der Oberfläche fanden, so kann kaum ein Zweifel über ihre ursprüngliche Einlagerung obwalten. Der Löß bildet hier

*) Dies sind die ersten Beobachtungen (im Tagebuch unter dem 20. Februar 1869) über den Löß. Wie die berühmte Theorie Richthofens von der Bildung dieser wichtigsten Bodenart Nordchinas durch den Wind allmählich Gestalt gewinnt, werden die späteren Schilderungen aus Hónan und Schansi (April-Mai 1870) zeigen.

ein Plateau von etwa 30 m Höhe, das von Bächen vielfach durchfurcht ist. Die Kultur reicht jetzt nicht bis auf die Höhen und hat sich wohl niemals weiter erstreckt als bis zu den terrassierten Gehängen. Nur die Schluchten dazwischen sind auch jetzt angebaut und die Stätte der Dörfer.

Am 14. in Tschingkiang angekommen, besuchte ich meine alten Freunde. Damals war der Handel dieser Stadt noch unbedeutend: die Spekulationen der Fremden schienen in ihm kein Feld zu finden, welches sie vollkommen befriedigte, und gingen daher in den Visionen der zu gewinnenden Reichtümer stets über ihr vorgeschriebenes Gebiet hinaus. Da man mich für einen Sachverständigen hielt, so hatte jeder mir ein Geheimnis ins Ohr zu flüstern; besonders spielte dabei das Vorkommen von Graphit in der Nähe eine bedeutende Rolle. Jeder glaubte allein im Besitz dieses Geheimnisses zu sein, holte unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein sorgfältig verstecktes Stück hervor, um mir den Schatz zu zeigen, und sah sich bereits im Besitz eines zukünftigen Vermögens durch den Abbau der Fundstätte, welche ohne weiteres als höchst wertvoll vorausgesetzt wurde. Ich erkannte bereits an dem Material, daß es vollständig wertlos sei, aber meine Autorität schwand, sobald ich wagte, eine so unerhörte Behauptung auszusprechen. Später bekannte man mir allerdings, daß man, unbefriedigt durch meinen Ausspruch, größere Quantitäten nach England geschickt und von dort den Bescheid erhalten habe, daß das Material nicht den geringsten Wert habe.

Auch von Kohlenvorkommnissen hatte jeder durch spezielle chinesische Freunde gehört, und jeder glaubte allein die Orte zu kennen, wo in früheren Zeiten Bergbau getrieben, jetzt aber durch die maliziösen und allem Fortschritt feindlichen Mandarinen verboten worden wäre. So sehr ich von der Wertlosigkeit auch dieser Entdeckungen überzeugt war, hatten doch die Vorkommnisse sowohl des Graphits als der Kohle wie auch von Eisenerzen und Marmor ein geologisches Interesse für mich, und ich benutzte gern die Gelegenheit, mit dem amerikanischen Konsul einen Ausflug zu machen.

Was die geologischen Resultate desselben betrifft, will ich jetzt nur erwähnen, daß sie von dem höchsten Interesse für mich waren. Wir besuchten eine Reihe alter Kohlenhalden im Süden des Ortes Kau tszĕ, und ich hatte hier das Vergnügen, eine große Anzahl von Versteinerungen zu finden, welche zum ersten Male mit vollständiger Sicherheit bewiesen, daß dieses Kohlenvorkommen, also wenigstens ein Teil der chinesischen Kohlenflöze, im Alter genau der Kohlenformation von Amerika und Europa gleichstehen. Mein einziger Vorgänger in der Geologie von China, Raphael Pumpelly, war zu dem Resultat gekommen, daß sämtliche Kohlen von China dem Alter der Trias angehörten und daher weit jünger seien als die von allen großen und wertvollen Kohlengruben Europas und der Vereinigten Staaten. Diese Ansicht war nun zum ersten Male wenigstens partiell widerlegt und ein Anhalt gewonnen worden, welcher mir zu Altersbestimmungen ähnlicher Gebilde bei späteren Reisen die wertvollste Stütze gab.

Der Ausflug war auch betreffs der Jagd von gutem Erfolg begleitet. Der Yangtszĕ bildet oberhalb Tschingkiang mehrere von Kanälen umschlossene Inseln. Diese sind im Sommer und Herbst mit 3—4 m hohem Schilf bewachsen. Im Januar wird es abgehauen und den Yangtszĕ hinauf und hinab verfrachtet, um als Material zur Feuerung sowie zum Bau von Zäunen und Winterhäusern und zur Bedachung zu dienen. Die Inseln sind voll von kleinen Hirschen, welche Fangzähne besitzen und mit diesen die Erde aufwühlen, um sich von den Wurzeln des Schilfes zu nähren. Man hat diesen Tieren erst neuerdings Aufmerksamkeit geschenkt und gefunden, daß sie nicht der Gattung der Hirsche angehören, sondern den Moschustieren näher stehen und daß in ihnen eine Gattung (Elaphurus) fortlebt, welche in Europa längst erloschen ist und nur noch in fossilen Überresten gefunden wird. Sie haben kein Gehörn und sind von kleiner Statur. Wenn das Schilf abgehauen ist, irren sie auf den Inseln umher und bieten dann einen guten Gegenstand für die Jagd. Sie gehört zu den aufregendsten Vergnügungen der Art, die man in China

haben kann, da bei der geringen Verdeckung, welche dem Jäger zu Gebote steht, eine Annäherung an die Tiere schwierig ist und die größten Vorsichtsmaßregeln erfordert. Man nimmt dazu kleine Gräben zu Hilfe, von denen die Inseln durchzogen sind. Die Jagd ist im höchsten Grade spannend. Man rennt von einem Ende der Insel auf das andere, und die Stiefeln hängen bald in Fetzen herab, da das Schilf schief abgeschnitten ist und die Stümpfe scharf wie Messer sind. Auf der kleinen Insel befanden sich fünf Hirsche. Wir erlegten vier; der fünfte sprang, nachdem er mehrmals verfolgt worden war, in seiner Angst in den Strom und schwamm nach dem Ufer hinüber.

Nach Tschingkiang zurückgekehrt, lud ich mir eine kleine Gesellschaft zu einer Picknickfahrt auf der „Nymphe“ nach dem Yinschan (Silberinsel) ein, einer kleinen romantischen Felsinsel, auf welcher mehrere Tempel und Klöster liegen. Der Kalkstein, aus welchem sie größtenteils besteht, verursacht eine barocke Szenerie, gerade wie die Chinesen sie lieben. Unter meinen Begleitern waren zwei Jesuitenpriester, der erste seit einem Jahr, der zweite seit einem Monat in China. Bei der für die verschiedenen Kongregationen der Mission festgesetzten Verteilung von China sind die Provinzen Kiangsu und Nganhwéi den Jesuiten zugefallen. Während sie in früherer Zeit die Mission durch das Reich unbeschränkt ausübten, haben sie sich jetzt mit dem geringen Anteil begnügt und üben auf den Rest nur einen mehr oder weniger bestimmenden Einfluß aus. Ihre große Anstalt in Sikawei bei Schanghai ist ihre Zentralstation, wo sie jährlich zusammenkommen. Außerdem aber haben sie, ihren Prinzipien gemäß, ihr Augenmerk stets auf die größten Städte Chinas gerichtet und insbesondere auf Nanking als die Residenzstadt des Vizekönigs der beiden Provinzen. Bestrebt, wie in ehemaliger Zeit, so auch jetzt noch eine Höhe in geistiger Kultur einzunehmen, um in der wissenschaftlichen Erforschung des Landes das Heft in Händen zu behalten, verfolgten sie den Plan, ein großes naturhistorisches Museum in Nanking anzu-

legen und eine Sternwarte daselbst zu errichten. Dazu waren die beiden Patres herausgekommen.

Beide waren keine schlechte Wahl. Der eine, ein Bretone von Frische und Energie, hatte die Zeit seit seiner Ankunft zu mehreren kleinen Exkursionen benutzt und bereits nicht unerhebliche Sammlungen zu stande gebracht. Sein Hauptgebiet war die Ornithologie, doch sammelte er auch Pflanzen, Steine und vierfüßige Tiere. Kurz vor meiner Abreise von China im Herbst 1872 besah ich seine Sammlung mit Swinhoe, dem englischen Konsul und rühmlichst bekannten Erforscher der Ornithologie von China, und wir fanden bereits Stoff genug zu einem großen Museum. Der Pater wurde von seinen Oberen, welche auf die Erfolge von Swinhoe sowie auf die des zur rivalisierenden Kongregration der Mission étrangère gehörigen berühmten Père David eifersüchtig waren, beauftragt, soviel als möglich die Resultate seiner Forschungen zu veröffentlichen und insbesondere mit den neuen von ihm entdeckten Arten hervorzutreten. Was das Sammeln betraf, konnte jedenfalls der treffliche Pater mit seinen Resultaten wohl zufrieden sein. Ich bin später noch vielfach mit ihm zusammengekommen und unterhielt die freundschaftlichsten Beziehungen zu ihm. Der Astronom war eine junge frische Natur voll Begeisterung für die Aufgabe, welche er hatte. Vor seiner Abreise von Europa hatte er verschiedene berühmte Sternwarten besucht, um einen Plan zur Errichtung derjenigen in Nanking zu machen. Obwohl erst einen Monat in China, besaß er doch bereits ein mit vorzüglichen Zeichnungen wohl gefülltes Skizzenbuch, so daß er ein größeres Werk damit hätte illustrieren können. Leider konnte er sich eines ähnlichen Erfolges wie sein Mitbruder nicht erfreuen, da die Chinesen sich heftig gegen die Errichtung eines Observatoriums sträubten, und als ich China verließ, war noch nicht der erste Schritt dazu getan.

Die Exkursion verlief bei so angenehmer Gesellschaft, in welcher sich auch der amerikanische Konsul mit seiner Schwester, der einzigen damals am Ort lebenden fremden Dame, sowie mehrere andere Residenten befanden, in angenehmster Weise. Mit ihr beschloß ich

meinen Aufenthalt auf der „Nymphe“. Der Dampfer „Moyune“, welcher vor kurzem das Unglück gehabt hatte in Brand zu geraten, kam den Fluß herab, nahm die „Nymphe“ ins Schlepptau und brachte sie nach Schanghai.

Der Strom verändert hier seinen Charakter. Tschingkiang ist der höchste Platz, bis zu welchem der Flutstrom vom Meere aus vordringt, und er verdankt der Leichtigkeit, mit welcher Dschunken dahin gelangen können, zum großen Teil seine kommerzielle Bedeutung. Der Yangtszë nimmt an Breite bedeutend zu. Er teilt sich in viele Arme, und von allen Seiten gehen Kanäle ab in das Land. Dieses ist durchaus flach, eine weite einförmige, reichbevölkerte, mit Städten und Dörfern besäte Ebene. Im Süden erhebt sich aus ihr inselförmig noch eine Menge einzelner bis 300 m aufsteigender Hügel. Sie sind kahl; die meisten von ihnen bestehen aus Sandstein. Kurz unterhalb der Stadt gruppieren sie sich noch einmal zu einem malerischen Zug, dessen letzter Punkt von einer Pagode gekrönt wird.

Weiter abwärts steht die Stadt Kiangyin, von einem kleinen Hügel überragt, auf welchem eine Ruine steht. Jesuitenmissionare, in deren Gesellschaft ich bei einer späteren Gelegenheit die Fahrt stromabwärts machte, erzählten mir, daß sie im Anfang des 17. Jahrhunderts eine christliche Kapelle gewesen sei. Am Fuß des Hügels stand eine größere Kirche, welche jetzt ebenfalls verfallen ist. Es leben noch einige Hundert Nachkommen der damaligen Christen, doch haben auch die jetzigen Missionare hier große Erfolge gehabt, und die Katechumenen oder Neugetauften bezifferten sich auf mehrere Tausende. Die Priester erzählten mir mit vollster Überzeugung und in ernstem Gespräch, daß die Chinesen vielfach an Besessenheit vom Teufel leiden und daß sie durch Austreibung des letzteren große Erfolge erzielen. Die Symptome beschrieben sie wie krampfhafte epileptische Zufälle; es seien mehrere Fälle vorgekommen, wo Gebete in Gegenwart vieler Zuschauer die unmittelbare Wirkung der Austreibung des bösen Geistes und dadurch die Taufe von Hunderten

der Anwesenden zur Folge gehabt hätten. So eigentümlich sich solche Geschichten anhören, so hatte ich es doch mit ernsthaften, wahrhaft ihrem Zweck hingegebenen und intelligenten Männern zu tun, denen ich meine Bewunderung für ihre aufopfernde Tätigkeit nicht versagen konnte. Lebhafte Phantasie, fester Glaube und Eifer im Missionswerk mögen wohl zuweilen ähnliche Wirkungen zur Folge haben wie die Überzeugung der Spiritualisten. Einer der Priester beschäftigte sich an Bord mit der Anfertigung kirchlicher Bilder, die gedruckt und mit Text den Chinesen in die Hand gegeben werden sollten. Sie waren für den Standpunkt der unteren Klassen berechnet, und der Pater legte eine große Fertigkeit im Zeichnen des kirchlich herkömmlichen Gesichtsschnittes von Heiligen und Engeln an den Tag. Ich bemerkte ihm, daß seine Engel alle der kaukasischen Rasse angehörten. Er meinte, das müsse gerade so sein, die Chinesen müßten einsehen lernen, daß es noch keine schiefäugigen Engel gäbe.

Unterhalb Kiang yin wächst der Fluß bald zu einer Breite von fast zwei deutschen Meilen an. Er hat eine Menge gefährlicher Sandbänke, welche sich unter der Einwirkung der Gezeiten fortdauernd ändern und die Schiffahrt sehr gefährlich machen. Der schlimmste Punkt ist Lang schan-Crossing, so genannt nach einer Pagode auf dem Hügel Lang schan, welcher die hauptsächlichste Schiffahrtsmarke bildet. Man kann nur bei Tage mit einiger Sicherheit den Weg durch die Kanäle zwischen den verborgenen Sandbänken finden, und die Dampfschiffe, welche bei dunkler Nacht ankommen, ankern meist im Fluß bis zum Morgen. Nun beginnt das Mündungsgebiet des Flusses. Mehr und mehr wächst seine Breite an, und mitten im Strom liegt die Insel Tsung ming, welche jetzt eine Länge von 9 und eine Breite von 2 deutschen Meilen hat. Es ist eine flache Insel, aber wohl bevölkert und angebaut. Die Annalen des Reichs erzählen ihre Geschichte von frühen Zeiten ihrer Bildung an. Sie ist in fortdauernder Umänderung begriffen: am oberen Ende wird Land abgespült und am unteren angesetzt, so daß die mit der Insel gleichnamige Stadt, welche einst am

untern Ende errichtet wurde, von Jahr zu Jahr weiter gegen das obere Ende hin wandert.

Schanghai (Rückblick).

Am 21. Februar mittags langte ich in Schanghai an, nach 45-tägiger Abwesenheit, wohlbefriedigt mit der Ausführung und den Resultaten dieser Expedition. Obgleich das Wetter im höchsten Grade ungünstig gewesen war und mich in meiner Tätigkeit gehindert und beschränkt hatte, war es mir durch die verschiedenen Ausflüge doch gelungen, ein klareres Bild von dem Bau des Landes und der geologischen Anordnung der Formationen zu gewinnen. An den Resultaten, welche ich damals in Briefen nach der Heimat, welche zum Teil gedruckt wurden, niedergelegt habe, hatte ich später nur wenig zu ändern.

Blicken wir noch einmal zurück, so sehen wir, daß nirgend an dieser Strecke des Yangtszĕ ein zusammenhängendes großes Gebirge zu finden ist. Es sind lauter Teile, Fragmente von Gebirgen. Manche größer, manche klein, scheinbar ohne Regel angeordnet, ragen sie aus der Ebene auf, und doch, sowie man sie von geologischen Gesichtspunkten betrachtet, erkennt man die Einheit und Regel in der Ordnung sofort heraus. Man sieht dann, wie die einzelnen Bruchstücke sich zu einem Ganzen gruppieren und die isolierten Berginseln die obersten, allein sichtbaren Teile von Gebirgszügen sind, welche sich unterhalb der Ebene hinziehen. Auch der kleinste Hügel, wie die fernen isolierten Ausläufer in der Ebene von Schanghai, reiht sich gesetzmäßig ein. Die Ketten, welche man sich in dieser Weise leicht konstruiert und welche auf einer geologischen Karte sofort klar hervortreten, sind SWzW—NOzO gerichtet und alle einander parallel. Aber auch die einzelnen Ketten sind nicht isoliert und voneinander unabhängig, sondern bilden ein großes Gebirgssystem, dessen Achse ungefähr durch den Lu schan am Po yang-See geht. Die nördlichen Parallelketten allein sind am Fluß sichtbar. Zwischen Hankóu und Kiu kiang werden sie von ihm fast rechtwinklig durchbrochen und verursachen die malerische Szenerie an den Engen des Flusses.

Unterhalb Kiukiang schlägt sich dann der Fluß von einer zur

andern der parallelen Ketten, und seine Arme ziehen zwischen den einzelnen Fragmenten, welche in den Hügeln aufragen, hindurch. Bei Nanking ändert sich der Charakter, die Kette zieht W—O, und im Norden ragen die Vulkangruppen auf. Neben den Gebirgen und der Ebene nimmt die Bildung der Terrasse besonderes Interesse in Anspruch, welche in der Tat als ein wesentliches Merkmal im Charakter des Yangtszĕ-Tales bezeichnet werden kann und in ähnlicher Weise in wenigen Flußgebieten vorkommen dürfte. Ich wiederhole, daß sie ungleich den Terrassen, wie man sie sonst so häufig findet, nicht aus horizontal abgelagerten Flußabsätzen besteht, sondern durchweg aus geneigten Schichten, welche oben horizontal abgeschnitten sind. Besonders bleibt zu beachten, daß die verschiedensten Schichten an dieser Form der Oberflächenbildung teilnehmen und alle demselben Schicksal einer horizontalen Abschleifung unterlegen sind. Es ist schwer, sich von der Art und Weise, in welcher dies in so großartigem Maßstabe geschehen ist, eine Vorstellung zu machen.

Was die praktischen Resultate anlangt, so waren sie wesentlich negativer Art. Von all den berühmten Kohlenvorkommnissen war nicht ein einziges als gewinnversprechend erkannt worden. Allein ich erhielt durch die Kohle von Hunan, welche ich in Hankóu sah, sowie durch die von Lo ping, die in Kiu kiang zum Verkauf ausgeboten wurde, wichtige Winke für spätere Reisen.

Das Land am Yangtszĕ hatte ich so wohl kennen gelernt, die Leute aber waren mir fremd geblieben. Erst bei den Landreisen, welche ich von jetzt an beginne, werde ich Gelegenheit haben, fortdauernd unter dem Volke zu leben.

Schanghai (Neue Pläne)

Ich blieb in Schanghai bis zum 14. März. Während dieser Zeit änderte ich meinen Reiseplan mehrfach. Zuerst sah ich mich nach einem Schiff für Kilung an der Nordspitze von Formosa um, welches damals der einzige Platz in China war, von wo die fremden Kohlen nach den Seehäfen herkamen. Man konnte dahin nur auf Segelschiffen gehen, und die Gelegenheiten waren selten und schlecht. Ich war

dennoch nahe daran, mich nach Futschóu zu begeben und dort auf einer einheimischen Dschunke die Überfahrt zu machen. Zum Glück gab ich diese Tour auf. Dagegen zeigte sich Gelegenheit, nach Possjet zu fahren, einem neuen Hafen an der russischen Küste nördlich von Korea. Es lag in meinem Plan, zu irgend einer Zeit von Niutschwang durch die Mandschurei nach Possjet zu gehen, und es lag kein Grund vor, weshalb dieser Plan nicht umgekehrt werden sollte. Unter den wenigen Passagieren befand sich der mir befreundete Konsul J. von Tschifu, welcher in steten Handelsbeziehungen mit jenen nördlichen Gegenden war und besonders die Verschiffung von Seetang, der ein bedeutendes Nahrungsmittel der Chinesen geworden ist, vermittelte. Die Akkommodation an Bord war nur negativer Art und so abschreckend, daß ich auch diesen Plan aufgab. Das Schiff hatte nachher eine lange und sehr schlechte Fahrt.

Noch ein dritter Plan lag vor. Es war nämlich damals von der Handelskammer in Schanghai beschlossen worden, eine Expedition den Yangtszĕ bis nach Tschungkingfu im Herzen der Provinz Sz'tschwan hinaufzuschicken, sowohl zur Erforschung der Schiffbarkeit des Flusses oberhalb Hankóu und insbesondere bei den Stromschnellen oberhalb Itschangfu sowie zur Besichtigung einiger Plätze, hauptsächlich der vorgenannten, deren Öffnung für den Fremdhandel bei Gelegenheit der Revision des englischen Vertrags begutachtet werden sollte. Der englische Admiral Kappel hatte selbst die Expedition in ihren ersten Teilen zu leiten. Das Kriegsschiff „Salamis“ hatte die Expedition bis Itschangfu zu führen. Von dort sollte der kleine Dampfer „Faust“ die Gesellschaft weiter stromaufwärts bringen; wenn er die Stromschnellen nicht überwinden konnte, sollten an seiner Stelle chinesische Boote gemietet werden. Die Zeit der Reise wurde auf zwei bis drei Monate veranschlagt.

Ich wurde aufgefordert, an dieser Expedition teilzunehmen, schlug es aber aus; denn falls sie erfolglos ist, müßte ich unbefriedigt zurückkehren. Hat sie aber guten Erfolg, so kann dieselbe Reise in ganz kurzer Zeit wieder gemacht werden. Außerdem ist im Ver-

hältnis zu der darauf zu verwendenden Zeit wenig zu sehen, und ich darf hoffen, dieselbe Zeit bei meinen jetzigen Plänen erfolgreicher zu verbringen. Auch sind die Gegenden am Yangtszě wohl sehr wichtig für den fremden Handel, aber vom praktischen Gesichtspunkt, soweit er mit der Geologie im Zusammenhang steht, schien mir eine Reise nach der Provinz Schantung von größerer Wichtigkeit, und dorthin war denn auch meine nächste Reise gerichtet.

Schanghai, d. 1. März 1869. Aus einem Brief an die Eltern.

Wenn man, wie ich jetzt, rastlos reist und dabei bestimmte Zwecke vor Augen hat, zu deren Lösung jeder Tag neue und verschiedenartige Gelegenheit gibt, so geht man während der Zeit der Reise selbst beinahe in der einen Tätigkeit auf. Man ist ängstlich darauf bedacht, kein Beobachtungsmoment zu übergehen und keins der mühevoll errungenen Resultate zu verlieren. Man muß daher seine Gedanken konzentriert halten und alles sofort verarbeiten, denn was man nicht dem Tagebuch, Kartenskizzen usw. anvertraut, ist unrettbar verloren. Das Gedächtnis ist bei einer großen Fülle von Eindrücken sehr trügerisch. Aber selbst bei so fortdauernder Tätigkeit, wie ich sie bei meiner letzten Reise entwickelt habe, kann man nur wenig über den unmittelbaren Reisezweck hinausgehen, und die vielen interessanten Beobachtungen, zu denen sie Anlaß gibt, können nur als allgemeine Eindrücke zurückbleiben.

Das Motiv meiner unausgesetzten Tätigkeit ist der Wunsch, möglichst bald heimzukehren.*) Ich fühle aber, daß ich es meiner Regierung, meinen Fachgenossen und mir selbst schuldig bin, nach so langer Abwesenheit nicht ohne einen guten Vorrat von Ergebnissen zurückzukommen. Ich weiß, daß diejenigen, welche ich auf der anderen Seite des Stillen Ozeans gesammelt habe, in keinem Verhältnis zu der darauf verwendeten Zeit stehen, denn mir waren die Hände gebunden, und ich war nicht besser daran als ein Tier in einem ziemlich großen Käfig. Ich muß daher, um Versäumtes nachzuholen, jetzt mit verdoppelter Energie arbeiten und möglichst viel

*) Richthofen war seit 9 Jahren von Europa abwesend.

in möglichst wenig Zeit tun. Erst wenn ich noch einen guten Teil des östlichen China so bereist habe wie das, was ich bis jetzt gesehen habe, kann ich mit gutem Gewissen zurückkehren.

Dieser Standpunkt mag sehr egoistisch erscheinen. Er ist es auch zum Teil, aber nicht ganz. Zunächst hätte ich jetzt garnicht einmal die Mittel zurückzukehren, wenn ich auch wollte, und hätte ich sie, so würde ich jetzt zu Hause eine etwas jammervolle Rolle spielen. Nachdem sich mir die Goldgruben von Californien verschlossen haben und ich nicht jene Freiheit des Handelns und der Bewegung erreicht habe, nach der ich strebte, muß ich daran denken, mir eine Zukunft auf anderer Grundlage aufzubauen. Käme ich jetzt zurück, so hätte ich garnichts für die Gegenwart und in unbestimmter Zukunft vielleicht einige Anwartschaft auf eine schlechtbesoldete Professur. Die Fortführung meiner jetzigen Forschungsreisen und die Erwerbung gründlicher Kenntnis dieser Länder ist an und für sich ein Kapital, und wirkliche, gediegene Leistungen erweitern meine Aussichten. Sind auch meine Gesichtspunkte bei den jetzigen Reisen wesentlich wissenschaftlicher Natur, so haben sie doch ihre praktischen Beziehungen, selbst für Preußen. Ich habe mir sogar die Freiheit genommen, Berichte an Graf Bismarck über mehr als einen Gegenstand von hoher Wichtigkeit einzuschicken. Kann ich auch keine sofortige Berücksichtigung erwarten, so habe ich doch vielleicht Fragen von großer Bedeutung für Preußen angeregt, die ich später einmal weiter verfolgen kann.

Ich habe gehört, daß N. nicht begreifen kann, wie ich in ein Land gehen konnte, wo es Heiden gibt. Darüber kann ich ihn trösten. Zunächst existiert bei der kleinen Schar von vielleicht 10 000 Europäern, die in China sind, mehr Christentum als heute in ganz Californien, ganz abgesehen von den Missionaren und ihrer Tätigkeit. Was aber die Heiden betrifft, so wäre es wohl eine wenig schmeichelhafte Zumutung für jeden vernünftigen Menschen, daß seine religiöse Überzeugung durch alle die 400 Millionen Chinesen um ein Haar breit sollte beeinflußt werden. Übrigens muß man sich nun auch diese

Heiden nicht als ein in alle Laster und Sünden versunkenes Volk vorstellen. Die Chinesen sind harmloser und gutmütiger als irgend ein Volk in Europa, sonst könnte ich nicht so ruhig und sicher unter ihnen reisen, oft in Gegenden, wo noch kein Europäer gewesen ist. Der einzige Effekt, den in solchen Fällen ihr heidnischer Aberglaube hat, ist, daß sie mich für einen Geist halten. Wenn ich zum Beispiel von einem hohen Berge herkomme, so halten sie mich für eine Art Rübezahl, der aus dem Berg herauskommt. Sie denken darin ebenso, wie unsere Alpenbewohner denken würden, sollten sie plötzlich einen Chinesen auf ihren Bergen treffen. Ist es doch mir selbst einmal in Vorarlberg begegnet, daß ein ganzes Dorf gegen mich mit Knütteln auszog, weil eine alte Frau erzählt hatte, da oben im Walde säße der Teufel und klopfte an den Steinen herum. Ich hatte dort nach Versteinerungen gesucht.

Was manche Eigenschaften, wie Ehrfurcht vor den Eltern, Sorge für die Erziehung der Kinder, Nüchternheit usw. anbetrifft, so kann sich die Bevölkerung von irgend einem Teil Europas ein Muster an den Chinesen nehmen. Ich sah noch nie einen Chinesen betrunken. Trotz dieser und mancher andern guten Eigenschaften und der zum Teil vortrefflichen moralischen Lehren in ihren alten Büchern habe ich allerdings eine sehr geringe Achtung vor den Chinesen; ich schätze sie geringer als die meisten Anderen, welche sie kennen. Es fehlt ihnen all das Belebende, Erwärmende und Heiligende der Lehren des Christentums. Seit mehr als zweitausend Jahren haben die in vieler Beziehung erhabenen Doktrinen ihres großen Weisen Confucius die Regierung, die Erziehung und die ganze Denkweise des Volkes geleitet. In ihrer starren ursprünglichen Gestalt, ohne jegliche spätere Änderung und Verbesserung haben sich diese Lehren von Generation zu Generation fortgeerbt und sind, nebst einem aus einer zweiten Sekte hergenommenen krassen Aberglauben, fest mit dem Volk verwachsen, das dadurch zuerst zum Stillstand kam und seitdem in stetem Rückschritt begriffen ist. So fest sind jene Lehren eingewurzelt, daß sie das Missionswerk fast zu einem Ding der Unmöglichkeit machen.

Die Missionare klagen bitter, da sie sehen, daß ihre Bemühungen fruchtlos sind. Die protestantischen Missionare, Engländer und Amerikaner von den verschiedensten Sekten, halten sich furchtsam an die geöffneten Hafenplätze. Sie tun viel Gutes durch Hospitäler und Erziehung verwahrloster Kinder, aber die Verteilung von Bibeln und Traktaten durch einige ihrer eifrigsten Mitglieder, welche im Lande herumreisen, hat noch kaum Früchte getragen. Es gibt unter ihnen einige vortreffliche, hochstehende Männer, die ich sehr schätze; aber leider ist eine große Zahl, ich glaube die Mehrzahl, für das Missionswerk vollkommen untauglich. Es gibt nur zu viele Beispiele von Männern ohne Talente und ohne Eifer, die einige salbungsvolle christliche Phrasen im Munde führen und, da sie anderswo nicht fortkommen, die Stellung eines Missionars als die melkende Kuh ansehen, die sie selbst und ihre Familie ernähren soll, — jeden Augenblick bereit, ein anderes Gewerbe zu ergreifen, wenn es ihnen besseren Vorteil verspricht. Aber selbst die besten machen keine Christen. Viele Chinesen lassen sich nur taufen, um bei den Fremden leichter eine Stellung zu bekommen. Es ist so weit gekommen, daß es für eine schlechte Empfehlung eines Chinesen gilt, getauft zu sein; denn Christen sind sie nicht, und es ist eine traurige Wahrheit, daß sie zuerst die Laster der Fremden annehmen und daher hinter ihren ungetauften Landsleuten zurückstehen. Ich spreche natürlich nur wenig aus Erfahrung, sondern wiederhole, was ich von den Fremden, insbesondere von den Missionaren selbst gehört habe.

Eine bedeutende Stufe höher stehen die katholischen Missionare. Davon ist jeder Fremde in China, welchen Glaubens er auch sei, durchdrungen, und Ihr würdet hier in allen Kreisen nur der größten Hochachtung vor ihnen begegnen. Es kommt daher, daß die Kongregationen zu Hause nur die talentvollsten und eifrigsten Männer für die chinesische Mission auswählen. Diese müssen dann ihr ganzes Leben der Mission widmen und dürfen ohne spezielle Erlaubnis nicht nach Europa zurückkehren. Mit der Annahme des Zopfes und der chinesischen Tracht entsagen sie Allem, was das Leben ihnen noch

an Bequemlichkeit und Genuß bietet. Sie gehen tief ins Innere von China hinein und wohnen in dem Distrikt, der ihnen angewiesen ist. In den Städten bauen sie prachtvolle Kirchen, große Klostergebäude und Unterrichtsanstalten; auf dem Lande aber leben sie mit den Eingebornen in einem Grad von Einfachheit und Elend, von dem wir uns schwer einen Begriff machen können.

Vor zweihundert Jahren, als die Missionen in der Blüte waren und die Chinesen noch auf einer höheren Stufe standen, wurden Hunderttausende bekehrt. Sie wurden wirkliche Christen, und ihre Familien blieben christlich. Der Eifer der Missionare war so groß, daß sie nachher, selbst in den Zeiten der bittersten Verfolgung, ihre Gemeinden weit im Inneren beständig aufsuchten. Damals war ihre Zahl gering, jetzt beträgt sie über dreihundert. Und fragt man sie, was der Erfolg der Missionen ist, so hört man, daß zwar die alten christlichen Familien gute Christen geblieben sind und sich sehr vorteilhaft von ihren heidnischen Nachbarn unterscheiden; daß aber die Missionare jetzt wohl taufen, aber nur selten bekehren können. Sie machen nur Scheinchristen.

Das ist das traurige Bild der jetzigen Missionen in China. Was der Grund ist, daß die Erfolge früherer Jahrhunderte nicht mehr erreicht werden können, ist schwer zu sagen. Es muß wohl mit dem allgemeinen Verfall aller Einrichtungen und der Degradation des Volkes zusammenhängen, mit der Apathie und Indifferenz, die infolge langwieriger und blutiger Rebellionen eingetreten sind. Noch kann es niemand sagen, denn der Charakter des Chinesen ist uns so fremdartig, daß keiner ihn ganz verstehen kann. Die völlige Indifferenz der Europäer und Chinesen gegeneinander ist eine sehr wunderbare Erscheinung. Ich habe nicht einen einzigen Fall gesehen, wo sich ein Verhältnis der Anhänglichkeit gebildet hätte, höchstens in der Weise wie zwischen Herr und Hund.

Wenn man bedenkt, daß die Chinesen der Zahl nach ein Drittel der Menschheit sind, so fordern diese Erscheinungen wohl zu ernstem Denken auf. Ich habe die feste Überzeugung, daß die Chinesen so lange in ihrem niedrigen Zustand bleiben werden, als sie in ihrer alten

Religion verharren werden. Nichts als der Übergang zum Christentum wird sie aus diesem Zustand zu erheben vermögen. Das Zusammenleben mit Fremden für fast dreißig Jahre an Plätzen wie Hongkong und Schanghai hat kaum eine Änderung bei ihnen hervorgebracht. Die Reformation muß bei ihnen von innen heraus geschehen, von außen kommt sie nicht. Aber wie dies anzufangen ist, das hat noch niemand ausgefunden. Ich vermute, daß die Einführung von Eisenbahnen und Dampfmaschinen viel zur Überwindung des tiefeingewurzelten Aberglaubens beitragen wird und daß damit ein erster Schritt geschehen mag, wie auch die intelligenteren Missionare glauben; aber es wäre immerhin nur ein Schritt.

Übrigens ist es gut für uns, daß es so ist, wie ich gesagt habe. Denn wenn die Chinesen plötzlich zu einem ihrer Intelligenz entsprechenden Grad von Bildung und geistiger Kraft übergehen könnten, so würden sie mit ihrer Masse die übrige Welt erdrücken. Jetzt scheinen sie nur dazu vorhanden zu sein, um zu vegetieren und uns mit Tee und Seide zu versorgen.

Reise nach und in Schantung.

Vom 13. März bis zum 30. April 1869.

Tschingkiang 13.—16. März.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Schanghai waren endlich alle Vorbereitungen zu der neuen Expedition getroffen, und ich schiffte mich mit einem Dampfer der S. S. N. Comp. nach Tschingkiang ein. Der Anlegeplatz des Dampfers ist hier noch immer ein kleiner Hulk mitten im Strom. Die große Tiefe des Fahrwassers bis dicht an das südliche Ufer und die wirbelnde Strömung (tschan tschan — water im Pidjin-English) haben bisher die Anlage von Werften verhindert. Für den Handel von Tschingkiang ist das natürlich sehr unbequem. Beide Seiten des kleinen Hulk waren von den großen Schiffen okkupiert; es sah aus, als ob sie ihn zwischen sich erdrücken müßten. Es stürmte und regnete heftig die ganze Nacht hindurch, und am Tage folgte die Fortsetzung in unverminderter Stärke. Es war hoher Seegang auf dem Fluß, so daß ich die Überfahrt nach dem Land auf einem Rettungsboot machen mußte.

Die hiesigen Fremden bilden sich ein, daß sie in den nur mit Gras bewachsenen einförmigen Lößhügeln eine schöne Gegend haben. Sie halten sie für romantisch, da sie wissen, daß es in einiger Entfernung Berge gibt, die sie allerdings nur äußerst selten besuchen. Sonst ist das Leben einsam und geht in Geschäft und Buchführung auf. Die Ankunft der Dampfer, die inhaltlose Schanghai-Zeitungen und frisches Brod als das Wichtigste bringen, gilt als eine wohltätige Unterbrechung. Kein Wunder, daß ich den armen Sands mit der vollkommen chimärischen Arbeit beschäftigt fand, durch ein bunt gemaltes Bild den Chinesen den Mund nach einem von ihm entworfenen

Plan wäßrig zu machen, am Großen Kanal hin eine Straße zu bauen, um die Fahrzeuge durch Pferde schleppen zu lassen. Zeit ist den Chinesen kein Gegenstand von Wert, und da die ohnehin notwendige Mannschaft der Boote das Schleppen ohne zuschlägige Kosten besorgt, so wird es den Chinesen wohl schwerlich plausibel gemacht werden können, daß die Ersparnis an Zeit den Mehrbetrag für die Bezahlung des Dienstes der Pferde ausgleichen würde.

Meine Freunde bemühten sich um ein Boot für mich nach Tsingkiangpu am alten Hwanghŏ. Endlich bekam ich ein großes Mandarinboot für den scheinbar sehr billigen Preis von 1,30 Dollar pro Tag, bei einer angeblichen Bemannung von 10 Köpfen. Es stellte sich allerdings später heraus, daß nur 5 arbeitsfähige Menschen an Bord waren, den Lauda, einen inveterierten und entkräfteten Opiumraucher, mit eingerechnet. In sonderbarem Kontrast zu dem niedrigen Preis stand es auch, daß die Leute mir zumuteten und darauf bestanden, ihnen 10 Dollars vorauszuzahlen, obgleich die Fahrt eigentlich nur drei Tage dauern sollte. Meine Bezahlung von 3 Dollars wurde mit Entrüstung zurückgewiesen, doch erzwang ich ihre Annahme. Die Zehnzahl der Bemannung wird durch die Frau und vier Kinder des Lauda aufgebracht.

Die Auspicien für eine kurze Fahrt sind aus diesen und anderen Gründen sehr ungünstig. Auch kamen wir heute überhaupt noch nicht fort, da die Bootsleute es wegen der hohen Wellen auf dem Fluß als unmöglich erklärten. Es gibt hier außer den Dschunken im wesentlichen zweierlei Fahrzeuge kleinerer Sorte: scharf und tief gebaute Segelboote mit einfacher Mattenbedeckung, die jedem Wetter trotzen, aber, wenn sie sonst hinreichend groß sind, zu tief gehen, um auf dem Großen Kanal verwendbar zu sein (wenigstens bei der jetzigen Jahreszeit); zweitens flach und breit gebaute Kanalboote von sehr geringem Tiefgang, meist mit schwerem Oberbau für Passagier-Einrichtungen, daher bei Seegang leicht zum Kentern geneigt und nur zum Segeln vor dem Winde, mit ganz kleinen Segeln, geeignet. Zu dieser Art gehört mein Boot. Es hat mehrere Zimmerabteilungen

mit Reihen von Glasfenstern zu beiden Seiten, elegantem Schnitzwerk, Schlafstellen, Tischen und Stühlen, Glasmalereien an den Zwischenwänden usw., kurz mit allem Komfort und Luxus, wie er einen verwöhnten Menschen zufrieden zu stellen geeignet ist.

Wie gewöhnlich herrscht die größte Reinlichkeit; denn, wie schmutzig auch Wohnungen, Straßen, Manieren und Kleidung bei den Chinesen sind, so außerordentlich ist die Reinlichkeit, die auf ihren Booten zu herrschen pflegt. Alles ist lackiert und poliert, außen und innen, und es wird fleißig gewaschen. Der Grund mag wohl in der Seltenheit und Kostspieligkeit des Holzes liegen, wodurch es wünschenswert wird, die Fahrzeuge möglichst lange zu erhalten. In der Tat tragen sie großenteils das Zeichen hohen Alters.

17. März. Großer Kanal.

Ein unfreundlicher Tag mit mäßigem Ostwind bei einförmig grauem Himmel und feinem Regen brachte uns um $1/_2 7$ Uhr morgens endlich fort. Zwei Segelschiffe wurden meinem schwerfälligen Kasten vorgespannt, und um $1/_2 9$ Uhr erreichte ich die Stelle, wo der Große Kanal von Norden in den Yangtszĕ mündet. Hier wurden die Schleppschiffe abgeworfen, und es ging nun nordwärts in den Kanal hinein. Schon an dessen Mündung hatten viele Schiffe, darunter große Dschunken, gelegen; sehr bedeutend aber war ihre Zahl bei Yang tschóu fu. Bis hierher ist der Kanal regelmäßig und tief. Dschunken können nur noch ein wenig höher hinauf gehen, dann wird er zu seicht.

Yang tschóu fu erscheint vom Kanal aus als eine sehr große Stadt. Die Mauer, längs der man hinfährt, wollte gar kein Ende nehmen. Sie ist nur aus Backsteinen erbaut, aber wohlerhalten. Außerhalb der Mauer stehen noch einige Häuser, aber es ist hier kein Leben wie vor der Mauer anderer chinesischer Städte. Ich mußte mir gefallen lassen, Yang tschóu fu zum Nachtquartier zu machen. Die Affäre, die kürzlich dem Ort solchen Namen gegeben hat,*)

*) Die Art, von welcher diese „Yang tschóu-Affäre“ war, geht aus dem Folgenden hinreichend hervor.

hat für mich einen etwas unangenehmen Anstrich. Wenn Missionare, welche ihre Tätigkeit mit der Unschicklichkeit beginnen, als verheiratete Leute und in einer den Fremden ganz geöffneten Gegend chinesische Tracht und Sitten anzunehmen und ihre Frauen, selbst die Mädchen der Mission, zur Annahme dieser Tracht, ja sogar der chinesischen Frisur zu zwingen, so ist man, wenn diese Missionare dann von einigen Chinesen insultiert werden, berechtigt anzunehmen, daß sie die Schuld daran trugen; denn Leute, die im praktischen Leben kleinliche Gesichtspunkte verraten, sind auch am ehesten gerade zu solchen kleinen Verletzungen geneigt, die immer am leichtesten Uneinigkeit herbeiführen.

Wenn nun wegen einer wahrscheinlich nicht unverdienten Beleidigung einiger ganz unbedeutender Individuen eine große Nation große Mittel ergreift, ja beinahe Schritte zum Krieg tut und somit eine Demütigung der Chinesischen Regierung wegen Lappalien erzwingt, so stehen Veranlassung, Mittel und Zweck in einem schlechten Verhältnis. Durfte man auch die Beleidigung nicht ruhig hingehen lassen, so war doch der Aufwand zu groß. Allerdings kann man zur Entschuldigung anführen, daß die Aktion sich entwickelte und daß man den zweiten Schritt tun mußte, nachdem der erste getan war; aber es ist eben die Frage, ob nicht etwa dieser erste Schritt etwas voreilig geschah. Ich verspürte jedenfalls keine Lust, Bekanntschaft mit den modernen Märtyrern zu machen, und blieb den Abend auf meinem Boot.

18. März.

Die Wasserfahrt droht entsetzlich lang zu werden. Ein schwerfälliges Boot, mangelhafte Bemannung, Gegenströmung und Gegenwind vereinigen sich, um sie möglichst zu verzögern. Drei Mann ziehen das Boot an einer Leine, und zwei stoßen mit Bambusstangen, aber es geht schauderhaft langsam. Gestern hatte ich noch Flutströmung für eine Strecke aufwärts. Bei Yang tschóu fu war die Strömung dauernd südlich, es war aber noch ein Steigen und Fallen des Wassers bemerkbar. Außerordentlich stark (wohl 6—8 km in der Stunde) ist die Strömung bei dem großen, wohlhäbigen Marktflecken Schaupo,

wo der Kanal einen großen Bogen macht. Eine mehrere Kilometer lange, teils aus Kalksteinquadern teils aus Backsteinen gebaute Ufermauer bricht auf der konvexen Seite die nagende Kraft des Stromes. Sie verlängert sich nach beiden Seiten in vortrefflich konstruierten Dämmen, die nach Art der Stadtmauer von Peking in geringen Abständen mit Vorsprüngen aus Faschinen von Rohr versehen sind. Dies gibt dem Damm ganz das Aussehen eines Festungswerkes. Die Steinmauer schützt die Stadt selbst: sie ist ein festes Werk, 4 Meter über dem jetzigen Wasserstand, und bedarf keiner Reparatur. Wo aber der Damm aus Faschinen und Mauerwerk besteht, da trifft man zahlreiche Stellen, wo bedeutende neue Arbeiten die Sorgfalt beweisen, die man auf die Erhaltung dieses Schutzes verwendet. Ganze Teile waren neu gebaut und mit den Strombrechern von Faschinen versehen, andere wurden eben ausgebessert. Dies ist der einzige Fall, wo ich in China die sorgfältige Instandhaltung eines bedeutenden öffentlichen Werkes der Vorzeit durch die jetzige Generation gesehen habe. Der Damm muß daher von bedeutender Wichtigkeit für ein großes Hinterland sein. Er liegt auf der Ostseite des Großen Kanals.

Es mußten heute noch einige Hilfsleute genommen werden, um das Schiff gegen den starken Strom zu ziehen. Wir machten nachmittags nicht mehr als 1½ km in zwei Stunden, die gesamte Fahrt betrug ungefähr 25 li.

19. März. Bei anhaltendem Nordwind kamen wir nur bis etwa 5 km südlich von Kau yu tschóu (140 li von Tschingkiang), da Gegenwind und Gegenströmung uns aufhielten. Die Strömung des Wassers wurde aber geringer, je weiter wir kamen. Der Damm mit seinen Ausbesserungen an der Ostseite setzte fort. Er ist oben meist gegen 9 m, unten gegen 30 m breit, jedenfalls schon zur Zeit der Kanalausgrabung aufgeworfen, später dann durch Abstechen des Rasens auf der Landseite erhöht. Daher besteht hier eine Kette von Teichen, die mit einem Netz kleiner Kanäle in Verbindung sind. Es breitet sich auf dieser Seite ein reichbevölkertes, fruchtbares Land aus. Die Saaten prangen jetzt im frischen Grün; die Weiden, die einzigen Repräsen-

tanten von Baumvegetation, treiben die ersten Knospen, und es wimmelt von Vögeln: schwarzen und weißhalsigen Krähen, Raben, sehr großen Elstern, kleinen Strandläufern usw. Wohltuend ist der Gesang der Lerchen, der ersten, die ich mich erinnern kann seit Europa gehört zu haben. Zwischen den grünen Feldern stehen zahllose kleine Dörfer, alle überaus ärmlich, die Häuser aus Lehm und Rohr gebaut.

Die Bewohner sind in Lumpen gekleidet, gutmütige furchtsame Leute. Woher mag diese Armut auf so reichem Boden kommen, der wahrscheinlich drei Ernten im Jahre gewährt? Es gibt hier kaum große Grundbesitzer, die anderswo den größten und besten Teil des Bodens innehaben würden. Es gibt keine Festtage, deren nachteilige Wirkung auf die Arbeitskraft der Bevölkerung in katholischen Gegenden von vielen so stark hervorgehoben wird, nicht einmal Sonntage, sondern das ganze Jahr besteht aus Arbeitstagen. Es gibt ferner keine Wirtshäuser, und die Leute betrinken sich nicht. Sie haben auch, soviel mir bekannt ist, nur mäßige Abgaben zu zahlen. Eine große und billige Verkehrsstraße, der Große Kanal, zieht dicht bei den Dörfern vorüber, und kleine Kanäle vermitteln neben Fußsteigen den Lokalverkehr. Woher also das Elend? — Übervölkerung kann nicht der einzige Grund sein, auch dem Opium kann ein so allgemeiner Einfluß nicht zugeschrieben werden. In den Ebenen des Ganges und auf Java herrscht auch Elend; dort ist das Klima entnervend, und es gibt Grundherrn. Letzteres gilt auch für das Banat und Rumänien, wo zugleich der strenge Winter nicht so viele Ernten erlaubt. Es scheint jedenfalls nicht leicht, den Grund der Erscheinung zu finden. Die starke Parzellierung des Bodens, die man als Glück ansehen möchte, scheint wohl etwas dahin einzuwirken; eine ungleiche Verteilung würde vielleicht größere Strebsamkeit mit sich bringen. Bei gleicher Verteilung gewöhnen sich die Leute daran, zufrieden zu sein, wenn sie genug produzieren, um gerade ihr Leben zu fristen. Es ist wohl noch nicht untersucht worden, ob nicht die mangelhafte Düngung, bloß mit menschlichen Exkrementen, eine Unvollkommenheit in den

nährenden Eigenschaften der Feldfrüchte verursacht. Sicher ist, daß die Früchte der Ebenen denen der Gebirge in China in Qualität nachstehen, vielleicht wegen des Mangels an mineralischen Dungstoffen.

Im Westen des Kanals breitet sich ein großes Seebecken (Kau-yu hu) aus, von Süd nach Nord langgestreckt und etwa 10—15 km breit. Offenbar war der See früher noch weit größer und bedeckte das ganze Land im Osten, da dies ein wenig tiefer liegt als selbst der jetzige, niedrigste Wasserstand. Der große Damm wurde gebaut, um den östlichen nach der Seite des Gefälles gelegenen Teil trocken zu legen. Dann wurde der Kanal dem übrig bleibenden Wasserbecken abgewonnen, indem er längs des Dammes ausgetieft wurde; denn er ist nur durch einen anderen niederen Damm vom See getrennt. Der Strom bei Schaupo ist jetzt der natürliche Ausfluß des Sees. Unterhalb fließt das Wasser östlich ab, wahrscheinlich direkt dem Meere zu. Diese Verbindung nach dem Meere ist vollkommen künstlich, denn sie ist nördlich von Yang tschóu fu in Löß eingeschnitten, der nur eine Humusdecke, aber kein Alluvium trägt. Nördlich und südlich von diesem Lößzug breitet sich das Alluvium aus.

20. März. Noch immer frischer Nordwind den ganzen Tag; dazu bei Kau-yu tschóu starker Strom, der weiterhin wieder schwächer wird, auch einige Aufsässigkeit der Bootsleute, daher wenig Fahrt. Kau yu tschóu scheint eine sehr unbedeutende Stadt zu sein. Die Mauern sind gut im stande, scheinbar aber nicht sehr dick. Nirgends auf dieser Strecke sind Verwüstungen durch die Rebellen zu sehen, wie so allgemein zwischen Tschingkiang und Hangtschóu. Um so auffallender ist es, daß ganz dasselbe Elend herrscht. An einigen Stellen des Dammes sind in solidem Mauerwerk aus großen Quadern Schleusen angebracht, durch welche das Wasser aus dem Großen Kanal in das Kanalsystem der östlichen Ebene abgelassen wird. An solchen Stellen kann man deutlich sehen, daß die östliche Ebene tiefer liegt.

Meine gestrige Erklärung des großen westlichen Sees, an dem wir auch heute den ganzen Tag hinfuhren, ist wahrscheinlich falsch.

Es scheint, daß der östliche Damm gebaut wurde, um das große Seebecken zu schaffen und die östliche Ebene von diesem zu isolieren. Man gewann am Damm einen Regulator für den Kanal, um ihn bei niedrigem Wasserstand zu speisen. Der Kau yu-See ist nämlich nicht kontinuierlich, sondern südlich von Kau yu tschóu durch eine Landstrecke, die sogar Dörfer trägt, in wenigstens zwei Teile geteilt, die verschiedenes Niveau haben müssen, da sie mit den verschiedenen Teilen des Kanals in mehrfacher Verbindung stehen. Früher war die Verbindung offenbar durch die Schleusen reguliert, jetzt ist der Damm zwischen Kanal und See an mehreren Stellen durchbrochen. Das Wasser konnte damals vom See in den Kanal und von diesem, je nach Bedürfnis, in das Kanalsystem der östlichen Ebene geleitet werden; jetzt ist die letztere Verbindung noch vollkommen, die erstere unvollkommen erhalten. Im Kanal finden sich häufig partielle Auffüllungen. Es ist wahrscheinlich, daß der ganze Kanal durch Sedimente an Tiefe verliert, und ebenso der See, dessen Wasser trübe ist. Dafür spricht auch der Umstand, daß der östliche Damm deutliche Spuren periodischer Erhöhung zeigt. Als wir den Leuten unsere Freude über die schönen grünen Felder aussprachen, sagten sie, ihre Aussichten seien sehr unsicher; denn oft überfließe das Wasser den Damm, durchreiße ihn dann und setze die ganze östliche Ebene unter Wasser, wodurch die Felder zerstört würden und oft viele Menschen ums Leben kämen.

21. März.

Die Gegend blieb heute wie vorher: die tiefe, reichangebaute, im frischen Grün prangende und mit Dörfern besäte Ebene im Osten, am östlichen Damm selbst eine selten unterbrochene Häuserreihe, im Westen der See. Wir kamen heute an große öffentliche Arbeiten: viele Tausende von Menschen waren beschäftigt, den westlichen Damm, der Kanal und See trennt, vollständig neu und weit höher als früher zu bauen und das Bett des Kanals regelmäßig auszugraben. Die Erde für den Damm wurde teils aus dem Kanal selbst, teils von Inseln im See herbeigeführt.

Die Emsigkeit der zahllosen Arbeiter gewährte ein fesselndes Bild. Ich suchte Näheres darüber zu erfahren, doch blieb meine In-

formation unvollkommen. Es heißt, daß die Arbeit von einem großen Mandarin von Hunan auf eigene Kosten ausgeführt werde. Wenn die Arbeit fertig sei, werde er sie begutachten lassen und um eine teilweise Vergütung der Kosten beim Kaiser antragen. Die Arbeiter werden durch Zwang aufgebracht. Teils sind es Soldaten, teils Landleute, die die Arbeit streckenweise im Gedinge übernehmen müssen. Der Zweck sei der Schutz der östlichen Ebene, auf der die Unglücksfälle durch große Überschwemmungen sehr häufig seien. Es werden dazu die westlichen Seen, deren jetzt drei sind und die vom Hwanghŏ gespeist werden, durch einen Damm im ganzen Umkreis vereinigt. Diese Seen entleeren sich in den Kanal bei Schaupo, und die schnelle Strömung dort wird von ihrem Abfluß bedingt.

Die Vereinigung der drei Seen in einen würde natürlich keinen Sinn haben, wenn das große Wasserbecken nicht bestimmt wäre, durch Schleusen den Kanal zu speisen. Der hohe und feste Damm aber wird aufgeworfen, teils um die Schleusen brauchbar zu machen, teils zum Schutz der Ebene. Denn wenn nun der Damm gegen die letztere hin durchbrochen wird, so entleert sich nur ein Teil des Kanalwassers, während das des Sees zurückbleibt. Kann auch, wenn dieser Bericht wahr sein sollte, der hohe Sinn des Mandarins nicht hoch genug gerühmt werden, so ist es doch andererseits skandalös, daß die Regierung nicht selbst schon längst die große Arbeit ausgeführt hat, ehe die Bewohner wiederholt durch Überschwemmungen leiden mußten. In einem Lande, wo die Regierung die Bevölkerung zur Arbeit kommandieren kann, sollte dies nicht schwer auszuführen sein.

23. März. Heute bei günstigem Wind machten wir Segel auf und hatten gute Fahrt. Mittags passierten wir Hwai ngan fu, eine für ein fu nicht sehr ausgedehnte Stadt. Die Vorstädte, die man am Kanal zunächst zu sehen bekommt, bestehen aus Lehmhütten. Wie am ganzen Weg sind die Bewohner in Lumpen gekleidet.

Zum ersten Mal sieht man Züge von Packtieren auf den Dämmen hinziehen, auch sonst eine große Zahl von Pferden und Maultieren. Von Yang tschóu fu bis hierher waren nur kleine Fahrzeuge sichtbar

gewesen, hier sieht man auch Dschunken. Auch ein Handelsartikel zeigt sich, der auf einen Wasserverkehr tief nach dem Innern des Landes schließen läßt: lange Stangen, die als Masten für kleine Fahrzeuge verwandt werden. Noch an demselben Vormittag erreichten wir Tsing kiang pu, eine bedeutende Stadt, die mit den Vorstädten von einer Lehmmauer, im inneren Teil von der gewöhnlichen Backsteinmauer umschlossen wird.

Dieser Ort ist stets als Handelsplatz viel genannt worden, doch ist mir der Grund seiner Bedeutung nicht ganz klar. Früher mag er darin gelegen haben, daß hier der Große Kanal von Süden her zum ersten Mal nahe an den Hwanghŏ herantrat und daher Tsing kiang pu zum Stapelplatz für das untere Hwanghŏ-Gebiet und das südöstliche Schantung wurde. Das westliche Schantung aber wird jedenfalls besser von den nördlichen Teilen des Großen Kanals versorgt. Die innere Stadt zeigt das gewöhnliche Flitterwerk der Kaufläden, die äußere ist schmutzig und ärmlich wie eine ungarische Stadt. Doch hat sie vor dieser den Vorzug, wenigstens in der Mitte der Straßen mit langen parallelopipedischen Blöcken gepflastert zu sein. Die ungarischen Straßen dagegen sind breiter.

So wenig Fremde noch hier gewesen sind, war doch das Benehmen der Bewohner vortrefflich. Schon in den großen Dörfern am Kanal war mir bei den Spaziergängen wohltätig aufgefallen, daß die Leute trotz aller Neugier nicht zudringlich waren und gelegentliche Yang kwéi tszĕ-Schreier zur Ruhe verwiesen. Ebenso war es hier. Allerdings sind hierher meistens Fremde von besserem Schlage gekommen, die wohl einen guten Eindruck zurücklassen konnten. Hier endete die lange Wasserfahrt.

24. März Landreise.

Ich schickte Splingaert nach Wang kia ying, um wegen Karren zu unterhandeln, da ich durch die gestrige Forderung von 60 Taëls für 2 Karren nach Tsi nan fu abgeschreckt worden war und mich nun nicht mit vollem Gepäck den Gelderpressern in die Hände geben wollte. Er schloß eine Art von Handel ab, und gegen Mittag verließen wir das Boot, das 4 Tage über meine ursprüngliche Berechnung meine

Heimat gewesen war. Überaus unangenehm sind bei solchen Gelegenheiten die Belästigungen um ein Kumschan*) (Trinkgeld), für das jeder Einzelne sich meldet. Mag man noch so freigebig sein, die Chinesen fordern stets mehr. Sie zufrieden zu stellen, scheint eine Unmöglichkeit. Für das, was ich heute gab, hätten mir meine Landsleute des Himmels Segen gewünscht, in diesem miserabeln Lande streckten sich nur die Hände nach Mehr aus.

Fünf Schiebkarren übernahmen das Gepäck für eine exorbitante Bezahlung, da der Regen dafür einen Vorwand gab. Von der Stadt ist es noch etwa 5 km bis zum alten Hwanghŏ. Es führt dahin eine breite, in der Mitte mit großen Steinen gepflasterte Straße, die offenbar nur für Schiebkarren gebaut ist, jetzt aber zum Teil auch für zweirädrige Karren benutzt wird. Sie führt noch über einen breiten Damm, der früher das Bett des Flusses begrenzte, hinab, wo früher eine Fähre gewesen sein muß.

Das Bett des Hwanghŏ ist ungefähr 1200 m breit und besteht größtenteils aus einer Ebene, die mit der außerhalb des Dammes in etwa gleichem Niveau, wahrscheinlich sogar noch etwas höher liegt. Sie zeigt die Breite des Flusses im Sommer bei Hochwasser. Darin ist ein etwa 4 m tiefer und etwa 200 m breiter Kanal, das frühere Winterbett. Auf seinem Boden befinden sich noch zwei kleine Gräben, die jetzt trocken waren, aber auch im Sommer wahrscheinlich nur noch als Rinnsale für das sich ansammelnde Regenwasser dienen. Der Fluß scheint also sein ehemaliges Bett total verlassen zu haben. Sollte noch ein Teil des Wassers dahinein abfließen, so wird es wahrscheinlich durch den Kanal abgeschnitten oder schon vorher in die westlich und südlich gelegenen Seen geleitet. Als Datum der Stromverlegung wird mir das Jahr 1851 genannt. Die Alluvien des Hwanghŏ sind durchaus feinsandig und dadurch von denen des Yangtszĕ ganz verschieden. Am sandigsten sind sie im Flußbett selbst, aber auch in den umgebenden Ebenen haben sie diesen Charakter.

---

*) Pidjin-English, nicht chinesisch.

Die Steinstraße endet mit Übersetzung des Damms und beginnt wieder an dem jenseitigen Damm, an den sich unmittelbar das große Dorf Wang kia ying anschließt. Hier kamen wir in ein weitläufiges Wirtshaus, wo ich ein sehr großes Zimmer erhielt. Vergleicht man den Ort mit denen am Yangtszĕ, so hat man den Gegensatz zwischen dem nördlichen und mittleren China. Das Wirtshaus, die Straßen, die Karren, Last- und Zugtiere verraten hier den Norden. Auch der Dialekt ist hier schon ganz nördlich. Mein Tschang kwéi ti (Gastwirt) ist ein Mandarin. Er war sehr gesellig und redselig, bot mir ein Mittagessen an, das ich schnell durch ein eigenes substituierte, und beantwortete meine zahlreichen Fragen mit Bereitwilligkeit. Aber die Geldsorge ging ihm doch über alles und beschäftigte ihn lebhaft, denn er übernahm das Amt des Maklers für die Fuhrwerke. Endlich wurden wir handelseinig: ich bekam 2 Karren nach Tsi nan fu (1100 li) für 30 Taëls. Die Reise ist auf 11 Tage angesetzt. Für jeden von mir gewählten Rasttag sind 1200 cash, für jeden Abstecher von der Hauptstraße 2000 cash pro Tag extra zu zahlen. Diese Preise sind doppelt so hoch wie in Tschifu, aber die Auswahl der Fuhrwerke ist hier gering, und man ist daher abhängiger.

In westlicher Richtung von hier kann man in 11 Tagen nach Kai föng fu, in 26 Tagen nach Si ngan fu reisen, alles zu 100 li pro Tag gerechnet. Die Preise sind ähnlich wie nach Tsi nan. Die Produkte der Gegend sind Reis, Bohnen, Weizen, Gerste. Der Boden ist nicht sehr fruchtbar und hat geringen Wert, seitdem der Hwanghŏ, der wichtigste Kommunikationsweg, verschwunden ist. Wie wohltätig würde hier eine Eisenbahn sein! Könnte man sie so bauen, daß der Eisenbahndamm auch die Zwecke eines Damms für andere Bestimmungen verträte, so könnte man auf die Hilfe der Regierung durch Zwangsarbeit rechnen. Daß die Zeiten früher besser gewesen sind, zeigt ein Blick auf mein geräumiges Wirtshaus, das für die jetzigen Verkehrsverhältnisse viel zu groß und luxuriös ist.

25. März.

Mein Mandarin-Gastwirt erwies sich noch nachträglich als eine recht gutmütige alte Seele. Erst hatten wir zwar um 10 Uhr, als

noch immer kein Karren erschienen war, alle Mühe, ihn aus dem Bett zu bringen. Der Respekt vor ihm war so groß, daß niemand wagte, uns sein Haus zu zeigen, da die Leute unsere Absicht ahnten. Endlich fanden wir es, eine imposant sein sollende Mandarinen-Wohnung. Groß war der Schrecken, als ich durch die Hintertür nach dem Sanctum der Familie vorzudringen suchte, wo ich die Frauen hätte zu Gesicht bekommen können, und man hielt mich heftig von diesem unerhörten Schritte zurück. Der Versuch aber hatte die Wirkung, daß der alte Herr bald in festlichem Gewand erschien. Er trat wie gestern gemessen und würdevoll, aber doch jovial und zutraulich auf.

Es zeigten sich nun neue Schwierigkeiten, die Karren, die Maultiere und die Kutscher zu bekommen. Um jedes Einzelne hatte er wiederholt zu schicken, und er ließ sich sogar dazu herab, mehrere Male durch den tiefen Schmutz — es hatte die ganze Nacht heftig geregnet — selbst auszugehen und nachzusehen. Nur wenn er dies tat, war eine Wirkung zu erkennen. Es wurde aber 3 Uhr, ehe wir fortkamen, und selbst dies Resultat war nur unserm unermüdlichen Eifer zu verdanken.

Der Aufbruch zu einer längeren Reise ist in China immer schwierig. Ist man erst einmal unterwegs, so geht es ganz gut vorwärts. Es wurde ein schriftlicher Kontrakt aufgesetzt, bei dem noch vergeblich mancher „squeeze“ versucht wurde. Wenige Chinesen in gleicher Stellung würden nachgegeben haben, denn der alte Herr hatte uns in der Tat ganz in seiner Macht; es wäre ohne ihn schwer für uns gewesen, fortzukommen. Bei aller Verschmitztheit gab sich Menschenfreundlichkeit und Liberalität schon in seinem Äußern zu erkennen. Sein gefälliges Entgegenkommen gegen Fremde kann in Anbetracht, daß der Ort so abgelegen ist, nicht hoch genug gerühmt werden.

Ehe wir abfuhren, besuchte ich noch eine der eigentümlichen chinesischen Pensionsschulen. Ein großer behäbiger und im Bewußtsein seiner klassischen Gelehrsamkeit stolzer Chinese war der Lehrer. Er hatte 8 Schüler, Jungen von 8—14 Jahren, die schreiben und lesen lernten. Sie saßen in einem mäßig großen Zimmer. Jeder



Chinesische Kulis, von einem Mandarin zum Dienst für den Reisenden [illegible]



hatte einen Stuhl und einen Tisch, auch standen einige Betten im Zimmer. Ein zweites Zimmer mit einigen Betten, zugleich als Speisesaal dienend, und ein Hofraum von 4×5 m vollendeten das Etablissement. Die Jungen gehörten den bessern Klassen an. Sie sahen intelligent und geweckt aus und legten uns vorzügliche Schreibproben vor. Der Lehrer sagte, daß die Jungen für ein Jahr aufgenommen würden und den ganzen Tag bei ihm arbeiten müßten. Spielstunden und Bewegung werden ihnen nicht vergönnt. Sie schlafen in der Schule, und der einzige Ort, wo sie das Sonnenlicht sehen können, ist der kleine Hofraum, nach dem auch die kleinen Zimmerfenster gehen. Einer der Jungen mit einem hübschen lebhaften Gesicht zog mich am Rockschoß und bat durch Pantomimen um eine Zigarre. Verstohlen und durch andere Jungen, die sofort auf seiner Seite waren, vor den Blicken des Lehrers geschützt, streckte er seine Hand unter dem Tische vor. Der kleine Vorfall, hier im Innern von China, so weit entfernt von Europäern und den Orten, wo man Zigarren raucht, war eine so amüsante Rückerinnerung an die kleinen Laster der Schuljungenjahre, daß es mir Vergnügen machte, die Bitte zu erfüllen.

Um 3 Uhr also ging es fort. Die 18 Gepäckstücke wurden in die zwei Karren nach einer für die ganze Reise gültigen Norm verteilt. Dies muß systematisch und mit Vorbedacht getan werden, besonders wenn der gegebene Platz sehr klein, die Masse des Gepäcks groß ist. Nicht nur Größe und Gewicht der einzelnen Stücke muß in Betracht gezogen werden, sondern auch das Verhältnis der Beschädigung, die sie durch Stoßen oder durch Regen erleiden könnten, ferner die Bequemlichkeit des Sitzens in dem geringen Raum, der noch übrig bleibt; und endlich muß das bequem zur Hand sein, was man den Tag über brauchen könnte, da vor Abend nicht wieder abgepackt wird. Ich nahm einen Karren, Splingaert und Afong teilten sich in den anderen.

Hinaus ging es in das Sandland, das hier den Hwanghŏ begleitet. Bald hatten wir einen kleinen schiffbaren Wasserlauf auf Fähren zu übersetzen. Nach ungefähr 20 li trat ein weicher dunkler Boden an

die Stelle des Sandes. Alles ist angebaut. Das erste geschlossene Dorf war Yü kóu, wo wir in einer kleinen Wirtschaft übernachteten.

26. März. Nach starkem Nachtfrost hatten wir einen schönen Tag. Die Straße war noch kotig und tiefspurig vom letzten Regen, daher die Fahrt langsam und zuweilen unangenehm. Die Umgebung ist noch eine vollkommene Ebene und keine natürliche Erhöhung sichtbar. Der Boden wechselt zwischen sandigem Lehm und lehmigem Sand; bis 10 Fuß Tiefe ergaben alle Ausgrabungen Sand. An der Oberfläche liegt zuweilen eine dünne Lage von besserer Ackerkrume. Die Saaten stehen sehr mittelmäßig; Raps ist in Blüte, aber klein und dünn. Das Land ist besät mit einzelnen Häusern und Gehöften, die sich zuweilen scharen, aber nicht zu Dörfern zusammenschließen. Alle 20 li liegt an der Straße ein Marktflecken, prätentiös mit einer Lehmmauer umgeben, aber stets nur ein schmutziges Konglomerat von Lehmhütten.

An einem dieser Plätze war eben Markt. Ein solcher findet alle fünf Tage statt. Körnerfrucht, Fleisch, Fische, Brot, Salz, Rindvieh und Schweine waren die augenfälligsten Stapelartikel. Die Straße war ein Menschenknäuel. Ich fand mich sofort an einen ungarischen Jahrmarkt erinnert, der auch auf schmutzigen Straßen zwischen Lehmhütten abgehalten wird; aber es fehlten hier der Flitter und die bunten Farben, die malerischen Frauentrachten, die Putzartikel und bunten Tücher und die markigen Gesichter der Männer. Und doch waren es zum Teil die letzteren, die diese Erinnerung hervorriefen; denn es ist hier ein ganz anderer Menschenschlag als südlich vom Hwanghŏ. Es beginnt der mongolische Typus: Schnurrbärte werden häufig, und die Gesichtsfarbe ist oft sehr dunkel. Worin der Unterschied zwischen chinesischem und mongolischem Gesichtsschnitt besteht, ist wohl schwer in Worten auszudrücken, aber man erkennt ihn sofort mit Bestimmtheit.

Der nächste Ort, die Mittagsstation, hatte ein gutes Wirtshaus, machte aber sonst einen sehr traurigen Eindruck. Die Häuser sind, wie in der ganzen Gegend, fast sämtlich ohne Fenster. Die Tür besteht aus einem Geflecht von Sumpfrohr; Lehm oder Rohr mit Lehm

oder Ziegel sind das Baumaterial. Auffällig waren die entomologischen Studien, denen sich ein großer Teil der Bevölkerung mit sichtlichem Behagen hingab, doch scheinen sie sich auf Epizoen zu beschränken. Lumpenkleidung und unsäglicher Schmutz scheinen hier nicht eine Praerogative der Armut zu sein, sondern Reich und Arm gleich zu charakterisieren. Das Benehmen der Leute ist sonst durchaus anerkennenswert.

Von hier folgt die Straße dem östlichen Damm des ehemaligen Großen Kanals und führt meist auf ihm hin. Dieser Teil des Kanals ist trocken bis auf einzelne Tümpel, und nach Tsi nan fu kann man nicht mehr zu Wasser gelangen. Der Damm des Großen Kanals ist hier eine solide Konstruktion von 20—30 m Breite auf der oberen Fläche. Er wird einst von außerordentlichem Wert für den Bau einer Eisenbahn sein. Die Ebene scheint im Sommer zum Teil mit Wasser bedeckt zu sein, wahrscheinlich nur wegen mangelhaften Abflusses. Davon zeugen die zahllosen kleinen Schalen einer dickrandigen Paludina, die allenthalben zerstreut sind. Ein Damm wäre daher für eine Eisenbahn notwendig. Hier findet sie einen vor, der beinahe ohne weiteres zur Aufnahme des Schienenweges bereit ist und Ausgaben von Millionen ersparen würde. Die zahlreichen Lehmhütten, die darauf stehen, würden billig aufzukaufen sein. Gräber sah ich auf dem Damm nicht.

27. März. Ein schöner warmer Tag. Wir fuhren erst 50 li in der Ebene fort bis Su tsiën hsiën, dem letzten Ort am ehemaligen Großen Kanal. Die Gegend wird ärmer mit dem mehr sandigen Charakter des Bodens. Hier wird noch gepflügt, gesät und gedüngt (das Düngen folgt hier dem Säen). Die Wintersaat ist sehr gering, während südlich von Tsing kiang pu die Felder in frischem Grün standen. Die Leute auf den Feldern erscheinen emsig und fleißig: die Mutter hackt die Löcher für den Samen, der Sohn wirft die Körner hinein, der Hausvater verteilt aus einem Korbe den Dünger sorgfältig auf jedes Korn, die Kinder sitzen daneben; dort geht ein Vater hinter dem mit Kühen bespannten Pflug und wird von seinen Söhnen unterstützt; am Hause

wird der Kompost-Dünger bereitet, von Eseln feingerollt und auf Haufen geworfen, so daß auch nicht ein Körnchen verloren geht. Sieht man sich aber in den Marktflecken und Städten um, so glaubt man, daß die Leute nichts zu tun haben: nur Müßiggänger, die dem Fremden neugierig nachlaufen und im Wirtshaus bis ins Zimmer dringen. In Su tsiën waren wir von einer Menge von ihnen umringt, dem ärmlichsten, zerrissensten Volk aller Altersstufen. Und doch kommt von den Karren, die unbeobachtet im Hofe stehen, nichts weg! Su tsiën ist eine Kreisstadt, die auf geneigtem Boden liegt und dadurch ein stattliches Aussehen erhält, ist aber im Innern sehr erbärmlich.

Hier hat die Ebene endlich ein Ende. Eine Meile von Su tsiën übersetzt die Straße ein breites ganz versandetes Flußbett, das jetzt nur stehendes Wasser enthält. Hier sind die Ruinen einer alten mächtigen Brücke. An der Stelle des alten Strombettes ist sie ganz fortgerissen. Jenseits auf dem Sande zählte ich 32 noch stehende Pfeiler. Sie sind aus großen Backsteinen gebaut und mit parallelopipedischen Blöcken von dunklem oolithischem Kalk verkleidet, was ihnen ein sehr massives Aussehen gibt. Die Pfeiler sind 12 Fuß hoch, 8 Fuß dick, 16 Fuß lang und stehen 3 m auseinander. Der Strom kam ersichtlich aus SW, da die Pfeiler nach dieser Seite ein scharfes, nach NW ein stumpfes Ende haben. Der Brückenbelag geschah durch lange Gesteinsstücke, ebenfalls aus Kalkstein. Früher muß die Brücke mindestens 60 Pfeiler gehabt haben. In einem Lande, wo Ruinen so selten sind, ist die eines so großartigen Bauwerks eine auffallende Erscheinung.

28. März
Eintritt in Schantung.

Der heutige Weg führte zwischen zwei Flüssen. Westlich ist Ebene; selbst die klar untergehende Sonne zeigte keine Erhöhung. Der Charakter der Ebene trat noch mehr hervor durch eine ungewöhnlich starke Luftspiegelung. Östlich ist das Land mit einzelnen Häusern besät; geschlossene Ortschaften sind sehr sparsam. Westlich sammeln sich die Häuser zu Dörfern, zwischen denen nur hier und dort einzelne Häuser und Gehöfte eingestreut sind. Die größeren Ortschaften mit

Lehmmauern sind selten wie vorher. Das Elend ist anfänglich noch sehr augenfällig. Von weitabgelegenen Häusern laufen die Kinder den Karren zu, die sie ankommen sehen, und betteln um einen Cash. Oft stimmen Dutzende von ihnen einen Bettelgesang an. Wirft man ihnen dann einige Cash zu, so macht sich das Recht des Stärkeren geltend, und die kleineren und schwächeren gehen weinend und jammernd leer aus. Sie sind halbnackt, nur mit wenigen alten Fetzen behängt; die Kleidung der Erwachsenen ist nicht viel besser.

Dies ging heute noch so fort bis an die Grenze der Provinz Schantung. Hier trat plötzlich eine bedeutende Änderung ein. Die Karten ziehen die Provinzialgrenze südlich von Lin ma tschwang, aber wir sahen einen Pfeiler mit einer Inschrift, welche die Grenze bezeichnete, etwa 8 li nördlich von dem genannten Orte. In Lin matschwang wurde eben der fünftägige Markt abgehalten. Welch ein Unterschied mit dem vorher beschriebenen! Auch hier drängt sich das Landvolk in der Straße. Die Händler halten ihre Waren zu beiden Seiten ausgebreitet. Aber die Leute sind gut gekleidet und benehmen sich anständig. Das Wort Yang kwéi tszĕ, das uns vorher überall, selbst von Erwachsenen, nachgeschrieen wurde, kam von jenem Flecken an kaum mehr zu unseren Ohren. Die Straße, welche sich bisher größtenteils in sehr schlechtem Zustande befand, ist nun breit und wohlgepflegt, mit tiefen Gräben und oft mit Reihen großer Bäume zu beiden Seiten, was in Kiangsu nirgends der Fall war.

Die Häuser in Dörfern und Flecken sind noch vorherrschend aus Lehm gebaut, aber sie haben wenigstens Spuren von Fenstern. Jeder Ort hat seinen Tempel mit hohen Bäumen, und man sieht schöne Portale aus gehauenem Stein mit Inschriften und Basreliefs von ganz neuer Struktur. Hier und da ist ein Fleck Grundes mit Bäumen bepflanzt — meist einer Thuya — die nach 10 bis 12 Jahren abgehauen werden. Bei den Häusern sieht man Gärten, die sorgfältig gepflegt werden, mit Hecken einer dornigen Limone begrenzt, auch große Obstgärten. Die Pfirsichbäume stehen zum Teil schon in Blüte. Nicht ein einziger Bettler meldet sich. Arme Leute sind in

Lumpen gekleidet, aber diese sind ordentlich zusammengenäht und hängen nicht als Fetzen am Körper herunter. Alles hat den Anstrich höherer Kultur.

Woher nun dieser bedeutende Kontrast zweier nur durch eine künstliche Linie getrennter Provinzen — ein Kontrast, der sich unmittelbar mit der Grenze erkennbar macht? — An dieser selbst sind die physischen Bedingungen vollkommen gleich, weiter ab von ihr aber ist Schantung ungleich schlechter bedacht als Kiangsu. Dies hat einen reichen Boden und das ärmere Volk; jenes einen armen Boden, und die Bewohner erscheinen doch verhältnismäßig wohlhabend. Hier in Schilipu kostet der Mau (etwa 8 Ar) Ackerland 1000 Cash und produziert 120 Pfund Weizen.

Das Reisen im Karren ist übrigens, wenn man vom Fleck kommen will, kein bequemes Herumkutschieren. Gestern Abend um 12 Uhr zu Bett gekommen, heute um 4 Uhr aufgestanden, Frühstück gekocht und gepackt, um 6 Uhr aufgebrochen, von 1 bis 3 Uhr Mittag gemacht, um 9 Uhr im Nachtquartier angekommen und wieder um 12 Uhr zu Bett. Morgen muß wieder früh um 4 Uhr aufgestanden werden. Zum Glück kann man sich in dem Karren, wenn der Weg durch Sand geht, wenigstens einigermaßen für die kurze Nachtruhe entschädigen. Unangenehm ist das viele Packen, besonders wenn man sich wie hier mit Betten, Kochgeschirr usw. belästigen muß. Zum Glück habe ich in Splingaert und Afong zwei tätige Gehilfen. Letzterer ist fleißig und ordentlich, klagt nie, und Splingaert ist vortrefflich. Er versteht die Chinesen zu behandeln und ist immer dienstfertig und rüstig. Selten vergeht ein Tag, an dem er nicht einiges Wildpret für unsern Tisch bringt, und wo wir hinkommen, ist er sofort der Liebling der Chinesen.

29. März. Das Wasser des Ihö ist klar und fließt mit etwa 1 $^1/_2$ km Geschwindigkeit, obgleich der Fluß jetzt sehr klein ist und nicht mehr als 50 bis 100 m Breite bei 1—2 m Tiefe hat; aber die Hochwassermarke ist ungefähr 5 $^1/_2$ m über dem jetzigen Wasserspiegel. Die Breite muß dann das Vierfache betragen und der Ihö ein mächtiger reißender Strom sein. Wahrscheinlich zerstört er die Sandsteine und lagert den groben

Sand im Flußbett wieder ab, während die feineren, glimmerigen, erdigen und sandigen Bestandteile sich auf das Überschwemmungsgebiet verteilen. Auf beiden Seiten ist das letztere durch Dämme begrenzt. Es lagen hier viele Fahrzeuge. Man sagt, daß sie jetzt nutzlos seien, bei Hochwasser aber 30—40 li stromabwärts gehen, nicht aber stromaufwärts. Die Ufer des I hö zeichnen sich durch ihren Baumreichtum, besonders durch weitläufige Obstgärten aus. Auf dem Wasser gab es viele Enten.

Wir erreichten um 8 Uhr abends die Vorstädte von I tschóu fu und kehrten in einem armseligen Wirtshaus ein. I tschóu fu ist für eine Bezirksstadt sehr ärmlich. Die Mauern sind groß und fest und wohlerhalten, aber im Innern sind nur Straßen von kleinen Häusern mit kleinen Kramläden. Die Landstraße ist hier gut im stande. Über eine lange sumpfige Strecke war sie auf einem Damm angelegt und eben neu in stand gesetzt worden, 4 Fuß über die Ebene erhoben, mit 6 Fuß tiefen breiten Gräben zu beiden Seiten und mit Weiden eingefaßt. An der Straße wird bezahlte Zwangsarbeit von den Behörden angeordnet.

30. März.

Heute unternahm ich einen Ausflug nach den von Williamson erwähnten Kohlenminen in der Nähe dieses fu, unvorsichtiger Weise zu Fuß. Wir hatten über 80 li zu marschieren. Der Boden war hart wie eine Tenne, erhitzte daher die Füße in außerordentlichem Maße, und wir kehrten völlig gelähmt zurück. Die Gegend ist eben, außer einigen kaum in die Augen fallenden, ganz allmählich ansteigenden Erhöhungen. Höhere felsige Berge von gezackten Umrissen steigen im Norden an, und ein langer rundhügeliger Ausläufer zieht fern nach Westen.

Das bekannte Tal des Kohlenreviers liegt in jenen geringen Erhebungen des Bodens, die den eigentümlichen Terrassen des Yangtszĕ-Tales nicht unähnlich sind. Schon in der Vorstadt von I tschóu fu beginnt eine Anschwellung, die aus Schichten der Steinkohlenformation besteht. Für 15 li führt nun der Weg durch Ebene; wir begegneten zahlreichen Karren mit Steinkohlen und Koks. Das Auftreten

der Steinkohlenformation ist sofort durch zahlreiche Püngen*) bezeichnet, deren niedrige Höhe auf die geringe Tiefe schließen läßt, zu der das Wasser einzudringen gestattet. Sie sind längst überwachsen. Püngen verschiedenen Alters sind von nun an eine häufige Erscheinung. Eine Reihe von ihnen bezeichnet allemal ein Kohlenflöz oder einen kleinen Komplex von Flözen.

Jetzt wird vorwaltend an zwei Stellen gearbeitet. Eine große Anzahl von Schachten sind zur Tiefe von 10—12 m gesunken. Wasser und Kohle werden in Eimern aus Kuhhaut vermittelst einer doppelt wirkenden Winde heraufgezogen. Die Winde ist roh gezimmert, ganz ohne Eisen, und es braucht fünf Leute, um den kleinen Eimer zu heben. Die Arbeiter wohnen in zeltförmigen Hütten aus Rohr und Lehm. Wohl 500 von ihnen sammelten sich um uns und ließen uns keine Zeit zu ruhiger Beobachtung. Wir sahen sehr große Haufen von Kohle aufgetürmt, zum Teil nach der Größe gesondert. Das Grubenklein wird zu Koks verbrannt. Es wird dazu ein Loch von 1½ m Durchmesser und 1½ m Tiefe gegraben und mit Lehm ausgekleidet. Die Füllung wird mit Ton und nassem Kohlenstaub bedeckt. Die Gase entweichen durch sechs eingesetzte tönerne Essen. Es wurde behauptet, daß auf den beiden genannten Feldern täglich für 300 Taëls Kohlen verkauft würden; dies würde einem täglichen Förderquantum von etwa 100 Zentnern entsprechen. Man verkauft die Kohle nur nach den Gegenden östlich von Itschóufu, da im Süden, Westen und Norden andere Kohlenfelder abgebaut werden sollen.

Fasse ich die Beobachtungen zusammen, so liegt hier ein Kohlenfeld von bedeutender Ausdehnung vor, dem eine ganz erhebliche Zukunft bevorsteht. Bis jetzt fehlt es ganz an Bohrversuchen. An einer einzigen Stelle sah ich einen Versuchsschacht von geringer Tiefe. Die Lagerung ist wenig gestört, die Einfallswinkel sind gering, Überagerungen durch andere als ganz recente Gebilde finden nicht statt.

*) Pünge (gebräuchlicher Pinge oder Binge) ist die bergmännische Bezeichnung für die trichterförmige Vertiefung der Erdoberfläche, die an der Stelle eines verlassenen Baues durch Einbruch entsteht.

Die Gegend braucht nichts als ein festes Einschreiten fremden Unternehmungsgeistes und die Herstellung eines Schienenweges, um zu bedeutendem Aufschwung zu gelangen. Das Vorhandensein reicher Eisenerze wird diesem besonders günstig sein.

31. März. Der heutige Tag brachte mich endlich in den gebirgigen Teil der Provinz Schantung.

1. April. Als ich heute von einer Anhöhe herab die Gegend betrachtete, glaubte ich mich in das Great Basin*) versetzt. Die Art der Beleuchtung, die Kahlheit der Berge, die Formen und Farben der Gesteine, welche dadurch deutlich werden, die Art der Lagerungsverhältnisse, welche sich noch aus weiter Entfernung klar erkennen lassen, die breite eintönige Verebenung, welche die zwei Gebirgsreihen trennt, die ähnliche Verebenung im Osten mit sanfter Böschung von den Flanken abwärts, die breiten sandigen wasserlosen Flußbecken — alles dies ist charakteristisch für das Great Basin. Nur die zerstreuten Dörfer zeigen, daß hier ein anderes Volk wohnt als die wandernden Indianer. Auch ließ sich selbst von der Höhe erkennen, daß der Talboden größtenteils aus festem Gestein besteht, nicht aus sandigen Anschwemmungen wie im Great Basin, und zu einer andern Jahreszeit würde das Grün der Talvegetation einen wohltätigen Unterschied bilden, während die kahle Farbe, welche die Landschaft jetzt hat, die erwähnte Ähnlichkeit noch vermehrt.

Im Vernichten der Vegetation zeichnen sich die Chinesen in trauriger Weise aus. Die Vorfahren der jetzigen Generation haben die Wälder ausgerottet; dann wurden auch die letzten Reste der Sträucher vertilgt. Oft habe ich die Leute auf kahlen Bergflächen sorgsam die Wurzelstöcke der Sträucher aufsuchen und aushacken sehen, um sie als Brennmaterial zu verwenden. In Schantung aber, bei Tschifu wie hier im Westen, ist auch dieses Stadium vorüber, denn es gibt längst keine Sträucher mehr. Man ist daher zur Ausrottung der

*) Gesamtname für das Gebiet zwischen Felsengebirge und der Sierra Nevada in den westlichen Vereinigten Staaten von Amerika, vorzugsweise auf den von Richthofen besuchten Teil in Californien angewandt.

Gras- und Krautvegetation herabgestiegen. An Berggehängen wie an Feldrainen sieht man oft Scharen von Leuten emsig beschäftigt, mit eigens zu diesem Zweck verfertigten Instrumenten erst das trockene Gras abzumähen und dann die Wurzeln auszuhacken. Ganze Flächen werden in einem Tage vollständig verödet. Die Praxis muß alt sein, dafür spricht die Anwendung derselben Werkzeuge im Osten und Westen; diese Werkzeuge aber werden zum Teil im südlichen China verfertigt. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für Klima und Boden, daß die Berge noch immer mit einer dünnen Vegetation bedeckt bleiben.

Dies ist der einzige Nutzen, den die Bevölkerung von ihren Bergen zieht. Ich fragte, warum man nicht Schafherden auf den Bergen weiden lasse und mit dem Erlös Kohlen einführe. Man antwortete, niemand habe soviel Geld, um Schafe zu kaufen. Es fehlt dem Volke durchaus an jedem Trieb nach neuen Unternehmungen und Verbesserungen. Sie bewegen sich in den vor Urzeiten von den Ahnen vorgezeichneten Wegen und weichen nicht ein Zollbreit davon ab. Jeder sorgt nur für seinen Lebensunterhalt. Ehrgeiz und Wetteifer, Vorwärtsbewegung existieren nicht. Da es aber keinen Stillstand gibt, so schreitet das Volk auf denselben Bahnen stetig zurück, auf denen seine Vorfahren fortgeschritten sind.

2. April. Die alte Fahrstraße geht nun in dem vorher bezeichneten Talweg in nordwestlicher Richtung fort. Es ist eine der alten Kaiserstraßen, welche von Peking aus nach verschiedenen Teilen des Reiches angelegt waren. Früher, als noch die Kaiser selbst zu reisen pflegten, waren in bestimmten, sehr kurzen Entfernungen Stationen für Pferdewechsel und Unterkunft; Flüsse und kleine Wasserrisse waren überbrückt und die Straßen in guter Ordnung. Jetzt sieht man die Ruinen der zum Teil wahrhaft großartigen Brückenbauten, und die Stationen sind verschwunden; man erblickt nur noch in kurzen Abständen massive kubische Bauten von etwa 4 Metern im Geviert mit einer steinernen Galerie und einem Wachthaus auf der oberen Fläche. Sie sind mit großen Kalksteinquadern verkleidet und, wiewohl meist in Ruinen, doch nicht ganz vernichtet. Sie dienten dazu,

bei der Ankunft des Kaisers Kanonen abzuschießen. Sechs Kaiserreisen sollen auf dieser Straße gemacht worden sein.

Heute war das Fahren eine Tortur. Es ging meist über Karrenfelder von Kalkstein, das Fuhrwerk blieb in ewigem Stürzen und Stoßen. Wären die Karren nicht so massiv gebaut, so könnten sie das nicht eine halbe Stunde aushalten; und doch geschieht fast alle Beförderung von Fracht auf Schiebkarren. Die Leute ächzen und schwitzen unter der schweren Arbeit. Die Last ist 200—300 Pfund und die Reibung beträchtlich. Dazu nun noch das non plus ultra von holprigen Straßen. — Es braucht hier meist zwei Mann zu einem Karren, und ist der Wind günstig, wie heute, so wird ein Segel aufgespannt. Mich dauern oft die armen Leute, die so schwere Arbeit für wenig Lohn tun müssen. Allein, sie kennen nichts Besseres und scheinen ganz glücklich dabei zu sein.

3. April.

Die Stadt Möng yin hsiën hat die Eigentümlichkeit, daß, obgleich sie an der Wagenstraße liegt, ihre Tore für Wagen zu klein sind und nur die Schiebkarren den Transport nach dem Innern vermitteln können. Es soll von hier eine „kleine Straße“, d. h. eine nicht für Wagen passierbare, nach Wéi hsiën führen. Die Oberfläche ist hügelig, die Hügel sind gerundet und steigen bis 100 m über die Flußbetten an. Bis Sin tai bestehen sie aus Konglomerat und sind öde; hinter diesem Ort beginnt Ton und mit ihm eine schöne Landschaft: das fruchtbarste, reichste Gebiet, das ich bis jetzt in Schantung gesehen habe.

5. April.

Das Tal von Tai ngan fu ist sehr fruchtbar und zählt viele große Ortschaften, die das Gepräge des Wohlstandes tragen. Die Stadt liegt unter einem hohen Berg, dem Tai schan, aber ich konnte nur seine schwachen Umrisse sehen, denn es trat nachmittags ein eigentümliches Wetter ein. Ein dünner Wolkenschleier bezog den Himmel. Die Hitze war bei leichtem SW-Wind ebenso groß wie an den vorausgegangenen Tagen. Um ½3 stellte sich mit einigen Wirbeln ein Nordwind ein, der um 4 Uhr zum Orkan und Sandsturm wurde. Die Luft war dick von Staub und Sand, und Wagen und Passagiere waren mit einer dicken Lage davon bedeckt, als wir Tai ngan erreichten.

6. April. Die imposante Masse des Tai schan mit seinem Hauptgipfel zeigte heute ihre schroffen Formen in völliger Klarheit. Sie erhebt sich unvermittelt aus der Ebene von Tai ngan, von welcher sie südlich begrenzt wird, und ist eines der krystallinischen Gebirge, die den Charakter der Gipfelmasse eines versenkten Hochgebirges an sich tragen. Sein Gipfel ragt ungefähr 1300 m über die Ebene von Tai ngan auf, und diese hat wahrscheinlich eine Meereshöhe von nahe an 200 m. Das Gebirge ist ganz kahl und felsig und von Schluchten durchrissen, die durch verzweigte Jöcher getrennt werden. Der Fuß ist ein flacher Schuttkegel.

Die Straße führt zunächst in westnordwestlicher Richtung auf diesem Schutt am Fuß des Berges entlang. Man übersieht von hier aus das fruchtbare Tal, das jenseits vom Yangliu-Gebirge begrenzt ist. Nach Süden sind keine Gebirge sichtbar. Es ist ein ödes Stück Weges. Dennoch gibt es hier Dörfer, aber unbeschreiblich armselige und überdies verheert durch die Rebellen, die noch im vorigen Jahr hier waren und selbst diese elenden Hütten nicht schonten.

Betteln ist hier ein Gewerbe. Wovon sollten auch sonst diese armen Leute leben? Alte Frauen und Kinder haben ihre bestimmten Plätze, an denen sie sich durch kleine Steinwälle vor Wind schützen und auf die Reisenden lauern. Das Betteln beginnt mit dem Auftreten des unfruchtbaren Steingerölls und hört mit seiner Verbreitung auf, wie es auch bisher auf meiner Reise auf die öden Strecken des Landes beschränkt war, ein Zeichen, daß es nur aus Not geschieht, nicht aus Faulheit wie in Italien.

Die Erinnerung an die Fahrt über dieses Steingeröll läßt einen Schauder zurück. Schon auf dem Schuttkegel bei Tai ngan war die Straße sehr schlecht. Hier aber hört die Beschreibung auf, denn man würde ihr nicht glauben, da man das Fahren über so große Blöcke nicht für möglich halten würde. Eigentliche Schotterung kennen die Chinesen nicht, sonst hätten sie längst auf dieser frequentierten Passage eine gute Straße. An der schlimmsten Stelle wußten sie kein anderes Mittel, als lange Granitgneis-Säulen quer über die Straße dicht aneinander zu legen. Man fährt darauf wie auf einem steinernen Knüppel-

damm, und freut sich in der Tat, wieder in die unregelmäßige Bewegung des Balanzierens über runde Blöcke zurückzukehren. Eigentümlich sind schiefe Ebenen an solchen Stellen, wo ein schneller Niveauwechsel eine künstliche Anlage notwendig macht. Sie sind ebenfalls aus Gneisquadern konstruiert, die durch die lange Abnutzung poliert sind. Die Esel setzen sich auf die Hinterfüße, und Esel und Wagen gleiten hinab wie auf einer Eisfläche. Der Fuhrmann hält die Deichsel und gebraucht alle seine Kräfte zum Hemmen und Lenken. Solche Flächen sind bis 15 m lang.

Ich suchte an dem Schutte vergeblich nach Gletscherspuren: auch am härtesten Gestein waren keine Kritzen bemerkbar. Die Wasser in dem Talweg fließen anfangs südlich, dann erreicht die Straße eine Wasserscheide, ungefähr 40 m über Tai ngan, und nun bleibt das Gefälle nördlich. Schon ehe man den Gneisboden verläßt, erweitert sich das Tal, der Boden wird fruchtbarer, die Ortschaften sind größer und zahlreicher, das Betteln ist zu Ende. Das Tal wendet sich nach Norden. Links besteht das Gebirge fortdauernd aus krystallinen, rechts aus Sediment-Formationen; die Grenze ist ganz scharf. Auf der nördlichen Seite des Tai schan erhebt sich eine steile Mauer von 250 m Höhe, nach oben festungsartig endend. Dieselbe Mauer, nach und nach zu 200 m herabsinkend und durch breite, aber steile Einschnitte unterbrochen, bildet von nun an die Ostseite des Tales, das bei Tschang hsia kaum 300 m Breite hat. Der landschaftliche Charakter ist dadurch außerordentlich pittoresk, und wäre ich Aquarellmaler, so würden sich mir hier Gegenstände zu schönen Darstellungen bieten.

Tsi nan fu 8. April.

In Tsi nan fu angelangt, bekam ich ein leidlich gutes Quartier mit einem besonderen Hofraum, der neugieriges Volk abhält. Die Wohnung ist mitten in der Stadt an einer belebten Straße. Merkwürdig ist die geringe Breite der Straßen, in Anbetracht daß Tsi nan fu das Zentrum eines bedeutenden Handels und Verkehrs ist, der auf Karren, Packtieren, Schiebkarren und Schensi's*) geschieht. Schon

*) s. o. S. 28.

gestern bei unserer Einfahrt mußten wir mehrmals lange anhalten, um den vor uns aufgestauten Strom ablaufen zu lassen. Zwei Strömungen von Fahrzeugen nebeneinander sind unmöglich, daher müssen die nach einer Richtung ziehenden an bestimmten Stellen anhalten, um den Gegenzug passieren zu lassen. Da alle Bewegungen in langsamem Tempo vor sich gehen, so erscheinen die Straßen sehr lebhaft. Kaufläden mit den verschiedensten Waren, die zur Schau gestellt sind, und langen Aushängeschildern drängen sich zu beiden Seiten und wechseln mit Restaurants, Garküchen, Teehäusern, Werkstätten usw. Die Straßen sind mit großen Steinen gepflastert, die Häuser niedrig, der Anblick einförmig wie in den meisten chinesischen Städten. Wie Peking ist auch diese Stadt reich an großen Bäumen, die beim Überblick einer größeren Strecke wohltätig ins Auge fallen. Die innere Stadt ist durch eine starke Mauer von der äußeren, diese durch eine zweite Mauer von den Vorstädten geschieden. Die Niën féi-Rebellen, welche ihren Besuch im Dezember 1867 machten, waren nicht imstande, die Stadt zu nehmen.

Nachdem ich durch längere Zeit fast nur die Physiognomie der Landbevölkerung gesehen hatte, fiel es mir hier auf, eine große Anzahl echt südchinesischer Gesichter zu sehen. Der Kaufmannsstand vornehmlich ist ein anderer Menschenschlag als der Tagearbeiter und Landbewohner. Diese haben etwas, was wir als mongolisch oder tartarisch bezeichnen würden: einen männlicheren, markigeren Gesichtsschnitt, mit weniger schiefen Augen und häufig mit Kinn- und Schnurrbärten. Bei den Kaufleuten findet sich die weichliche chinesische Physiognomie mit glatten Gesichtern, herabhängenden Augenlidern und Neigung zu einem aufgedunsenen Aussehen.

Hier ist eine Franziskaner-Mission nahe meiner Wohnung. Schon früh erkundigten sich die Herren nach den angekommenen Fremden, worauf ich ihnen meine Karte schickte und sie ihren Besuch machten. Der Bischof erschien in seinem (chinesischen) Ornat mit Kette und Kreuz, was ihm ein gutes Ansehen gab. Er ist ein alter Italiener, mit weißem Kinnbart, seit 20 Jahren in China, in höflichen

Manieren und in der Lebhaftigkeit noch ganz Italiener, in äußeren Formen ganz Chinese geworden. Er kam in einer Sänfte, schickte eine chinesische Karte, auch waren Begrüßung und Abschied ganz chinesisch. Ich machte nachmittags meinen Gegenbesuch. Die Mission befindet sich seit einigen Jahren auf einem schon 1651 erworbenen Grundstück, da die Franziskaner schon damals hier eine Mission und die Metropolitankirche für China hatten. Später ging es in die Hände der Chinesen über, und ein Mandarin wohnte darauf. Der französische Vertrag brachte es an die Missionare zurück, die bis dahin scheu und furchtsam und vielen Gefahren ausgesetzt in einem entfernten Winkel gewohnt hatten. Vor drei Jahren bauten sie eine kleine, aber recht hübsche, freundliche Kirche aus Kalksteinquadern mit Glockenturm. Einer der jüngeren Patres schmückte die Decke mit Freskogemälden, seinem Erstlingswerk in der Malerei, und der Bischof beschäftigte sich damit, selbst die Orgel zu bauen.

Es ist ein eigener Kontrast zwischen diesem stattlichen, ganz europäischen Gebäude und den einfachen, vollkommen chinesischen Wohnungen der drei Missionare. Sie haben weder Bücher noch Karten und besitzen von Lage und Geographie Chinas kaum oberflächliche Begriffe. Zeitungen kennen sie nicht und haben von dem Gang der Welt nur eine schwache Idee. Der Bischof war während seiner 20jährigen Residenz nur zweimal abwesend, einmal in Peking und einmal in Tschifu. Mit der Lebensweise sind auch die Bedürfnisse chinesisch geworden. Bei dem alten Herren fand ich meine frühere Beobachtung bestätigt, daß sich nämlich bei denen, die lange unter Chinesen als Ihresgleichen gelebt haben, die Gesichtszüge chinesisch gestalten. Bei oberflächlichem Anblick würde man den Bischof für einen Chinesen der besseren Klassen halten.

Wenn man bedenkt, daß diese drei Missionare nur unvollkommen chinesisch sprechen, um die Schriftzeichen sich nie gekümmert haben, von der Geographie der Provinz nichts kennen als die Namen und ungefähre Lage der Missionsstationen, und den Tai schan für den höchsten Berg von China halten (da die Chinesen ihn 20 li hoch

schätzen, den Weg nach dem Gipfel 40 li); daß sie von allem, was chinesisch ist, die unvollkommensten Vorstellungen haben und sich daher bis auf die äußeren Formen auch nicht in den Geist der gebildeten Klassen einleben konnten, so scheint es schwer begreiflich, wie sie ein erfolgreiches Missionswerk tun können. Sie haben ein Waisenhaus und ein Priester-Seminar, klagen aber, daß für die Seminaristen der Unterricht im Lateinischen wie in Philosophie und Religion außerordentlich schwer sei. Es gibt in Schantung jetzt 11000 Christen und 3000 Katechumenen, in der Mehrzahl Abkömmlinge alter christlicher Familien und fast sämtlich Landbewohner. Auch hier geht die Klage, daß die Neubekehrten schlechte Christen seien und sich meistenteils nur taufen lassen, um die Protektion der Fremden zu haben.

Man muß auf einer Seite die Einfachheit und Selbstaufopferung solcher Missionare bewundern, kann aber auf der andern nur bedauern, daß sie geistig nicht höher stehen und nicht fortschreiten. Sie stehen in dieser Beziehung weit hinter den intelligenteren unter den protestantischen Missionaren zurück und noch viel weiter hinter den Jesuiten, die, als Körperschaft, an Intelligenz und Bildung alle andern Missionare überragen. Um so unangenehmer fällt es auf, wenn man hier bei den Franziskanern noch immer jene Eifersucht auf die Jesuiten wahrnimmt, die früher so verhängnisvoll in der Missionsgeschichte von China gewesen ist. Ich brauchte nur die Jesuitenmissionen zu erwähnen, so gab sich die Eifersucht kund. Sie wurzelt zum Teil in der Armut, welche bei den Franziskanern Erfolge von Bedeutung erschwert, vorzugsweise aber in der steigenden Macht, welche die Jesuiten als Missionare durch ihre Intelligenz haben.

9. April. Heute früh machte ich einen Ausflug nach dem Hwanghŏ, der in seinem neuen Bett 6 km von Tsi nan fu fließt. Das Dorf Lŏ kóu, wo ich ihn erreichte, ist der Schiffahrtsplatz für diese Stadt und besteht wesentlich aus großen, soliden Häusern reicher Kaufleute und Spediteure. Der Ort hat dadurch einen substantiellen Charakter, und Tsi nan fu erscheint ihm gegenüber als ein großer Kleinhandelsplatz.

Der Hwanghŏ ist hier ein ungefähr 250 m breiter Strom mit gelbem, sedimentreichem Wasser. Die Strömung beträgt etwa 2 ½ Knoten. Die Ufer stehen rund 7 m über dem jetzigen Wasserniveau; bei Hochwasser soll der Fluß das ganze Bett erfüllen und zuweilen seine Ufer überschreiten. Die größte Überschwemmung war vor mehr als zehn Jahren, eine kleinere vor drei Jahren. Ich sah ein ganz neu erbautes Dorf, auf erhöhtem Grunde 3 km vom Fluß abliegend, und hörte, daß die Bewohner sich aus dem überschwemmten Grund dorthin geflüchtet hatten. Es lagen hier viele Flußschiffe, keine einzige Dschunke. Diese Flußschiffe fahren angeblich noch 500 li weiter stromabwärts bis Tië mönn kwan, wo die Waren auf Seeschiffe umgeladen werden. Die Leute sagten, der Strom bei Lŏ kóu sei tief und behalte die gleiche Tiefe bis Tië mönn kwan, was freilich mit den Schiffahrts-Verhältnissen nicht stimmt. Der Hwanghŏ steht mit dem Großen Kanal nach N und S in Verbindung, und die Schiffahrt auf letzterem soll bis Tiëntsin offen sein.

Über das Datum des Wechsels des Strombettes hörte ich widersprechende Nachrichten. Während man in Wang kia ying*) angab, daß die Trockenlegung des alten Strombettes vor 19 Jahren erfolgt wäre, wird hier die Änderung nur 12 Jahre zurückverlegt. Der kaiserliche General Hung wang soll gegen eine Schar von 300 Rebellen gezogen sein, schließlich beschlossen haben, sie unter Wasser zu setzen, und zu diesem Zweck den Damm des alten Hwanghŏ durchstochen haben.

Die Ebene bei Tsi nan fu ist sehr fruchtbar. Sie besteht aus feingeschichtetem Alluvium von trocknem und lockerem, glimmerigem Lehm. Sie ist ein wahrer Garten: die Saaten stehen üppig, Gemüse und Obstbau blühen, soweit man davon in China sprechen kann.

Sehr merkwürdig war ein scheinbar vertrocknetes Wasserbett von 120 m Breite. Der Fußsteig führte am Rande hin, und es war verlockend, aus dem Staub auf den scheinbar harten Grund zu gehen. Der Führer warnte uns, ihn zu betreten, da wir darin versinken würden. Es klang

---

*) s. o. S. 156.

absurd, aber er hatte es kaum gesagt, so sah ich schon Splingaert neben mir einsinken und mußte ihn herausreißen. Es ist ein Boden ähnlich der oberschlesischen Kurzawka: hart wie ein Stein, wenn trocken, aber das Wasser nicht durchlassend, sondern es ungemein zäh zurückhaltend. Beim Vertrocknen schrumpft dieser Boden zusammen und bildet eine schollige Oberfläche. Die Stücke sind hart, mit muschlichem Bruch und ungemein feinerdig. Wir hatten die Vertiefung zu passieren. Dazu wird eine Stelle vor dem Austrocknen der Oberfläche geschützt und so ein Graben bewahrt, der bis zum Rand mit einem zähen Brei gefüllt ist. In diesem wird ein flaches Boot mit äußerster Langsamkeit von einer Seite nach der anderen gebracht. Kinder gehen über die trockene Fläche, aber nur mit Vorsicht, und an den schlimmsten Stellen legen sie sich auf den Boden und rollen sich hinüber, oder sie nehmen in jede Hand einen großen Korb und stützen sich darauf. Nach der Aussage der Leute wäre der Versinkende unrettbar verloren, denn der Boden würde sich gleich über ihm schließen.

10. April. Der für heute beabsichtigte Aufbruch kam nicht zustande. Abends hatte ich die Herren Patres zum Tee bei mir. Der Bischof ist abgereist; sein Name ist Monsignore Eligio Cosi, évêque du Prienne, coadjuteur du vicaire apostolique du Schantung. Der ältere Missionar kam mit einem jungen intelligenten Neapolitaner, der erst im vorigen Jahr angekommen ist. Es gewährte ihm sichtliches Vergnügen, für einen Abend europäische Unterhaltung und Bewirtung zu haben. Wir sprachen viel über Mission. Der protestantische Weg der Bibelverteilung fand einstimmige Verurteilung. Es war mir schon in Taiganfu aufgefallen, daß man von den englischen Missionaren in etwas wegwerfender Weise sprach und sie einfach als Bücherkaufleute zu betrachten schien. Sie können natürlich die Bücher nicht umsonst verteilen; es wird daher ein geringer Geldbetrag genommen, der weniger beträgt als der Wert des Papiers. Dies hat einerseits die Folge, daß die Chinesen die Bücher aufkaufen, um sie als Sohlen für ihre Schuhe zu verwenden, für die sie ein ausgezeichnetes Material

geben; andrerseits, daß der Zweck des Missionars ganz verkannt wird. Trotz des geringen Preises glaubt man, er wolle Geld machen. Keinen bessern Erfolg hatte der Versuch der Tiëntsin-Missionare, sich mit ihren Frauen in einem großen Dorf zu etablieren, wo es viele Katholiken geben sollte; sie mußten sich wegen Mangels an Konvertiten wieder zurückziehen.

Was nun ist an die Stelle zu setzen? — Die hiesigen Missionare sagen, daß das Suchen nach Bekehrungen nichts nütze; sie meinen, man müsse warten, bis sich Taufkandidaten melden. Man unterrichtet sie über Schöpfung und Erlösung, gibt ihnen dann ein apologetisches Buch in die Hand, belehrt sie weiter und tauft sie schließlich. Es scheint mir, daß die hiesigen Missionare wesentlich Pfarrer für die bestehenden Gemeinden sind.

Nach meiner bisherigen Erfahrung würde das Beispiel am besten wirken. Man sollte eine Pflanzschule mitten im Lande errichten, meinetwegen einen Wallfahrtsort, wenn man es so haben will. Hier sollten die Mitglieder der Gemeinde zur Reinlichkeit und zu europäischen Sitten angehalten werden. Sie sollten in Feldbau, Viehzucht und Gewerben nach europäischem Muster instruiert werden; es sollte bessere Nahrung durch bessere Sorten von Feld- und Gartengewächsen, Obstbäume usw. eingeführt, und neue Erwerbsquellen geöffnet, eine gesunde Gemeindeverfassung geschaffen und für öffentliche Werke wie Straßen, Kirche und Schule gesorgt werden. Eine solche Gemeinde, durch das Band der christlichen Religion zusammengehalten und an fester Hand geleitet, wird sich bald vor den benachbarten auszeichnen und Proselyten machen. Eine solche Zentralschule würde gewiß Segen verbreiten. Die Bekehrung muß mit gänzlicher Umformung Hand in Hand gehen.

Die Patres sagen, daß die chinesische Sprache der größte Feind der christlichen Religion wäre. Aber noch mehr sind es wohl die Sitten, welche ganz mit der chinesischen Religion verwachsen sind. Die Sprache kann nicht geändert werden, wohl aber die Sitten. Es muß an ihre Stelle etwas gesetzt werden, was auch den Chinesen als

etwas Höheres erscheint. Die Missionare stimmten mir in dieser Idee einer praktischen Bekehrungsweise bei, sagten aber, daß sie nicht ausführbar wäre, da es unter den Missionaren niemand gäbe, der praktische Kenntnis besäße. Das ist ein Übelstand, dem leicht abzuhelfen sein würde: man müßte ihnen nur Assistenten für die einzelnen Zweige geben. Man kaufe einige Quadratmeilen fruchtbares Land auf und lasse die Christen unter bestimmten Bedingungen und Regeln sich darauf ansiedeln, sorge für ein passendes europäisches Personal, führe strenge Aufsicht, und nach einigen Jahren würden sich gewiß wohltätige Folgen zeigen.

11. April. Von Tsi nan fu nach Tschifu führt eine große, frequentierte Landstraße. Ich beabsichtigte jedoch, Tschifu auf längeren Umwegen durch die Gebirgsgegenden zu erreichen. Zur besseren Ausführung wollte ich noch Reittiere oder Schensi's mieten, da die Karren nur auf den großen Straßen fahren können. Da aber das erstere Transportmittel, mit dem auch sonst viel Unbequemlichkeit verbunden ist, kaum zu bekommen war und exorbitante Preise gefordert wurden, die meinen Silbervorrat überstiegen, so bequemte ich mich dazu, unsere früheren Karren wenigstens für den ersten Teil der Reise wieder zu mieten.

Pater de Marchi fand sich schon nach der Frühmesse ein, um uns das Geleit nach dem Waisenhaus der Mission zu geben. Es liegt in einem Dorf an der Straße, 10 li östlich von Tsi nan fu. Die Mission besitzt hier ein hübsches Stück Ackerland und einen kleinen Häuserkomplex. Der chinesische Pater, dessen durchaus nicht angenehme Bekanntschaft ich schon vorher gemacht hatte, erwartete uns. Die Waisen, 24 Jungen, empfingen uns mit Musik, aber es war eine Katzenmusik à la chinoise, mit chinesischen Instrumenten. Es wäre wohl angemessener, wenn der Missionsunterricht sich vor dem chinesischen auszeichnete und die Jungen zu etwas Besserem erzogen würden als ihre heidnischen Genossen; aber das ganze Etablissement ist durch und durch chinesisch: es ist nicht eine Spur von europäischem Einfluß zu erkennen. Der Eindruck für den Besucher ist ent-

schieden unangenehm. Deutsche Missionare würden wahrscheinlich hübsche, reinliche Gebäude haben und für Gartenanlagen sorgen, wozu der Grundbesitz Gelegenheit gibt. Aber davon ist nichts vorhanden.

Ich machte einen Abstecher nach den Kohlenfeldern von Putsüen. Die Franziskaner von Tsi nan fu haben dort einen Schacht. Der größte Betrieb ist gegenwärtig 3 li westlich. Ein Versuch, die dortigen Verhältnisse zu untersuchen, schlug vollständig fehl. Schon mehrfach habe ich die Erfahrung gemacht, daß Fremde dort am schlimmsten daran sind, wo viele Arbeiter zusammen sind. Hier trafen wir eine größere Zahl als an irgend einem früher besuchten Ort. Kaum waren wir bei den Gruben erschienen, so umringten uns in dichtem Knäuel weit über Tausend Arbeiter. Sie streckten die Hälse, die hinteren drängten auf die vorderen, und diese lagen in der Tat auf uns. Mit Mühe bewegten wir uns von der Stelle nach einem Verwaltungshaus, wo wir Informationen erwarteten. Aber die Menschenmenge drängte nach, und mehr und mehr wurden gewaltsam durch die Tür in das Haus gepreßt, so daß wir Gefahr liefen, Gewalt brauchen zu müssen, um nicht buchstäblich in dem kleinen Raum erdrückt zu werden. Wir mußten das Haus wieder verlassen und bewegten uns als das Zentrum des Knäuels langsam von der Stelle. Es war wahrhaft schmerzvoll, am Boden Pflanzenabdrücke liegen zu sehen und nicht einmal die Hand danach ausstrecken zu können. Denn schon warnten uns zwei oder drei Vernünftige, die sich uns als Freunde zugesellt hatten, daß Gefahr drohe, und zogen uns an den Röcken fort, da jede Minute Verzögerung die bis dahin unschuldige Aufregung zum lauten Toben und zu Gewalttätigkeiten steigern konnte. Es blieb nichts übrig, als ihnen zu folgen, mit uns die immer lauter werdende Menge. So kamen wir im benachbarten Dorf an, wo unsere Freunde uns plötzlich in ein großes Portal zogen. Die Menge drängte nach, aber nur wenige waren eingedrungen, als es mit Anstrengung gelang, die festen Tore zu schließen und zu verriegeln. Draußen tobte die Menge fort und versuchte, die Tore zu erbrechen, aber vergebens, und nach und

12. April.

nach verzog sich der größere Teil. Wir befanden uns in der Residenz eines reichen Grubeneigentümers, der uns sehr artig behandelte.

Im Empfangszimmer hingen Waffen verschiedener Art, wahrscheinlich zur Sicherung gegen einen Überfall. Der Besitzer hatte auch einen alten verdorbenen Revolver, den Splingaert zu seiner Freude schnell in stand setzte. Der Mann hatte von europäischer Wassergewältigung gehört und klagte über die Kostspieligkeit und Unzulänglichkeit der seinigen. Wir hatten Gelegenheit gehabt, dies zu sehen, noch ehe das Gewirr um uns seine Höhe erreichte. Der Schacht war rund, aber ausgemauert, 15 Fuß im Durchmesser, das Mundloch mit einem festen Gestell versehen und überdacht. Ein niederes Dach daneben dehnte sich etwa 60 m aus. Unter diesem war die Seilführung. Zwei große Eimer aus Kuhhaut sind an den Enden des Seiles befestigt und dieses über eine Rolle geleitet, welche sich über dem Schacht befindet. Eine zweite Rolle ist am Ende der Seilführung angebracht. Es werden nun acht Pferde angespannt, die das Seil bald nach der einen, bald nach der andern Richtung ziehen und damit die Eimer abwechselnd heben. Der Eigentümer sagte, daß 32 Pferde in 24 Stunden die Arbeit verrichten.

Das Kohlenfeld von Pu tsüen hat eine bedeutende Ausdehnung und den Vorteil einer ganz flachen Lagerung der Kohle. Auch scheint das Schichtensystem, dem sie angehört, sehr frei von Störungen zu sein. Leider konnte ich darüber nur wenig mit Bestimmtheit festsetzen, denn als wir das Haus unseres Beschützers verließen, war noch eine ganz erhebliche Volksmenge da, die uns auf dem Fuß folgte, wohin wir auch gingen. Sie war jetzt ganz harmlos, aber ich war so degoutiert von diesem Mob, daß wir uns bald nach unserm Wirtshaus zurückbegaben und dann noch bis Tschang kiu an der großen Straße fuhren. Kurz vor diesem hsiën tritt noch einmal unter dem Löß in einem Hügel derselbe graue Sandstein auf wie auf dem Kohlenfeld, fast horizontal gelagert. Wahrscheinlich ist die ganze Ebene bis zur Landstraße ein einziges großes Kohlenfeld.

13. April. In der Art des Reisens ist eine kleine Veränderung eingetreten. Gestern Abend schickte der Mandarin des hsiën seinen Gruß, ließ

uns in sein kleines Haus einladen, wo wir einen Tag bleiben möchten, bot uns militärische Bedeckung zur Weiterreise an usw. Dies war offenbar die Einleitung zu weiteren Maßregeln. Nachdem wir alles abschlägig beschieden hatten, kamen die Abgesandten wieder mit ungefähr 20 Mann Soldaten. Diesmal verlangten sie den Paß zu sehen, um im Fall von dessen Nichtvorhandensein uns in Eisen abzuführen (wie der Offizier heut selbst gestand). Sie machten große Augen, als sie den Paß des Tsungli yamen sahen, von dem sie Kopie nahmen. Heut früh fand sich dann ein Offizier ein, der die Weisung hatte, uns nach dem nächsten hsiën zu begleiten. Hier meldete er sich und wurde abgelöst, und es scheint, daß diese unwillkommene Bedeckung uns fernerhin bleiben wird. Dies ist wahrscheinlich den Goldsuchern von Tschifu zu verdanken. Es ist grade hier unangenehm, besonders in Po schan, wo Fremde nicht bekannt sind, denn es schafft ein Gefühl der Unsicherheit und bringt Entfremdung zwischen uns und die Leute.

Bis Tschang schan folgten wir heute der Straße nach Tschifu; von dort gingen wir südlich ab, um im Siau fu-Tal aufwärts nach Po schan zu gehen. Die erste Strecke Weges ist interessant. Östlich von Tschang schan hsiën erhebt sich mitten aus der Ebene ein großes verzweigtes Gebirge mit starren Gipfeln zu 600 m Höhe. Der höchste Gipfel wird hier der Tschang schan genannt. Die Berge sind felsig und wild, mit schroffen Graten und steinigen Abhängen, obwohl kühne Felsformen fehlen.

Nachdem die Straße den Ostfuß des Tschang schan verlassen hat, betritt sie eine weite Verebenung, in der mehrere Kreisstädte gelegen sind. Schon diese Anhäufung großer Städte und die Kleinheit der Verwaltungsdistrikte beweisen eine dichte Bevölkerung und große Produktion, und in der Tat zeichnet sich das Tal in beiden Hinsichten aus. Die Zahl der Ortschaften ist groß, und jedes, auch das kleinste Dorf, ist mit einer Umfassungsmauer umgeben, wie dies überhaupt seit Tai ngan fu allgemein war. Diese Mauern wurden meist nach der letzten Rebellion, aber erst seit zwei Jahren erbaut. Sie geben den Ortschaften ein stattliches Ansehen, rauben ihnen aber den ländlichen,

friedlichen Charakter. Sie sind aber auch klägliche Monumente der Schwäche einer Regierung, welche selbst gegen solche Rebellen nicht stand zu halten vermag, denen diese dünnen Mauern zu stark wären. Es ist immer ein trauriges Zeichen, wenn Mauern den stärksten Schutz gewähren! Die meisten Mauern sind aus Lehmziegeln (Adobe) erbaut, mit stattlichen Toren und großen Türen, die in allen Städten des Nachts verschlossen werden.

Die Produktionskraft des Bodens ist sehr bedeutend; er ist ungemein fruchtbar und klein parzelliert. Die Saaten stehen üppig; Sommerfrucht wird zum Teil erst jetzt gesät, Winterweizen bedeckt große Strecken. Man sät ihn in Furchen von etwa 50 cm Abstand, dazwischen werden im Juni Bohnen gesteckt. Es wird hier viel Baumwolle und Seide gewonnen, in der Ebene die gewöhnliche Seide vom Maulbeerbaum, in den Bergen die vom Eichen-Seidenwurm. Auf den Feldern von Tsi nan fu an sind Brunnen, und da es seit vier Wochen nicht geregnet hat, so werden die Felder künstlich bewässert. Gegen Abend sieht man allenthalben die Leute an der Winde stehen und das Wasser heben, das aus 2—6 m Tiefe kommt. Das gibt den Feldern selbst bei der jetzigen Dürre ein frisches Aussehen. Überhaupt ist das frische Grün der Landschaft sehr wohltuend. Die Vegetation schreitet mächtig vorwärts. Vor einigen Wochen trieben einige Grade weiter südlich die Weiden die ersten Knospen, jetzt sind sie mit gelbgrünem Laub bedeckt, und viele andere Bäume sind ihnen schon gefolgt. Die Obstbäume stehen in Blüte, und einzelne Ortschaften gewähren ein herrliches Gemisch der rötlichen Baumblüten und der grünen Blätter. Dieses Tal ist überdies reicher an Bäumen als alle vorher gesehenen. Die Straße ist oft mit Reihen von 15 m hohen Weiden eingefaßt. Dazu kommen nun noch die Maulbeerbaumpflanzungen. Und doch: um wie viel schöner könnte auch diese Landschaft sein, wenn die Bekleidung der Berge nicht vertilgt wäre und die Unsitte des Ausrottens der Graswurzeln nicht herrschte.

Tschóu tsun ist eine große Handelsstadt und scheint in dieser Beziehung der Hauptort des ganzen Tales zu sein. Wir begegneten

vielen Frachtwagen (alle nur zweirädrig) mit signierten Kisten. An den Straßen drängen sich die kleinen Läden, aber es soll auch viele große Kaufhäuser geben. Es scheint vor uns noch kein Fremder außer Williamson hier gewesen zu sein, mit dem es mein Geschick ist stets verwechselt zu werden.

14. April.

Dies war kein angenehmer Tag. Schon in den letzten Tagen hatten wir viel vom Staub zu leiden, der durch die lange Dürre ziemlich arg geworden ist. Heute wehte ein starker Südwind (bis Stärke 7). Unser Kurs ging südlich, und die Staubwolken wurden uns daher ins Gesicht gepeitscht, was nicht ohne schmerzhaftes Gefühl abging, da der Staub meist aus Sand bestand. Besonders hatten die Augen zu leiden. Die Berge waren durch den größeren Teil des Tages ganz in Staub gehüllt und ließen kaum die Umrisse erkennen; selbst die Sonne erschien oft nur als eine leuchtende Scheibe. Dies währte von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends. Das ist die Folge der Vernichtung der Vegetation, während die Gegend von Natur für eine üppige Pflanzenbekleidung geeignet ist.

Schon nach einer Stunde verließen wir den fetten Talboden von Tschóu tsun. Den flachen Boden des Siau fu-Baches nördlich lassend, windet sich die Straße durch ein welliges Land, wo Basalt beginnt, der erste, den ich im westlichen Schantung angetroffen habe. Es ist ein schwarzer, dichter und blasiger Basalt mit wenig Olivin, ausgezeichnet säulenförmig zerklüftet; die Säulen brechen in ebenen Querflächen. Schon in Tschóu tsun sah ich den Basalt vielfach als Baustein verwendet; am Rand der Hügel sind mehrere Dörfer daraus erbaut. An den Plätzen besonders, wo die Chinesen zur Rast und zu traulicher Unterhaltung sich zusammenzufinden pflegen, sieht man schöne Säulenstücke als Sitze aufgestellt und durch langen Gebrauch poliert. Die Kuppen des Basalt sind flachwellig und ragen nicht mehr als 100 m über das Tal auf. Das Gestein tritt unter einer Lößbedeckung hervor.

20 li von Tschóu tsun übersetzt die Straße einen Bach auf einer langen Steinbrücke. Alle Dörfer hier herum wurden vor 8 Jahren von

den Taiping-Rebellen zerstört, und die meisten liegen noch jetzt in Ruinen. Die Bevölkerung hatte sich in eine geringe Zahl von Ortschaften zurückgezogen und diese mit Mauern umgeben.

Wieder geht es fort über die Sandsteinhügel. Es scheint, daß die Straße als Verbindungsweg einzelner Ortschaften dient und deshalb dem Flußtal nicht folgt. In diesem könnte sie weit bequemer fortgehen, während die Sandsteinschichten durch ihre Unebenheiten den zahllosen Schiebkarren seit Jahrhunderten einen schwierigen Weg verursachen. Es ist jammervoll, die Leute unter ihrer schweren Last (ein Karren ladet 700 catties) keuchen und schwitzen zu sehen, während sie doch mit leichter Mühe eine ebene Bahn haben könnten. Ich fiel heute auch einmal mit dem Wagen um.

Mehr und mehr schließen sich die Gebirge an beiden Seiten. Noch ehe sie zusammentreten, erreicht man den Ort Po schan hsiën oder Yen schöng tschönn, den größten Industrieplatz, welchen ich bisher in China gesehen habe. Wir begegneten auf dem Wege langen Karrenzügen mit Kohlen, Koks und Eisenwaren, Tonwaren, Tabak (daher der Name Yen schöng), Kornfrucht, verpackten Waren (wahrscheinlich Glas) usw. Ich zählte in einer Stunde allein 65 Karren mit Steinkohle. Die Straße verläßt endlich das Sandsteinwellenland und geht hinab nach dem Siau fu-Bach, einem klaren Gebirgswasser mit breitem Bett. Schon hier, 20 li von Po schan, sind Dörfer mit industrieller Tätigkeit, und man sieht stattliche Steingebäude mit großen, von hohen Steinmauern festungsartig umgebenen Plätzen, die Wohnungen der reichen Fabrikherren.

In Po schan war es schwer, Unterkommen zu finden. Schon gestern hatten wir ähnliche Schwierigkeiten gehabt und waren schließlich gewaltsam in ein Wirtshaus eingedrungen, wo man uns nicht aufnehmen wollte; wir machten aber so gute Freunde, daß man künftig jeden Europäer mit offnen Armen empfangen wird. Die Leute haben ein großes Vorurteil gegen Fremde und fürchten sie. Wir versuchten es hier in verschiedenen Wirtshäusern, aber überall wurde uns die Aufnahme verweigert. Große Volksmassen umgaben unsere Wagen,

benahmen sich jedoch ruhig und gut. Das Yang kwéi tszë kam nicht über ihre Lippen, noch irgend sonst ein insultierendes Wort. Endlich schickte ich Splingaert mit meinem Paß zum obersten Mandarin. Ich mußte lange warten und war während der ganzen Zeit dem neugierigen Volkshaufen ausgesetzt, aber ohne von ihm zu leiden. Endlich kehrte Splingaert mit einem Soldaten zurück, der uns in einem großen Wirtshaus ein Quartier verschaffte, wo wir den seltenen Vorteil haben, von gaffenden Neugierigen frei zu sein.

15. April.

Es ist hier ein ganz anderes Leben als in anderen chinesischen Städten. Alles arbeitet und rührt sich. Die Stadt hat das schwarze Aussehen eines Fabrikortes, und dicke Rauchwolken zeigen die Lage einzelner Etablissements an. Dabei ist sie hübsch gelegen. Nach Norden ist die Gegend offen, nur niedere Hügel beschränken die Aussicht; über sie ragt in der Ferne der Tschang schan hervor. Zu beiden Seiten des Tales erheben sich Schichtgebirge mit deutlichem Bau. Südlich von Po schan bricht sich der Bach durch einen Engpaß Bahn, der durch eine mächtige Kalksteineinlagerung verursacht wird, welche von NO nach SW das Tal durchzieht. Nach der Rückseite fällt der Kalkriegel steil in ein hübsches Tal hinab zu den Kohlenfeldern von Po schan. Das sind nur die allgemeinsten Verhältnisse, welche ich heute beobachtete. Ich verschob den Besuch der Kohlenminen auf morgen.

Von Industriezweigen sah ich heute nur die Fabrikation von Eisenvitriol und Eisenoxyd. Schwefelkies, der sich in derben Massen mit der Kohle findet, wird an der Luft oxydiert, dann ausgelaugt und die Lauge in Töpfen durch Abdampfen konzentriert. Dann läßt man das Schwefeleisen in großen Gefäßen an der Sonne auskrystallisieren und brennt die Kuchen zu Eisenoxyd, das in der Färberei und Tischlerei benutzt wird. Alles geschieht an der freien Luft in sehr ursprünglicher, schmutziger Weise. Doch muß man bewundern, wie gut die Chinesen es verstehen, eine gleichmäßige Wärme zu unterhalten. Die Fabriken liegen mitten zwischen Warenhäusern. Die Geruchs-

nerven der Chinesen sind so abgestumpft, daß sie wahrscheinlich auch gegen saure Dämpfe wenig empfindlich sind. Auch die Töpferei geschieht mitten in der Stadt.

16. April. Das Kohlenfeld von Po schan hat gegenwärtig einen bedeutenden Ruf. Ich schätze die jährliche Produktion auf 150 000 Tonnen, was für einen chinesischen Ort bedeutend ist. Es verdankt die hohe Ausbeute dem Umstande, daß die Verhältnisse dem chinesischen Bergmann günstig sind, insofern die Wassergewältigung gering ist. Allein dies Kohlenfeld steht wahrscheinlich an zukünftiger Bedeutung weit hinter denen von I tschóu fu und Pu tsüen zurück, die jetzt untergeordnet sind. Es ist von sehr beschränkter Ausdehnung, wenn auch zu erwarten ist, daß Bohrungen einmal eine weit umfangreichere Betriebsfähigkeit erweisen werden. Die beiden andern sind ungleich ausgedehnter, und es ist für das von I tschóu fu gewiß, für das von Pu tsüen wahrscheinlich, daß die Kohlenformation in weit größerer Mächtigkeit entwickelt ist. Die Mächtigkeit der Flöze ist kaum geringer als bei Po schan, aber die Produktion ist kleiner und der Preis der Kohle höher, weil man dort mit Wasser zu kämpfen hat. Pu tsüen ist auch viel günstiger gelegen: um 70 li näher an der Straße und nur 110 li von Tsi nan fu und noch näher am Hwanghŏ.

17. April. Ein Ausflug nach dem westlichen Gebirge nahm den ganzen Tag in Anspruch. Die westliche Begrenzung des Po schan-Tales wird durch einen nordsüdlichen Höhenzug gebildet. Er hat eine treppenförmige Firstlinie, verursacht durch die wechselnde Festigkeit der Schichten, aus denen sie besteht. Der Ostabhang erscheint durch den gradlinigen Verlauf seines Fußes und die einförmigen Gehänge als eine wenig unterbrochene Böschung, allein ich fand ihn von tief eingeschnittenen, vielverzweigten Tälern auf das Mannigfachste gegliedert. Der höchste Gipfel des Gebirges, der Yuën schan, trägt einen Tempel und ist mit einem heiligen Hain bewachsen. Seine Höhe fand ich 570 m über Po schan. Er ist der höchste Berg der Gegend und gewährt eine weite interessante Rundsicht.

Die Berge sind kahl wie alle übrigen; nur an einigen Stellen in

der Umgebung irgend eines kleinen Joss-Hauses*) ist heiliger Grund, und dort stehen Haine von Laubbäumen. In den Schluchten des Gebirges findet man Dörfer bis in den letzten Winkel, und Terrassenackerbau, bis zur Meereshöhe von über 600 m hinauf, ist allgemein. Dies gibt den Schluchten Leben. Am Rande der Terrassen sind häufig Fruchtbäume gepflanzt. Das Rot und Weiß der blütenbedeckten Bäume bildet einen wohltuenden Kontrast zu dem kahlen Grau der Abhänge. Die Saaten sind auf diesen Höhen noch nicht im Boden, die Felder werden eben erst bestellt. Der Terrassenfeldbau beschränkt sich indes auf die Sedimentgesteine, im krystallinischen Gebirge ist er fast Null. Das letztere hat noch großenteils eine Rasendecke, auf der Schafe und Rinder eine kümmerliche Weide finden; da aber die Wurzeln jährlich ausgekratzt werden, so schreitet die Verödung rasch vorwärts. An steilen Stellen sieht man viele Abrutschungen des Erdbodens, die für immer kahl bleiben werden. Welcher Gegensatz: der emsige, mühsame Terrassenfeldbau und die Vergeudung dessen, was die Natur selbst dem Menschen bietet! Das ist eben ein allgemeiner Charakterzug der Chinesen, der sich dem ganzen Land aufprägt.

18. April.

Nachmittags hatte ich viel Besuch von Kaufleuten des Ortes, die meist durch Neugier hergeführt wurden. Es war aus ihnen keine Information von Wichtigkeit herauszubekommen. Über Produktions- und Handels-Statistik haben sie nie nachgedacht: sie wissen nur, daß man in Po schan Kohle, Eisen (durch Umschmelzen), Glas, Tonwaren, rote Farbe usw. produziert und daß sie einen guten Gewinn machen. Zu Verbesserungen, wie zur Vervollkommnung der Verkehrsmittel, sind sie nicht geneigt, soweit sie selbst etwas tun müßten; aber sie würden der Einführung durch andere nicht abgeneigt sein, sich auch an Europäer und europäische Unternehmungen bald gewöhnen. Die Bevölkerung ist hier außerordentlich gutmütig. Wir gerieten gestern in einen dichten Volkshaufen von vielen Tausenden, die auf einem

*) s. o. S. 59.

großen Platz einer Theater-Vorstellung zusahen. Unser Weg führte gerade hindurch. Sofort war die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung von der Bühne weg auf uns gerichtet. In Scharen folgten uns die Leute und drängten sich direkt in den Hof des Wirtshauses bis an unsere Tür, die wir verriegeln mußten. Aber es war nur Neugier, nichts Unangenehmes fiel vor. In manchen Städten am Yangtszĕ wären wir in einem ähnlichen Fall insultiert worden und einer bedeutenden Gefahr ausgesetzt gewesen. Die Furcht vor Europäern tut bei den Einzelnen oder kleinen Scharen viel; überall glauben sie, daß Europäer hauen. Bei großen Volkshaufen aber kann diese Furcht nicht mehr vorhanden sein.

Von hiesigen Fabrikzweigen ist noch eine Glas- und Steinschleiferei zu erwähnen, die 500 Arbeiter beschäftigen soll. Der Tagelohn ist hier 200 Cash (1200 = 1 Dollar). Die Kärrner, die den Transport besorgen, machen mehr. Zwei Mann fahren auf einem Schiebkarren 400 Catties und bekommen für je 10 li zusammen 200 Cash. Sie machen täglich 30—40 li, verdienen daher je 300—400 Cash. Es gibt auch Frachtwagen, von denen die größten 2000 Catties fassen. Es müssen 5 Pferde vorgespannt werden, um täglich 2 bis 3 deutsche Meilen zu machen.

19. April. Wir kehrten von Po schan wieder nordwärts zurück. Die zweite Hälfte des Weges ging durch eine einförmige fruchtbare Ebene. Der Staub ist nach der langen Dürre fürchterlich. Gepäck und Passagiere waren dick damit bedeckt, als wir unser Nachtquartier erreichten, das wieder an der großen Straße Tsi nan fu-Tschifu gelegen ist und mehr Komfort bietet als die abgelegenen Wirtshäuser.

20. April. Ich muß mich sehr gegen meinen Wunsch bequemen, nun mehrere Tage in der Ebene hinzufahren, wie wohl entlang dem Fuß des Gebirges. Ist man einmal mit einem bestimmten Beförderungsmittel, wie in meinem Fall mit Karren, unterwegs, so kann man nicht mehr wechseln, da Furcht vor dem Europäer die Eingeborenen an abgelegenen Orten abhält, sich in Kontrakte mit ihm einzulassen. Das Beste wäre gewesen, von Po schan aus zu Pferde südostwärts in die

Gebirge vorzudringen. Allein, abgesehen von dem erwähnten Grund würde es mir an Zeit mangeln, da ich die nördlichsten Provinzen vor der heißesten Jahreszeit sehen muß. Auch ist es ungemein schwierig, in einem Land, von dem nur die unvollkommensten Karten existieren, einen Reiseplan außerhalb der großen Verkehrsstraßen zu entwerfen, wenn man nicht über seine Zeit frei verfügen kann.

Die Ebene ist ungemein fruchtbar: Dorf drängt sich an Dorf, die meisten sind mit Mauern umgeben. Der größere Teil der heutigen Fahrt führte über Löß. Selbst der große Fluß, der bei Lin tschi vorbeifließt, hat sein 120 m breites Bett in Löß eingegraben. Sein Wasser ist jetzt ein kleines Bächlein, aber wie alle Flüsse in Schantung hat er ein breites sandiges Bett. Unweit Tschang tiën kamen wir an einem Dorf vorüber, dessen Einwohner sich damit beschäftigen, bunte besonders konglomerierte Varietäten des Kalksteins zu Tuschnäpfen und Kugeln zu verschleifen.

21. April.

Der erste Teil des heutigen Weges bot nichts Bemerkenswertes. Wir setzten über den Fluß, an welchem Tsing tschóu fu gelegen ist; auch er hat ein breites Bett und wenig Wasser. Richtet man den Blick nach Süden, so zeigt sich eine große Veränderung gegen die westlichen Gegenden. Das Flußtal ist etwa 80 li breit, nach Süden greift es noch weit in das Gebirge hinein. Aber auch dieses ändert sich. Die westlichen Gehänge sind noch dieselben fast horizontal geschichteten Kalksteinberge wie bei Tsi nan fu. Sie setzen gegen das Tal in einer langen bis 300 m hohen Mauer ab, über die sich die Gipfel bis 500 m erheben. In langen horizontalen Bändern ziehen sich die ausgehenden Schichten mit ihren helleren und dunkleren Färbungen an der Mauer hin. Im Süden verschwinden die Gebirge fast vollständig, nur in weiter Ferne macht sich eine krystallinische Gruppe mit ihren charakteristischen Formen bemerkbar. Das östliche Talgehänge aber bietet ganz neue Formen. Denn hier sieht man über einer 50 m hohen Terrasse eine Reihe vulkanischer Kegel aufsteigen: einige klein und spitz, andere sehr breit und abgestumpft; ihre Höhe wechselt von 100 bis 150 m. Vorsprünge der Terrasse greifen weit in das Tal

ein. Vulkanische Gesteine zeigen sich auch als Geröll in den Bachbetten.

Wéi hsiën ist einer der größten und reichsten Handelsplätze von Schantung. Die meisten Waren von Tschifu sollen zunächst hierher kommen und durch die hiesigen Kaufleute weiterverteilt werden. Der Reichtum macht sich schon in der stattlichen Mauer bemerkbar, mit der die Stadt umgeben ist. Sie ist hoch und aus vulkanischem Gestein gebaut, mit großen Toren aus gehauenem Kalkstein. Dieser ist für Monumentalbauten und Ornamente ausgezeichnet geeignet, und die hiesigen Bewohner haben großes Geschick in seiner Bearbeitung. Insbesondere sieht man viele Ehrenpforten, meist neben der Straße, mit Inschriften und reicher Ornamentik und zum Teil mit vortrefflichem Geschmack ausgeführt. Es wurde mir gesagt, diese Denkmäler würden jungen hübschen Witwen gesetzt, die ihrem ersten Mann treu bleiben und nicht mehr heiraten. Die Verwandten des Mannes erzeigen ihnen diese Ehre noch bei Lebzeiten.

Eine auffallende Erscheinung in China überhaupt, besonders aber in der Nähe eines reichen Handelsplatzes, ist das Fehlen von Landsitzen reicher Leute. Innerhalb der Städte bauen sich reiche Leute ein nach ihren Begriffen stattliches Haus, aber ein Bedürfnis nach den Freuden des Landlebens scheinen sie nicht zu kennen. Marco Polo schwärmt noch von den schönen Landsitzen bei Hangtschóu, aber auch dort existiert etwas Derartiges nicht mehr. Überhaupt ist etwas dem europäischen Landleben Ähnliches in China nicht zu finden. Das kleinste Dorf ist städtisch: die Häuser stehen eng zusammen und schließen die schmale Fahrstraße ein. Es gibt Kramläden, Bäcker, Garküchen usw., kurz: jedes Dorf ist wie ein aus einer Kleinstadt herausgeschnittenes Stück. Trotz des engen Zusammenwohnens haben zahlreiche Schweinefamilien, Hühner und Hunde ohne Zahl bei den Menschen Platz. Das intime Verhältnis, das zwischen den Chinesen und diesen Haustieren besteht, gewährt ihnen auch in der kleinsten Hütte Raum.

22. April. Ich machte heute einen Abstecher nach Süden, nach dem Kohlen-

feld von Wéi hsiën. Es war ein schöner Tag, die Luft kräftigend, die Fahrt anregend. Wéi hsiën besteht wie Po schan aus zwei Städten, die zu beiden Seiten eines kleinen Flusses liegen. In die Mandarinenstadt dürfen keine Wagen einfahren. Sie gewährt mit ihren prachtvollen Mauern und Wachttürmen einen wahrhaft imposanten Anblick. Die kaufmännische Stadt steht weit hinter ihr zurück. In ihrem Innern ist viel Leben, aber alles sieht kleinlich aus, denn auch große Kaufleute haben ihre Kontors und Warenlager in kleinen, niedrigen Häusern.

Fährt man nach Süden hinaus, so befindet man sich auf einer fruchtbaren Ebene mit vielen ummauerten Dörfern, die sich hier durch die substantielle Bauart der Häuser, deren weiße Tünche und durch den Reichtum an hohen Bäumen auszeichnen. Große Obstgärten, eben in Blüte, erhöhten die Schönheit der Landschaft. Blickt man gegen Westen, so sieht man die Vulkanreihe bis nach dem fernen Südwesten sich hinziehen, während nach Süden und Westen das Land in langen flachen Wellen zu geringer Höhe in die Ferne ansteigt. Nur einige wenige unansehnliche Kuppen ragen darüber hervor, sonst sind keine Gebirge nach diesen Richtungen zu sehen. Kaum würde man daher gegen Süden ein Kohlenfeld von Bedeutung und ein interessantes geologisches Profil erwarten. Leider ist das letztere von Löß so verhüllt, daß man es nur unvollkommen sehen kann, sonst würde es zu den interessantesten im westlichen Schantung gehören. Vom Alluvium gelangt man unmerklich auf den Löß, der sich, wie überall, durch die tiefen staubigen Hohlwege und die Konkretionen bemerkbar macht. 20 li von Wéi hsiën erscheinen rechts von der Straße die ersten Kohlenminen. Es ist eine Gruppe von meist verlassenen Gruben, deren Halden von armen Leuten nach Kohlenstücken durchsucht werden. An der Oberfläche ist nur Löß, darunter fand man, wahrscheinlich beim Brunnengraben, ein Flöz.

Das Kohlenfeld von Wéi hsiën scheint mir von größerer Bedeutung zu sein als das von Po schan, so sehr es diesem auch an Ruf nachsteht. Es ist eine Anzahl von Flözen vorhanden, von denen nur die in einer bestimmten Strecke zu Tage kommenden bekannt sind, und

auch in diesen sind es nur die mächtigeren, und diese wieder nur in ihren obersten Teufen. Hier wäre ein Feld für einen Bohrversuch. Die Bedeutung des Kohlenfeldes aber wächst, wenn man die Nähe des Kin kia-Hafens in Betracht zieht. Dorthin führt, wie ich durch Erkundigung erfahren habe, von Wéi hsiën über Ping tu eine ganz ebene Straße. Es würde daher dort, und nicht in Tschifu, der Anfangspunkt für eine Eisenbahn zu suchen sein. Eine Eisenbahn würde überdies einen sehr großen Binnenhandel versorgen, der sich jetzt in Wéi hsiën konzentriert. Dem Kohlenfelde von Wéi hsiën würde ich unter den gesehenen Plätzen nur das von I tschóu fu vorziehen wegen seiner großen Ausdehnung und wahrscheinlich größeren Anzahl von Flözen; aber das von Wéi hsiën ist für den Anfang besser gelegen und würde sich mehr für Unternehmungen mit fremdem Kapital eignen *).

23. April. Es ist mir jetzt ganz klar, daß das Bergland von Schantung durch eine breite Verebenung in zwei Teile geschieden ist. Den westlichen verließ ich bei Tsing tschóu fu und den Vulkanen zwischen diesem Ort und Wéi hsiën; der östliche beginnt schroff mit den hohen krystallinischen Gebirgen zwischen Lai tschóu fu und Ping tu, die ich heute in breiter Front vor mir hatte. Die Verebenung zwischen beiden ist aber nicht eine Niederung, sondern eine sanftwellige Terrasse, 50 bis 100 m über der nördlichen Ebene, wo ich sie durchschnitten habe, mit einzelnen höheren Kuppen und von kompliziertem geologischem Bau.

Das Tal des Wéi hö ist etwa 1 ½ km breit. Der Fluß hat ein sandiges breites Bett mit 4 m hohen Ufern und führt genug Wasser, daß kleine Boote darauf fahren können. Es war in der Tat überraschend, nachdem ich eben von einem breiten vulkanischen Tafelland herab-

*) An die Stelle von Kin kia kóu setzte Richthofen nach genauerem Studium von Schantung die Bucht von Kiautschóu, auf deren Bedeutung er zuerst hingewiesen hat. Er hat auch die Verwirklichung des schon in seinem Reisetagebuch niedergelegten Planes einer Erschließung von Wéi hsiën und seiner Kohlenschätze noch erlebt, und die erste von der Kiautschóu-Bucht ausgehende Lokomotive erhielt den Namen Li-hau fên, den Richthofen auf seinen Reisen in China führte.

gekommen war und drüben die gleiche Oberflächengestaltung gesehen hatte, beim Anstieg auf das rechte Ufer als das erste anstehende Gestein Granit zu finden. Und von nun an nichts als Granit und krystalline Schiefer! — nicht mehr ein einziges vulkanisches Bruchstück war zu sehen. Als Bausteine in den Dörfern sieht man vielfach den bläulichen krystallinen Kalkstein verwendet, der im östlichen Schantung herrschend zu werden scheint.

Die Terrasse senkt sich unmerklich; die einzige bemerkbare Änderung ist der sandige Boden der Felder an Stelle des lehmigen. Damit befindet man sich auf dem Talboden des Kiauhŏ, der ebensoviel Wasser führt wie der Wéihŏ, aber fast ohne Gefälle ist. Eine lange Steinbrücke führt über das breite Bett; sie ist mit großen Granitquadern gepflastert, aber ziemlich ausgefahren. Eine recht anständig aussehende Deputation, welche Beiträge für ihre Reparatur sammelt, fand sich abends bei mir ein. Ein Priester führt Buch und verzeichnet auf einen roten Zettel mit schöner Schrift den Namen jedes Gebers. Diese Zettel werden dann in ein großes Buch eingeklebt. Da ich das Brückengeld von einigen Taëls, die von einem Europäer natürlich erwartet wurden, zu hoch fand, so entging ich dieser Verewigung meines Namens bei der hiesigen Stadtgemeinde. — Starke Gewitter entluden sich heute ringsum, doch kamen wir mit trockener Haut davon. Es ist der erste Regen seit 40 Tagen!

24. April.

30 li westlich von Laitschóufu gewinnt man schönen Steatit (Speckstein), der zu einer besonderen Industrie Anlaß gibt. Ich fand unterwegs ein ganzes Dorf von Bildschnitzern und in Lai tschóu fu zahlreiche Läden mit den verschiedenartigsten Schnitzwerken, aber von der rohesten Arbeit ohne jeglichen Kunstsinn. Von hier kommen u. a. die bei den Chinesen beliebten Schirme mit Vögeln, Blumen usw. aus Speckstein, welche bei ihnen die Stelle von Gemälden vertreten.

Bei Lai tschóu fu erhebt sich eine wildzerrissene krystallinische Kette, wieder ein Stück versenkten Hochgebirges mit Gipfeln bis zu 750 m. Einer davon ist auf den Admiralitäts-Karten als Mount Elias bezeichnet, auf chinesischen Karten heißt das Gebirge Hwang schan.

In der Verlängerung dieses Gebirges war im vorigen Jahre der Hauptplatz der berüchtigten Goldgräbereien, zu deren früher Unterdrückung ich damals beizutragen suchte. Das heute durchreiste Land hat, wie zu erwarten war, einen armen Boden. Die krystallinen Gesteine der Terrasse stehen unmittelbar unter der Oberfläche an, und die Ebenen sind tiefer Sand. Nirgends sind herausstehende Felsmassen zu sehen: alles ist abrasiert*) zu einer welligen Fläche, und die Ackerkrume ist durch die Zersetzung an Ort und Stelle geschaffen.

Mit der Bevölkerung waren wir in den letzten Tagen sehr zufrieden. Die Leute haben im allgemeinen einen sanften liebenswürdigen Charakter und sind arbeitsam, daher haben auch die Dörfer hübsche Häuser trotz des armen Bodens. Wir kamen an manchen Ort, wo Fremde vorher noch nicht gewesen waren. Daß die Leute von Neugierde geplagt waren, ist natürlich, aber sie benahmen sich durchaus anständig, so daß ich sie immer nur ungern aus dem Zimmer verdrängte, wohin es sie mächtig zog. Wir trafen einige ganz intelligente Männer. Man sieht hier sehr viele alte Leute: Greise von mehr als 90 Jahren lassen sich zu uns fahren, um einmal die fremden Eindringlinge gesehen zu haben. Noch ist uns nichts gestohlen worden, obwohl viel Gelegenheit dazu gewesen ist. Trotz dieser guten Eigenschaften aber sind die Leute hier ebenso schmutzig wie in anderen Gegenden. Die Odeurs, welche einen beim Eintritt in ihre Wohnungen empfangen, sind grauenhaft und erregen sofort Übelkeit. Die Kleidung ist freilich reinlicher und ordentlicher als anderswo. Manche sinificierte Europäer sind der Ansicht, daß die Gerüche Chinas gesund seien, ja daß der Schmutz ihrer Wohnungen der Gesundheit förderlich sei. Die vielen alten Leute, die man sieht, widerlegen diese Behauptung nicht, wenigstens was die Chinesen selbst betrifft. Ich glaube, daß ich und mancher andere mit mir einen einmonatlichen Aufenthalt in einem

---

*) In diesen Beobachtungen (auch schon oben S. 33) und späteren an der Küste von Liautung und Liausi (vgl. die Aufzeichnungen vom 30. Mai, 6. und 9. Juli) liegt die Entstehung der Theorie von der „Abrasion“ bedeutender Gebirgsmassen durch die Brandungswelle eines vordringenden Meeres.

chinesischen Hause der gewöhnlichen Klasse nicht überleben würde, denn der Ekel würde einen langsamen Hungertod herbeiführen.

25. April. Es ist schwer, einen Reiseweg in einem unbekannten Lande nach den wenigen Angaben, die man erhalten kann, zweckmäßig einzurichten. Bisher hatte ich in dieser Beziehung viel Glück gehabt, da ich fortdauernd durch geologisch interessante Gegenden kam. In den letzten vier Tagen erwartete ich durch Alluvialebenen zu reisen und fand zu meiner Überraschung ein kompliziertes Terrain. Mit Lai tschóu fu wiederum begannen nach der Karte meine Hoffnungen auf interessante Resultate und Gelegenheit zu vielfachen Ausflügen in die Gebirge, statt dessen finde ich ein einförmiges sanftwelliges Land, aus dem scharf und steil einzelne hohe wilde Gebirgsmassen aufragen. Die ausgedehnteste und höchste ist die zwischen Lai tschóu fu und Ping tu; weiter östlich und nordöstlich folgen andere von kleinerem Umfang, weniger verzweigt und von geringer Höhe: alle durch das niedere Wellenland voneinander getrennt, und dieses setzt gegen Osten und Südosten fort, soweit das Auge an diesen klaren Tagen reicht. Das ist allerdings nur wenig mehr als 50 km. Das Wellenland dacht sich nach dem Meere ab, von breiten Sandbecken unterbrochen, in denen zuweilen ein kleines Gewässer dem Meere zufließt. Die Oberfläche der Wellen ist ein sehr sandiger, wenig fruchtbarer Lehm. Der Anblick der Gegend ist öde, die Dörfer sind sparsam, die Räder der Wagen schleifen langsam im tiefen Sand. Nur die hohen Bergmassen zur Rechten und das Meer zur Linken geben Abwechslung. .

26. April. Der heutige Tag war drückend heiß. Der Bevölkerung ist Fasten und Beten vorgeschrieben, um der anhaltenden Dürre ein Ziel zu setzen, die eine schwere Zeit nach sich ziehen wird. Am Fasten müssen wir auch teilnehmen; denn da aller Genuß von Rindfleisch untersagt ist, werden keine Rinder geschlachtet. Mit dem Beten scheinen es die Heiden genauer zu nehmen als die Christen bei ähnlichen Vorschriften. Wir begegnen vielen aufgeputzten, aber in Weiß *) ge-

*) Weiß gilt den Chinesen als Trauerfarbe.

kleideten Frauen zu Pferde, die in dieser vorgeschriebenen Tracht nach dem Tempel wallfahrten. Auch Männer und Knaben ziehen nach demselben Ziel. Das Volk dieser Gegend ist sehr geplagt. Vor zwei Jahren wurde alles durch die Rebellen verwüstet, voriges Jahr war Mißwachs und Dürre, und dies Jahr droht noch schlimmer zu werden. Kein Wunder, daß sie niedergedrückt sind! Es sind die besten Chinesen, unter die ich bisher gekommen bin. Die alten Männer haben etwas Ehrwürdiges und feine Manieren, die jungen sind intelligent und geweckt, und es ließe sich aus ihnen eine gute Generation heranziehen. Dazu müßte freilich manches anders sein!

Es ist auffallend, wie weit die Vegetation östlich von Lai tschóu fu im Vergleich zu der Gegend westlich davon zurück ist. Dort waren die Weiden in ihrer prächtig grünen Frühlingskleidung, hier fangen sie erst an, sie anzulegen. Ebenso ist es mit der Bestellung der Felder. Auch gibt es hier weder Maulbeerbäume noch Baumwolle.

27. April. Der hier anstehende Granit mit den großen Feldspatkrystallen ist ein prachtvolles Gestein und zu großen ornamentalen Architekturstücken (Säulen u. a.) außerordentlich geeignet. Er hat eine bedeutende Verbreitung und setzt die ganze Bergkette zusammen, in deren einem Winkel Ya kia küan liegt, mit dem etwa 300 m hohen Kü schan im Norden von diesem Ort und dem hohen pittoresken Ai schan weit im Süden. Nach der letzteren Richtung nimmt die Kette an Schroffheit ihrer Formen zu. Wenn man an einem Ort die aufragenden Granitfelsen gesehen hat, so erkennt man am Ai schan dieselben Formen wieder, wenngleich in weit wilderer Gestalt. Er besteht aus mehreren senkrecht aufstehenden Säulen und Obelisken und ist der markanteste Berg der Gegend, daher in Tschifu wohlbekannt, auch wegen einer warmen Quelle an seinem Fuß.

28. April. Ich beendete heute die Fahrt nach Tschifu im Regen. Die Strecke war mir von früher bekannt, aber sie erschien mir wie eine ganz andere Gegend als damals: statt der Stoppeln das frische Grün, heute gehoben durch den Frühlingsregen, die großen Obstgärten in voller Blüte, die kahlen Berge durch Nebel verhüllt. Aber ich hatte auch

einen andern Blick und ein besseres Verständnis für China gewonnen. Erst jetzt wußte ich das wenige wirklich Gute, wie die treffliche Bauart der Häuser in kleinen Dörfern, die allem, was ich sonst in China gesehen habe, weit voran ist, zu würdigen.

Hier hat indessen das Goldfieber*) ein trauriges Ende genommen, in der Weise, wie ich bei meinem letzten Besuche vorhergesagt hatte. Die Goldsucher haben den Winter über den Bewohnern viel Unbequemlichkeit gemacht, die nicht mehr ohne Revolver ausgingen und stets einen Überfall fürchteten. Endlich beendeten jene die Komödie mit Eclat, indem sie sich durch Beraubung eines hier liegenden russischen Schiffes für die schlechten Erfolge beim Goldgraben zu entschädigen suchten. Jetzt ist das Land von den Vagabunden gesäubert. Aber F., der den Wert seiner Grundstücke erhöhen möchte, spricht noch immer mit unvermindertem Enthusiasmus von den unerschöpflichen Bleiminen!

Tschifu 10. Mai 1869. Brief an die Eltern.

Ich muß nun wohl damit anfangen, Euch meine letzte Reise vorzuführen. Es ist merkwürdig, wie schnell eine solche Tour einer längst vergangenen Geschichte anzugehören scheint, wenn man sie unter Verhältnissen ausgeführt hat, denen man stets fremd bleibt. Sieben Wochen war ich fortdauernd gereist. Am ersten Abend nach Beendigung der Reise war ich hier zu einem vorzüglichen Diner im Kreis von Bekannten beim englischen Konsul, und jetzt erscheint mir die Reise bereits wie in ferner Vergangenheit.

Am 14. März verließ ich Schanghai und hatte erst eine neuntägige Wasserfahrt nordwärts auf dem Großen Kanal bis zu dem Punkt, wo dieser den ehemaligen Gelben Fluß (Hwanghŏ) durchschneidet. Dieser Fluß heißt in den Chinesischen Annalen „Chinas Sorge". Er fließt in einer großen, fruchtbaren, dichtbevölkerten Ebene, aus der sich das ausgedehnte Gebirgsland von Schantung, zweimal so groß wie ganz Schlesien, erhebt. Zu verschiedenen Zeiten in der Ge-

*) s. o. S. 30, 34.

schichte der letzten 4000 Jahre hat er seinen Lauf bald südlich, bald nördlich von diesem Gebirgsland genommen. Die Bewohner dämmen den Fluß ein, aber er erhöht sein Bett jedes Jahr, womit auch die Dämme erhöht werden müssen, bis sein Bett so hoch ist wie die Ebene selbst. Durchbricht er irgendwo den Damm, so überflutet er ungeheure Strecken Landes, wobei Hunderttausende von Menschen umkommen und weite Flächen verwüstet werden, und nimmt einen neuen Lauf. Auf den Karten findet Ihr noch den Gelben Fluß südlich von Schantung; jetzt ist dies Bett vollkommen trocken, denn in den fünfziger Jahren geschah der letzte Wechsel. Der Fluß fließt nunmehr nördlich, bei Tsi nan fu vorüber. Ich hörte viel von dem grenzenlosen Unglück, das er damals schuf.

Von dort nun, wo ich den alten Gelben Fluß überschritt, reiste ich zu Lande weiter. Wenn Ihr eine Karte von China habt, werdet Ihr meinen Weg über I tschóu fu, Tsi nan fu, Lai tschóu fu nach Tschifu verfolgen können. Es gibt hier Landstraßen, die etwa den unsrigen vor 200 Jahren entsprechen mögen. Bald sind sie Hohlwege oder enge, 10 bis 15 m tiefe Gräben, in denen zwei Wagen einander nicht ausweichen können; bald führen sie über Felsen, durch tiefen Sand oder Sumpf; zuweilen ist auch die Straße für eine Strecke gut. Der erste Teil bis Tsi nan fu (ungefähr 80 Meilen) ist eine der alten Kaiserstraßen, die zu Marco Polo's Zeit, vor 600 Jahren, von Peking aus nach verschiedenen Richtungen führten. Damals war sie großartiger angelegt als irgend eine Straße in Europa, mit prächtigen Steinbrücken und Stationen alle zwei oder drei Meilen, wo man frische Pferde bekam. Jetzt ist alles im Verfall: die kaiserlichen Rasthäuser sind spurlos verschwunden, und von den Brücken stehen nur noch die Pfeiler; an einer zählte ich deren 60 aus Quadern aufgemauert. Jetzt fährt man daneben durch das breite sandige Flußbett.

Man reist in zweirädrigen Karren, die von zwei Maultieren, eins vor das andere gespannt, gezogen werden. Die Karren sind in ganz China genau gleich und von denselben Dimensionen. Dies ist bequem. Ich habe mir eine Anzahl Gepäckstücke machen lassen, die nach

dem Zoll bemessen sind und auf jedem neuen Karren genau ihren Platz ausfüllen. Der Karren besteht aus einer dicken Achse mit zwei mächtigen massiven Rädern. Auf der Achse ruht, natürlich ganz ohne Federn, eine Plattform, 70 cm breit und 100 cm lang, mit einer Verlängerung nach hinten für das Gepäck und einer Verlängerung nach vorn zum Sitz für den Fuhrmann, der seine Füße nach links herunterhängen läßt, während der Passagier sich entweder zu seiner Rechten setzt und seine Füße rechts herabhängen läßt oder sich wie eine Schnecke unter eine Plaue zurückzieht, welche die Plattform überdacht.

Wie alles in der Welt, so erfordert auch dieses Fahren einige Routine. Im Hintergrund staut man etwas Gepäck auf zum Anlehnen, davor macht man sich einen weichen Sitz aus dem Bett und Decken. Aber kaum hat man angefangen, sich seiner bequemen Lage zu freuen, so geht es — Hopp! Hopp! — über einige Steine: der Kopf fliegt gegen die festen, kantigen Latten der Seitenwände, daß man meint, er müsse zerspringen. Dann holpert es fort, daß man kaum Zeit hat, sich zu besinnen, ob alle Glieder noch heil sind. Auch wird man wohl einmal mit dem ganzen Fuhrwerk etwas unsanft auf die Seite gelegt, bis wieder eine sandige Strecke folgt und ein Adagio Zeit zum Nachdenken gibt. Wenn man dann ein paar Mal am Abend zu seiner Verwunderung gefunden hat, daß alle Glieder noch genau so in einander gefügt sind wie vorher, auch am Schädel nichts geborsten ist, so gewöhnt man sich auch an diese Art der Fortbewegung. Die Karren halten einen erstaunlichen Puff aus; ich glaube, es kommt nie vor, daß sie brechen. Aber auch der menschliche Körper kann manchen Stoß vertragen.

So weit die Schattenseiten der Karren. Nun kommen die Lichtseiten: Nr. 1: man kann, wie ich schon sagte, die Vorteile genießen, welche die Natur der Schnecke gab, sich entweder in sein Haus zurückzuziehen und halbe Aussicht zu genießen, oder hervorzukriechen und sich frei umzusehen; Nr. 2: man eilt nicht an allem vorüber, wie wir „westlichen Barbaren“ (wie man uns hier zuweilen zu nennen beliebt) tun würden, sondern bewegt sich hübsch langsam vorwärts, so daß

man bequem nebenher gehen kann und noch übrige Zeit zum Steineklopfen und Schießen hat, wovon ich natürlich bedeutenden Gebrauch gemacht habe; Nr. 3: man kann sehr viel Gepäck aufladen.

Ich hatte zwei solcher Karren. Im ersten fuhr ich selbst, im zweiten Splingaert und der Boy. Ihr erinnert Euch des Belgiers Splingaert von meiner Reise auf dem Yangtszë her. Ich fand ihn so gut und nützlich, daß ich ihn permanent als Dolmetscher und Factotum engagiert habe. Er ist stets frisch und guter Laune; an Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Diensteifer kann er kaum übertroffen werden. Dabei hat er viel natürlichen Takt und kennt seine Stellung gegen Jeden. Er ist passionierter Jäger und Bergsteiger. Seine kleinen Dienste bestehen in allgemeiner Hilfe, Abbalgen von Vögeln, Sammeln von Naturalien (für Versteinerungen ist er ganz passioniert geworden) usw.; seine wesentlichen im Dolmetschen, Einziehen von Erkundigungen, Freundschaftmachen mit der Bevölkerung, Führung der kleinen Kasse täglicher Ausgaben und in seiner Gesellschaft als Europäer. Er spricht einen schlechten französischen Dialekt, ein sehr unvollkommenes Deutsch, schlecht Vlämisch, da er es durch das Deutschsprechen verlernt, und gut Chinesisch. Ich habe noch niemand kennen gelernt, der es in so kurzer Zeit (drei Jahre) so vollkommen sprechen gelernt hat. Das mag daher kommen, daß er sein Gedächtnis nie mit anderem Wissen überladen hat. Ich kann ihn aus diesen Gründen zu nichts Höherem gebrauchen. Von Geographie hat er keine bessere Vorstellung als ein sechsjähriges Kind, im Reisen hat er gar keine Erfahrung. Ich muß ihm alles beibringen und zeigen; aber einmaliges Zeigen genügt, denn er ist gelehrig und faßt merkwürdig schnell.

Ihr könnt nach dem Allen begreifen, daß ich in der ganzen fremden Bevölkerung Chinas kein besser geeignetes Individuum hätte finden können. Ich kann gefahrlos Gegenden besuchen, in die ich mich ohne ihn kaum wagen dürfte. Ich kann Erkundigungen über wichtige Gegenstände einziehen, die mir sonst immer verborgen bleiben würden. Er steht immer gleich auf vertrautem Fuß mit der Bevölkerung

und wird ihr Liebling, und wir machen Freunde, wohin wir auch kommen.

Die Leute haben ein grenzenloses Vorurteil gegen Fremde. Es konzentriert sich in dem Begriff, daß Europäer hauen. Dies ist auch richtig: die Behandlung der gutmütigen Chinesen durch Europäer ist oft empörend. Mir erscheint es als ein Zeichen von Feigheit und Rohheit, dem Gefühl der Superiorität über den furchtsamen Eingeborenen mit der Peitsche Ausdruck zu geben. Nur wo man uns zu übervorteilen sucht oder wo Gefahr droht, daß ein Volkshaufe durch ein paar schlechte Charaktere in aufgebrachte Stimmung gebracht und vielleicht zu Gewalttaten aufgehetzt werde, müssen wir, wenn Zureden vergeblich ist, energisch auftreten. Ein einziger schlechter Mensch kann auf einen großen, sonst gutmütigen Volkshaufen eine bedeutende Wirkung ausüben. Packt man ihn und verfährt mit ihm nach Gebühr, so sehen die anderen sofort die Gerechtigkeit ein und gewinnen Respekt. Ich könnte davon einige charakteristische Beispiele erzählen. Aber es kommt nur sehr selten so weit; ein gutes Einvernehmen bezeichnet durchweg unsern Verkehr mit den Eingeborenen. Dies verdanke ich Splingaert, denn ich selbst finde keine Zeit, Chinesisch zu lernen, weil ich vollauf beschäftigt bin.

Um 4 Uhr früh wird aufgestanden. Anziehen, Frühstücken, Packen, Aufbinden des Gepäcks auf den Karren nimmt gerade zwei Stunden in Anspruch. Dann geht es vorwärts. Von 11 bis 1 Uhr ist allgemeine Fütterung der Passagiere und Maultiere. Dann wird wieder bis um 6 Uhr gefahren, darauf die Hauptmahlzeit genommen. Nachher beginnen meine schriftlichen Arbeiten, Kartenzeichnen usw., während die anderen schon schlafen. Ich arbeite oft bis Mitternacht. Am nächsten Morgen geht es um 4 Uhr wieder weiter. Für den unzureichenden Nachtschlaf halte ich mich im Karren schadlos, wenn einmal die Straße gut und die Gegend langweilig ist, was gewöhnlich zusammenfällt. Ich schreibe ein ausführliches Tagebuch und versäume dies keinen Abend, denn was man ihm nicht anvertraut, ist verloren. Dazu mache ich fortdauernd Kartenskizzen, die ich an

Stationen wie hier zusammenstelle und geologisch koloriere. Sammlungen bilden den dritten Teil der Tätigkeit, doch habe ich dafür kein hervorragendes Talent.

So werden täglich sechs deutsche Meilen zurückgelegt. An Orten, wo Steinkohlenfelder oder besonders interessante Gebirge sind, wird einen Tag oder mehrere angehalten, um Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde zu machen; zuweilen mache ich auch vormittags einen Spaziergang und fahre nachmittags. Die Komforts des Wirtshauslebens sind denen des Karrens ganz entsprechend. Es gibt Wirtshäuser in vielen der zahlreichen Dörfer an den Straßen. Man fährt durch ein Tor in einen Hof, an dessen Seiten kleine Häuschen stehen. Wir nehmen das beste für uns. Darin ist ein Raum, zuweilen zwei. Unter Zudrang einer großen Volksmenge wird abgepackt und alles nach Ordnung und System in dem Haus aufgestellt, das vorher gründlich gereinigt worden ist. Einige Fenstergitter, mit Papier überzogen, das das neugierige Volk von außen schnell mit den Fingern durchstochen hat, verbreiten ein Halbdunkel im Zimmer. An den Seiten sind große gemauerte Kasten zum Schlafen; sie sind mit Matten belegt und können geheizt werden, da die Chinesen gern warm schlafen. Die Matten werden herausgenommen und gereinigt, dann die Betten darauf ausgebreitet.

In der Mitte steht ein Tisch, wacklig und gebrechlich und mit Schmutz bedeckt. Er wird mit kochendem Wasser abgewaschen (was ihm vorher wohl selten passiert ist), und die norddeutsche Flagge, die ich noch von der Yangtszĕ-Fahrt habe, als Tischtuch und Zierde des Zimmers ausgebreitet, Flaschen und Zinnbüchsen in Reihe und Glied darauf gestellt. Nun sieht das Zimmer schon ganz wohnlich aus. Bleibe ich mehrere Tage, so wird schon von vornherein noch mehr für Komfort gesorgt. Das nächste ist der Ofen. Ein kleiner Tonofen für Holzkohlen wird hereingebracht. Die Küchengerätschaften hat der Boy unterdes schon in schönster Ordnung aufgestellt, und nun geht es ans Kochen. Die meisten Reisenden in China leben halb oder ganz von chinesischer Küche. Ich würde dies

nur tun, wenn ich durch absolute Notwendigkeit dazu gezwungen würde. Ich esse gern gut und kräftig, besonders auf Reisen; die chinesische Küche genügt keiner dieser Forderungen. Unter „gut" verstehe ich nicht Delikatessen und feine Gerichte, sondern möglichste Einfachheit, aber möglichst vollkommene Zubereitung.

Was zunächst Kaffee, Tee und Kakao betrifft, so stehen sie nach Theorie und Praxis bei mir, glaube ich, auf der Höhe des Jahrhunderts. Ich habe mir die Regeln dieser Kunst schon in meinen früheren Junggesellenwirtschaften angeeignet und habe sie nun meinem Boy beigebracht. Diese Getränke habe ich nur gut, wenn ich auf Reisen bin; an den Hafenplätzen muß ich mit schlechterer Zubereitung vorlieb nehmen. Kondensierte Milch hat man jetzt in vorzüglicher Qualität, beinahe besser als frische, insofern sie den Kaffee nicht verdünnt. Die übrige Küche hat sich erst allmählich entwickelt, läßt aber jetzt wenig mehr zu wünschen übrig. Der Boy ist kein gelernter Koch, aber gelehrig und hat Sinn für verfeinerte Methode. Splingaert versteht auch nichts, hat aber eine wesentliche Neuerung eingeführt, nämlich bei Rührei, Omelette usw. das Eiweiß von dem Eigelb separat zu schlagen.

Die Küche wuchs also wesentlich aus meinen Experimenten hervor. Hätte ich doch früher nicht die Gelegenheit versäumt, zu lernen und mir Rezepte geben zu lassen. Das Ideal bei meinem Experimentieren waren stets die Erinnerungen an die Küche im elterlichen Haus, denn eine bessere habe ich noch nicht gefunden. Dem schreibe ich es auch zu, daß es mir auf der Reise gewöhnlich besser schmeckt als auf großen englischen dinners, die überhaupt nicht viel Anziehungskraft für mich haben. Schnelle Zubereitung ist natürlich das sine qua non unserer Gerichte, denn viel Zeit haben wir nicht. An Braten ist nicht zu denken. Was man im Lande bekommen kann, sind Hühner, Eier, Mehl, Zucker, etwas Gemüse (keine Kartoffeln), Reis, zuweilen ein Fisch und ein ganz erträgliches Brot. Hin und wieder haben wir auch ein Stück Rindfleisch, aber nur selten, und dann ist es fast wie Sohlenleder. Wir müssen einen Chinesen an-

stellen, während der Nacht ein langsames Feuer zu unterhalten, bei dem es gekocht wird. Hier habe ich auch, da ich in einem deutschen Gasthaus bin, den Wert des Essigs für die Kochkunst, besonders das Kochen von Rindfleisch in Essig kennen gelernt, wodurch es sich lange konserviert. Überhaupt habe ich hier viel Neues gelernt. Um aber davon zu profitieren, muß ich die Zahl meiner Provisionen vermehren. Den Vorrang unter den letzteren nimmt Liebig's Fleischextrakt ein, der eine große Wohltat für die reisende Menschheit ist.

Das Kapitel über die Kochkunst ist nun schon etwas lang geworden, aber es ist ein Gegenstand von einiger Wichtigkeit. Macht jemand eine kleine Tour von vierzehn Tagen, so kann er mit irgend etwas vorlieb nehmen. Wenn man aber Monat für Monat in einem halbbarbarischen Lande herumreist, so wirkt gute Kost wesentlich dazu mit, bei Kraft und in guter Stimmung zu erhalten. Es ist mein Prinzip, vor keinen Beschwerden und keinen Entbehrungen zurückzuschrecken, aber dieselben auf ein unter den jeweiligen Umständen möglichst geringes Maß zurückzuführen. Hätte ich darin nicht schon einige Routine erlangt, so würde ich nicht nur mit weniger Vergnügen, sondern auch mit weniger Erfolg reisen.

Während wir im Wirtshaus sind, besonders wenn wir essen, umsteht uns immer eine große neugierige Volksmenge. Ich weise ihnen eine bestimmte Grenze an, die sie nicht überschreiten dürfen. Bis zu dieser aber lasse ich sie ihre Neugier vollkommen befriedigen, denn sie ist natürlich und gerechtfertigt, und einem reisenden Chinesen in Deutschland würde es viel schlechter ergehen als uns in diesem Lande. Nur Greisen ist es erlaubt, in das Zimmer zu kommen und sich zu setzen. Die Chinesen haben eine wohltuende Hochachtung vor hohem Alter, und mit Recht, denn diese alten Leute haben hier wirklich etwas Ehrwürdiges und meist vortreffliche Manieren. Zuweilen läßt sich ein Greis, der nicht mehr allein gehen kann, zu uns führen, um doch noch einmal vor seinem Tode die Fremdlinge gesehen und gesprochen zu haben, die in seinen späten Jahren so viel haben von sich reden machen. Er mag wohl ahnen, daß sie noch

einen gewaltigen Einfluß auf die Geschicke seiner Enkel haben werden. Ich hoffe, mancher von ihnen wird mit der Überzeugung zurückkehren, daß der Einfluß wenigstens kein schlechter sein wird.

Über die Bevölkerung von Schantung kann ich nur das Beste sagen, soweit es das persönliche Entgegenkommen betrifft. Sie ist hier viel besser als am Yangtszĕ. Die Leute haben einen sanften Charakter und sind intelligent und arbeitsam, aber sie sind eine furchtsame, verweichlichte Rasse. Sie werden von den Mandarinen gedrückt, und die Regierung sorgt nicht für sie. Wie Kinder, die unter großem Druck aufwachsen, sich selten zu männlicher Kraft entwickeln, so ist hier dieser Einfluß auf ein ganzes Volk bemerkbar. Aber es müssen wohl noch andere Ursachen zu Grunde liegen. Es scheint, als ob die ganze Nation in einem fortdauernden Rückschritt begriffen, als ob ihre Kraft gebrochen und erlahmt sei, ebenso wie der Boden Chinas erschöpft und ausgesogen ist und die ergiebigen Ernten nur durch künstliche Mittel und sorgsame Pflege erzielt werden können.

Die Bevölkerung ist unendlich groß. Sie heiraten jung, und jedes Dorf wimmelt von Kindern wie ein Ameisenhaufen. Ihre frühesten Beschäftigungen sind auf die Erhaltung des Lebens gerichtet, und bis zum Alter kennen sie nichts weiter. In Religion wie in Politik sind sie vollkommen indifferent. Dies gilt natürlich nur von der Landbevölkerung, mit der ich fast ausschließlich in Berührung komme. Man liest in Büchern, daß jeder Chinese lesen und schreiben kann. Ich fand diese Kenntnisse in sehr beschränktem Maße verbreitet. Die große Mehrzahl der Leute vegetiert nur in einem unsäglichen Schmutz, der aber doch dem mancher slavischen Völkerschaften Europas noch nicht nahe kommt. Am niedrigsten stehen die Leute in der Regel dort, wo die Fruchtbarkeit am größten ist, höher nach Reinlichkeit, Ordnung, Bauart der Häuser und Industrie in den Gebirgstälern; eine Besserung des Charakters geht damit Hand in Hand.

In Tsi nan fu besuchte ich einige katholische Missionare, italienische Franziskaner; einige andere sind in der Provinz verbreitet, und einer ist hier in Tschifu. Sie haben ungefähr 12000 Christen,

fast ausschließlich auf dem Lande und meist Abkommen der christlichen Familien von den früheren Missionszeiten her, als Tsi nan fu die Metropolitanstation der Franziskaner in China war. Der jetzige Bischof ist seit zwanzig Jahren stetig auf seiner Station gewesen; kein Wunder, daß er halb Chinese geworden ist! Zwei Patres sind mit ihm, außerdem einige chinesische geweihte Priester. Der einzige Unterschied, den ich zwischen den letzteren und den gewöhnlichen Chinesen fand, war einige Kenntnis des Lateinischen. Das Missionswerk besteht in der Seelsorge für die vorhandenen Christen, in Seminarunterricht, in der Verwaltung eines Waisenhauses, dem aber nur Chinesen vorstehen, und in der Taufe sterbender Kinder. Neue Christen werden fast garnicht gemacht, und diese wenigen treten, wie die Missionare sagen, nur aus Interesse über.

So sehr ich der Hingabe dieser Missionare an ihren Beruf, mag sie nun freiwillig oder gezwungen sein, meine Hochachtung zolle, so ist doch ihr Missionswerk weit, sehr weit von meinem Ideal einer Mission entfernt und steht jedenfalls hinter der bewundernswerten Tätigkeit der Jesuiten sehr zurück. Ein ganz kleines Beispiel wird den Unterschied zeigen. Führt Euch ein Jesuitenmissionar in sein Waisenhaus, so kommt Ihr in ein hübsches europäisches, reinliches Haus und werdet mit dem mehrstimmigen Gesang eines Kirchenliedes, oft in vorzüglicher Ausführung, empfangen. Hier bliesen mir die Jungen auf chinesischen Instrumenten eine chinesische Katzenmusik entgegen, feierlich einstudiert natürlich, aber gerade so, wie sie ihrem Buddha in den Tempeln aufspielen würden. Das Waisenhaus war ein schmutziges, unheimliches chinesisches Haus, ganz kahl, ohne Garten. Einige Acker Feld, die dazu gehören, werden mit Weizen bebaut. Wenn man die Kinder nicht zu etwas Besserem erzieht, als die Chinesen der untersten Klassen es selbst tun können, wie sollen da die Chinesen einen Vorzug im Christentum erblicken? Ich meine, er sollte ihnen durch Beispiele ad oculos demonstriert werden, dann würden sie sich ein bischen um das Wesen des Christentums kümmern. Keinen angenehmen Eindruck machte es mir, zu sehen, daß die alte

Eifersucht der Franziskaner auf die Jesuiten, die in der frühen Missionsgeschichte von China so überaus folgenschwer gewesen ist, noch fortdauert. Ich stelle mich nach meinen Erfahrungen jedenfalls auf die Seite der Jesuiten. Das höfliche Entgegenkommen der italienischen Patres hat darin nichts zu ändern vermocht.

Was nun endlich die eigentlichen Zwecke meiner Reise betrifft, so habe ich sehr befriedigende Resultate erreicht. Ich war fast ausschließlich in Gebirgsgegenden oder Hügelland. Die Berge sind ganz kahl, jede Spur von Baum- oder Strauchvegetation ist längst vertilgt, und die jetzige Generation rauft mit eigens dazu gemachten Instrumenten die Wurzeln der Gräser und Kräuter aus, um sie als Feuerungsmaterial zu benützen. Selbst von den Rainen der Felder und Wege werden sie vertilgt. Diese furchtbare Versündigung an den Gottesgaben, die den Bewohnern dieser Gegenden in überreichem Maße zuteil geworden sind, wird sich noch schwer rächen. Der Einfluß auf das Klima ist schon jetzt unverkennbar. Für den Geologen aber erwächst daraus der Vorteil deutlicher Aufschlüsse und klarer Fernsichten.

Ich hatte sechs Wochen ununterbrochen klares Wetter. Mein Boot verließ ich am Ende einer regnerischen Zeit, und in Tschifu langte ich eben bei Beginn einer anderen nassen Periode an. Während der Landreise hatte ich nicht einen Regentag, während in Schanghai und im südlichen China der Regen strömte. Diesem Umstand verdanke ich viel von meinem Erfolg. Das Wetter war beinahe zu gut, da es mich zu ununterbrochener Tätigkeit im Felde zwang. Ich sehnte mich nach Regen, um nur einmal Rast zu haben. Meine Resultate würden Euch nicht sehr interessieren, ich schreibe sie regelmäßig an einige Geologen. Es fielen unter meine Beobachtung auch einige Steinkohlenfelder von großer zukünftiger Bedeutung. All dies ist neu. Ich bin der erste Geolog auf diesem großen Felde, und dies erhöht das Interesse bedeutend.

Erlaube mir nun, meine liebe Mutter, nach dieser langen Reisegeschichte einige wenige Worte über den Darwinismus, da Du in einem

Briefe auf ihn zu sprechen gekommen bist.*) Darwin steht als scharfsinniger Beobachter, als logischer Denker, als Naturforscher im edelsten Sinne des Wortes, das heißt: als einer, der bei seinen Forschungen nur von dem reinsten Drang und Streben nach Wahrheit beseelt ist, auf einer sehr hohen Stufe unter den Forschern unserer Tage. Sein ganzes reiches Leben hindurch hat er auf weiten Gebieten zahlreiche Beobachtungen gemacht, so zahlreich wie kaum ein anderer. Sein Scharfsinn und seine Gewissenhaftigkeit lassen ihn daraus mehr und mehr Schlußfolgerungen ziehen, die von der hergebrachten Annahme abweichen. Hättest Du sein Werk gelesen, so würdest Du nicht anders können, als die Bescheidenheit, ja Schüchternheit, bewundern, mit der ein so großer Mann erst die Beobachtungsgrundlage entwickelt und dann der Welt zeigt, wie er selbst nicht anders kann, als so und so daraus zu folgern, es ganz den Anderen überlassend, ob sie die Folgerungen noch weiter führen wollen in Regionen, an die er sich garnicht heranwagt, oder ob sie ihn vom Standpunkt der herrschenden Ansichten widerlegen wollen. Ich glaube, daß darin mit das Zündende der neuen Theorie gelegen hat, daß Darwin sie nicht als etwas Neues und Großes in die Welt hinausposaunt, sondern in schüchterner, bescheidener Weise nur den Weg dazu gezeigt hat.

Die jüngere Generation der Naturforscher hat im ganzen die Darwinsche Lehre mit Begeisterung aufgenommen, weil sie Licht über vieles zu verbreiten schien, was damals dunkel war. Da aber in Deutschland unter einem Teil der jungen Generation der Materialismus eben in üppigster Blüte war, so bemächtigten sich dessen Träger vorzüglich der neuen Lehre, und da sie stets zu den Hauptschreiern gehörten, so brachten sie Darwin durch ihre eigenen Versionen entstellt vor das Publikum. Von den besonnenen älteren Naturforschern neigten sich mehrere, darunter einige große Denker, sofort zu Darwin, andere erst nach schwerem Kampf, und eine große Zahl steht ihm noch heut als

*) Obgleich dieser Abschnitt des Briefs vom Reiseschauplatz abschweift, hat sich der Herausgeber nicht entschließen können, ihn fortzulassen.

Gegner gegenüber. Daß von ihnen der Kampf mit Maß und Würde geführt wird, ist zum Teil eine Folge der hohen Achtung, welche sie Darwin, ohne persönliche Bekanntschaft, nur nach der Durchlesung seines Buches, zollen. Ich fürchte, daß Du aus den Schriften mancher theologischer Polemiker ein verzerrtes Bild von Darwin und seiner Lehre erhalten magst. Leute, die entweder Darwin nicht lesen oder, wenn sie ihn lesen, nicht verstehen, halten sich natürlich lieber an die extremen Folgerungen der Materialisten, die ja viel leichter und piquanter anzugreifen sind. Diese Gegner stellen den „Darwinismus" kurzweg als „die Lehre der Abstammung des Menschen vom Affen" dar und gewinnen dadurch ihren Lesern gegenüber schon von vornherein in sehr billiger Weise den bedeutenden Vorsprung, die Lehre im Vergleich zu herrschenden Ansichten als etwas Absurdes, Verabscheuungswürdiges und Lächerliches darzustellen. Damit zeigen sie, daß sie Darwins Werk selbst garnicht kennen, denn vor seiner letzten Ausgabe hat er diesen Gegenstand garnicht berührt, die Konsequenz nie gezogen. Er bewegt sich auf wesentlich anderem, rein naturwissenschaftlichem Gebiet. Hier auch wird man den Kampf um die Lehre ausfechten müssen.

Es fehlt nicht an bedeutenden Männern, die Darwin mit denselben Waffen angreifen, die er selbst gebraucht, mit Beobachtungen und Tatsachen. Was der Erfolg sein wird, läßt sich wohl mit Bestimmtheit noch nicht versichern. Das aber zeigt uns die Geschichte, daß eine neue Lehre, die von einem großen Geist auf fester Grundlage aufgestellt und von einem denkenden Teil der Menschheit mit Begeisterung aufgegriffen worden ist, stets wenigstens einen Funken neuer Wahrheit enthalten hat. Wir sollten sie nie ohne weiteres zurückweisen. Wird dann aber einmal diese Wahrheit mit voller Beweiskraft dargelegt, so müssen wir sie annehmen, mag sie unseren Gefühlen noch so sehr widerstreiten. So war es mit der Lehre der Drehung der Erde um ihre Achse. Ob es mit Darwins Lehre von der Entstehung der Arten auch so sein wird, können wir mit Sicherheit noch nicht sagen.

Ich bin weit davon entfernt, hier etwas für oder wider den Inhalt der Darwinschen Lehren äußern zu wollen, dazu bin ich nicht kompetent. Aber ihre Grundlagen kannst Du unmöglich kennen, und ihre Konsequenzen müssen Deiner persönlichen Überzeugung widerstreiten. Ich möchte Dich nur darum bitten, daß Du Dich nicht von polemischen Schriftstellern und Rednern bestimmen lassen mögest, zu leicht von Darwin oder von seiner Lehre zu denken. Darwin wird schwerlich einen Gegner finden, der ihm an Geistesgröße und Bescheidenheit gleichkommt — ja, ich wage zu behaupten, daß nur wenige seiner theologischen Gegner von so tiefer Religiosität durchdrungen sein mögen, wie sie sich bei Darwin, wenn auch nicht immer in ein theologisches Gewand gehüllt, in seinem ganzen Buch ausspricht. Dies wenigstens ist der Eindruck, den mir das Buch hinterlassen hat. Ich las es im Jahre 1861 mit meinem damaligen Kabinengenossen auf der „Thetis“, seitdem folgte ich nur als Zuschauer im letzten Rang der weiteren Entwickelung der Lehre und der Polemik.

Doch ich kehre nach dieser langen Abschweifung auf das Feld des geistigen Lebens in Europa (auf dem ich jetzt kaum ein Recht habe mitzusprechen) nach Tschifu zurück. Ich habe wieder, wie bei meiner ersten Anwesenheit, die Zimmer mit der Aussicht auf das Meer und die darin zerstreuten Inseln. Die Brandung rauscht unmittelbar an dem Haus. Ich halte mich sehr gern hier auf, auch deshalb, weil ich in einem Gasthaus wohnen kann, daher Herr meiner Zeit und auch sonst unabhängig bin. Das Klima ist jetzt herrlich, die Vegetation noch in der kräftigsten Entwickelung des Frühlings. In wenigen Tagen will ich abreisen: zuerst auf einer chinesischen Dschunke nach der Südspitze der Halbinsel Liautung, dann nach der Grenze von Korea, an dieser entlang nach Mukden in der Mandschurei; von dort in der Nähe der Küste bis Yung ping fu, im Westen der Chinesischen Mauer, und dann auf einem längeren Wege durch mongolisches Gebiet nach Peking, wo ich Ende Juni anzukommen hoffe. Mein nächstfolgendes Ziel ist Possiett, eine russische Besitzung an der Ostküste unter dem 43. Grad nördl. Br., unmittelbar an der Grenze von Korea.

Da aber die Sommermonate furchtbar heiß sind, so will ich auf einem weiter nördlichen Wege reisen, nämlich von Peking über Kiachta nach Irkutsk, von dort über Nertschinsk, den Amur hinab und den Ussuri, einen südlichen Nebenfluß des Amur, aufwärts. Diese Gegenden kann ich natürlich nur sehr flüchtig durchstreifen. Erst an der Küste bei Possiett will ich mich wieder aufhalten und dann, im Oktober, über Ninguta, Kirin und Mukden durch die ganze Mandschurei nach Niutschwang reisen und von dort nach Tschifu zurückkehren.

Dieser Reiseplan erfordert eine umsichtige Organisation, und ich habe hier wie ein guter Stratege Vorbereitungen für die ganze Campagne machen müssen. Ich muß Provisionen, Kleider und Geld, erstere nach den klimatischen Verhältnissen und dem Zivilisationsgrad eingerichtet, nach Peking und nach Possiett vorausschicken, um Hindernisse und Verzögerungen zu vermeiden. Ihr würdet Euch überhaupt wundern, zu sehen, welches Hausfrauentalent ich mit einem Male entwickle, das bisher ganz in mir geschlummert hat. Beim Reisen wird die Vorratskammer unter Verschluß gehalten, und in bestimmten Fristen werden bestimmte Quantitäten von jedem Artikel zum Gebrauch herausgenommen. Dies betrifft nicht nur Sachen wie Tee, Butter, Kaffee oder Lichte, sondern sogar die größten Kleinigkeiten wie Salz, Seife und Schuhwichse. Überläßt man etwas dem Boy, zum Beispiel die Seife, so ist sie in acht Tagen verbraucht, und dieser Artikel wäre für den Rest der Reise unersetzlich. Durch mein Ordnungssystem erreiche ich, daß ich niemals Not leide, aber auch nie zu viel mitnehme. Ich weiß ganz genau, was von jedem einzelnen Gegenstand bei meiner Lebensweise pro Woche verbraucht wird, und kann mich daher für lange Reisen mit der größten Genauigkeit verproviantieren.

Reise durch die südliche Mandschurei nach Peking.

18. Mai bis 18. Juli 1869.

Ab Tschifu 18. Mai.

Meine Anwesenheit in Tschifu verlängerte sich wegen der Vorbereitungen für die lange Reise über die beabsichtigte Dauer. Meine Absicht war, von hier aus mit einer Dschunke nach Siau ping tóu, dem Handelsplatz von Ta liën wan, überzusetzen, von dort sofort nach Siu yen zu gehen und Niu tschwang gar nicht zu berühren. Es gehen nach Siau ping tóu zahlreiche Dschunken, die von dort Kornfrüchte nach Tschifu bringen. Als ich jedoch gestern eines dieser Fahrzeuge besuchte, verging mir einigermaßen die Lust, mit ihnen zu fahren. Ich hatte die Wahl zwischen der Kammer des Lauda, 4×4 Fuß im Quadrat, und einem größeren 3 Fuß hohen Raum, in dem die ganze Mannschaft zusammen liegt, ohne Licht und frische Luft. Letztere findet nicht den kleinsten Zugang, und es ist daher in dem Raume eine verpestete und erhitzte Luft, in der wenige Atemzüge Übelkeit erregen. Auf Deck kann man sich nur bei ruhiger See aufhalten; es ist konvex gebogen, ohne Galerie und am Rand 1 bis 1½ Fuß über der Wasserfläche. Die Aussicht, im günstigsten Fall 2 Tage, vielleicht 4—5 Tage unter solchen Verhältnissen zubringen zu müssen, ist gleich der des schlimmsten Kerkers. Ich nahm daher mit Vergnügen die Einladung auf ein englisches Kanonenboot an, um am Südrande von Liautung irgendwo abgesetzt zu werden.

19.—21. Mai

Wind und Wetter verschlugen mich nach Niu tschwang. Der Ort macht nicht den Eindruck lebhaften Handelsverkehrs, er liegt in

einer großen Ebene von Schlamm. Die Häuser sind aus Schmutz gebaut, mit einem leicht konvexen Dach aus Ziegelsteinen.

Heute begann ich meine große Landreise. Ich besah Vormittag noch die Dampf-Ölpresse und die Bohnenkuchenfabrik und fuhr nachmittags ab, wieder mit zwei Wagen für etwa 960 Cash pro Tag. 22. Mai.

Der Weg ging auf Salzmarsch mit zerstreuten Häusern und Gehöften. Hier ist kein Feldbau möglich, aber viele Pferde waren auf der Weide, obwohl die Vegetation wesentlich aus Salzpflanzen besteht. Das Meerwasser wird in Kanälen landeinwärts geleitet und viel Salz bereitet. Die Landschaft ist ganz verschieden von den Ebenen in Schantung und Kiangsu. Auffallend sind die großen Hunde, die wesentlich von denen in Schantung verschieden sind.

Ein starkes Gewitter machte gestern abend der Hitze der letzten Tage ein Ende, und es war heute angenehm kühl; doch regnete es bis in den Vormittag hinein. Die Salzmarsch war eine Pfütze von zähem Schmutz. Die Straße besteht aus unzähligen tiefgefurchten Geleisen, die sich zuweilen in einer Breite von 1000 Schritt aneinanderreihen. Noch walten die sparsam zerstreuten Gehöfte und Wirtshäuser vor, ohne Feldbau, der durch den Salzgehalt des Bodens verhindert wird; aber schon treten neben Salsola und anderen Salzpflanzen auch Schilfgräser auf. 23. Mai.

Diese Gegend ist ein ganz anderes Land als Schantung. Sähe man nicht die Zöpfe, man würde glauben, nicht mehr in China zu sein. Das Zeltdach mit dem an beiden Enden aufgebogenen First ist für das eigentliche China charakteristisch. Es wiederholt sich allenthalben, wiewohl mit Variationen; selbst die Lehmhütten im nördlichen Kiangsu, so erbärmlich sie sind, haben an jedem Ende drei Ziegelsteine als Repräsentanten jenes Merkmals. Dazu kommen dann die aufgebogenen Dachsparren und die zahllosen Schnörkel und Verzierungen, welche bei aller Mannigfaltigkeit jenem allgemeinen architektonischen Merkmal dienstbar sind. Hier nun sieht man auch hin und wieder diesen chinesischen Typus der Architektur, aber er ist ein Fremdling. Er findet sich an Tempeln, an Yamen und anderen Ge-

bäuden, die der chinesischen Herrschaft ihre Entstehung verdanken. Die typische Bauart des Landes kennt nur das flachkonvexe Dach. Die Häuser sind niedrig, mit Sorgfalt und Regelmäßigkeit gebaut, haben Papierfenster, sind oft bedeutend in die Länge gedehnt oder bestehen aus rechtwinklig sich vereinigenden Zweigen. Die Gehöfte sind mit Lehmmauern umgeben, die ebenso hoch wie die Häuser sind, so daß man nur die einförmigen Mauern mit wenig darüber hervorragenden Dächern sieht. Wahrscheinlich ist entweder die Mandschurei oder die Mongolei die Heimat dieser Bauart. Wo die Häuser sich gruppieren, stehen sie unter hohen Weidenbäumen. Der Anblick eines solchen Dorfs erinnert auffallend an die Fellah-Dörfer in Ägypten, es fehlen allerdings die Dattelpalmen.

Das Wirtshaus ist ein Karawanserai, ganz auf geselliges Zusammenleben eingerichtet, es ist nichts mehr von den kleinen Häuschen um den Hofraum herum zu sehen. Eine Legion von Futterkrippen an der Straße und ein Pfahl mit einem Tisch kennzeichnen das Wirtshaus. Dieses ist ein langes Gebäude mit flachkonvexem Dach, die Front eine Säulenreihe mit bunten Farben bemalt, dazwischen große mit Papier beklebte Fenster. In der Mitte befindet sich der Eingang, der mit verschiedenen Inschriften bezeichnet ist. Neben diesem Haupthaus ist die Einfahrt in den weitläufigen Hofraum. In unserem Wirtshaus waren in der Nacht wohl hundert Pferde und Maultiere im Hof; sie werden nicht angebunden, teilen sich aber friedfertig in die ihnen angewiesenen Futterkrippen. Das Haus besteht wesentlich aus zwei großen Räumen: der eine ist Kochraum und dient zum Schlafen für das gewöhnliche Publikum; der andere ist Schlaf- und Wohnraum für die bessere Klasse und besteht aus einem langen Kang*) mit Tischen zwischen je zwei Schlafstellen. Gegenüber dem Kang sind kleine Zimmerchen für Extra-Gäste. Da diese Klassen reichlich vertreten waren und wir uns als superextra betrachteten, richtete ich mir zur großen Verwunderung der Anwesenden eine Art Stallgebäude ein. Das Quartier hatte nur den

*) Heizbare Schlafstelle.

Nachteil, eine Traufe für den strömenden Regen zu bilden. Ein unangenehmer Unterschied gegen früher ist das Fehlen von Tisch und Stuhl, denn die niedrigen Aufsätze, welche die Chinesen befriedigen, dürfen wohl kaum als Tische bezeichnet werden. Das Schreiben findet daher in den unbequemsten Positionen statt, was auf die Führung des Tagebuches, die Anfertigung von Kartenskizzen usw. einen bedenklichen Einfluß zu haben droht.

Endlich erreichten wir die schon von Yingtszĕkóu sichtbare Bergkette, welche die Ebene des Liau hŏ südöstlich begrenzt. Nach Durchquerung von zwei kleinen Ketten kommt man in ein Flußtal, in dem die Straße 10 li nach SO hinauf nach Kai ping hsiën führt, um sich dann wieder nach WSW zu wenden. Dieses Tal ist sandig und daher wenig fruchtbar, aber jeder Zoll ist als Ackerland benützt. Kai ping scheint bedeutenden Handel zu haben. Die Straßen sind sehr breit, die Gebäude einfach.

24. Mai. Das Wegemaß der li ist hier bedeutend länger als in Schantung. Dort schätzte ich 4 li = 1 mile (statute) oder ungefähr 280 = 1 Grad des Äquators. Die Liautung-li ist bedeutend länger. Ein Chinese in Tschifu gab mir das Verhältnis 1 Schantung-li : 1 Liautung-li = 7 : 10 an, was 196 li = 1 Grad geben würde. 3 li wären demnach mehr als 1 mile, was ungefähr richtig sein dürfte. Die astronomischen li sind 200 = 1 Grad. Für die anderen konnte ich noch nicht viel hinsichtlich eines genauen Maßes erfahren. 1 Schantung-li soll = 500 Schritt sein, aber was ist ein Schritt? —

Wir kamen heute durch eine öde, wenig bewohnte Gegend. Die Gebirge sind krystallinische Schiefer mit Gneiß und Granit, die Täler Sand, die Erdbedeckung auf kleinen Hügeln ein unfruchtbarer Lehm. Hirse und Buchweizen scheinen die wesentlichen Feldfrüchte zu sein. Das Land im Tal des Kai tschóu hŏ ist meist sanftwellig; diese Wellen bestehen vorwaltend aus verwittertem Granit.

25. Mai. Li kwan tschun ist ein kleines Dorf von 12 bis 20 Häusern, Yang ti tiën ein einzeln stehendes Wirtshaus. Zwischen beiden, in einer Entfernung von 35 km, sieht man nur vereinzelte Gehöfte; selten und

nur in der Tiefe der talartigen Verflächungen liegen zwei oder drei bei einander. Dennoch ist die Landschaft nicht ganz öde. Die Berge und Hügel haben hier mehr Graswuchs als in Schantung, und in den Vertiefungen, in sandigen, wasserleeren Bachbetten, sind Weiden und eine Pappelart in umfangreichen Gruppen angepflanzt. Es ist immerhin die am spärlichsten bewohnte Gegend, die ich bis jetzt in China gesehen habe.

26. Mai. Ein Kennzeichen der spärlichen Besiedlung sind die Namen unserer Stationen, die meist den Zusatz tiën (Wirtshaus) führen; früher waren es die größten Dörfer und Städte. Stehen neben dem Wirtshaus überhaupt noch einige Häuser, so nimmt das tiën den ersten Rang unter ihnen ein. Sie sind meist weit von einander entfernt, und die Länge der Tagesfahrten ist von ihnen abhängig. Das vorige tiën war vorzüglich, besonders seiner guten Leute wegen. Überhaupt ist die Bevölkerung hier von der äußersten Gutmütigkeit, dabei wenig neugierig und fürchtet sich nicht vor Fremden. In Schantung war man mit meiner hohen Wirtshaustaxe (250 Cash Schlafgeld, 150 Cash für Mittag) selten zufrieden, hier überall. Die früheren Kan che ti (Fuhrleute) machten sich durch ihre täglichen Geldforderungen und Klagen höchst unangenehm, die jetzigen haben noch nie Geld verlangt und bekommen doch nur 960 Cash pro Tag und Wagen; die früheren erhielten anfangs 2400, später 1600 Cash.

Die Gegend war heute anfangs von ähnlichem Charakter wie gestern, aber weit anmutiger durch die ausgedehnten Laubholzgebüsche in den Senken. Sie sind jetzt im frischesten Grün, die Felder aber sind noch weit zurück. Es gibt hier keine Wintersaat, und die Sommersaat schießt eben erst hervor. Vorwaltend ist Kauliang bis hinauf auf dürre Höhen. 12 li von der Station kamen wir nach dem Dorf Ma tschang, einer Gruppe von Gehöften von Großbauern. Die Höfe sind groß, die Häuser hübsch gebaut und reinlich. An sie schließen sich weitläufige Gärten, die mit lebendigen Hecken eingezäunt sind. Die besten Wohnhäuser sind halbchinesisch, d. h. sie haben das importierte chinesische Dach mit dem einheimischen Unterbau. Die

Eigentümlichkeit des letzteren besteht darin, daß die Vorderfront in eine untere und eine obere Hälfte zerfällt. Die obere ist in quadratische Felder gleichmäßig abgeteilt, die abwechselnd blind sind und ein Fenster bilden. Das Fenster besteht aus zwei Teilen, deren einer den ganzen Tag offen ist. Also hier ist doch ein Bedürfnis nach Luft und Licht erkennbar! Wie erbärmlich sind dagegen die Lehmhütten im nördlichen Kiangsu, die weder ein Licht- noch ein Luftloch haben, nur eine Mattentür. Der hiesige Unterbau steht also dem chinesischen voran. Das chinesische Dach ist eleganter und mag darum bei den Reicheren Eingang gefunden haben.

Matschang war eines der hübschesten kleinen Dörfer, die ich in China gesehen habe. Ich besuchte die Schule und fand darin ein Dutzend geweckter Jungen. Den Lehrer mußte ich erst aus dem Schlaf wecken. Nach 25 li erreichte ich die Stadt Futschóu. Sie liegt in einem Talkessel anmutig im Grünen; auf einem kleinen Hügel dabei steht eine dicke verfallene Pagode. Vorstädte fehlen fast ganz. Die Stadt hat gerade breite Straßen, aber niedrige Häuser und armselige Kaufläden, wie es in einer so dünn bevölkerten Gegend zu erwarten war. Die Straße war auch heute wieder sehr schlecht und die Fahrt so langsam, daß ich mit Bequemlichkeit fast die ganze Zeit zu Fuß gehen und Ausflüge nach den nächsten Hügeln machen konnte.

27./28. Mai

In Wuhoschui fand ich einen sehr zuvorkommenden Gastwirt, der durch einen zehntägigen Besuch von Meadows die Bedürfnisse der Europäer kannte, und richtete mich in seinem kleinen Haus für einen Rasttag ziemlich bequem ein. Nichts gleicht der Gutmütigkeit und Dienstfertigkeit der hiesigen Leute; aber sie haben mit allen Chinesen das Vergnügen am Kaufen und Verkaufen gemein, das schon in den kleinen Kindern steckt. Bei diesem Ort wird Kohle abgebaut. Das Recht zum Bergbau wird von den Behörden in Peking an wenige einzelne Individuen verliehen. Die Familie meines Wirtes hat es seit 100 Jahren. Da heißt es: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“. Mein Wirt sagt: Über der Erde existiert Ordnung und Gesetz, unter der

Erde nicht. Jeder arbeitet in seinem Schacht so weit, wie er kann. Virtuell ist der Eigentümer des Landes auch Eigentümer von allem, was darunter ist. Daher erhält er durch seinen Boden das ausschließliche Recht zum Bergbau, aber er kann außerdem so weit seitlich gehen, wie er es vermag. Nur einen Schacht darf er durch das Gebiet seines Nachbars nicht senken. Die Gewalt der einbrechenden Gewässer soll zuweilen furchtbar sein. Die ganze Mannschaft — angeblich 400 Mann auf den Gruben meines Wirtes, sie arbeiten in zwei Schichten Tag und Nacht — wird dann angestellt, um, auf den Stufen der schiefen Einfahrt stehend, das Wasser durch Körbe zu bewältigen, die von Hand zu Hand gereicht werden. Die Gefahren sind ein Grund der hohen Löhnung des Bergmannes.

Ich fragte nach den Besitzverhältnissen des Berglandes: „Es gehört dem Hwang ti“*) ist die einfache Antwort. Finden sich kulturfähige Stellen, so hat der Besitzer des nächstliegenden angebauten Landes ein Recht, sie anzubauen, aber kein anderer. Pflanzt jemand Bäume, so hat jener Besitzer das Recht, sie für sich in Beschlag zu nehmen, auch wenn sie außerhalb seines Grundbesitzes liegen. Die Abgaben werden von dem Mau**) angebauten Landes bezahlt. Läßt jemand sein Feld brach liegen, so hat er keine Abgabe zu zahlen, bepflanzt aber einer das seinem Besitz zunächst gelegene Bergland, so erstreckt sich die Abgabe auch auf die neu kultivierte Strecke. — Übermäßige Rechte und übermäßige Beschränkung gehen somit Hand in Hand.

30. Mai

Südöstlich von den schroffen Hügeln von Yung ti tiën dehnt sich eine weite, äußerst flache, fruchtbare Talmulde aus. Nach N, O und SO sieht man nur ein flachwelliges Land ohne Formen, die irgendwie das Auge fesseln: alles einförmig und sanft. Erst in weiter Ferne (etwa 30 km), sieht man im Norden hohe krystalline Ketten, bis an deren Fuß sich das Wellenland ausdehnt. In jener Talmulde besteht

*) „Gelber Kaiser“, Bezeichnung für den Kaiser von China.

**) 1 Mau oder Móu ist durchschnittlich = 675 qm.

der Boden aus den Schichtenköpfen der genannten Formation. Jeder Wasserriß legt sie bloß, und da die Straße an Wasserrissen hinführt, so kann man an ihrer Seite Schicht für Schicht verfolgen. Die Schichtköpfe sind von schwarzem Marschboden bedeckt, dieser von Lehm und Humus. Es kommt sogar ein Torflager darin vor. Die Oberfläche der Wellen ist kahl, in den Tälern sind kleine Dörfer mit viel Gebüsch zerstreut, die ihnen einen freundlichen Anblick geben.

Dies ist eine große Agrikulturgegend, und es wurde mir nun der Grund der Bedeutung der Häfen an der SO-Küste von Liautung für den Export von Kornfrucht klar. Die Dschunken von Tschifu kommen alle mit Ballast hierher und kehren mit Korn beladen zurück. Mais und Bohnen scheinen die Hauptprodukte zu sein. Die Bevölkerung ist zu dünn, um sie zu verbrauchen, und exportiert, ohne zu importieren, denn sie haben keine Bedürfnisse außer Opium und Spiel. Diese beiden Laster, die hier sehr allgemein sind, scheinen auch die Hauptursache zu sein, daß in Liautung zwar durchgehends ein gewisser Wohlstand, aber kein Reichtum herrscht. Unter den Exportplätzen sind drei hervorragend: Siau ping tóu westlich von der Ta liën-wan-Bai, Pi tszĕ wo und Ta ku schan, nahe dem Ausflusse des Ya lu-kiang an der Grenze von Korea.

31. Mai

Ich machte gestern den argen Schnitzer, zu viel Vertrauen in Chinesen zu setzen, und mußte heute dafür büßen. Meine bisherigen Karren waren nicht befriedigend, da die Tiere schlecht waren und mich nötigten, kurze Fahrten zu machen. Ich beschloß daher, hier neue zu nehmen, und schickte gestern abend Splingaert aus, der mit der Nachricht zurückkehrte, daß viele Karren und für billigen Preis zu haben seien; zu einem bestimmten Engagement aber sei die Abendstunde zu spät. Dagegen habe ein gewisser Gastwirt auf heute früh zwei Karren sicher zugesagt. Zugleich drängten meine Fuhrleute auf Ablohnung, da sie heute früh Rückpassagiere hätten. Ich ließ mich bereden, sie gehen zu lassen, ehe ich Anzahlung auf neue Karren gemacht hatte. Die Folge war, daß meine Fuhrleute den anderen von schwerem Gepäck, Antreiben zur Eile, Schlagen der Tiere usw.

vorredeten und sowohl selbst wie sämtliche andere Karren heute früh die Stadt verließen.

So war ich denn aufs Trockne gesetzt. Alle Versuche blieben fruchtlos. Ich schickte Splingaert mit dem Paß zum Mandarin, der sehr artig war und zwei Karren auftrieb, jedoch mit dem Bemerken, daß unsere Ladung, drei Mann und Gepäck, zu viel für sie sei und daß wir drei Karren brauchten. Noch fehlte der dritte. Die Nachricht, daß der erste ankommende Karren vom Mandarin mit Beschlag belegt werden würde, hatte sich wahrscheinlich auf allen Straßen weithin verbreitet. Die Aussichten zum Fortkommen waren daher ziemlich trüb. Zum Glück fehlt es einem reisenden Geologen nie an Beschäftigung.

Wie überall suchte ich auch hier bisher vergebens nach Spuren einer früheren Meeresbedeckung und nach Gletscherspuren. Es ist wahrscheinlich, daß das Land schon einmal um einen geringen Betrag, kaum mehr als 15 m, tiefer als jetzt versenkt war, und man will in Schantung Anzeichen einer gegenwärtigen Hebung beobachtet haben. Aber sie ist, wenn sie stattfindet — ich suchte vergebens nach positivem Anhalt —, nur eine Unterbrechung in der langsam vorschreitenden allgemeinen Senkung. Hier geben dafür insbesondere die breiten sandigen Talbecken einen Beleg, die Liautung wie Schantung eigentümlich sind. Fände jetzt eine Hebung von 30 m statt, so würde man, wenigstens am Meere, diese Sandanhäufungen von Wasserrissen durchsetzt finden, und dasselbe müßte der Fall sein, wenn die Hebung langsam von statten gegangen wäre.

Bei Pi tszĕ wo besteht die Küste aus langen, niedrigen, klippigen Abfällen des krystallinisch-schiefrigen Wellenlandes; dazwischen sind sandige Buchten, und auch der Strand bei Pi tszĕ wo besteht aus Sand. Der Hafen ist schlecht, der Meeresboden so flach, daß die Ebbe ihn in der Breite von fast 1 km trocken legt. Er besteht aus einem ganz weichen Schlamm, der auf dem Sand lagert. Hätte eine Hebung kürzlich stattgefunden, so würde man den Schlamm über Fluthöhe mit organischen Resten bedeckt finden, was nicht der Fall ist. Die kry-

stallinischen Schiefer setzen unter dem Meeresboden fort und ragen in zahlreichen Klippenreihen auf, setzen auch alle Inseln zusammen, deren Formation sich aus den Formen erkennen läßt. Die Zahl der Inseln ist sehr bedeutend, die Karte gibt nur einige wenige der vorhandenen an. Sie schützen den Hafen einigermaßen, aber bei weitem nicht vollständig. Den chinesischen Dschunken freilich sind die besonderen Eigenschaften des Hafens bequem: sie setzen sich zur Flutzeit in den Schlamm und bleiben bei der Ebbe auf dem Trocknen. Man hat Wege von Sand auf dem Schlamm aufgeworfen und kann so die Schiffe unmittelbar laden und löschen.

1. Juni

Ich mußte auch den heutigen Tag noch hier in Pi tszĕ wo verbringen. Erst gegen Mittag hatte der Mandarin drei Karren, zu je 960 Cash pro Tag, besorgt. Der Preis gilt hier als hoch, aber zunächst hatte der Mandarin 10 tiau (= 1600 Cash) verlangt, und erst nach und nach ließ er mit sich bis auf 6 tiau herunterhandeln. Selbst dabei macht er noch seinen „squeeze". Splingaert war mir von sehr wesentlichem Nutzen; ohne ihn wäre ich schwer aus der Verlegenheit gekommen (allerdings auch nicht hineingeraten).

Pi tszĕ wo ist ein beträchtlicher Handelsplatz, und es gibt hier reiche Kaufleute. Es scheint, daß das ganze südöstliche Liautung in einem breiten Streifen längs der Küste eine sehr produktive Agrikulturgegend ist. Der Boden ist, soweit ich ihn gesehen habe, nicht gut: es wird daher wenig Weizen gebaut, dafür mehr Mais und Bohnen, Kauliang und etwas Opium. Die Fischerei ist hier ebenfalls bedeutend, und es bleibt nur zu bedauern, daß für so vorzügliche Fische, wie ich sie gestern und heute auf meiner Tafel hatte, kein sachverständiges Publikum vorhanden ist. An Krabben, shrimps und prawns ist die Küste reich, und dieser Ort würde ein Dorado für Austernesser sein. Für 30 Cash (15 Pfennige) hatten wir einen großen Korb voll frischer Austern in der Schale, und die herausgenommenen wurden zu 30 Cash pro Pfund verkauft.

Das Sammeln von Naturalien ist hier wenig ergiebig. Vögel gibt es beinahe garnicht. Die Armut an Landschnecken ist wahrhaft

überraschend; selbst auf dem Kalk bei Wu ho schui gab es nur kleine Helices von Linsengröße. Sogar Insekten sind spärlich, aber wie könnte man auch eine Mannigfaltigkeit davon erwarten, wo es keine Wälder und wenig Blumen gibt. Auch der Botaniker würde hier nur ein armes Feld finden und der Zoologe nur durch Sammeln der marinen Fauna belohnt werden.

2. Juni

Einige der höheren Hügel sind Grasland, wo Schafe, Ziegen, Rindvieh, Pferde, Maultiere und Esel weiden, aber nur in kleiner Anzahl. Die Zahl der Zugtiere in diesem Land ist im Verhältnis zur Zahl der Einwohner immerhin bedeutend. Aller Verkehr geschieht zu Wagen, und das Land ist mit einem Netzwerk von Straßen durchzogen, weit mehr als Schantung. Schiebkarren kennt man hier nicht. Die Lastwagen werden von vier bis sechs Tieren gezogen, die so gespannt sind:



wobei der einzelne Strich das Stangenpferd bedeutet. Man sieht vortreffliche Pferde und Maultiere. Das Rindvieh dient ebenfalls zum Ziehen; Frauen fahren meist mit Kühen. Auf einem zweirädrigen Karren mit langem Holzgestell und großem Dach sitzt oft eine ganze Familie zusammen. Auch die Reichen kennen keine Verbesserung des gewöhnlichen Stiles der Wagen, höchstens bringen sie einigen Zierat an.

Mittags kam ich durch ein hübsches Dorf, das sich schon aus der Ferne durch seine hohen Bäume auszeichnete. Es bestand aus einem Wirtshaus und großen, substantiellen und eleganten Gehöften, die mit ihren ummauerten Gärten an Wirtschaftshöfe kleiner Güter der Heimat erinnerten. Vor einem hockte unter einem hohen Baum ein 18jähriger Jüngling mit einer ungeheuren Brille. Er war der Sohn eines der großen Besitzer und folgte uns ins Gasthaus. Reine Kleidung und ein neues weißes Oberhemd mit silbernen Knöpfen zeichneten ihn aus. Ich fragte ihn, wie die reichen Leute hier ihr Geld machten, um

so schöne Häuser zu bauen. Antwort: sie seien eben reiche Leute und zum Vergnügen hier, nicht zum Arbeiten. — Frage: Womit verbringt Ihr Eure Zeit, um Euch zu amüsieren? A.: Mit Essen, Schlafen und Sitzen. Man kenne weder Jagd noch Reiten noch Spiele noch gegenseitige Besuche noch Geselligkeit. — F.: Geht Ihr in die Schule, lernt Ihr etwas? A.: Nein, es sei keine Schule hier. Er sei noch nicht in Tschifu noch in Niutschwang noch in der Hauptstadt seiner Provinz gewesen. Der Junge hatte bisher nur zu Hause gelebt, ohne Schulbildung, aber in besserer Kleidung als die gemeinen Leute und mit dem stolzen Bewußtsein, Sohn eines wohlhabenden Mannes zu sein. — F.: Wozu die Brille? A.: Es sieht besser aus! — Sie war aus Fensterglas, und der Junge hatte gute Augen. Die Gläser hatten zwei Zoll Durchmesser und waren in einem kolossalen Messinggestell befestigt. Diese Brille ersetzt offenbar den Zwicker des echten Junkers. So wachsen hier die Reichen auf. Kann man sich wundern, die Armen so apathisch zu finden? —

Der große Grundbesitz, von dem ich schon Anzeichen in den schönen Bauernhöfen von Ma tschang gesehen hatte und der überall am Wege erkennbar ist, unterscheidet diese Gegend von anderen Teilen Chinas, besonders von der Großen Ebene, wo die Parzellierung sehr weit geht. Allerdings ist auch hier der Besitz nicht sehr groß. Unser Junker war Erbe von 160 Trörrh (etwa 300 preußischen Morgen) und dünkte sich einen wohlhabenden Mann. Ein anderer Unterschied ist die geringere Sorgfalt für den Dünger. In Schantung erspäht ein Dutzend gieriger Augen den Moment, wo ein Pferd seinen Beitrag für die Befruchtung der Felder gibt. Dann stürzen die Leute mit Korb und Forke auf den Schatz und wetteifern, ihn für sich in Beschlag zu nehmen. Besonders wenn nach einer Fütterung die Wagen aus dem Wirtshaustor kommen, stehen schon mehrere mit ihren Körben bereit, da die Erfahrung von Jahren sie gelehrt hat, den richtigen Moment zu erfassen. Es scheint, als ob die Leute dort keinen anderen Stoff für ihre Gedanken hätten als den einen Gegenstand ihrer Wünsche. Hier ist von diesem Geizen mit dem geschätzten Material nichts zu merken.

Die Häuser werden jetzt wieder landestümlich. Pitszĕwo war noch ganz chinesisch, mit etwas Mandschu-Anklang. Je weiter man davon abkommt, desto mehr verliert sich das chinesische Dach und erscheint mehr und mehr als ein eingewanderter Fremdling, wie der Chinese selbst. Man erkennt hier charakteristische Physiognomien von Mandschu und Chinesen; aber für die meisten Gesichter würde es schwer sein, die richtige Bezeichnung zu finden.

3. Juni

Die Südküste behält ihren Charakter bei: ein 30 km breites, welliges Land entlang der Küste, dann hohe Gebirge. Letztere sind vermutlich kurz abgesetzte, schroffe Ketten und Gruppen, die aber in der Ansicht aus der Ferne in ein langes Gebirge verwebt zu sein scheinen. Es sind offenbar fast durchweg krystallinische Schiefergebirge. Erst heute erscheinen im Frontglied einzelne Gebirge, die aus Schichtgesteinen aufgebaut sind. Einige der Gebirge sind ungemein wild und schroff, alle sehr steil mit schroffen Graten. Das Vorland änderte sich in der heutigen Strecke: erst reichte noch das flachwellige Land bis zum Fuß der hohen Gebirge, dann stellten sich hier und da Gruppen von Vorhügeln ein. Auch das ganze Wellenland besteht hier aus stark zersetztem Granit. Die Fruchtbarkeit ist damit vermindert, der Boden ist mehr dürrer Sand als auf den krystallinischen Schiefern. Dennoch ist alles mit Bohnen und Mais angebaut. Später bildet der rote Sandstein der Vorhügel weithin ein sanftwelliges Land, das sich durch große Fruchtbarkeit vor dem ähnlich gestalteten granitischen im Westen auszeichnet. Die Saaten stehen herrlich; auch sonst sieht man viel Grün: Grasflächen auf den Bergen, Baumgruppen und sogar weitläufige Anpflanzungen von Nadelholz an den Abhängen. Meine Nachtstation ist ein mäßig großer Ort, der größte seit Pitszĕwo, doch immer nur ein Dorf, das sich aber mit seinen großen, massiv gebauten Häusern sehr gut ausnimmt.

4. Juni

Wegen anhaltenden Regens machte ich einen Rasttag, umsomehr als die Wolken bis in die Täler hinabhingen und jede Aussicht unmöglich machten; auch hatte ich den Vorteil eines guten Gasthauses und guter Provisionen (Fisch, Krebse und Gemüse). Am ersten Tag nach dem

Regen hat die Sonne hier eine furchtbare Wirkung, nachher ist sie geringer. Der Regen hat sich bisher noch immer vorher durch klare Fernsichten angekündigt. Die Ansicht der nördlichen Gebirgskämme war gestern entzückend schön, jede Schlucht deutlich erkennbar. Gewöhnlich reicht die Aussicht bei klarem Wetter 50 km weit, vor Regen bis 65 km, darüber hinaus kaum. Jeder der drei bisherigen Regentage begann mit starkem Gewitter, und es donnerte fort in Intervallen, bis alles vorüber war, auch wenn der Regen 36 Stunden dauerte wie in Pi tszĕ wo.

In der Nähe der heutigen Station lebt seit 7 Jahren ein protestantischer Missionar mit Frau. Er hat eine Kirche gebaut und hält Schule. Die Leute sprechen sehr günstig von ihm. Hier ist ein gutes Feld für Missionstätigkeit, und ich bin erstaunt, keine katholischen Missionare hier zu finden. Die Bevölkerung ist gutmütig und, wie es scheint, wenig abergläubisch, die Gegend fruchtbar und recht hübsch, das Leben billig. Man hat Verbindung mit Niutschwang und ist, wenigstens im Sommer, nicht außer Verkehr mit der Welt. Unangenehm ist freilich der Winter, der im November beginnt: es soll ungefähr 1 m Schnee fallen.

5. Juni

Die Gegend war heute überaus anmutig, besonders zwischen den runden Granitkuppen, die bis auf die Höhen mit Gras und Gebüsch grün bewachsen sind. In den Gründen ist der Boden fruchtbar und die Vegetation von ungewöhnlicher Üppigkeit. Pflanzungen von Fruchtbäumen mit Grasgrund sind sorgsam ummauert; außerdem finden sich allerlei andere Pflanzungen von Bäumen, deren Nutzen ich nicht kenne. Weiden sind in langen Reihen regelmäßig gepflanzt, ebenso die Eichen für die wilde Seidenraupe. Es ist eine großblättrige Eiche mit frischgrüner Farbe und sehr dichtem Laub.

Wir wurden in Tsching tai tszĕ mit großem Mißtrauen empfangen und fanden es, ebenso wie am letzten Ort, unmöglich, Silber in Kupfergeld umzuwechseln; es wurde uns kurzweg verweigert. Wir fragten nach dem Grund, und man sagte uns, daß im vorigen Jahr ein Europäer namens Ning mit großem Kopf, vollem Bart, von hoher Statur und in chinesischer Tracht hier herumgereist sei und Medizin in großer Masse

unter das Volk verkauft habe, die sich nachher als ein Humbug erwiesen habe. Hier sei er drei Tage gewesen und habe ein regelmäßiges und einträgliches Geschäft betrieben. Die Leute sind noch sehr aufgeregt über ihn und lassen es uns, die nächsten Ankömmlinge, entgelten. Was das Wechseln betrifft, so scheinen sie sich verschworen zu haben; sie sagen einfach, sie dürften uns nicht trauen. Die Leute haben Recht. Ich fürchte, daß wir noch lange an dieser Straße von den Folgen des Besuchs des Herrn „Ning“ zu leiden haben werden.

7. Juni

Ich sah heute die Sonne über Korea aufgehen. Schon sehr früh brach ich nach dem Gipfel des Ta ku schan auf, der zwar nicht hoch ist (nur etwas über 300 m), aber durch seine isolierte Lage (Ta ku schan = hoher Einsiedler-Berg) eine weite ausgezeichnete Rundsicht gestattet. Der Berg besteht aus Quarzit ohne erkennbare Schichtung und ist sehr rauh und wild. Felswände, von Zacken gekrönt, starren auf. Dazwischen aber sind mit Eichen bestandene Schluchten, in denen Tempel malerisch angebracht sind. Gras und Kräuter wachsen üppig, und aus den Felsritzen sprießen Pflanzen hervor. Ich erreichte den Gipfel in einer Stunde.

Im Süden lag das Meer, das bei Ta ku schan eine Bucht bildet, in die ein von NO kommender, vielgewundener Strom, der Ta yang hŏ, mündet. Der Ort liegt an diesem Fluß. Es kommen nur kleine Dschunken hierher, die 2 bis 3 Fuß Wasser ziehen. Da das Wasser sehr schlammig ist, läßt sich voraussetzen, daß eine Barre die größeren Dschunken am Einlaufen verhindert. Nach SO ist die Küste eine flache, mit einzelnen Inselhügeln besetzte Ebene. Man erkennt noch eine ferne Gruppe von Höhen, die wahrscheinlich östlich von der Mündung des Ya lu kiang liegt. Daran schließt sich nun nördlich (d. h. in der Rundsicht von NO bis OSO) ein welligbügeliges Land ähnlich dem Küstenstreif von Liautung im Westen des Ta ku schan. Es erstreckt sich mit gleichem Charakter bis in weite Ferne, und man sieht darin nur eine Menge gerundeter Kuppen von 100—200 m Höhe. Erst ganz zuletzt entdeckte ich mit dem Glas ganz weit hinten am Horizont in der ganzen Ausdehnung von NO bis OSO die Umrisse hoher Gebirge,

sämtlich mit gerundeten Formen, also verschieden von den Bergen von Liautung. Sie liegen schon in Korea, jenseits des Yalu. Sehr hohe Gebirge von eigentümlichen Umrissen erheben sich in NO in 50 bis 60 km Entfernung; im Norden die langen Kettengruppen der krystallinischen Gebirge, aus denen in WNW ein Gebirge hoch hervorragt. Im W übersah ich die bereiste Gegend, und in SW konnte ich Inseln erkennen, die über 100 km entfernt waren.

Ich war glücklich, die Besteigung dieses vorzüglichen Aussichtspunktes an einem schönen, klaren Morgen ausgeführt zu haben. Es war angenehm frisch. Am Tag ist jetzt die Hitze bedeutend, die Sonne hat große Gewalt und ist gefährlich. Die Tempel am Berge boten nichts Merkwürdiges. Einer ist hoch oben im Grünen am Fuß einer Felswand gebaut, und man hat von ihm eine schöne Aussicht nach Süden. Ein anderer liegt am Fuß des Berges bei der Stadt, ein dritter in einem Eichenhain am Nordabhang. Von den grünen Diorithügeln kamen wir in ein liebliches Tal, das ganz von bewachsenen Bergen umgeben ist. Hier sind selbst die steilen Gehänge der krystallinischen Schiefergebirge bewachsen. Die Kräutervegetation ist ungemein üppig, und es mehren sich die Bäume und Sträucher. Dies tut wohl nach den kahlen Gebirgen von Schantung, zumal jetzt alles im Frühlingsschmuck ist.

8. Juni

Die Gegend gewinnt an Reizen, je weiter wir uns landeinwärts wenden. Die Bevölkerung ist zu spärlich, um alles Holz als Brennmaterial benützen zu können, und die Entfernung vom Meer ist zu groß, um es dorthin zur Verschiffung zu bringen. So kommt es, daß hier noch Wälder stehen: frischgrüne Laubholzwälder und üppige Vegetation an allen Abhängen, da man sie nicht ausrottet wie in Schantung. Wir kamen in verschiedene Täler und Talkessel, die alle einem Nebenfluß des Ta yang hŏ angehören und durch Engen des Flußbettes miteinander in Verbindung stehen. Die hohen westlichen Ketten laufen hier in niedrige Hügel aus oder erleiden wenigstens eine Unterbrechung. So kommt es, daß jene Täler, die meist einen fruchtbaren, reich angebauten Boden haben, von grünen anmutigen Hügeln umgeben sind, über denen man in größerer und geringerer Entfernung

die höheren aufragen sieht. Die Blattfülle der Laubholzbäume und die Üppigkeit der Krautvegetation sind wahrhaft erstaunlich. Hat man beide so lange nicht genossen wie ich, so saugt sich der Blick an dem saftigen Grün voll. Die Flora erinnert etwas an die der Schluchten in Istrien. Die Häuser der Bevölkerung liegen unter dem Laubholz verstreut, entlang dem Fuß der Gehänge gegen das Tal. Wie könnte man die Szenerie genießen, wenn man für die Bewohner mehr Sympathie haben könnte! Diese erhöht den Reiz einer Landschaft immer in wunderbarer Weise.

Die Bevölkerung ist noch immer spärlich. Die Orte Siu yen, Ta ku schan und Föng hwang sind die einzigen Städte im südöstlichen Liautung, sonst gibt es nur kleine Dörfer und vereinzelte Häuser. Die Bevölkerung ist gut. Die Leute sind nicht übertrieben neugierig, nicht zudringlich und folgen auf einen Wink, wenn man ihnen freundlich zuredet. Auch sind sie intelligent, wiewohl die Schulbildung sehr gering ist. Ein Mann, der lesen und schreiben kann, ist eine Ausnahme. Von der Welt wissen sie nichts, die meisten sind kaum über ihren Geburts- und Wohnort hinausgekommen. Sie heiraten mit 18 oder 19 Jahren und sorgen für starke Nachkommenschaft. Dem Opiumrauchen sind sie außerordentlich ergeben, wahrscheinlich mehr als in irgend einer anderen Provinz. Außer diesem Laster wirken die Pocken stets reduzierend auf die Bevölkerung. Der Schmutz ist auch hier grenzenlos, und das Unangenehmste bei einer gaffenden Volksmenge ist die Affektion der Gesichts- und Geruchsnerven; allein, man sieht so viele alte Leute, daß man zu der Überzeugung kommen muß, daß er, wenigstens wenn er zur Gewohnheit geworden ist, der Gesundheit nicht nachträglich ist. Eine nervenerschlaffende Gewohnheit ist wahrscheinlich der Schlaf auf geheizten Kang's; sogar jetzt im heißen Sommer, wo die Temperatur oft drückend ist, heizen sie diese Schlafstätten. Ich kam letzte Nacht zum erstenmale auf ein so gewärmtes Lager und konnte kein Auge zutun.

Ich bin nun endlich in der Gegend des nördlichen Tigers; er haust bereits in den Bergen dieser Gegend, wiewohl selten. Es gibt

auch Wölfe, und Splingaert ist schon zweien nachgejagt. Auffallend ist die Unbekanntschaft der Bevölkerung mit Bären, dagegen soll es Hirsche in Menge geben. Vögel sind spärlich vorhanden, Insekten in ungemein geringer Anzahl (die Epizoen natürlich ausgenommen), und Landschnecken finde ich fast garnicht. Die Berge sind eine zahme Wildnis d. h. unbenütztes Weideland mit Baum- und Strauchvegetation, die ebenfalls sich selbst überlassen bleibt; nur die großen Bäume werden gefällt.

9. Juni

Die heutige Fahrt begann in einer reizenden Gegend: Schluchten zwischen grünen Gebirgen, Baumgruppen zur Seite der Straße. Ka paling liegt auf der Wasserscheide zwischen dem Yang hö und dem Ya lukiang. Hat man sie passiert, so kommt man in ein etwas einförmiges Tal, das von 500 m hohen Granitbergen ohne Unterbrechung begleitet wird. Bald sieht man in der Mitte des Tales ein mächtiges Granitgebirge aufsteigen. An der Westecke desselben teilt sich die Straße: ein Zweig führt nach NO nach Föng hwang tschönn, die andere nach SO zu dem berühmten „Tor von Korea“, dem Kau li mönn. Ich schlug die letztere ein. Die Landschaft ist hier eigentümlich und schön: zur Linken das großartige Granitmassiv des Föng hwang schan, zwar nicht viel über 600 m hoch, aber imposant durch die massigen Formen des Unterbaues und die Zerrissenheit des Oberbaues in Obelisken und Pyramiden. Es erhält dadurch ein kastellartiges Aussehen und ist in der Tat eine vortreffliche Grenzmarke. Schon vom Ta ku schan aus sah ich die wunderlichen Zacken des Berges über alles andere hervorragen. Rechts steigen die Berge mit sanften, vielfach unterbrochenen Gehängen, die in üppiges Grün gekleidet sind, zu einer Höhe von 400 m auf und bilden einen fortlaufenden Rücken. Zwischen beiden ist ein Tal von 2 km Breite mit NW abfließendem Gewässer. Es sind darin einige Dörfer und viel Feldbau. 20 li fährt man zwischen diesen beiden Höhen, dann erreicht man ein Dorf mit Wirtshäusern und 3 li weiter das Kau li mönn, an einer Verengung des Tals.

Seit der Zeit des letzten Vertrages mit Korea ist dies der einzige Ort, wo die Koreaner in Berührung mit Chinesen kommen. Dreimal

im Jahr: im dritten, fünften und neunten Monat, dürfen sie hierherkommen, aber nur mit Waren und Provisionen, ohne Waffen, um mit den Chinesen Handel zu treiben. Man sollte nun hier einen großen Handelsplatz und in dem „Tor von Korea" ein großes Festungstor oder sonst einen monumentalen Bau erwarten. Nichts von alledem! Das Tor ist ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen Wagen; daran schließen sich westlich einige Dutzend Gasthäuser und Hotels garnis für Kaufleute, östlich die Warenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Nach dieser Richtung erweitert sich wieder das Tal mit gleichbleibendem Charakter seiner beiden Seiten. Aber der Boden des Tales ist nicht mehr angebaut und kein Haus zu sehen, nur eine weite Grasfläche mit einem Saumpfad, der sich hindurchwindet. Ein kleiner Graben, der sich vom Tor aus quer durch das Tal und an beiden Abhängen hinaufzieht, trennt beide Gebiete: Anbau und Bevölkerung im Westen, Wildnis im Osten.

Soviel ich mich erinnere, war der Vertrag das Ende langer Befehdungen, in denen keine der beiden Nationen eine entschiedene Oberhoheit über die andere gewinnen konnte. Es wurde bestimmt, daß von nun an die Fehden aufhören sollten, und zu diesem Ende wurde ein Streifen Land von 100 bis 200 li Breite zwischen China und Korea wüstgelegt. Hier darf sich niemand ansiedeln, niemand darf ihn überschreiten. Nur der Briefbote darf passieren, ein anderer Mann nicht einmal mit einem Paß. Von den Ansiedelungen aus dürfen die Bewohner in die neutrale Strecke hineingehen (bis etwa 20 li) und Gras und Holz sammeln, aber nichts anbauen noch darin wohnen. In keinem Falle dürfen sie auf einer von beiden Seiten den Yalu überschreiten. Auf diesem Fluß ist koreanische Schiffahrt. Am Kau limönn wachen chinesische Beamte, und auf der koreanischen Seite ist ein Tor mit koreanischen Beamten. Zu den Meßzeiten passiert nur eine gewisse Anzahl Koreaner (es sollen stets an 300 sein) den neutralen Grund auf einem Saumpfad mit spezieller Erlaubnis, aber, wie gesagt, ohne Waffen.

Ich habe das Glück, gerade zur Meßzeit hier angekommen zu

sein, und verlebte dadurch einen ungemein interessanten Tag. Schon bei der Einfahrt kam uns ein großer hübscher Mann mit kleinem Bart entgegen, der sich durch seine lange weiße Kleidung und seinen eigentümlichen Hut als Koreaner kennzeichnete. Bald hatten wir viele um uns und bewegten uns unter ihnen für den Rest des Tages. Die Koreaner sind eine von den Chinesen ganz und gar verschiedene Nation, nur die allgemeinen Merkmale der mongolischen Rasse sind beiden gemeinsam. Sie sind hübscher und besser geformt als die nördlichen Chinesen und stehen in dieser Beziehung etwa auf einer Stufe mit den Canton-Chinesen. Sie erinnern mich mehr an Japaner als an Chinesen, sind aber auch von jenen verschieden: größer, kräftiger und hübscher als die japanischen Männer. Die Nase ist nicht so abgestumpft wie bei Chinesen und Japanern und bei vielen europäisch geformt, das Kinn mehr hervortretend, die Augen mehr in gerader Linie. Sie lassen den Bart wachsen, und bei vielen wächst er gut, wenn ich auch eigentlich europäische Vollbärte nicht zu sehen bekam; bei den meisten war er dünn.

Das Haar ist schwarz und lang. Die Unverheirateten teilen es in der Mitte und flechten es hinten in einen Zopf, der aber hinter dem chinesischen weit zurücksteht. Wenn sie heiraten, scheeren sie eine Tonsur in die Mitte und binden von allen Seiten das Haar in einen wohlgepflegten, in der Mitte des Kopfes befindlichen Knoten auf. Ein feines schwarzes Gitter von einem Binsengewächs schützt den Knoten und ist mit einem schwarzen Band von der Stirn nach dem Hinterkopf befestigt. Dies hebt auch das hinaufgestrichene Haar in Position, und man sieht nicht ein Härchen herabhängen. Auf dem Gitter endlich sitzt ein breitkrämpiger Hut mit kleiner Mütze, ganz aus einem sehr feinen, netzartigen schwarzen Flechtwerk bestehend. Dieser Hut sitzt über dem Kopf auf dem ersten Gitter und wird durch ein Band unter dem Kinn festgehalten. Er hat gar keinen sichtlichen Zweck, ist aber vorgeschriebene Tracht und, wenn man sich einmal mit der Form versöhnt hat, durchaus elegant. Er ist leicht wie eine Feder. Die Kleidung ist ganz weiß, aus einem Hanfzeug verfertigt.

Dazu kommen weiße Strümpfe mit weißen chinesischen Schuhen, eine weiße Hose ähnlich der chinesischen, weit, über den Knöcheln zusammengebunden; eine kurze weiße Jacke statt eines Hemdes und ein bis an die Knöchel reichendes, schlafrockartiges Obergewand von ganz leichtem weißem Zeug, das vorn übergreift und auf der rechten Seite zusammengebunden wird. Am Gurt tragen sie den Tabaksbeutel, der sich am äußeren Gewand in unschöner Weise sichtbar macht. Statt Weiß tragen die gewöhnlichen Leute auch ein grobes gelbliches Zeug, die besser gekleideten ein hellblaues sehr feines.

Abgesehen von Physiognomie und Kleidung ist ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Koreaner von den Chinesen ihre große Reinlichkeit. Ich glaube, daß sie das reinlichste Volk der Welt sind. Bisher habe ich die Japaner dafür gehalten, aber diese kleiden sich dunkel, während die Koreaner in weiße, stets peinlich rein gehaltene Gewänder gekleidet sind. Ebenso halten sie es mit ihrer Person und ihren Wohnungen. In Europa können wir dem nichts Ähnliches an die Seite stellen. Die Haut, etwas heller als bei den Chinesen, ist vollkommen rein, und in der Kleidung leisten sie in dieser Beziehung Außerordentliches, wenn man die weiße Farbe in Betracht zieht. Bei dem gemeinen Volk und Kindern muß man das natürlich nicht so streng nehmen; aber man scheut nicht die Berührung mit den niedrigsten, da jene höchst unangenehme Affektion der Geruchsnerven gänzlich fehlt, die ein so unangenehmes Attribut der Chinesen, selbst derer von besseren Klassen, ist.

Das erste Entgegenkommen dieser Leute war so gewinnend, daß ich sofort für sie eingenommen wurde. Daß sie eine nicht unbedeutende Neugier an den Tag legten und manchmal zurechtgewiesen werden mußten, ist natürlich, da kaum einer von ihnen vorher einen Fremden gesehen hatte. Aber es zeigte sich bei ihnen durchweg ein Anstandsgefühl, das sie stets zur rechten Zeit von selbst das Zimmer räumen ließ, wenn die Chinesen wiederholt mit Worten hinausgewiesen werden mußten. Dabei wird man sich bei ihnen eines ganz anderen Verhältnisses bewußt als bei den Chinesen. Diese betrachten uns mit

derselben Neugier, die uns in eine Menagerie oder in eine Ausstellung von Zulu-Kaffern führt. Sie wollen uns gesehen, womöglich auch ein Wort mit uns gesprochen und uns beim Essen beobachtet haben; die Fütterung ist bei ihnen die Hauptattraktion. Nicht so die Koreaner: sie verließen bei unseren zwei Mahlzeiten von selbst das Zimmer und kehrten wieder, wenn wir fertig waren. Im Gespräch zeigten sie ein Interesse an uns und suchten in unsere Gedanken einzugehen und von uns zu lernen. Die Zahlwörter der deutschen Sprache hatten sie auf eigenen Wunsch schnell gelernt; ein Chinese hatte noch nie danach gefragt. Trotz ihrer Abgeschlossenheit zeigten sie aber auch mehr Kenntnis vom Ausland als die Chinesen der Binnenstädte. Sie kannten die europäischen Länder dem Namen nach, darunter auch Pu lu su oder Preußen.

Man erkennt schnell heraus, daß bei diesen Leuten nicht bloß der kalte, nüchterne Verstand und der Sinn allein für das Reale und Materielle herrscht wie bei den Chinesen, der unser Verhältnis zu diesen immer so indifferent erhält. Es ist hier in Wort und Akt sofort ein Gemütsleben zu erkennen, ein sympathisches Element, das unsere Teilnahme erregt. Sie haben dies in höherem Grad als die Japaner, die sich schon so vorteilhaft von den Chinesen unterscheiden. Ich kann allerdings nicht wissen, ob hier ein besonders gutes Element der Koreaner vertreten ist; sie kamen von Städten jenseits des Yalu. Aber alle, mit denen wir sprachen, erwiesen sich als intelligent und geweckt, offener im Umgang als die Chinesen, dennoch vorsichtig in ihren Mitteilungen, stolzer und selbstbewußter. Unsere Frage, ob wir ihr Land besuchen könnten, beantworteten sie kurzweg dahin, daß uns der Kopf abgeschlagen werden würde. Der Aufenthalt unter ihnen würde, wie in Japan, weit angenehmer sein als in China, aber auch weit gefährlicher. Denn beiden Nationen — wenn ich die Koreaner nach dieser kurzen Bekanntschaft beurteilen darf — ist Selbstbewußtsein und Mut eigen, während sie auf der anderen Seite teilnehmender, mehr „affable“ sind.

Den Chinesen fehlen beide Eigenschaften: sie sind indifferent, ein Nationalbewußtsein haben sie nicht, ihre Milde im Umgang, die

uns das Reisen so sicher macht, entspringt größtenteils aus Furcht. Nachdem wir die Furcht der Chinesen und ihre Unterwürfigkeit unter unseren Willen so vielfach kennen gelernt haben, war heute ihr Benehmen gegen die Koreaner eine lehrreiche Ergänzung zur Zeichnung ihres Charakters. Die Chinesen sind hier im eigenen Land und in der Mehrzahl, die Koreaner unbewaffnet. Die Folge ist eine hochmütige und zuweilen rohe Behandlung der letzteren. Als wir die Warenniederlage der Koreaner besuchten, trat ein chinesischer Junge von 12 Jahren auf einige kostbare Felle. Der Eigentümer wies ihn mit der Hand ab. Sofort packte der Junge den erwachsenen koreanischen Kaufmann und sah sich nach Hilfe um. Es kamen auch gleich Chinesen auf seine Seite und fielen über den Koreaner her, der von seinen Landsleuten unterstützt wurde. Ein chinesischer Kaufmann von der besseren Klasse schlichtete den Streit.

Ich besuchte die Koreaner in ihren Wohnungen und fand auch hier äußerste Reinlichkeit und Ordnung in Betten, Gerät und Küche. Die Koreaner bringen hierher vor allem Rindshäute zum Verkauf. Ihr Rindvieh könnte sich auf europäischen Ausstellungen sehen lassen. Es gibt in Korea keine Wagen, aller Verkehr geschieht mit Eseln, Maultieren, Pferden und Ochsen. Die Pferde sind klein, die Ochsen aber groß und stark und nach allen Regeln des Musterviehs gebaut. Sie werden als Packtiere benutzt, und wir sahen viele mit ihren Ladungen abziehen. Die Koreaner essen im Gegensatz zu den Chinesen auch Rindfleisch. Von Fellen bringen sie Fuchs, Dachs und wilde Katze, letztere in erstaunlicher Anzahl. Daß es noch große Wälder in Korea gibt, könnte man schon daraus ableiten; auch hörten wir, daß große Landstrecken bewaldet seien. Die Gebirge seien von ähnlichem Charakter und Höhe wie in Liautung. Die Preise der Felle konnten wir nicht erfahren: sie wurden uns zu hoch angegeben, da die Chinesen den Koreanern verboten hatten, uns etwas zu verkaufen, um selbst den Profit zu haben.

Ferner verkaufen die Koreaner Papier von vorzüglicher Sorte, sehr dick, in einer Größe der Bogen von $5\frac{1}{2} \times 4\frac{1}{2}$ Fuß; außerdem

Blei, Trepang und Seide. Nach Korea werden besonders Zeuge eingeführt, aber keine europäischen. Korea muß sonst notwendig alles produzieren, was das Volk zum Leben braucht, da sie nur am Kau li-mönn ihre Mehrbedürfnisse befriedigen können. Das Hauptnahrungsmittel im ganzen Land ist Reis. Die Seide kommt nur von wilden Würmern, ist aber viel feiner als die von Liautung. Sie wird mit Kunstfertigkeit in Bündeln von den Cocons abgezogen und in diesem rohen Zustand zu 1·2·0 Taël pro Kin verkauft. Von Metallen haben sie viel Gold (10 Taël Silber = 1 Taël Gold, letzteres soll niederen Grades sein), Silber und Blei, aber kein Kupfer, und, wie sie sagen, im ganzen Land keine Kohlen.*) Alle Zahlungen werden im 9. Monat abgemacht, im 3. und 5. wird auf Kredit gehandelt.

Es ist wohl keine natürliche Grenze, ob Meer oder Gebirge, geeignet, eine schärfere Völkerscheide zu bilden, als die künstliche Grenze von China und Korea. Die beiden Nationen leben neben einander, fast ohne Verkehr, ohne Vermischung, ohne gegenseitige Anregung. Ein breiter fruchtbarer und doch für die Kultur wüster Streifen Land von nur 100 oder 200 li Breite trennt beide Länder, und Todesstrafe steht auf seine Überschreitung. Die Chinesen wissen fast garnichts von Korea, die Koreaner etwas mehr von China. Die drei Messen bringen nur eine kleine Zahl von Leuten beider Nationen in Berührung, an einem elenden kleinen Ort. Außerdem geht jährlich zweimal eine Gesandtschaft von Korea durch das Kauli mönn nach Peking und bringt dem Hwang ti die vorgeschriebenen Geschenke von Papier und Ochsen. Letztere, in der jährlichen Zahl von 800, werden an die Mandarinen in Föng hwang tschönn abgeliefert und von diesen und den chinesischen Truppen verspeist. Ebenso gehen regelmäßige Gesandtschaften nach Korea mit dem chinesischen Staatskalender und Geschenken an Geld. Das Verhältnis beruht ganz und gar auf Gegenseitigkeit, aber doch gelten die Koreaner als die Tributpflichtigen.**)

---

*) Die spätere Erforschung des Landes hat ein reichliches Vorkommen von Kohle nachgewiesen.

**) Dies Tributverhältnis hörte mit dem Frieden von Schimonoseki 1895 auf.

Ich sah keine koreanischen Frauen: sie dürfen nicht mit hierher kommen; ich vermute aber, nach dem Gesichtsschnitt der Männer, daß sie hübscher sein müssen als die chinesischen. Sie sollen große Reiterinnen sein, sitzen zu Pferde wie die Männer, verstümmeln auch die Füße nicht wie die Chinesinnen. Die meisten Männer heiraten mit 18 bis 19 Jahren, und wir sahen in der Tat mehrere bartlose Jungen dieses Alters mit aufgebundenem Haarknoten.

So kurz meine Bekanntschaft mit den Koreanern ist, nehme ich doch eine sehr günstige Meinung von ihnen mit. In Körperbau und Gesichtsbildung stehen sie den Japanern, in allen Eigenschaften, welche uns einen Menschen oder ein Volk persönlich wert machen können, jedenfalls den Chinesen voran; wahrscheinlich stehen sie aber diesen, wie die Japaner, an kalter Berechnung und kaufmännischem Talent nach. Sie scheinen mit den Japanern die Eigenschaft zu teilen, daß sie mit größeren Tugenden auch größere Leidenschaftlichkeit verbinden. Beispielsweise: Chinesen betrinken sich nicht (im allgemeinen gesprochen), und Kognak schmeckt ihnen nicht; die Koreaner trinken ihn mit äußerstem Behagen, und unter den wenigen sah ich doch einen Betrunkenen. Die Japaner sind dem Trunk allgemeiner ergeben. Dagegen sollen die Koreaner nur wenig Opium rauchen.

Noch eins muß ich erwähnen: Schon unter den ersten, die in mein Zimmer kamen, zeichneten sich zwei Typen aus. Der vorher beschriebene ist allein unter den Kaufleuten und zum Teil unter der niederen Klasse vertreten; die Stirn ist bei ihnen schmal, fällt etwas zurück, und der Kopf ist lang. Der andere Typus, der nur unter der niederen Klasse der Packer vertreten war, erinnert an die Indianer und vielleicht noch mehr an die Ainos. Es sind breite runde Köpfe mit Stumpfnase und breiten Backenknochen, das Haar weit in die breite und niedrige Stirn herabwachsend. Bei ihnen ist das Herabhängen der Falte des oberen Augenlides viel mehr markiert als bei dem anderen Typus. Diese Leute sind kurz und breit und von ungeschickterem Körperbau, während die andern elegantere Formen haben. Eigentümlich ist diesen auch eine grade, militärische Haltung, die sie be-

sonders von den stets schlaff auf ihren Füssen stehenden Chinesen unterscheidet. Diese Unterschiede, die sofort bei den ersten in die Augen fielen, blieben auch nachher bemerkbar, wenn ich auch einige Zwischentypen sah, die die Merkmale von beiden in gewisser Weise vereinigten. Sollte auch dort, wie in Japan, eine, vielleicht den Ainos verwandte Urrasse sein, die von einer höheren verdrängt wurde?

Die Sprache der Koreaner ist sehr deutlich, in wohlverständliche Silben aufgelöst, erinnert unter den mir bekannten Sprachen, ihrem allgemeinen Klang nach, an das Ungarische und zeichnet sich besonders durch die Häufigkeit eines rollenden rrrr aus.

10. Juni.

Ich verließ heute früh die Koreaner, deren Besuch eine interessante Episode dieser Reise bildete, und zog auf der Straße um den Föng hwang schan herum nach Föng hwang tschönn. Die Felsformen des Berges erinnern ganz an die von Yosemite; es wäre interessant, Photographien zur Vergleichung zu haben. Sie sind ungemein pittoresk, und der Reiz wird erhöht durch das frischgrüne Laubgebüsch, das sich zwischen den Felsen bis nach der Höhe zieht und die Schluchten dicht bekleidet. Das Gebirge, das noch weit bis jenseits der chinesischen Grenze mit gleichem Charakter seiner Felsformen fortsetzt, besteht aus Granit. Föng hwang tschönn ist ein ziemlich bedeutender Handelsplatz, von dem eine große Straße nach Ying tszĕ kóu führt, eine andere nach Mukden, eine dritte nach Sin yang, eine vierte, die von uns genommene, nach Ta ku schan. Der Ort verdankt seine Bedeutung der Lage in einer Talebene am Nordfuß des Föng hwang schan, in der sich sternförmig zahlreiche Zuflüsse des Yalu vereinigen, die durch ein gemeinsames Tor südöstlich abfließen. Am bedeutendsten scheint der Export von Kornfrucht zu sein: die ganze Gegend wird von hier versorgt. Es ist auch ein Hauptort für die Seide von der Eichen-Seidenraupe und überhaupt bei weitem der ansehnlichste Handelsplatz, wenigstens für den Kleinhandel, den wir getroffen haben.

Von hier schlug ich nun die nördliche Straße gegen Mukden (480 li) ein. Auf dem Paß zwischen den beiden Flüssen hat man über

das Lungwang-Tal hinweg eine weite Aussicht nach O und SO, bis weit jenseits der koreanischen Grenze. So weit das Auge reicht, nichts als Granit, der sich an seinen Oberflächenformen deutlich erkennen läßt. Zwischen dem Föngwhangschan und der zackigen, nur 400 m hohen Mauer des Lungwangschan ist ein sanfter geformtes Land von verwittertem Granit, aus dem nur einzelne Kuppen und kurze Ketten von festem Granit bis 250 m aufragen. Diese Strecke ist mit Ausnahme der Talebenen ziemlich öde, da der Granit einen unfruchtbaren Grus bildet. Die Zersetzung ist tiefgreifend, die Wasserrisse steil, die Straße in das weiche Erdreich eingeschnitten.

11. Juni. In landschaftlicher Hinsicht gehörte unser kurzer Weg von heute zu den genußreichsten Touren, die ich in China gemacht habe. Der Weg führte erst 8 li am Lunghwanghŏ aufwärts und folgte dann den Windungen eines Nebenflusses des Patauhŏ. Das Tal ist eng, und es öffnen sich fortdauernd neue Blicke auf den malerischen Wechsel von Felspartien und Schluchten mit reicher Vegetation. Überall sproßt und wächst es aus Klüften und Ritzen der Felsen hervor. Zwischen Felswänden ziehen sich sanfte Gehänge mit Laubholz hinauf. Die Szenerie erinnert an die lieblichsten Täler im Harz oder in den Voralpen, nur fehlt der Hintergrund der Hochalpen und die Seen, denn in diesen Ländern sind alle Becken in den Gebirgen längst mit Detritus ausgefüllt. Das Tal ist angebaut, und kleine Häusergruppen unter dem Schatten von Laubbäumen schmiegen sich an den Fuß der Berge. Die Bewohner sind meist von Schantung eingewandert. Es sollen auch Einwanderer von dort in piënwai („außerhalb der Grenzlinie“ gegen das neutrale Gebiet von Korea, im Gegensatz zu piënli „diesseits der Verschanzung“) angesiedelt sein. Dort soll ein bedeutendes Jagdgebiet sein, auch viele Tiger sollen vorkommen; hier ist die Armut an Wild auffallend. Berge wie die hiesigen würden in Deutschland bei einer der Jagd nicht ergebenen Bevölkerung von Hochwild, Hühnern usw. belebt sein. Hier gibt es so gut wie gar nichts, selbst Vögel nur ganz spärlich. Die Flüsse im östlichen Liautung sind ungleich wasserreicher als die im westlichen. Der Patauhŏ ist etwa 30 m breit, bei

1½ m Tiefe, hat jedoch zahlreiche Furten, in denen die Tiefe nur 2 Fuß beträgt.

12. Juni. Wir machten heute in den nahen Bergen Treibjagd auf Hirsche, mit freiwilligen Treibern, doch ohne Ergebnis. Dichte Strauchbekleidung geht bis auf die Kuppen der Berge hinauf. Welches Feld für den Botaniker! Die Mannigfaltigkeit der Pflanzen ist groß, und es ist gewiß noch manches Neue dabei. Die Wirtschaft meines Gasthauses wird von drei Männern geführt, bei denen endlich einmal die Biederkeit und Rechtlichkeit von Gebirgsleuten zu finden ist. Die Leute leben in dieser Gegend recht gut. Sie haben gutes Feld und Wald, dazu hier einen fischreichen Strom (vortreffliche Aale, kleine Welse und ungefähr ein Dutzend anderer Fische, die ich in Spiritus gesetzt habe), gutes Wasser und Bergluft, und sind ziemlich unabhängig.

15. Juni. Wir befinden uns hier recht eigentlich in den backwoods von China, einer schönen, romantischen und in gewisser Beziehung idyllischen Gegend, die in Europa das Ziel der Touristen sein würde, hier aber (wie die ganze Gegend von Fönghwang an) von Weißen bisher unbesucht geblieben ist: felsige Täler mit frischer Vegetation und rauschenden Gewässern, von wenigen armen, aber genügsamen und gutmütigen, allerdings nichts weniger als reinlichen Leuten bewohnt, fast ganz vom Verkehr abgeschlossen. Nach 6 li erreichten wir den Paß von Si suling an der Wasserscheide zwischen Yalu kiang und Liau. Der Hauptquellbach des Tang hö, an dem wir von nun an abwärts gingen, kommt von Westen und strömt in vielgewundenem Tal fort. Tang hö heißt Quellenfluß: zahlreiche Quellen speisen ihn, und er wächst schnell zum reißenden Wildbach an, besonders jetzt durch die letzten Regen angeschwellt. Wir hatten ihn oft zu kreuzen: immer tiefer gingen die Räder hinein, immer schneller wurde die Strömung, immer steiniger das Bett. Aber die Aussicht zu beiden Seiten war voll romantischer Schönheit. Das Auge konnte sich recht daran weiden: zackige, aufstrebende Felsen mit Vegetation in allen Fugen.

Nach einer längeren S—N-Strecke schließt sich das Tal im Norden. Der Bach bricht sich nordöstlich Bahn durch kühne, säulenförmig

zerklüftete Felsmassen. Bei niedrigem Wasser fährt man hindurch; jetzt war es unmöglich, und wir hatten eine Arbeit von mehreren Stunden bei brennender Sonne, um Gepäck, Karren und Pferde über einen etwa 120 m hohen, aber sehr steilen Sattel auf einem Fußweg von einer Stromwindung nach der nächsten zu bringen — eine Entfernung von nur 1000 Schritt in der Luftlinie. Nach dieser anstrengenden Arbeit hatten wir wieder den wilden Strom zu übersetzen. Meine Esel wollten nicht mehr parieren, ein Rad kam auf einen Stein, und im Wasser lagen Wagen, Passagier und Gepäck, das letztere mit allen meinen bisherigen Tagebüchern, Karten und Schreibereien. Splingaert und ich stürzten an das Retten der Sachen, während die Fuhrleute mit Mühe einen Esel vor dem Ertrinken bewahrten. Die Strömung drohte alles mit fortzunehmen, und nur unserer Behendigkeit gelang es, alles, wiewohl das Meiste durchnäßt, zu retten. Bald darauf erreichten wir ein Wirtshaus.

16. Juni. Der Vormittag verging geschäftig mit der Reparatur des gestrigen Schadens. Sämtliche Steine waren durchnäßt und mußten umgepackt werden, ebenso ging es mit vielem Anderen. Eine gestern geschlagene Sammlung von porphyrischen Gesteinen war leider verloren, außerdem aber alles gerettet. Erst um 2 Uhr brachen wir auf. Der Fluß windet sich hier weiter durch einen Engpaß; die Straße übersetzt ihn häufig, und ich sah heute nicht mehr so gleichmütig wie vorher die drei Karreten über die glatten Steine schwanken. Die Stromengen sind aber nun zu Ende. Man betritt ein 1½ km breites S—N-Tal, in dem mehrere große Ortschaften mit schönen Häusern liegen. An der Grenze des Granits kommen von W und O große Täler herein. Das Tal erweitert sich mehr und mehr. Die Bevölkerung vermehrt sich hier stark durch Einwanderung von Schantung und Schansi. Man baut viel Baumwolle, treibt außerdem beträchtlichen Holzhandel. Die Stämme werden auf dem Fluß hinabgeflößt, dadurch werden diese Berge entwaldet. Bei der Morgenstation sahen wir noch schöne Bestände, die aber schnell verschwinden; hier ist nur noch wenig Holz zu sehen, und nur die Berge sind noch bis oben hinauf bewachsen.

Eine eigentümliche Tatsache ist, daß man uns hier so nahe der Grenze von Korea oft für Koreaner hält, die in den drei Handelsmonaten Erlaubnis erhalten, in China zu reisen, und davon zuweilen Gebrauch machen. Diese gänzliche Unkenntnis der Nachbarn beweist doch gewiß eine effektvolle Grenzsperre! Übrigens haben die Chinesen offenbar viel Respekt vor den Koreanern; sie glauben, daß diese Dampfschiffe, gute Waffen usw. haben wie die Europäer. Es war bei den Gesprächen am Kau li mönn ganz klar, daß die Koreaner bedacht waren, diese Meinung zu erhalten, da sie in Gegenwart der Chinesen stark bramarbasierten, wiewohl in zurückhaltender Weise. Das Beschauen meines Lefaucheux erweckte kein Erstaunen; sie wünschten, es abgeschossen zu sehen, sagten aber, sie hätten ähnliche Waffen, und als wir darüber lächelten, sagten sie, sie hätten bessere, als wir wohl glaubten. Offenbar wollten sie den anwesenden Chinesen imponieren, denn sie sahen wohl, daß wir ihnen nicht glaubten.

19. Juni. Bei einer Biegung des Tai tszĕ-Flusses öffnet sich ein Blick auf das Tal von Pönn si hu, das vom Gebirge herabkommt. Die Straße macht einen langen Umweg, um bei einer guten Furt auf das rechte Ufer überzusetzen. Noch 2 li mehr, und wir erreichten den genannten Ort, einen bei den Chinesen wie bei den Europäern gleich berühmten Steinkohlenplatz. Pönn si hu ist ein ansehnliches Dorf am Boden einer engen Schlucht, mit vielen Kaufläden und Wirtshäusern. Die Straßen sind breit, wie an allen Plätzen in dieser Provinz, aber sehr schmutzig. Die Förderung an Steinkohle ist bedeutend, nach der Anzahl der Gruben und der Länge ihrer Erstreckung zu schließen; über ihren Betrag ist es unmöglich, sichere Angaben zu erhalten. Die Kohle wird zum Teil als solche weithin in die Umgegend verführt, bis hinab nach Ying tszĕ kóu, größtenteils aber zu Koks verbrannt und zum Eisenschmelzen verwendet. Die Qualität ist untergeordnet. Es gibt auch Töpfereien in Pönn si hu. Überhaupt herrscht hier ein ganz reges Treiben. Man hatte mich vor dem Ort gewarnt, da die Leute gegen Europäer schlecht seien. Wir fanden im Gegenteil ein ungewöhnliches Entgegenkommen, vielleicht infolge eines Verweises durch den Mandarin; doch herrschte

auch große Furcht und Abneigung vor Europäern, da einige Lotsen von Yingtszĕ hier einen Besuch gemacht und sich durch Prügeln der Leute in schlechten Ruf gesetzt hatten. Zunächst wagten sich nur wenige in unsere Nähe; aber schnell verbreitete sich die Nachricht, daß wir nichtprügelnde Europäer seien, und dies führte bald eine bedeutende Menge herbei, so daß ich es aus diesem Grunde vorzog, den Ort noch vor Abend zu verlassen.

20. Juni. Wir wollten heute noch Mukden erreichen, aber wiewohl wir von 3 Uhr früh bis 8 Uhr abends fuhren, kamen wir doch nicht ans Ziel. Die Straßen übertrafen an schlechtem Zustand alles bisher Dagewesene, und wir mußten viele Umwege einschlagen. 66 li von Pönnsihu wendet sich der bisher NNW fließende Talbach, dem die Straße folgte, nach W, und letztere windet sich über ein flachwelliges Hügelland, ganz ähnlich dem an der Südküste. Es besteht aus verwitterten Schiefern und Granit. Die Wellen werden flacher und mehr und mehr mit Dammerde bedeckt, die die Gesteine verhüllt. Nach NW öffnet sich der Blick auf das Tal von Mukden, dessen Walltürme in der Ferne sichtbar werden. Im NO hat man noch das krystallinische Gebirge in Hügeln von 120—200 m. Fern in NNO steigt ein langes Gebirge aus der Ebene auf. An vielen Stellen werden jene spitzen Kegel bemerkbar, die Williamson als so charakteristisch für das Tal des Liau nennt. Das krystallinische Wellenland ist hier wie im Süden eine wenig erquickliche Gegend, die Bevölkerung spärlich und in kleine Dörfer zerstreut. Bei diesen stehen einige Bäume, sonst ist alles kahl. Mais, Weizen, Bohnen, Buchweizen und Kauliang bilden die Hauptprodukte des Ackerlandes. Der Boden ist nicht schlecht, aber eine große Dürre hat die Feldfrüchte zurückgehalten, und die Felder gewähren einen traurigen Anblick.

21. Juni. Von unserem letzten Nachtquartier kamen wir unmittelbar aus dem welligen Land heraus auf eine Ebene mit mäßig fruchtbarem Boden. Es herrscht hier viel Feldbau, besonders sind Wassermelonen, Zuckermelonen und Gemüse neben den Cerealien und Bohnen als Feldfrucht im großen bemerkbar. Diese erste Ebene bildet eine breite

Terrasse von etwa 5 m Höhe, von der aus man erst in das Alluvialland hinabsteigt. Die Terrasse besteht aus lehmigem Sand, das Alluvium ist nicht viel besser; der Hun hŏ, ein starker Fluß, den wir zu übersetzen hatten, führt nur Sand. So niedrig die Terrasse ist, hat sie doch Bedeutung als das erste Beispiel ihrer Art in dieser Provinz, d. h. das erste in der Nähe des Meeres. Schotterterrassen als Reste ausgefüllter Seebecken sind am Pa tau hŏ und Tang hŏ häufig.

Mukden machte nach dem vierwöchentlichen Herumfahren in kleinen Orten einen günstigen Eindruck, da es beim Eintritt von Osten her etwas Großartiges in der Anlage hat. Man kommt durch ein äußeres Tor auf eine breite Straße mit Kaufläden zu beiden Seiten. Es war das erste gute Stück Straße, auf dem wir seit vier Wochen gefahren waren. Die Häuser sind aus schwarzen Backsteinen gebaut und sehen reinlicher aus als gewöhnlich. Wir begegneten mehreren Mandarinen-Wagen mit je einem Vorreiter. Die Straße ist ziemlich lang; dann gelangt man durch ein großes, festes Tor in die innere Stadt, die bei weitem nicht so stattlich ist wie die vorige Straße. Eine Straße mit kleinen Häusern verbindet das Ost- mit dem West-Tor. Als wir längere Zeit herumfuhren, um Aufnahme in einem Wirtshaus zu finden, passierten wir einige schmutzige Straßen, die aber alle rechtwinklig angelegt sind. Es sind hier eben die großen Examinationen, die etwa 2000 Kandidaten aus allen Teilen der Provinz versammeln; daher waren die Wirtshäuser ganz voll. Wir konnten schließlich nur ein kleines Zimmer im Ta sin tiën (großes neues Wirtshaus) bekommen, aus dem wir die Insassen vertrieben.

Das Volk zeigt sich hier wenig neugierig. Es sind bereits mehrere Europäer hier gewesen und haben keinen ungünstigen Eindruck hinterlassen. Die Leute zeigen den friedfertigen Charakter wie überall, und es scheint sogar, daß wir von der Kandidatenversammlung nichts zu fürchten haben, die sonst so gern aggressiv und aufhetzend gegen Europäer wird. Ich erhielt sogar Besuch von einigen Kandidaten. Sie zeigten sich in Geographie und sonstigen allgemeinen Wissenschaften ganz ohne Kenntnis, wußten nichts von Europa, von fremden Völkern,

von Karte und Gradnetz. Die Berghaus'sche Weltkarte sahen sie ebenso gleichgültig an wie die chinesische Karte von China. Es ist aber in diesen Leuten auch kein Animus! Welches Maß von lebendiger Kraft würde bei einer deutschen Kandidatenversammlung von 2000 zu Tage kommen! Hier sind sie sittsam und still, sorgen nur, daß ihre seidenen Kleider und langen Fingernägel keinen Schaden leiden, fahren im Schritt mit einem Vorreiter zum Examen und leben im stolzen Selbstbewußtsein ihrer immensen Kenntnisse in Confucius und chinesischen Schriftzeichen und ihrer Bedeutung als Anwärter für Staatsstellungen im großen Chinesischen Reich. Statt Bier schlürfen sie heißes Wasser, neben Tabak rauchen sie Opium, und ihre Nahrung besteht in den Früchten des Feldes. Der einzelne ist feig wie jeder Chinese, en masse aber haben sie sich oft wenig friedfertig gezeigt.

Mukden ist jetzt eine ganz chinesische Stadt, es erinnert am meisten an Peking. Ich wüßte nicht, wo das Mandschu-Element zu finden wäre. Nur in einem Punkt weichen die Bewohner hier von chinesischer Sitte ab: die Frauen haben ausgewachsene Füße. Noch an der West- und Süd-Küste dieser Provinz herrscht die schauderhafte Sitte der Verstümmelung; im Osten verschwindet sie von S nach N mehr und mehr, und seit mehreren Tagen habe ich einen verstümmelten Frauenfuß nur als Ausnahme gesehen. Dies bringt viele Änderungen mit sich, zunächst in der Kleidung. Die Frauen tragen hier nur ein langes, schlafrockähnliches Gewand bis zum Knöchel, mit weiten Ärmeln, ohne Taille. Sie arbeiten fleißig im Felde, besonders besorgen sie das Jäten. Sie gehen auch zu Markt, und man sieht sie mit ihren Babys auf dem Arm herumgehen, was sich die eigentlichen Chinesinnen nur mit großer Vorsicht erlauben können. Die Frauen sind hier auffallend reinlich, besonders wenn man sie mit den Männern vergleicht, und tragen eine sehr künstliche Haartour, die immer mit frischen Blumen verziert ist. Aber sie haben ein Laster: sie rauchen Tabak, mehr als die Männer, einige wohl auch Opium. Sie sind überhaupt nicht so abgeschlossen wie im eigentlichen China, kommen sogar unter

die Menge, um uns zu sehen, und fangen Gespräche an, was in Kiangnan nie vorkommen würde.

Liautung ist nun nach dreißigtägiger Reise beendet, wenigstens geologisch; die geographische Grenze gegen Liau si wird erst durch den Liau hö gebildet. Die Dauer der Reise übertraf meinen Voranschlag weit, trotz rastloser Tätigkeit. Das bereiste Land macht auf der Karte einen so kleinen Eindruck, daß es bei einer flüchtigen Rekognoszierungstour kaum einer so langen Zeit wert erscheint; allein, es war ein ganz unbekanntes Gebiet, und ich bin mit dem Erfolg zufrieden. Die zurückgelgte Strecke beläuft sich, mit Ausnahme einiger Ausflüge, auf 1573 li, also etwas über 100 geogr. Meilen, eine Eisenbahnfahrt von einem Tag! Aber die Straßen waren von Anfang bis zu Ende schlecht, wiewohl ich noch vom Glück begünstigt war und weder von Staub noch von Schmutz zu leiden hatte. Strecken von 30 bis 50 li nahmen manchmal den ganzen Tag in Anspruch. Täglich standen wir um 4 Uhr auf und verließen die Station um 6 oder 7 Uhr, um das Nachtquartier erst zwischen 6 und 8 Uhr abends zu erreichen. Die Langsamkeit der Fortbewegung machte die Reise zu einer Fußtour mit viel Gepäck und gelegentlichem Aufsitzen. Eigentliche Strapazen gab es selten; am meisten litt ich durch den Mangel an Schlaf: das Tagebuch mußte abends geschrieben werden, und ich kam erst spät zu Bett. Zwischen 3 und 4 Uhr morgens weckte uns dann die allgemeine Bewegung im Wirtshaus, so daß an ein Ausschlafen nicht zu denken war. Im Karren machten die holprigen Straßen das Schlafen unmöglich; nur mein Boy leistete in dieser Beziehung außerordentliches, seitdem er seinen besonderen Karren hatte.

22. Juni.

Liautung ist der westsüdwestliche Ausläufer des großen von WSW nach ONO streichenden Tschang pai schan (Schan Alin) von Korea und bildet mit diesem zusammen ein mit dem Hauptteil von Nippon paralleles Glied des Gebirgsbaues. Alle wesentlichen Gebirgsrichtungen sind WSW—ONO gerichtet, parallel der SO-Küste, und streichen nach Korea hinein. Will man dem Granit einen zentralen Charakter beilegen, so tritt dieser mehr und mehr gegen die Grenze von Korea

hervor, die in großer Ausdehnung aus Granit und Granitporphyr besteht. Erst am Abfall gegen die Liau-Ebene scheint sich eine zweite Richtung geltend zu machen, welche der des nördlichen Nippon und der tartarischen Küste entspricht.

Ganz Liautung ist ein Gebirgsland. Seine größte Breite quer gegen die Streichrichtung ist, von Ta ku schan nach Mukden, ungefähr 30 geogr. Meilen, die Länge vom Lau tië schan-Vorgebirge bis zur Grenze von Korea etwa 45 Meilen. Aber die östliche Grenze ist künstlich, die natürliche wäre weit in Nordost-Korea zu suchen. Die Ausdehnung von Liautung ist nahezu gleich derjenigen der Schweiz, die des ganzen Tschang pai schan mag ungefähr der Länge der europäischen Alpen gleichkommen. Diese orographische Stellung, die sich in der physikalischen und geologischen Geographie des Landes deutlich ausspricht, gibt seiner Geologie ein besonderes Interesse. Die Grenzen in NW und SO sind der allgemeinen Streichrichtung parallel, dorthin dacht sich das Gebirgsland beiderseits ganz allmählich ab. Im Innern aber scheint es keine ausgedehnten Längstäler zu geben: fast alle von mir besuchten Flüsse durchbrechen die Gebirgszüge und Gesteine quer gegen die Streichrichtung. Die Flüsse der Westseite, nach der das Gebirgsland am unregelmäßigsten ausläuft, sind sämtlich kurz.

Weder orographisch noch geologisch gibt es in diesem breiten Gebirgsland eine oder mehrere Zentralketten. Auf Dreiviertel der Breite sind Ketten von meist 5—800 m Höhe verteilt, die zum Teil in riffartigen Absätzen aufsteigen. Von diesen Höhen geschieht die Verflachung nach NW allmählich, während in SO eine etwas bestimmtere Grenze zwischen Gebirgsland und flachwelligem Küstenstrich bemerkbar ist. Aber in dieser Richtung macht sich noch eine Parallelkette bemerkbar, die aus Inseln besteht. Diese Anordnung, die geringe Breite und geringe Länge der einzelnen Züge und Gruppen, erleichtert den Verkehr in erheblicher Weise. Die Straßen winden sich zwischen den Bergketten hindurch, den Tälern folgend, und übersetzen nur ganz niedere Pässe. Man kann daher kreuz und quer im Lande herumfahren.

23. Juni.

Die alte Hauptstadt der Mandschu ist wenig belebt, trägt aber doch den Stempel eines Regierungs-Hauptortes. Die innere Stadt, von starken Mauern mit acht Toren umgeben, im Viereck ganz nach den Himmelsrichtungen angelegt, hat etwa 3 km im Quadrat. Schöne Straßen, breit und gut in stand gehalten, verbinden die gegenüberliegenden Tore, so daß dadurch 9 Quadrate gebildet werden. Das zentrale wird vom Palast des Kaisers eingenommen, der nicht besonders befestigt ist. Er besteht aus einer Anzahl von Gebäuden, ähnlich denen von Peking, die mit gelben Ziegeln phantastisch gedeckt sind. Der Zugang zu den inneren Höfen ist dem gemeinen Volk verschlossen. Die Hauptstraßen sind Handelsstraßen mit zahlreichen, zum Teil gut versehenen Kaufläden. Die Straßen sind besser als in Peking, aber es fehlen die Tempel und großen Yamen, der monumentale Schmuck und der landschaftliche Hintergrund mit den hohen Bergen. Außerhalb der Stadt schließen sich ausgedehnte Vorstädte an. Der Handel bietet kaum etwas Landestümliches, außer der Seide von der wilden Raupe und den Fellen. Man bekommt Felle vom Tiger, Panther (von Korea), Fuchs, Dachs, Zobel, Hermelin usw. Die Felle werden sehr kunstvoll aus kleinen Stücken zu Mustern zusammengesetzt. Über das Hinterland erlangt man wenig Information; es sind selbst hier nur wenige nordwärts von Mukden gewesen. Mukden ist der Mandschu-Name. Die Chinesen kennen die Stadt als Schönnyangtschönn; andere amtliche Namen sind Tschöngtö hsiën und Föngtiën fu, doch werden diese im gewöhnlichen Leben nicht angewandt.

24. Juni.

Hätte ich die Ausschmückungsgabe des Abbé Huc, so würde unser Aufenthalt in Mukden Stoff zu einer Mandarinen-Komödie liefern, wie dieser sie von Tschöngtufu*) geschildert hat, oder wenigstens zu einem kleinen Pendant. Unser Aufenthalt in Mukden begann keineswegs glänzend. Von den Wirtshäusern wurden wir zurückgewiesen, und die Bevölkerung war zwar durchaus gut, aber sehr zudringlich, ganz ohne die Zeichen von Respekt, die sich jeder Reisende wenigstens in einigem

*) Hauptstadt der Provinz Sz'tschwan in Westchina.

Grade wünscht. Dazu kam das Raisonnieren unserer Fuhrleute. Von Anfang an erklärten sie laut, sie wollten uns nicht mehr fahren, oder wir müßten ihnen sehr viel mehr zahlen. Vor einem stets wachsenden Auditorium ergingen sie sich zwei Tage lang in den heftigsten Invectiven gegen uns, schrieen und tobten im Hofraum. Da ich sie mit einer Drittel-Reservezahlung in der Hand hatte, so lachte ich nur über die Komödie, da ich den Zweck, höhere Zahlung zu bekommen, wohl merkte; sie schnitten uns aber zugleich durch ihre gänzlich erfundenen Anklagen jede Möglichkeit ab, andere Fuhrleute zu bekommen. Schon als wir eben angekommen waren, erschienen einige Mandarin-Beamte und verlangten im Namen ihres Herrn nach dem Paß. Da Splingaert mich nur als Tajin*) bei den Chinesen introduciert, so verlangte ich, daß der Tajin selber käme, um den Paß zu sehen. Sehr bald erschien denn auch in feierlichem Aufzug ein gutmütig und pfiffig aussehender Mandarin mit weißem Knopf. Wir sprachen einiges zusammen, und ich zeigte ihm den Paß des Tsungli yamen, der seinen Effekt hatte. Einen Cocktail ließ er beinahe unberührt, eine Zigarre gab er nach einigem Zögern seinen Leuten. Wir glaubten seine Gunst nicht in hohem Grade gewonnen zu haben und hielten es zum Teil für Mandarinenwerk, als die Fuhrleute anfingen, noch heftiger und bestimmter gegen uns aufzutreten, als uns ferner jedes Wechseln bei den Banken verweigert wurde, der Wirt eine ganz unverschämte Rechnung machte usw. Wir fühlten uns in der Tat gestern und heute höchst unbehaglich.

Heute hatten wir wegen eines kleinen Anlasses, der Versendung von zwei Steinkisten und von Briefen nach Niu tschwang, zum Mandarin zu gehen, um uns der Ankunft der Sachen zu versichern; denn meine Steine, so sorgfältig gepackt, standen allgemein im Verdacht eines ganz außerordentlichen Wertes, und ich fürchtete, daß der Inhalt der Kiste mit Ziegelsteinen vertauscht werden würde. Wir trafen den obersten Mandarin nicht zu Hause und verlangten nun sehr

*) Anrede für höhere Beamte in China.

kategorisch nach dem zweiten, mit dem Splingaert allein verhandeln sollte. Es hieß, auch er sei nicht zu Haus. Wir gaben nun Befehl an einen Soldaten, den Nr. 2 aufzutreiben und ihm zu melden, daß ich ihn in meinem Zimmer erwartete. Wir waren eben erst zu Hause, als ein Mandarin angemeldet wurde und wir zum Erstaunen wieder das gutmütige Gesicht unseres Freundes von gestern, des obersten im Yamen, in der Türe erblickten. Er wurde nun sehr vertraulich, nahm sich meiner Kisten an, schlürfte seinen Cocktail mit Behagen, rauchte die ganze Zeit, besah alle unsere seltenen Sachen, Gewehre, Revolver, illustrierte Zeitungen usw. und lud uns dringend ein, ihn bei der Rückkehr von Possiett nach Mukden wieder zu besuchen. Das war von Wirkung. Die Fuhrleute krochen zu Kreuz, baten, daß wir sie noch weiter für den alten Preis nehmen und ihr Betragen verzeihen möchten; unser Wirt bedankte sich untertänigst für unsere Bezahlung, die weit unter seiner Forderung blieb, bat uns, ihm wieder die Ehre zu geben usw., und als wir aus dem Tore fuhren, beugte sich alles in Ehrfurcht. Wir hatten durch unser allererstes Bestehen auf ehrenvolle Behandlung einen entscheidenden diplomatischen Erfolg gehabt.

Wir verließen die Stadt um 3 Uhr durch das nördliche West-Tor. Hier dehnt sich eine Vorstadt von etwa 3 km Länge aus, viel bedeutender als die, durch die wir hereingekommen waren. Mukden muß mit seinen Vorstädten ein ganz beträchtliches Areal einnehmen. Die Vorstadt endet mit einem Tor. Dann folgt ein großer freier Platz mit zwei Tempeln: links der Lao miau, ein chinesischer Tempel, rechts, etwas weiterhin, ein Lamatempel. Der Lao miau ist ein ganz moderner chinesischer Tempel. Davor steht ein Theater. Dann kommt man durch viele verzierte und verschnörkelte Tore in eine Restauration: sie nimmt die Vorhallen des Tempels ein und ist weit größer als der für den eigentlichen Kultus bestimmte Raum. Das Restaurant war reinlich und hübsch; wir erhielten in der Tat erfrischende sehr rein zubereitete Getränke. Am eigentlichen Tempel, der sich in vorzüglichem Zustand befindet, wiederholt sich immer genau die Struktur eines großen Zelts. Der Lamatempel ist als solcher nicht von Bedeu-

tung. Es schließen sich daran die Gebäude der Lamas (angeblich 300), die nach dem Rang abgeteilt sind, und ein Garten mit prachtvollen hohen Bäumen.

Die Straße, auf der wir heut fuhren, ist eine große, breite Heerstraße, offenbar für Truppentransport angelegt, an 50—100 m breit und größtenteils von Reihen uralter Weidenbäume eingefaßt. In der Regenzeit muß sie fast unpassierbar sein. Jeder Wagen macht dann sein eigenes Geleise in den tiefen Schlamm, und die Straße ist in der ganzen Breite von solchen Geleisen bedeckt. Jetzt, bei trockenem Wetter, fahren alle Wagen in einem Geleis. Die Ebene erscheint von hier aus unübersehbar. Der Boden ist etwas sandig, aber die Ertragsfähigkeit scheint dennoch eine bedeutende zu sein. Mais ist Hauptfrucht, außerdem werden Weizen, Bohnen, Gerste, Hirse, Kauliang, Rhizinus und Hanf gebaut.

25. Juni. Wir kreuzten den Liau hŏ 93 li von Mukden. Die Überfahrt auf einer sehr ungeschickten Fähre nahm eine volle Stunde in Anspruch, und doch wurden wir vor den vielen andern wartenden Wagen begünstigt. Der Fluß ist etwa 60 m breit, hat dunkles, lehmiges Wasser und wird mit Schiffen von etwa zwei bis drei Fuß Tiefgang befahren. Der Hun hŏ, den wir östlich von Mukden bei einer Furt passierten, hatte etwa 150 m Breite, eine größte Tiefe von 2½ Fuß, und sein Wasser war nicht stark getrübt. Die Stromgeschwindigkeit ist in beiden Fällen gleich. Vor der Vereinigung nimmt aber der Hun hŏ noch den mächtigen Tai tszĕ hŏ auf, der seine Wassermasse wenigstens auf das Doppelte bringen muß, und noch einige andere Flüsse, der Liau kaum einen nennenswerten Bach. Am linken Ufer des Liau ist eine breite Sandebene, am rechten etwas höherer, aber gleichfalls sandiger Boden. Auf dem letzteren erscheinen nun die ersten Anschwellungen: niedere Höhen bis 40 m, wahrscheinlich nur aus zersetztem Gestein bestehend, da die anliegenden Dörfer aus Lehm gebaut sind. Wir entfernten uns nun in SW-Richtung von den früher gesehenen Bergen und sahen nichts als flache Wellen in größerer Entfernung.

Gegen Abend erreichten wir Sin min tun, das zwar nur ein Marktflecken, aber doch ein großer Handelsplatz ist. Für beinahe 3 km reiht sich zu beiden Seiten Kaufladen an Kaufladen, darunter manches große Geschäftslokal. Durch die offenen Tore blickt man in zwei oder drei Höfe, die zum Teil als Warenniederlagen dienen. Es soll über 300 größere Geschäftshäuser geben. Der Handel von Kin tschóu fu und Ying tszĕ kóu fließt hier zusammen und strahlt wieder aus gegen die Mongolei, deren Grenze nur 50 li entfernt ist, und gegen die in NO gelegene Mandschurei. Zwischen den Läden sind Wirtshäuser, deren weitläufige mit Karren und Pferden gefüllte Höfe eine außerordentliche Frequenz erkennen lassen.

Dieser Marktflecken ist von allen bisher in China gesehenen Orten verschieden. Die Straße ist so breit, daß vier Wagen nebeneinander fahren können. Die Verkaufslokale sind reinlich und in besserem Stil erbaut; alle Häuser aber, mit Ausnahme der Tempel und einiger luxuriöser Privathäuser, sind mit dem flachrunden Dach bedeckt. Nachdem ich dieses an der Westküste von Liautung hinab und an der Südküste verfolgt hatte, verschwand es bei Ta tschwang hŏ beinahe vollständig. Spitze Giebeldächer herrschten weiterhin allein. Vor Mukden erst erschienen wieder einige flachrunde Dächer, Mukden selbst aber hat nur die hohen chinesischen Dächer. Diesseits von Mukden wird die erstere Form mehr und mehr herrschend, und nirgends noch war sie so charakteristisch wie hier. Dies Dach gibt der Stadt ein Gepräge, wie ich mir die mohammedanischen Städte in Zentral-Asien vorstelle.

Wir blieben in einem kleinen Wirtshaus am westlichen Ende der Stadt, wo wir vor der gaffenden Menschenmenge sicher waren, und taten sehr wohl daran. Denn es sind hier nur einmal vor vier Jahren Europäer passiert, und sie töteten einen Chinesen; das ist noch in frischem Andenken. Diese Straße ist bei weitem die größte, die ich in China gesehen habe. Die Zahl der Gasthäuser ist unglaublich groß, und sie sind viel besser als in anderen Gegenden. In Fu kia tszĕ waren wir zu Mittag in einem schön gebauten großen Wirtshaus mit vielen

Hofräumen, alles nett und sauber, der Wirt mit seinen zwei Söhnen, jungen intelligenten Leuten von 25 und 30 Jahren, ganz rein und elegant gekleidet. Dazu waren noch nie die Gastwirte so bescheiden in ihren Forderungen. Es ist hier ein anderer Menschenschlag als in den Gebirgen von Liautung, die Verschiedenheit des Typus ist deutlich ausgesprochen. In Mukden sieht man mehrere verschiedene Typen nebeneinander. Der Ethnograph würde eine komplizierte und schwierige Aufgabe haben, die Stammrassen zu sondern.

26. Juni. Ebene Straße, lehmiger Sandboden, Ortschaften spärlich, Agrikultur allgemein, aber der Boden meist unfruchtbar! Die Häuser sind alle aus Stein und Lehm gebaut, oder aus Stein und Ziegeln in geschmackvollen Mustern. Das flache Dach (ni fang) ist fast ausschließlich vorhanden, das spitze (wa fang) selten. Dies trägt zur Eintönigkeit der Landschaft bei. Bei den ni fang besteht in der ganzen Provinz die obere Hälfte der Front ganz oder beinahe ganz aus papierbeklebten Gittern, die den ganzen Tag über offen sind. Diese ausgezeichnete Eigenschaft hat sich auch auf die wa fang übertragen. Ich konnte noch nicht erfahren, welchem Volk die ni fang eigentümlich sind; es zeichnet sich jedenfalls vor den Chinesen durch seine Liebe zu Licht und Luft aus, denn selbst in heißen Gegenden sind die chinesischen Häuser geschlossen, während hier bei strenger Winterkälte die Luft frei zugelassen wird. In Harmonie damit steht es, daß die Häuser weitläufig gebaut und sehr große Höfe damit verbunden sind. Ein einziger großer Raum, nur durch halbe Scheidewände abgeteilt, gewöhnlich mit einem kleinen Zimmer an jedem Ende, nimmt fast das ganze Haus mit seiner langen Fassade ein. Die Chinesen würden lieber kleine Abteilungen machen und mehrere kleine Höfe statt eines großen haben. Die Mongolen der Nachbarschaft sollen alle in ni fang leben.

Die Grenze ist 50 li von hier, wo Mongolen und Chinesen gemischt leben, weiterhin wesentlich Mongolen mit einzelnen Chinesen. Die Pallisaden an der Grenze sind von Lehm, Gras und Holz gebaut; der Lehm ist aber meist vom Regen weggespült, die Pallisaden überhaupt auf größere Strecken ganz verschwunden. Wir übersetzten schon am

Morgen ein kleines NO—SW fließendes Gewässer. Die gestern am rechten Ufer des Liau erwähnten Hügel waren noch in der Ferne zu sehen. Sonst herrschte anfänglich nur Ebene, aus der einige Hügel aufstiegen. Dann kommt man in ein Sanddünenland, das 25 m hoch über dem Liau liegen mag. Nachmittags wurden wieder Berge im W und NW sichtbar, diesmal mehr zusammenhängend, als Ausläufer von Gebirgen. Sie endigen mit 250—300 m hohen Hügeln. Die Geologie läßt sich hier nur aus den architektonisch und anderweitig angewendeten Gesteinen studieren. Daraus scheint sich zu ergeben, daß das Liau-Tal ein großes vulkanisches Gebiet ist, das unter die Ebene versenkt ist und nur stellenweise noch in Kuppen darüber hervorragt.

27. Juni.

Mehrere große und kleine Dörfer und Marktflecken liegen an der Straße, überall viele Wirtshäuser. In Siau héischan erhebt sich ein hübscher Tempel auf einer kleinen Anhöhe, die aus vulkanischem Tuffgestein besteht. Tung ngan pu zeichnet sich durch seine hübschen Wohnsitze reicher Bauern aus, alle im ni fang-Stil aufgemauert, mit Facetten von vulkanischem Gestein, die mit gutem Geschmack in schwarzem Ziegelmauerwerk angebracht sind; auch sonst wechseln beide Steinarten in hübscher Art mit einander ab. Die Höfe und Gärten sind mit hohen, ebenfalls gut und geschmackvoll gebauten Mauern umgeben. Das Nachtquartier war ein sehr kleines Dorf mit gutem Wirtshaus. Ich wähle am liebsten kleine Dörfer zur Nacht, da in ihnen die Zahl der Neugierigen gering ist. Es war in diesen Tagen hin und wieder ein Weinstock bemerkbar, aber es ist hier noch nicht das eigentliche Fruchtland. Dies sollen wir morgen erreichen. Ganze Züge von Maultieren, mit Aprikosen beladen, gehen nach Mukden.

Wir haben jetzt endlich ansehnliche Gebirge vor Augen. Die Vorhügel sind kaum mehr als 10 km entfernt, dann folgen Ketten, die wahrscheinlich bis 800 m aufsteigen. Das Gebirgs-Panorama reicht von SW bis N, nach beiden Richtungen sich in wachsenden Fernen verlierend. Der Abfall der Gebirge dürfte daher ungefähr eine SSW—NNO-Richtung haben. Es ist aber kein mauerartiger Abfall, sondern

die Gebirge sind vielrückig und vielverzweigt; Täler greifen weit hinein und teilen sie in Gruppen.

28./29. Juni. Das heute durchzogene Land ist größtenteils arm auf den Höhen, mäßig fruchtbar in den Tälern. Der Lü schan ist kahl wie die Gebirge von Schantung, daher sind seine Felsformen so klar erkennbar. Seit einer Woche wehen S- und SW-Winde. Der Himmel war oft bedeckt, die Brise brachte angenehme Kühle, aber seit dem Guß in Mukden war es nicht mehr zum Regen gekommen, obgleich er täglich drohte. Gestern abend aber gelangte das Wetter zum Ausbruch; der Regen fiel in Strömen die Nacht und den ganzen heutigen Tag.

30. Juni. Der Wind ging am Abend und in der Nacht über Ost nach Nord herum. Damit heiterte es sich auf. Schon seit gestern Abend regnet es nicht mehr, aber das Land ist überschwemmt, eine endlose Schmutzlache. An Aufbruch war auch heute nicht zu denken. Wir haben 18 li von hier den Ta ling hŏ auf einer Fähre zu überschreiten. Es ist ein großer Strom mit vielen Quell-Armen in der Mongolei. Wahrscheinlich besteht sein Becken aus kahlem Bergland. Der 24 stündige Regen hat den Fluß hoch angeschwellt, und die Fähre ist losgerissen. Heute versuchten 30 Mann auf einem größeren Flußboot mit einigen Pferden und Eseln die Überfahrt zu machen: das Boot schlug um, 20 Mann und die Esel ertranken. So der hierhergelangte Bericht. Sicher ist, daß heute die Passage ganz gesperrt war, was sich auf dieser belebten Straße sehr bemerkbar macht. Jeder starke Regen soll diese Wirkung haben, oft auch die Sperrung durch Hochwasser sehr unerwartet eintreten, wenn in den höheren Tälern des Flußgebiets ein starker Regen fällt. Das ist also schon ganz die Erscheinung der baumlosen Länder und Wüsten, wo der Regen eine dauernde Wirkung nur in den Ebenen hat, von den Hügeln aber schnell, nutzlos und oft verheerend abläuft.

1. Juli. Endlich brachen wir heute um 7 Uhr morgens auf und kamen erst 18 li durch welliges Sandland bis zum Ta ling hŏ. Dieser ist jetzt ein reißender Strom mit braunen, lehmigen Fluten. Es gibt zwei Fähren: eine an einer ruhigen, breiten Stelle, wo die Karren bis in

tiefes Wasser an das Boot zu fahren haben, und die zweite weiter unten bei einer Stromschnelle, wo die Karren vom Ufer direkt auf das Boot gebracht werden können. Ich wählte die letztere. Wir hatten eine harte Zeit. Die Fähre setzte eben mit sechs Karren ab. Die Esel waren in Gruppen zusammengekoppelt und wurden durch das Wasser gebracht. Mehrere nackte Burschen besorgten diese schwere Aufgabe. Bald sind in der strömenden Flut nur noch die Köpfe von Tieren und Menschen sichtbar; oft scheinen die Wellen sie ganz zu verschlingen. Dann drehen die Tiere wieder nach dem festen Uferland um; mit Mühe bringen die Treiber sie zurück. Ein Trupp kommt glücklich durch; ein anderer wird mit dem Strom hinabgeschwemmt; ein dritter kehrt um, rennt in wilder Hast zum Ufer, und die Arbeit beginnt von neuem. Endlich sind alle drüben. Nun folgt die Fähre. Sie eilt in den hohen Wellen hinab, weiter, als man wollte. Dann strandet sie auf einer seichten Bank und muß zurückgezogen werden. Zwei Stunden währte es, bis alle Karren abgesetzt waren. Dann ging es, weit stromabwärts, auf unser Ufer zurück, und die Fähre mußte am Ufer wieder aufwärts gezogen werden.

Nun sollen wir an die Reihe kommen. Aber im Norden steht ein starkes Gewitter, das mit Windeseile herankommt. Die Fährleute fliehen. Wir machen unsere Karren und Sitze wasserdicht. Dicke Tropfen fallen. Bald gießt es in Strömen, mit etwas Hagel. Aber nur $^1/_4$ Stunde, dann ist das Wetter vorbei. Nun geht es an die Arbeit, oder vielmehr erst ans Handeln. Die Leute verlangen 15 tiau (3 Taler) für den Karren, während sie garnicht das Recht haben, irgend etwas zu fordern, da die Fähre frei ist. Dies Geld sollten wir vorausbezahlen, oder wir dürften nicht über den Fluß. Nichts half als Drohen mit Klage bei dem Mandarin. Wir setzten glücklich über, aber die ganze Affäre dauerte fünf Stunden. Dann gab ich, froh über die glückliche Erhaltung aller Sachen, die Summe von 6 tiau (statt 45) Trinkgeld, womit die Leute nach einigen vergeblichen Versuchen einer Mehrforderung zufrieden waren. Dann baten sie uns, sie bei der Rückkehr wieder zu beehren.

Am rechten Ufer des Talinghŏ beginnt der kaiserliche Weidegrund: ein einförmiges, kahles, nur mit Kräutern und Gras bewachsenes Hügelland, das für die kaiserlichen, d.h. die Soldatenpferde, reserviert ist. Keiner darf sich darauf ansiedeln, keiner ein Stück Grund bearbeiten; aber die Leute dürfen dort ihre Kühe und Pferde hüten, Steine und Erde wegfahren. Die Fuhrleute erlauben sich hier große Freiheiten: wenn die Straße in so schauderhaftem Zustand ist wie jetzt, so fahren sie über das Weideland, wo es ihnen beliebt, und dieses ist daher mit einer breiten Zone von Wagenspuren und kleinen Seitenstraßen bedeckt. Dies ganze Terrain ist krystallinisch, meist Gneiß und Granit; der Boden ist fruchtbar, und einige Verebenungen würden den Anbau reichlich lohnen.

Wir erreichten um 6 Uhr abends das erste Dorf nach der öden Strecke, mit mehreren Wirtshäusern; ich beschloß aber, noch weiter zu fahren, obgleich die Leute verschiedene Angaben über die Entfernung des nächsten Wirtshauses machten. Bisher war es immer richtig gewesen, in solchen Fällen die geringste Angabe als wahrscheinlich anzunehmen, da die höheren gewöhnlich aus dem Kompatriotengefühl mit den Fuhrleuten entspringen, oft auch aus Konspiration mit diesen. Ich hatte aber meinen Entschluß zu bereuen. Die Straße war über alle Maßen schlecht; wir mußten weite Umwege machen, und es gab wirklich kein Wirtshaus bis Kin tschóu fu, das 20 li direkt, 30 li auf unseren Kreuzwegen entfernt war. Oft steckte der Wagen bis an die Deichsel und an die Achsen in Schmutzlachen und zähen Pfützen. Dann wieder ging es über Felsen und durch tiefe Löcher. Die Sonne ging unter, es wurde dunkel, und die Entfernung nach Kin tschóu wollte nicht geringer werden. Langsam arbeiteten wir uns vorwärts.

Die Straße ist, wo sie in die Ebene von Kin tschóu kommt, ein tiefer breiter Graben, in dem sich nun das Wasser recht angesammelt hatte. Die Maultiere hatten, was ganz gegen ihre Gewohnheit war, den ganzen Tag nichts gefressen, ebenso wie wir seit 5 Uhr morgens nichts zu uns genommen hatten. Die Tiere des Boy gaben zuerst aus und legten sich flach in den Schmutz; dabei war es stockfinster. Endlich

ging es überhaupt nicht mehr fort, die Esel waren zu müde. Wir schickten daher die Fuhrleute mit den Tieren voraus nach einem Wirtshaus und schliefen in den Karren mitten auf der Straße. Unverdünnter „Liebig“ und rohe Backpflaumen mit Zucker bildeten das Souper. Schon um 3 Uhr morgens zogen die fleißigen Chinesen nach Feld und Garten und staunten das fremdartige Schauspiel an. Um 4 Uhr kamen die Esel und brachten uns vollends in die Stadt nach einem sehr reinen, guten Wirtshaus, wo wir uns an einem vortrefflichen Frühstück delektierten.

2. Juli. Kin tschóu fu ist eines der kleineren fu's, eine schmutzige, unansehnliche Stadt mit weiten Vorstädten, in denen der Haupthandel zu sein scheint. In der Mitte, an der Kreuzung der W—O- und der N—S-Straße, die von Tor zu Tor gerade durch die Stadt führen, steht ein hohes, befestigtes Wachtturmgebäude. Welch nachahmungswürdiger Plan für eine Residenzstadt, wo die Dynastie sich nicht sicher fühlt! Wie könnten hier die Kanonen gegen Barrikaden spielen!

Dicht bei der Stadt übersetzt die Straße den Siau ling hŏ, dann geht es weiter durch Ebene und über den zweiten Arm des Flusses, eines stark angeschwollenen Gewässers, das man mit einiger Gefahr passiert. Ich war nahe daran, mit Eseln und Karren weggeschwemmt zu werden, kam aber mit dem Schreck und etwas Nässe davon. Das Wasser stand bis in den Wagen hinein und durchnäßte Decken und Gepäck. Nun geht es wieder auf kaiserlichem Weideland vorwärts, durch dieselbe hügelige Einöde wie vorher, mit ihren zahllosen Straßen, Sträßchen und Wagenspuren.

3. Juli. Wir machten heute nur kurze Fahrt, teils wegen der schlechten Straßen, teils wegen der Witterung, da sich ein reguläres Regenwetter langsam vorbereitete und nachmittags zum Ausbruch kam. Ich muß mich wieder auf einige Tage Verzögerung gefaßt machen. Mein ursprünglicher Plan war ausgezeichnet: ich wäre danach am 1. Juli in Peking eingetroffen, mit gerade ausreichendem Regen, um den Staub zu löschen. Die Fahrt über Niutschwang, die Westküste von Liautung hinab, und die langsame Fortbewegung an der Grenze von Korea griffen zusammen störend in meinen Reiseplan ein, und nun wird der

einfache Zeitverlust wahrscheinlich verdreifacht werden — sehr ungünstig für den Kiachta-Amur-Possiett-Plan. Man lernt aber in solchen Ländern, sich gleichmütig in das Unvermeidliche zu fügen.

Für den Touristen wäre diese Gegend langweilig, und ich finde nun hinreichend Entschuldigung für den armen Fleming, daß er sein dickes Buch: „Travels on horseback through Manchu-Tartary“ nicht interessanter gemacht hat. Besserer oder schlechterer Boden, üppiger oder dünner Stand des Getreides, größere oder kleinere Anpflanzungen von Weiden, dazu die Größe der Ortschaften und die Beschaffenheit der Wirtshäuser — dies sind die einzigen Gegenstände, die der Beobachtung des Touristen Abwechslung geben. Die Berge und Hügel sind kahl und, für den Beobachter der Formen allein, einförmig. Erst das Auge des Geologen bringt Abwechslung hinein, und doch ist auch diese nur gering. Die verschiedene Art, in der eine Anzahl stets wiederkehrender sehr alter Formationen in einander greifen, ist alles, was sich ihm darbietet. Es ist eine gute Einrichtung, daß man bei tieferem Eingehen sich auch in ein Thema verlieren kann, das bei objektiver Betrachtung aus der Ferne langweilig erscheinen würde; und so wenig ich hoffen kann, jemals eine anziehende Beschreibung meiner geologischen Resultate liefern zu können, verfolge ich doch die fortlaufenden Änderungen im geologischen Bau mit dem gespanntesten Interesse. Sie bieten vieles Dunkle, aber gerade die Schwierigkeiten der Entwirrung spornen zur Aufmerksamkeit an. Auch heute machte ich Seitenexkursionen wie ein Windhund, ohne jedoch der Lösung der schwebenden Fragen wesentlich näher gerückt zu sein.

4. Juli. Ich mußte, wieder wegen Regenwetters, in Ningyuën bleiben. Auf den Wällen der Stadt stehen zierliche Observationstürme. Ich bin außerhalb der Stadt in ein kleines Wirtshaus einquartiert, wo der Volksandrang gering ist. Man wird zuweilen der Chinesen recht überdrüssig: immer dasselbe Thema mit kleinen Variationen; immer dieselbe Neugier, die sich zwar meist in den Grenzen der größten Gutmütigkeit hält, zuweilen aber in Zudringlichkeit ausartet. Eine Menschenmenge ist leicht zu verscheuchen, aber sie sind wie die Fliegen: kaum sind

sie weg, so kommen sie etwas dreister zurück, da sie sehen, daß ihnen das Fortgejagtwerden keinen Schaden tut. Die meisten sind bescheiden und ruhig, aber ein einziger Schlechtgesinnter hat einen merkwürdigen Einfluß. Läßt sich auch auf allen Gesichtern das brennende Verlangen lesen, alles anzufassen und ihre Hände in Gläser, Teller usw. zu stecken, so bedarf es doch erst eines leichten Anstoßes durch Beispiel. Noch ist alles scheu und mißt den Fremden mit furchtsamem Blick. Eine lästernde Bemerkung oder nur das Wort Yang kwéi tszĕ, ohne Zurückweisung, und das Grinsen beginnt. Hier kommt es selten bis zu spöttischen Bemerkungen, aber am Yangtszĕ steigerte sich die Erregung der Gemüter durch solchen Einfluß höher und höher, und der Mob verlangte dort eine vorsichtige Behandlung.

Dagegen beobachten wir hier oft, wie ein vernünftiger Mann die ganze Menge in Scheu und Achtung erhält. Schon oft hörten wir einen in der Menge bemerken, wir wären doch ganz andere Leute als sie, uns zu zweien so hinauszuwagen in die Welt, unter ganz fremde Völker, um sie kennen zu lernen. Alles, was sie selbst täten, wäre Tabak und Opium rauchen, und zu solchen Reisen hätten sie nie den Mut. Aber sie haben auch nicht die Wißbegier, d. h. sie haben nicht das Verlangen, etwas außerhalb dessen zu lernen, was bei ihren Examinationen verlangt wird. Alles fassen sie an, aber wir haben nie eine Frage gehört, die tiefer dringt als in das rein Stoffliche. Ob ein Löffel aus Silber oder Kupfer gemacht ist, ob die schwarzen Zeichen in einem Buch Schriftzeichen sind usw., wird täglich die hundert Male gefragt; aber nie eine Frage nach dem Wie und Warum, nie nach den Sitten und Gewohnheiten fremder Länder, nach unserer Sprache, überhaupt nach irgend etwas, was sie nicht sehen oder greifen können.

Der Materialismus der Chinesen ist unbeschreiblich. Das Wort 1 liang yin tszĕ (1 Unze Silber), in Gegenwart vieler Menschen zufällig ausgesprochen, sichert dem Sprecher sofort ein großes aufmerksames Auditorium. Von unseren Worten ist dies das anziehendste, von unseren Verrichtungen das Wägen des Silbers. Wie waren die Koreaner anders! In den wenigen Stunden tat ein halbes Dutzend

von ihnen mehr Fragen, durch die sie etwas lernen konnten, als alle Chinesen zusammen, mit denen ich bisher gesprochen habe. Schon die kleinen chinesischen Jungen haben das Interesse am Geld und am Handel; sie kennen den selbst in Dörfern täglich wechselnden Kurs des Silbers so gut wie die Großen. Mai mai, das Kaufen und Verkaufen, ist ihr höchstes Lebensinteresse. Belauscht man ihre Gespräche, so geht es fast stets um dieses Lieblingsthema. Allerdings braucht oft ein kleines Geschäft verzweifelt viel Zeit. Erst wird in Artigkeitsformen hin- und hergeredet, dann fangen sie mit dem Gegenteil dessen an, was sie erreichen wollen. Ein Kauflustiger z. B. bietet irgend etwas zum Verkauf an, dann arbeiten sie sich allmählich auf das Thema hin. Nun folgen die größten Preisdifferenzen. Einer meiner Fuhrleute muß ein neues Maultier haben, da ich ihn sonst entlasse. Er trieb eines auf, der Eigentümer verlangte das frühere Maultier des Fuhrmanns und 200 tiau. Den ganzen Tag über haben sie gehandelt, und jetzt steht Angebot auf 30, Forderung auf 50 tiau. Beide wissen längst, daß sie sich auf 40 einigen werden, aber dies Resultat wird vor morgen früh nicht erreicht sein.

Wo Handelstalent und Handelslust so allgemeine Attribute der Bevölkerung sind, ist der Vorteil des einzelnen über die Gesamtheit nicht groß; daher werden nur wenige reich. Dafür sind aber noch andere Gründe vorhanden: erstens die angeführte Umständlichkeit, dann die allgemeine Spielsucht und das Opiumrauchen. Die, welche dem Laster verfallen — und ihre Zahl ist hier sehr bedeutend —, opfern ihm alles, was sie haben, selbst bei dem dringendsten Wunsch, es abzulegen. Die Chinesen des Nordens bringen aber auch gern durch, was sie erwerben. Sie nehmen mehrere Frauen und halten eine teure, wenn auch nichts weniger als reinliche Küche. Für Kleidung geben sie wenig aus, für Häuser oft viel, wenn auch ihre Wohnungen für europäische Begriffe in allen Fällen höchst unbequem und im Norden stets schmutzig sind. Die Reichen tragen gern einige Luxusartikel zur Schau: einen Ring von Yü*), eine silberne Kette mit

*) Der von den Chinesen höchst geschätzte Yü-Stein (Nephrit).

Zahn- und Ohr-Reiniger als Breloque, eine europäische Uhr für 5—6 Taëls, die offen befestigt wird, und dergleichen. Gold tragen sie fast niemals. Gelegenheit für Luxus in Wagen und Pferden bietet sich nicht. Der Karren des Reichen ist genau nach dem Modell des schlechtesten gebaut, das Holz etwas besser, die Räder etwas schmäler, die Überzüge neuer, innen zuweilen etwas blaue Seide. Die Maultiere sind untadelhaft. Vergnügungsreisen werden nicht gemacht (außer in Booten), auch sonstige Vergnügungen nach europäischen Begriffen kennt der Chinese nicht, höchstens das Theater. Ein Reicher ladet gern seine Freunde zur Vorstellung von irgend einer gemieteten Truppe ein.

Der Unterschied zeigt sich am auffallendsten bei der Jugend: kein Spiel, kein Herumtummeln, keine wilde, lebhafte Fröhlichkeit bei der chinesischen Jugend! In den wenigen Schuljahren sitzen sie von Tagesgrauen bis Sonnenuntergang über ihren Büchern, die anderen Jahre vergehen mit Hilfe im Feld, im Kaufladen, beim Handwerk usw., oder in Nichtstun, aber bei allem ohne fröhliche Unterbrechung. Daher gibt es auch keine Flegeljahre und keine Burschenjahre. Der 16jährige Junge steht in körperlicher und geistiger Entwickelung auf gleicher Stufe mit dem 13jährigen deutschen oder etwa 11jährigen amerikanischen Jungen, aber ohne dessen Ausgelassenheit. Mit 19 Jahren wird gewöhnlich geheiratet. Dennoch ist die Jugend geweckt, es ist in ihr ein Keim zu etwas Besserem, als sie in China erreichen können. Wenn man diese Jungen mit ihren intelligenten Augen sieht und von ihnen schnelle und gute Antworten erhält, ehe die herumstehenden Alten noch die Frage verstanden haben; wenn man dann in ihren Fragen noch einen Funken von Wißbegier findet, die bei den Alten gänzlich fehlt, so kann man nur mit Bedauern daran denken, daß sie in wenigen Jahren indolente Opiumraucher sein werden, wie die anderen schon sind, und alles Interesse außer dem für den Handel und das Silber in ihnen erstickt sein wird.

Bei alledem kann man einen gewissen allgemeinen Bildungsgrad des Volkes nicht verkennen, der bei den niederen Klassen, z. B. der ackerbautreibenden Bevölkerung, höher ist als bei denselben Klassen

in den meisten Teilen von Europa. Von den Slaven und Walachen gar nicht zu reden, nehme man nur einen Pommerschen oder Tiroler Bauern und vergleiche ihn mit einem Chinesen von derselben Klasse, und der Vergleich wird im Durchschnitt zum Vorteil des letzteren ausfallen. Es hat sich in China der Unterschied von Ständen mehr ausgeglichen als in fast allen (vielleicht allen) Ländern der Welt. Der Bewohner des kleinsten Dorfes ist von dem Großstädter wenig, wenn überhaupt, verschieden. Alles ist Mittelklasse. Die Mandarinen genießen allerdings einen sehr großen Respekt, da ihre Gewalt groß ist und sie davon freien Gebrauch machen; aber sie gehen aus der Mittelklasse hervor, und nur das Amt stellt sie über das Volk.

Die geistige Bildung dieser allgemeinen Mittelklasse steht allerdings auf sehr niederer Stufe, wenn man europäischen Maßstab anlegt. Schulwissen und Geld schaffen Gradationen, aber die durch das Geld hervorgebrachten sind in unseren Augen gering, die durch das Schulwissen nur bemerkbar, wenn dieses mit Talent verbunden ist. Hätten die Leute bei ihrer natürlichen Intelligenz etwas anderes gelernt als confucische Weisheit und chinesische Schriftzeichen, so würden wir ihnen eine höhere geistige Bildungsstufe zuerkennen können. Aber wie können wir dies in allem Ernst tun — da manche sie doch den Europäern gleichstellen —, wenn wir den beschränkten Gesichtskreis dieser Leute, ihr gänzliches Ignorieren anderen als rein chinesischen Wissens und ihren kolossalen Eigendünkel in Betracht ziehen? Der letztere ist das Bollwerk, welches den confucisch gebildeten Chinesen von der Erwerbung anderer Kenntnisse abhält. Sie ignorieren die Existenz von etwas Besserem prinzipmäßig. Hier zeigt sich der Unterschied des gebildeten Chinesen und gebildeten Europäers in frappanter Weise. Hat der erstere einmal eine Uhr oder eine Photographie oder ein Dampfschiff gesehen, in deren jedem sich ein so unendlicher Vorsprung vor dem Standpunkt der Chinesen offenbart, so blickt er das zweite Mal auf dieselben Dinge mit dem Ausdruck von Geringschätzung als auf etwas, das zu beachten weit unter seiner Würde stehen würde, während der gebildete Europäer den wenigen Kunstsachen, in denen

der Chinese dem Europäer überlegen ist oder wenigstens einst überlegen gewesen ist (wie Cloisonné, altes Porzellan usw.), volle und vielleicht zu hohe Bewunderung zollt.

Gibt es wohl etwas, worin die Chinesen sich wirklich auszeichnen, worin sie uns überlegen sind? — Noch habe ich nichts gefunden. Allerlei Dinge haben sie früher gekannt als die Europäer, aber nach keiner Richtung haben sie es zu einer Stufe gebracht, die unsere Anerkennung in besonderem Maße verdient, mit Ausnahme vielleicht des kleinen Ackerbaues und der Berieselung, wenn wir auch in beiden Beziehungen nicht von ihnen lernen können. Sie drucken Bücher seit undenklichen Zeiten und sind noch nicht bei Guttenberg, d. h. bei beweglichen Lettern, angelangt. Sie haben das Schießpulver erfunden, wenden es aber nicht zum Sprengen an und stehen in Schießwaffen auf der niedersten Stufe. Sie haben eine sehr allgemeine Schulbildung seit Zeiten, in denen die Germanen noch in Felle gekleidet waren, und haben doch noch keine Wissenschaft, keine Idee von Kenntnis der Natur. Die Astronomie ist bei ihnen uralt, und sie sind noch kaum über Ptolemäus hinaus. Der Kohlenbergbau war alt zu Marco Polo's Zeit, und sie haben noch nicht die erste Spur von Mineralogie, Geologie oder Bergwissenschaft. Sie haben den Kompaß erfunden, und ihre Schiffahrt ist auf ihre eigenen Küsten und auf unbeholfene Fahrzeuge beschränkt geblieben. In Architektur (nur von Tempeln) und Skulptur hatten sie einst eine mäßig hohe Stufe erreicht, sind aber wieder davon herabgekommen. In der Musik sind sie Barbaren. In der Medizin wenden sie „Drachenzähne“ und Brachiopoden an. Seit Jahrtausenden führen sie bedeutende Kriege, und sie haben noch nicht einen wirklich disziplinierten Soldaten und wenig Idee von Taktik und Festungsbau. Verkehrsstraßen und Verkehrsmittel stehen auf einer tiefen Stufe, obgleich das Bedürfnis nach einem ausgedehnten und schnellen Verkehrssystem in dem großen Reich besonders fühlbar gewesen sein muß. In der Religion sind sie bei einem System des Aberglaubens stehen geblieben, in das sie immer tiefer hineinzugeraten scheinen. In der Philosophie sind sie nie über Confucius hinausgekommen. — Nach welcher

Richtung man auch blicken mag: überall Stillstand oder Rückschritt von einer niederen Stufe zu einer noch niedrigeren. Nur in einem können die Chinesen der Welt zum Muster — vielleicht zum abschrekkenden Muster — dienen: das ist die Fortpflanzung des Geschlechts! Darin sind sie Virtuosen, trotz Reis und Kauliang!

Nichts ist schlimmer als solche Mängel mit Eigendünkel gepaart. Es ist ein Vorzug des Germanen, vor allem des Deutschen, und macht ihn so besonders zu dauernder Fortbildung geeignet, daß er seinen Standpunkt gering anschlägt und das Verlangen hat, sich alles anzueignen, was er bei anderen als höher anerkennt. Auch im östlichen Asien gibt es Völker, die in dieser Beziehung den Germanen sich anschließen und zu großen Hoffnungen berechtigen: das sind die Japaner und Koreaner. Der Chinese ist ihnen in kühler Berechnung und kaufmännischem Talent weit überlegen, aber in jenen kleinen Nationen findet sich ungleich mehr Kraft und Lebensfähigkeit. Der Chinese bewahrt seinen Eigendünkel auch nach langer Berührung mit Europäern und hat nie das Verlangen, von ihnen zu lernen oder sich gar in Europa auszubilden.*) Diejenigen Japaner, welche mit gebildeten Europäern in Berührung gekommen sind, haben deren Superiorität sofort anerkannt, und es gibt sich bei ihnen ein brennendes Verlangen nach Erwerbung von Kenntnissen kund: sie gehen auch nach Europa zur Ausbildung. Die Koreaner würden dasselbe tun, wenn sie in ähnliche Verhältnisse kämen.

5. Juli. Das war heute eine verzweifelt schlechte Fahrt. Die große Straße von Peking nach Mukden, die Hauptstraße im Reich, war eine 80 Schritt breite, zähe Schmutzlache. Dazu kam zu Mittag ein Gewitter von tropischer Stärke, das in einer Stunde reißende Bäche schuf und die Straße mit Seen bedeckte. Es gab amüsante Szenen, wie Karren im Schmutz halbversunken stecken blieben, Packtiere

*) In diesem Punkt trifft das Urteil in seiner Allgemeinheit bekanntlich jetzt nicht mehr zu.

stürzten und ihre Last nebst Reiter im Pfuhl verschwand, usw. Ich hatte nur die Unannehmlichkeit einer sehr kurzen Tagesfahrt. Ning yuën liegt in einem breiten fruchtbaren Tal, das bei der Stadt selbst vom Ning yuën hŏ durchströmt wird, einem breiten seichten Fluß mit sandigem Bett. Der Talboden ist wie am Pai hŏ. Fast alle Felder sind mit Kauliang bestellt, der nach den Regengüssen sehr üppig steht.

6. Juli.

Eine gemeinsame Ursache muß die Denudation der Küstenstrecken um das Gelbe Meer und seine Buchten veranlaßt haben. Worin sie zu suchen ist, dafür habe ich mich vergeblich bemüht, Anzeichen zu finden. Warum sind gerade die Küstenstrecken so gleichmäßig abrasiert worden? Es fehlt jede Bedeckung, außer durch vulkanisches Material, mithin muß jene Denudation v o r den vulkanischen Prozessen geschehen sein. In allen diesen Gegenden sind entweder hohe krystallinische Gebirge oder solche, die aus anderen aufgelagerten Gesteinen aufgebaut sind, in geringer Entfernung von der Küste, und es ist nur ein Streif entlang der letzteren, welcher so bloßgelegt ist. Und immer sind die Gesteine stark zersetzt, wenigstens Granit, Gneiß und die sonst herrschenden Schiefer. Überall auch sind die Gänge häufig und in der Tat eine charakteristische Erscheinung. Analog ist auch das Auftreten der krystallinischen Schiefer nördlich von I tschóu fu in Süd-Schantung, wo zu irgend einer früheren Zeit eine Ufergegend gewesen ist, ferner am unteren Yangtszĕkiang zwischen Tschingkiang und Nanking an mehreren Orten. Die Täler mit Ausnahme einiger großer Flußtäler sind in allen diesen Gegenden nur wie Rillen in Sanddünen, flache Einsenkungen mit Wasserlauf, rechtwinklig zur Küstenlinie.

Abends gab es ein Kasperle-Theater in Transparent vor dem Wirtshaus. Ich habe solche Aufführungen öfters gesehen, doch hatte die heutige ein besonderes Interesse durch die Inszenierung des Salomonischen Urteilsspruches! Auf einem rohen Gestell steht ein Kasten, in der Front 3×5 Fuß, von durchscheinendem Papier. Darin brennt eine helle Fackel. Die Drahtzieher stehen auf dem Gestell und haben den Kopf in dem Kasten. Mit großer Virtuosität

werden nun die einzelnen Figuren auf dem Transparent vorgeführt. Sie entwickeln eine außerordentliche Gelenkigkeit und Behendigkeit: Schlägereien sind an der Tagesordnung. Eigentliche Liebesszenen habe ich nicht gesehen, doch dreht sich das Thema gewöhnlich ums Heiraten. Bei den Verwickelungen wird dann an den Mandarin, zuweilen bis zum Kaiser hinauf appelliert, und es folgt eine lange Gerichtssitzung. Ein Mann und eine Frau machen den Dialog in der einförmigen, kreischenden, näselnden Falsettweise der Chinesen, nicht ohne Spur von Melodie; dazu gibt es eine Art Instrumentalbegleitung. Die Gerichtssitzungen nehmen meist lange Zeit in Anspruch. Heute nun wurden zwei Frauen vorgeführt, die beide einen Mann heiraten wollen. Es kommt zu heftigem Wortwechsel und Schlägerei. Die Sache wird vor den Mandarin gebracht und breit vorgeführt. Eine Frau bringt ein Kind vor, das sie von dem Manne habe; die andere beansprucht es als das ihre. Der Mandarin entscheidet endlich, daß die Frauen das Kind bei je einem Fuß packen und es dann auseinanderreißen sollen; die den größeren Teil habe, solle den Mann heiraten. Die eine der Frauen willigt ein, die rechte Mutter sträubt sich und fällt auf die Kniee. Ihr werden Kind und Mann zugesprochen, die andere bekommt vom Mandarin eine Tracht Prügel. Woher haben die Chinesen diesen Stoff? —

7. Juli. Wieder ein verunglückter Tag! Gestern gab es wie gewöhnlich viele Gewitter, aber sie hielten sich in den Bergen und erreichten uns nicht. Es regnete stark die ganze Nacht hindurch und auch heute morgen noch. Um 9 Uhr hatte der Regen aufgehört, die Wolken verzogen sich bis auf Cirrocumuli, und ich brach auf. Aber kurz ehe wir Tsiën wéi erreichten, begannen wieder schwere Wolkenmassen, die von SW heraufgezogen waren, sich zu entladen, und es goß nun in Strömen, unter Donner und Blitz, bis 4 Uhr nachmittags. Dies war bis jetzt der stärkste Guß, wolkenbruchartig! In der Dorfstraße war ein reißender Strom, der von tausend kleinen, aber kräftigen Zuflüssen gespeist wurde. Es war so dunkel, daß das Lesen die Augen anstrengte. Als ich um 4 Uhr wieder aufbrechen wollte, sagten die Leute, daß ein

sonst beinahe leeres Flußbett, 15 li westlich, nach einem solchen Guß unpassierbar sei: ich mußte also hier bleiben.

Kurz nach uns langte von Peking ein Karren mit drei Passagieren an, unter denen wir sofort einen als Koreaner erkannten. Ich fragte ihn erstaunt durch Splingaert, wie lange ihm das Reisen in China gestattet sei. Kein Detektiv hätte mehr „to the point“ fragen können! Der arme Mensch wollte die Frage nicht verstehen, antwortete nur mit einem Brummen und zog sich scheu auf sein Zimmer zurück, wo er seinen chinesischen Freunden von der Entdeckung seiner Nationalität erzählte. Ich hatte nicht bemerkt, daß er in der Verkleidung eines chinesischen Priesters reiste. Er wagte nicht mehr, ein Wort zu uns zu sprechen, da er gegen das vertragsmäßige Verbot verstößt. Er hatte unvorsichtiger Weise seine Priesterkappe abgenommen und an der Haartracht seine Herkunft zu erkennen gegeben.

Dies Dorf ist jämmerlich, das Wirtshaus elend und schmutzig. Für den Magen ist nichts zu bekommen. Sonst sind wir jetzt in dieser Beziehung besser daran als früher: an größeren Orten gibt es Hammelfleisch, überall Hühner, Eier, gute Gemüse, besonders grüne Bohnen und Gurken zu erstaunlich billigen Preisen (Bohnen 3 Pfennig pro Pfund, Gurken 1½ Pfennig pro Stück), dazu vorzügliche Aprikosen (2 bis 3 für 1 Pfennig).

Von Kin tschóu an sind an der Straße in verschiedenen Entfernungen Observationstürme auf Hügeln angebracht. Sie sind von Backsteinen in einer an Eisenhochöfen erinnernden Gestalt gebaut. Zum Teil liegen sie in Ruinen. Es sind Monumente, die an die alte Zeit erinnern, als dies noch eine wichtige Heerstraße war, auf der die Mandschu durch das Tor bei Schan hai kwan drangen und den Thron von Peking in Besitz nahmen.

8. Juli.

Da es wieder die Nacht und den Morgen regnete, brach ich erst spät auf. Das gewaltige Wetter hatte große Verheerungen auf Feldern und Straßen angerichtet: ganze Felder von schöngewachsenem Kauliang waren abgeschwemmt, die Straße zerrissen und ihre felsigen Teile von Erdreich entblößt. Es war in der Tat eine gefährliche Fahrt,

und wir kamen nicht ohne Umwerfen fort. — Schan hai kwan liegt zu beiden Seiten eines der Haupttore in der großen Chinesischen Mauer. Am Tor wurden wir nach dem Paß gefragt, und ich hatte eine Unterredung mit dem hier stationierten hohen Mandarin, der etwas ungewöhnlich Anständiges hatte, ohne die Falschheit und den Eigendünkel zur Schau zu tragen, der sonst den Mandarinen gewöhnlich anhaftet. Er besorgte ein vortreffliches Quartier, bot uns Geleit an usw.

Die Chinesische Mauer kennt man zu gut aus Beschreibungen und Abbildungen, als daß sie einen besonderen Eindruck machen könnte. Man sieht eben nur eine sehr große und dicke Mauer mit zierlichen Beobachtungstürmchen, die sich links, so weit man sehen kann, gegen das Meer hinzieht, rechts auf einen Grat des Kiau schan, eines isolierten Bergkolosses, dessen Höhe ich auf etwa 800—1000 m schätze, sich hinaufwindet. Einzelne Teile zeugen von einer noch nicht lange stattgehabten Renovation, so daß man noch vor kurzem Wert auf die Befestigung von China gelegt zu haben scheint. Wenn man den letzten Hügel östlich von der Mauer, der mit einer Art Festung gekrönt ist, erreicht, so begreift man wohl, daß die Mandschu mit sehnsuchtsvollen Augen in die Gefilde der Ebene von Peking hinabgeblickt haben mögen. Bisher herrschte immer nur das einförmige und wenig fruchtbare Wellenland. Hier zum erstenmal sieht man ein weites, ebenes Land vor sich ausgebreitet, jetzt prangend im frischen Grün der jungen Saaten; zur linken davon das Meer, zur rechten Gebirge, deren mächtigster Eckpfeiler, der Kiau schan, sich unmittelbar zur rechten befindet. Das Gebirge scheint aus Granit und metamorphen Gesteinen zu bestehen, aber es wird auch soviel Quarzporphyr in Schan hai kwan angewendet, daß man seine Anwesenheit im Gebirge annehmen muß. Ich habe nun Liautung und Liausi, die zusammen das Gebiet von Kwan tung („östlich von der Mauer“) bilden, hinter mir und bin in Tschili eingerückt!

9. Juli. Wir folgten weitere 15 li der großen Peking-Straße und wandten uns dann nördlich und westlich auf welliges Land — gleich dem früheren —, das zunächst aus Granit mit zahllosen Pegmatitgängen be-

steht. Alles ist zersetzt. Die Straße ist ein tiefer Graben, durch den Regen ganz ausgewaschen, und die harten Gänge machten sich fürchterlich bemerkbar. Weit schlimmer aber wurde es, als wir in eine Zone von Gneiß und krystallinischem Schiefer kamen, die zugleich die Zone der Obstgärten ist. Die Straße wird hier entsetzlich: bald führt sie durch Seen, bald über große Steine und steile Absätze hoch bergan. Als wir eben an der schlimmsten Stelle waren, brach wieder ein wolkenbruchartiges Gewitter los. Die enge und tief eingeschnittene Straße wurde ein starker Strom mit ganz unebenem, steinigem Bett. Wir mußten im Regen angestrengt arbeiten, um einen Karren nach dem anderen über die schlechten Stellen sicher hinwegzubringen. Das war ziemlich hart: zu soviel Unangenehmem nun noch dies, um das Maß vollzumachen! Nach achtstündiger Fahrt erreichten wir Ling tszĕ, wo wir einen kleinen Arm des Schi hŏ zu kreuzen hatten. Es hatte aufgehört zu regnen, aber der Bach war ein reißender, tiefer Strom. Wir warteten eine Stunde; während dieser Zeit reduzierte sich seine Breite auf die Hälfte, die Tiefe um zwei Fuß!

10./11. Juli.

Auch heute hatten wir wieder viel Mühe und Arbeit mit der schlechten Straße, die in der Tat als unpassierbar bezeichnet werden konnte. Wir hatten auszubessern, die Karren in Hohlwegen zu stützen usw.; auch wurde ich einmal mit dem Karren in eine Sandpfütze geworfen. Ich erreichte Schönn hŏ pu erst in finsterer Nacht: es ist ein armseliger Ort, mit einer halbverfallenen Mauer umgeben, an der großen Straße nach Peking, 60 li von Schan hai kwan, 110 li von Yung ping fu. Auch diese ist in schlechtem Zustand und auch niemals gut gewesen: keine Brücken, keine Kunstbauten irgendwelcher Art. Oft ist die Straße ein schmaler, 6 m tiefer Hohlweg in zersetztem Granit; dann benutzt sie einen Wasserlauf, dann wieder breitet sie sich aus. Das einzige, woran man die frühere Wichtigkeit der Straße erkennt, sind Türme, die in kurzen Entfernungen zum Telegraphieren angebracht sind. Es sind viereckige windmühlenartige Gebäude mit einem Häuschen auf der Höhe; unten sind fünf Feuerplätze mit Essen und die Ruinen eines Wohngebäudes. Man sagte uns, daß hier

mit Rauch telegraphiert wurde, also nach Art der Indianer in Californien.

Das Land ist reich; es wird aber fast nur Kauliang gebaut, der durch die letzten warmen Regen wunderbar schnell aufgeschossen ist und bereits anfängt, die Aussicht zu verdecken. In 14 Tagen wird man zwischen den Feldern wie zwischen Mauern fahren. Außerdem wird viel Baumwolle gebaut, Rhizinus entlang der Raine und Bohnen, teils allein, teils zwischen dem Kauliang. Dann führt die Straße für 40 li wieder über Hügelland; dazwischen liegen Verebenungen mit Dörfern und viel Holzbestand, darunter eine Kiefer, von der etwas weiter nördlich größere Bestände sein sollen. Bei Fu ning, einem hsiën mit großer, noch jüngst reparierter Umfassungsmauer, aber mit wenig darin, erreicht man das Tal des Yang hŏ, eines breiten, aber nicht tiefen Flusses, der weit in NO entspringt.

Hier ist die Landschaft prachtvoll. Das Tal des Yanghŏ wird im Westen von einer an schroffen Gipfeln reichen Kette begrenzt, die schon seit der Großen Mauer den Blick nach W abschließt. Sie hat zwei hohe Gipfel von etwa 600 m, einen im südlichen, einen im nördlichen Teil; beide sind Doppelgipfel, der nördliche heißt deshalb Méi méi schan (der Schwesternberg). Das Gebirge mag, da der Name für den anderen Gipfel ebenso zutreffend ist, als das Méi méi-Gebirge bezeichnet werden. Die Ähnlichkeit der Formen entlang der ganzen Profillinie macht es wahrscheinlich, daß das ganze Gebirge wesentlich aus demselben Gestein besteht, und ich wies ihm seinen Platz schon nach dem Anblick aus der Ferne unter den Porphyrgebirgen neben Kiau schan und Tsching schu schan an. Im Nordosten ist das herrliche Profil des letzteren vom Fluß aus noch sichtbar. Westlich davon weicht das Gebirge weit gegen Norden zurück, ohne indes eine Lücke zu lassen. Gerade nördlich kommt es wieder bis zum Abstand von etwa 25 km heran. Dort sind etwa 750 m hohe Gebirge (nicht Porphyr-Formen), denen sich das Méi méi-Gebirge anzuschließen scheint. Das Tal des Yang hŏ mit diesem herrlichen Hintergrund, dem zackigen Zug im Westen und dem fruchtbaren Gelände, ist eine Zierde des süd-

lichen Gebirgsabfalles. Das Klima dieser Gegend ist dem von Meran vergleichbar.*) Wie dort, tragen auch hier die Hügel die besten Früchte und Weintrauben.

Schwan wang ist ein mit einer Mauer umgebener Marktflecken. 12. Juli. Es war eben Markt, aber ein sehr armseliger. Das Land produziert Feldfrucht; aber wo soll Reichtum herkommen, wo die Verkehrsmittel und Wege so elend sind? — Die Stadt Yung ping fu hat eine große, stattliche Mauer, ist aber das ärmlichste fu, das ich gesehen habe. Die Stadt ist gänzlich tot, der gesamte Handel wird von dem manches Marktfleckens an Bedeutung übertroffen. Die Häuser, noch sämtlich ni fang**), sind klein und schmutzig. Eine Vorstadt schließt sich nur im Süden an, wo die Wirtshäuser sind.

Es war 5 Uhr, als wir aufbrachen. Mein nächstes Ziel war Lwan tschóu (40 li), das heutige ein Wirtshaus 20 li auf der Straße dorthin. Allein, ich hatte mich verrechnet; statt e i n e s Flusses, wie auf den chinesischen und allen anderen Karten angegeben ist, hatten wir zwei, dazu einen doppelt, zu übersetzen. Der von N und weiterher von NO kommende Tsching lung hŏ mündet nämlich in den Lwan hŏ nicht oberhalb Yung ping fu, sondern weit unterhalb. Es währte zwei Stunden, ehe wir über den Tsching lung hŏ kamen, da das Boot in der Mitte des Stromes auf einer Bank aufsaß. Es konnte nur zwei Karren auf einmal fassen. Als nun ein Karren auf dem rechten Ufer und zwei noch auf dem linken waren, benutzten die Leute sehr geschickt die Gelegenheit, einen „squeeze" zu versuchen. Die Fähren werden, was die Leute „auf Kosten des Mandarins" nennen, unterhalten; ein kleines Trinkgeld ist jedoch üblich. Als sie aber eine hohe Summe von uns zu erpressen suchten, langte ein Bote vom Mandarin an, den dieser aus freien Stücken, und ohne uns gesehen zu haben, aussandte, um die schleunige Beförderung unserer Karren anzuordnen. Die Leute waren dann sehr dankbar, als sie doch noch 1 tiau von uns erhielten. Ich habe mich nun schon öfters derartiger

*) Aber nur im Sommer!

**) s. o. S. 252.

Aufmerksamkeiten von Seiten der Mandarinen zu erfreuen gehabt; nie habe ich mich vergeblich an sie gewandt.

Wir fuhren nun bei Dunkelheit durch ein ungemein fruchtbares, üppiges Flachland bis zum Lwan hö. Dieser Strom, der weit aus der Mongolei kommt und bei Dschehol vorüberfließt, ist der größere von beiden. Wo wir ihn erreichten, teilt ihn eine Sandbank und Felseninsel in zwei starke, schnelle Ströme. Es war Nacht; das Wachrufen der Leute nahm viel Zeit in Anspruch, und es wurde beinahe Mitternacht, als wir die beiden Fähren passiert hatten. Jenseits steht auf einem felsigen, 80 Fuß hohen Hügel ein Tempel, wo Reisende Herberge finden. Es wurden drei Karren angemeldet und die Pforte geöffnet. Der Oberpriester, der noch mit seiner Opiumpfeife beschäftigt war, schalt nicht wenig, als er merkte, daß er Europäer eingelassen hatte. Wir bekamen jedoch ein kleines Haus für uns und legten uns schnell zur Ruh.

13. Juli. Wir erwachten an einem schönen, sonnigen Morgen. Die Abgeschlossenheit unserer Wohnung und ihre prachtvolle Lage machten es verführerisch, zu bleiben und einmal einen Tag angenehmer Ruhe zu genießen; aber die vorgeschrittene Zeit erlaubte es nicht. Habe ich doch schon meinen Plan, von Yung ping fu über Dschehol nach Peking zu gehen, aufgeben müssen! Die Aussicht von unserem Tempel war herrlich: zu Füßen der Fluß, der sich an den steilen Felsen bricht; jenseits die fruchtbare Ebene von Yung ping fu; in der Ferne, in SO und O von Hügeln begrenzt, der Méi méi schan und der ferne Tsching-schu schan deutlich erkennbar; in NW eine nahe Hügelkette, sichtlich aus Schichten von rötlichem Sandstein aufgebaut; im Norden hohe Gebirge in der Ferne, darunter besonders auffallend ein wahrscheinlich bis 2000 m ganz allmählich aufsteigender Gipfel. Die Bergformen werden jetzt einfacher; es sind nicht mehr die Umrisse kühn aufstrebender, schroffer Felsen wie weiter östlich.

Das Tal von Yung ping fu mit seinem fetten Talboden und seiner Gebirgsumgebung wäre schön, wenn es auf den Bergen Holz gäbe; aber alles ist kahl bis auf die Kuppe des Tempels, die, wie bei Tempeln gewöhnlich, hohe Bäume trägt. Es sind überall die Umgebungen der

Tempel, welche ein beredtes pro memoria der Schuld des Volks bilden, das seine Wälder ausgerottet hat und sie in einem Lande, das der herrlichsten Waldkultur fähig ist, nicht wieder anbaut. Regenlosigkeit ist hier allerdings nicht im Gefolge der Waldvernichtung gekommen; in dieser Beziehung ist das Land gesegnet. Die Saaten stehen üppig; der Kauliang ist schon 3 m hoch, so daß man zuweilen wie zwischen hohen Mauern fährt. Einen besonderen Reiz erhält die Landschaft durch beträchtliche Pflanzungen von Nüssen und Kastanien; die hohen schattigen Bäume stehen oft in mehreren parallelen Reihen. Maulbeerpflanzungen wechseln in Streifen mit Bohnen, Kauliang und anderen Feldfrüchten; denn man produziert hier noch Seide. Auch Tabak wird gebaut. Oft ist das Land wie ein Garten, dann wieder wird es einförmiger. Es scheint, daß Yung ping fu das Ende der ni fang-Bauart bezeichnet. Von Mukden bis hierher herrschte sie allein. Das Dorf Ye tsi to besteht fast ganz aus ni fang, und die anderen Plätze, die wir heute sahen, waren gemischt. Es ist schwierig, bestimmte Informationen über das Vorkommen von Steinkohlen zu sammeln; man brennt hier nur Kauliang-Stengel und weiß kaum von den in der Nachbarschaft bestehenden Gruben.

Lwan tschóu ist ein tschóu, aber abgesehen von der Mauer eine ganz unansehnliche Stadt: schmutzig, ärmlich und erbärmlich. Die Wirtshäuser fanden wir so schlecht wie kaum je zuvor. Aus dem ersten wichen wir mit Entsetzen, fanden aber nichts Besseres. Das Volk war sehr neugierig, aber durchaus ruhig und ordentlich.

14.—16. Juli.

Das Kohlenfeld, von dem verschiedene Reisende an verschiedenen Orten gehört haben und das daher verschieden lociert worden ist, liegt zwischen Lwan tschóu und Kaiping. Seine Ausdehnung, die Zahl und Mächtigkeit der Flöze, der Mangel an (erkennbaren) Störungen der Lagerung — alles dies macht das Kohlenfeld von Kai ping zu einem der wichtigeren. Dazu kommt das bedeutende Vorkommen von Eisenerz. Die Lage wäre bei besseren Verkehrsmitteln günstig. 100 li westlich liegt Lu tai an einem schiffbaren Strom. Von dort kann die Kohle nach Taku zu Boot gebracht werden. Doch wird wohl diese

Gegend eine der ersten Eisenbahnen in China sehen. Dann wird es Zeit sein, fremdes Kapital in dem Kaiping-Kohlenfeld anzulegen*).

Ich komme zu allen Bergwerken in einer schlechten Zeit. Die Arbeit wird hier im Sommer fünf Monate unterbrochen; die Leute sagen: weil die Lichter nicht brennen wollen. Ist dies der Grund, so gibt es Zeugnis von derselben Ratlosigkeit im Bergbau, welche den Chinesen überhaupt in Dingen eigen ist, die sie nicht von ihren Urahnen fertig überkommen haben. Der Schacht füllt sich während der Zeit mit Wasser, und oft muß ein neuer Schacht abgeteuft werden, wenn man in jenem das Wasser nicht mehr bewältigen kann.

Unser Weg führte nun über sandiges, mit einer bis 1 m dicken Lehmschicht bedecktes und fruchtbares Land nach Föngyunhsiën, einer ebenso erbärmlichen Stadt wie alle Städte dieser Gegend, die ich kenne. Die Straße wird dann breit und ansehnlich und hat steinerne Brücken und Türme, die dazu dienten, den Kaiser mit Kanonenschüssen zu begrüßen (keine Telegraphentürme, wie ich vorher glaubte). Nur bei Peking und Mukden aber ist diese Straße als eine Kunststraße zu bezeichnen, im übrigen kommt sie einem schlechten deutschen Vizinalweg noch nicht gleich. Die Leute sagen ganz offen, daß dies nur dazu dienen soll, um den Bewohnern der Großstädte durch Schein zu imponieren, da nur wenige die ganze Reise machen.

*) Dies Kohlenfeld ist in der Tat als erstes in China nach europäischem Muster bearbeitet worden und hat auch den ersten Schienenweg gesehen; die jährliche Förderung wird auf 700 000 Tonnen angegeben.

Reise in der Umgebung von Peking.

7. bis 14. August 1869.

7. August.

Heute fuhr ich in zwei Karren mit Splingaert und dem Boy aus Peking hinaus: erst 10 li zum westlichen Stadttor, dann 10 li bis Tatschung szĕ, dem Tempel mit der Großen Glocke. Unweit Peking fährt man durch den Rest einer mächtigen alten Erdverschanzung. Sonst ist bis hierher alles Ebene. Nur selten erkennt man, daß sie aus Löß besteht; so sehr ist alles mit Trümmern bedeckt. Selbst die Ackerkrume ist voll von Bruchstücken roher und verglaster Ziegel. Die Große Glocke ist eine der Sehenswürdigkeiten von Peking, für die Chinesen eins der Wunder der Welt; denn da sie von einem derartigen Gußwerk jetzt keine Idee mehr haben, so meinen sie, die Glocke sei in alten Zeiten von selbst an ihren jetzigen Ort gekommen. Das sagen wenigsten die Priester! Sie ist aus schöner klangreicher Bronze gegossen und innen und außen mit vortrefflich ausgeführten chinesischen Charakteren bedeckt. Es sollen die Bücher des Confucius sein. An mehreren Stellen sind tibetische Zeichen angebracht, deren Entzifferung vielleicht die Geschichte der Monstre-Glocke aufklären würde. Die Generationen, die ihren Guß sowie den der großen Löwen an den Tempeleingängen ausführen konnten, waren der jetzigen weit überlegen; die Verfertigung großer Geschütze wäre ihnen nicht so schwer gefallen wie ihren Nachkommen. Auch Transport und Art der Aufhängung deuten auf bedeutendes mechanisches Genie. Als ich herauskam, hielten vor der Tür ein sehr eleganter Karren und gute Reitpferde: der Bruder des Kaisers war gekommen, um in dessen

Namen für die Regengüsse der letzten Tage Dank zu sagen, da die Jahreszeit bisher sehr trocken gewesen war. Um die Begegnung mit uns Fremden zu vermeiden, war er in das Zimmer des Priesters getreten.

8. August. Von hier ist es noch 15 li bis nach Yuën ming yuën. Es führt dahin eine mit Granitquadern gepflasterte Straße, eine Tortur für Fuhrleute und Passagiere, die daher auch soviel wie möglich vermieden wird. Wo nur ein seitliches Gleis auf weichem Grunde angebracht werden konnte, fahren die Wagen ausschließlich nebenher. Bei Yuën-ming yuën verzweigt sich die Straße mehrfach. Schon bei der Annäherung fährt man zwischen großen mit Mauern eingefaßten Gärten voll der schönsten Bäume. Dann folgen von Ost nach West: der Sommerpalast, der Tempelgrund von Wan schóu schan und der Yü-tsüen schan. Die letzten beiden sind ummauerte isolierte Hügel und äußerst malerisch. Ich eilte leider nur flüchtig vorüber, da man den Eintritt verwehrte. Ich fuhr nun noch nach dem Tempel Ta pai örrh, den ich als Nachtquartier okkupierte. Ich verbrachte den Nachmittag auf dem nahe gelegenen Yü tsüen schan. Hier sind zwei durch einen Sattel verbundene Hügel als Tempelgrund ummauert. Auf dem südlichen steht eine siebenstöckige, hohe und elegante chinesische Pagode, auf dem nördlichen eine singhalesische Pagode in dem reinen Stil, wie man sie so schön bei Molmein in Birma sieht. Außerdem gibt es viele Tempelgebäude, Felsgrotten und lange Höhlen, eine starke Quelle — eine Seltenheit in diesem Lande —, kleine Pagoden mit glasierten Ziegeln, Lotosteiche usw. Am neunten Tag des neunten (chines.) Monats ist hier Jahresfest; dann strömen die Leute in Massen in die Tempel zu religiösen Feiern, wahrscheinlich durch Theater usw. angezogen. Die Aussicht von hier ist herrlich: ich sah noch deutlich den 200 li entfernten Pan schan.

9. August. Ta kiau sz', wohin ich heute gelangte, ist ein großer Tempel und seit längerer Zeit Sommerresidenz von Herrn von Rehfues. Der Tempel liegt etwa 50 m über dem Tal am Ostabhang des Si schan und am oberen Ende von dessen Schuttkegel. Der Si schan bildet, aus der Ferne gesehen, ein mauerartiges Gebirge mit etwa 750 m hohem

Gipfel; erst in der Nähe machen sich Schluchten bemerkbar. In ihnen sind zahlreiche kleine Tempel bis fast auf die Kammhöhe hinauf errichtet. Der flache langgedehnte Schuttkegel ist an dem unteren durchschluchteten Teil mit Obstbäumen, Kastanien, einer an Gerbstoff besonders reichen Eiche mit aesculus-artigen Blättern und Früchten, und mehreren Zierbäumen bewachsen. Die oberen Gehänge sind kahl, und das Gestein tritt vielfach zutage, oft in nackten klippigen Formen. Besonders macht sich etwas weiter eine lange steile Mauer bemerkbar, die in der halben Höhe beginnt und als ein Vorsprung des Berges in die Ebene fortsetzt. Ihre Form würde auf Porphyr schließen lassen, doch ist sie Granit. Die Aussicht wird rechts durch das Tempelgebirge, in der Ferne links durch das vielgliedrige Nankóu-Gebirge abgeschlossen.

10. August.

Ich unternahm einen Ausflug zu Fuß nach den Kohlengruben am Tschai to-Paß. Die Mächtigkeit der hiesigen Flöze wechselt und beträgt bis 3 m. Die Einfahrt und die Strecken sind niedrig. Die Leute haben Lederpolster an den Knieen befestigt. Zum erstenmal sah ich Grubenlampen, die an die Lederkappe gesteckt werden. Die Luft wird durch ein mit der Hand getriebenes Gebläse nach der Tiefe gebracht, die Förderung wegen der niedrigen Strecke durch kleine Jungen besorgt. Wenn sie mit einem kleinen Sack auf dem Rücken, die Hände auf die gekrümmten Kniee gestützt, herauskommen, sehen sie aus wie kleine Bergteufel: sie sind ganz nackt und von Kohlenstaub geschwärzt. Die Förderung ist meist Kleinkohle; man schafft sie auf Eseln und Kamelen nach Peking.

11. August.

Ich machte in der Frühe noch die 22 li bis Nan kóu. Diese ganze Strecke, in der Tat der ganze Weg von Ta kiau sz' bis hierher, liegt noch auf dem Schuttkegel des Gebirges. Da alle Gesteine des letzteren krystallin oder metamorphisch sind, so ist der Schuttkegel von ungewöhnlicher Ausdehnung. Der Anstieg von Ting tsze tschwang bis Nan kóu ist wenigstens 50 m; die Straße ist gut auf feinem Geröll, aber schauderhaft, wo die Fluten die groben Stücke zusammengeführt haben.

Nan kóu ist ein kleiner Ort, durch nichts ausgezeichnet, als daß es am Ausgang eines der historisch bedeutendsten Pässe gelegen ist. Ich kam hier zum erstenmal in ein chinesisches Wirtshaus, wo die Zimmerwände einem europäischen Fremdenbuch glichen; ich fand manche bekannte Namen. Nan kóu wird von fast allen Fremden, die nach Peking kommen, besucht, da sie von hier aus nur 40 li zu reisen haben, um einen Teil der Großen Mauer, allerdings nur eines ihrer Zweige, zu sehen. Der Eingang zum Paß macht sich kaum bemerkbar. Die Nan kóu-Schlucht endet bei Nan kóu nur als eine enge Unterbrechung in der gradlinigen Gebirgsmauer, die hier die Ebene begrenzt. Zwei alte befestigte Werke bezeichnen den Eingang. Ich unternahm einen Ausflug zu Fuß nach Kü yung kwan, 12 km von Nan kóu. Die großen Granitgerölle, mit denen der Boden der Schlucht besät ist, machen das Fahren fast zur Unmöglichkeit. Zuweilen wird jedoch ein Karren von eigens dazu geschulten Fuhrleuten hindurchbugsiert, wiewohl ohne Passagiere und Gepäck. Nur ein chinesisch gebautes Gefährt kann das Holpern über die großen Steinblöcke aushalten, jedes andere würde in Stücke gehen. In früherer Zeit hat offenbar eine große mit Quadern gepflasterte Straße existiert, aber die furchtbaren Fluten, die sich zuweilen durch die Nan kóu-Schlucht stürzen, haben fast jede Spur vertilgt. Nur, wo sie auf der Höhe der oft 60 m hohen Bänke von grobem Schotter führt, ist sie erhalten, und an ihr stehen noch Ruinen einstiger Bauwerke. Jetzt winden sich nur enge Saumpfade durch das Geröll. Und doch ist die Straße eine der belebtesten, wenn nicht die belebteste des Reiches. Unaufhörlich begegnet man langen Zügen von Kamelen, Maultieren, Eseln und Pferden, auch Reitern und Schensi's mit vornehmen, geschmückten Damen.

Kü yung kwan liegt ungefähr 120 m über Nan kóu. Hier verengt sich die Schlucht. Die erste Mauer zieht sich an den Gehängen herab nach dem Tor, das durch seine eigentümliche Bauart, seine vollkommene und geschmackvolle Ornamentik, seine Inschriften in verschiedenen Schriftarten berühmt geworden ist. Dahinter blickt man in die enge Schlucht, deren steile Wände wesentlich aus Granit be-

stehen, aber porphyrische Formen haben. Die Inschriften des Küyungkwan sind in sechs verschiedenen Sprachen und Schriftarten: Chinesisch, Mongolisch, Mandschurisch, Tibetisch.*) Das Tor ist von Kublai Khan**) gebaut worden, die Skulpturen daran sind vortrefflich erhalten.

12. August.

Nach meiner Rückkehr nach Nankóu schickte ich den Karren nach Tschangpingtschóu und ritt zu Esel nach den Ming-Gräbern, 30 li von Nankóu. Der Weg führt am Fuß des Nankóu-Gebirges entlang gegen ONO, an mehreren steilen Vorsprüngen und tief zwischen ihnen aus dem Gebirge kommenden Schluchten vorüber.

Die Gräber der Ming-Dynastie gehören zu den besuchtesten Sehenswürdigkeiten von Peking. Am Eingang passiert man eine Reihe großer Marmorportale, zum Teil mit Skulpturen im Stil des Küyungkwan. Im letzten steht ein kolossaler Monolith: eine Schildkröte mit Gedenktafel. Es ist bei dem entschieden guten Sinn für Architektur, den die Chinesen früher hatten, fast unbegreiflich, daß sie (im Norden) keine Säulen aus Stein gemacht haben. Die Art ihrer Architektur, Portale, Ehrenpforten und Tempel hätte, so sollte man meinen, unmittelbar darauf hinführen müssen. Aber sie haben immer nur hölzerne Säulen mit Stein-Sockel und -Kapitäl von der einfachsten Form oder Holzkapitäle von sehr komplizierter Form. Vierkantige Strebepfeiler sind vielfach angewandt und recht schön verziert. Im Süden ist dies wohl etwas anders, wie die prachtvollen Steinsäulen des Confucius-Tempels in Ningpo beweisen.

Auf die Schildkröte folgt eine Doppelreihe großer Steinfiguren von Tieren und Menschen: Tiger, fabelhafte Löwen, sitzende und stehende Pferde, Kamele, Elephanten, dann betende Figuren hoher Mandarine und Priester. Die Ausführung ist nicht besser als bei den Tieren der Ming-Gräber bei Nanking. Jedes Tier mit Unterlage ist aus einem Gesteinsblock von bläulichem Marmor gearbeitet. — Nun geht es weiter auf gepflasterter Straße und über Brücken nach der Ost- und Nordseite des Tales, wo die Gräber zerstreut liegen. Ich

*) Die fehlenden beiden Schriftarten sind im Tagebuch nicht genannt.

**) s. o. S. 19.

besuchte nur das größte von allen, das den Stifter der Dynastie birgt und der Prototyp der anderen ist. Es liegt am Fuß des Gebirges auf einem erhöhten Platz. Schon davor stehen viele Bäume. Das Grab selbst ist ein Oblong von etwa 300 × 120 m, von einer hohen Mauer umschlossen. Das Innere ist ein Cypressenhain, in dem verschiedene Gebäude auf ansteigendem Grund stehen.

Das Hauptgebäude ist eine kolossale Halle, sehr hoch, mit gelbglasierten Ziegeln gedeckt, das Dach von mächtigen Säulen von 4 Fuß Durchmesser getragen. Wohl 24 solcher Holzsäulen stehen in der Halle; sonst ist sie ganz leer bis auf einen heiligen Schrein in der Mitte, in dem nichts steht als ein kleines rotes Brettchen mit chinesischen Charakteren. Im Hintergrunde des Platzes ist ein flacher Hügel etwa 15 m hoch aufgeworfen und mit Bäumen bewachsen. Darin ruht die Leiche des Kaisers in einem ausgemauerten Raum. Bei ihr wachen steinerne Männer, und davor soll ein Bassin sein mit einem Schiff, damit der Kaiser sich dessen bedienen könne. Alles dies ist fest vermauert. Über dem Eingang erhebt sich ein kolossales, pyramidenartiges Bauwerk mit gestreiftem gelbem Dach, das auf dem massigen Fundament von zwei Strebepfeilern getragen wird. Darunter steht wieder eine Marmor-Schildkröte mit einer Tafel, auf die der Name des Kaisers in schön eingravierten Charakteren verzeichnet ist.

Es ist etwas Großartiges an diesem Mausoleum, das nur einem Menschen gilt! Und eine solche Grabstätte erhielt seit Jahrhunderten jeder Beherrscher dieses großen Reichs — meist mehr als ein Symbol der Größe des letzteren als der Macht des Herrschers. Die jetzige Dynastie hat zwei Grabplätze: einen östlich von Peking, den andern in NW jenseits des Nankóu-Passes. Die Kaiser werden abwechselnd in dem einen und dem anderen begraben. Niemand darf diese heiligen Plätze besuchen. Die, welche sie von benachbarten Bergen gesehen haben, sagen, daß die Plätze eben so schön und die Grabstätten ebenso großartig seien wie die der Ming-Kaiser.

13. August. Ich fuhr dann zunächst 20 li nach Yü tsüen schan zurück, meinem Ausgangspunkt bei dieser Reise. Von dort wandte ich mich westlich

nach Pi yün sz', das ganz in einem schluchtenreichen Winkel gelegen ist, der von zwei Ausläufern des Tempelgebirges eingeschlossen wird. Der Schuttkegel reicht hier hoch hinauf. Wo er sich an die Gebirgswand anlehnt, liegt einer der größten Tempel; daneben dehnen sich die ummauerten Jagdgründe des Kaisers aus. Es soll darin Wildschweine und Hirsche geben. Frühere Kaiser pflegten hier zu jagen; die Wildschweine wurden dazu vorher betrunken gemacht.

Pa ta tschu (die acht großen Tempel) oder Sz' ping tai (die vier ebenen Terrassen) ist der Kollektiv-Name für eine Gruppe von Tempeln, die in einer kleinen Depression des Südabhanges des Gebirges gegen den Hun hŏ gelegen sind. Der tiefste liegt in der Talsohle, der höchste etwa 100 m darüber, die anderen in verschiedenen Höhen dazwischen. Die Berge der Umgebung sind kahl, nur die Schlucht ist reich an Bäumen, aus denen die Tempel hervorscheinen. Sie sind die gesuchteste Sommerresidenz der Europäer.

Rückkehr nach Peking 14. August; dann über Tschifu nach Schanghai.

Reise durch die Provinzen Kiangsi, Nganhwéi und Tschekiang.

Vom 24. September bis 31. Oktober 1869.

Schanghai 20. Sept. 1869. Aus einem Brief an die Eltern.

Ich habe mir in China eine im ganzen recht befriedigende und angenehme Stellung erworben. Man hat gesehen, daß ich es mit meinen Forschungen ernst nehme und in der verhältnismäßig kurzen Zeit meines Aufenthalts mehr gereist bin als irgend einer zuvor. Ich kann nur bedauern, daß ich nicht zehn Jahre jünger bin und eben von Europa komme; dann würde ich mich mit rechtem Behagen für mehrere Jahre meiner interessanten Aufgabe zuwenden. So sehr jetzt mein Interesse an ihr mit der Ausdehnung meiner Forschungen wächst, kann ich mich ihr doch nicht mit ganzer Begeisterung hingeben, da das Gefühl meiner langen Abwesenheit und die Sehnsucht nach der Rückkehr zu sehr überwiegen. Bliebe ich längere Zeit hier, so würde ich die Aussicht haben, nicht nur wissenschaftlich etwas Bedeutendes leisten zu können, sondern auch einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung der fremden Interessen in diesem wichtigsten der noch nicht geöffneten Länder der Welt auszuüben. Allein, mit dem Bewußtsein, daß ich meinen hiesigen Arbeiten nur eine beschränkte Zeit widmen werde, kann ich mir nur im Geist die großen Aufgaben ausmalen, an deren Lösung ich unter günstigeren Umständen mit Eifer gehen würde.

Zöge mich auch kein anderes Band nach der Heimat, so würde schon das Verlangen, wenigstens den Versuch zu machen, meinem Vaterland in mehr direkter Weise zu dienen — so chimärisch es für

einen halbverschollenen Geologen sein mag — genügen, um meinen Blick auf Deutschland gerichtet zu halten. Ich muß gestehen, daß, wenn ich Minister wäre und ein Reisender meines Schlages vor mich träte, ich in der größten Verlegenheit sein würde, wie ich ihn unterbringen könnte. „Sehen, was sich für Sie tun läßt“, würde vielleicht der passendste Bescheid sein! — und er wird mir wohl einst noch blühen. Ich muß daher versuchen, in meiner jetzigen unsichern Stellung hinreichende Mittel zu bekommen, um zu Haus wenigstens ein Jahr unabhängig leben zu können. Vielleicht bietet sich nach einigem Warten doch noch eine Stellung, in der ich mich nützlich machen kann. In schwachen Augenblicken beneide ich manchmal die Leute, welche so ruhig hinleben, täglich ihre Bureaugeschäfte pünktlich verrichten und bei ihrem bequemen Leben täglich in der Anciennität avancieren, um endlich in einer Pension die Frucht ihrer Tätigkeit zu genießen. Sie sind unbekümmert um die dahinfließende Zeit, während ich jeden Augenblick auszunützen suche und, geizig um die Zeit, die ich mir einbilde nützlicher verwenden zu können, nur halb an Unterhaltung und Vergnügen teilnehme. Ich gestatte mir selbst nicht, die Hände in den Schoß zu legen, sondern eile rastlos vorwärts. Allein, trotz aller Nachteile, glaube ich doch, daß dies bewegte Leben und ungewisse Dasein auch sein Gutes hat: es zwingt zum Schaffen, schützt vor Pedanterie und erhält den Geist frisch. Nur muß man sich hüten, daß die Tätigkeit nicht ungeordnet und zwecklos werde.

.... Von meinen letzten Reisen könnte ich lange Geschichten erzählen. Sie waren sehr interessant. Ich durchforschte ziemlich gründlich die Halbinsel Liautung, ging dann an der Grenze von Korea von Süd nach Nord, kam nach Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, und ging von dort, der mongolischen Grenze entlang, nach Peking. Einen größeren Plan, von Peking über den Amur nach der Ostküste der Russischen Mandschurei und von dort überland zurück nach Mukden, konnte ich wegen der zu weit vorgerückten Jahreszeit nicht mehr ausführen. Ich habe auf dieser Reise manche schönen Gegenden gesehen, besonders die hinterwäldlerischen, schwach bewohnten

Gebiete an der koreanischen Grenze. Wäre ich Maler und hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich von dort die schönsten Bilder mitbringen können; aber ich beschränke mich auf meine Tagebücher, meine Karten, Steine und Versteinerungen. Unter meinen Erinnerungen ist mir die liebste die Bekanntschaft mit den Koreanern.

24./25. Sept. Ich verließ Schanghai am 24. September mit Splingaert und einem Boy auf einem den Yangtszĕkiang aufwärts fahrenden Dampfer und kam nach Tschingkiang um Mitternacht, nach Nanking um 6½ Uhr morgens. Welches Bild des Elends! Alles ist unter Wasser — das ganze niedere Land außerhalb der Stadt. Die Häuser sind von den Bewohnern verlassen, und viele haben sich Häuser auf der Stadtmauer von Nanking gebaut, wo ein ganzes Dorf entstanden ist!

Westlich von Point Morton enden die Hügelzüge, die den Fluß von Nanking aus in wachsendem Abstand im Westen begleiten. Dann folgt eine etwa 40 km breite Lücke. Hier ist alles überflutet, so weit das Auge reicht. Schilfgräser bezeichnen das Ufer des Flusses, und jenseits ragen zahllose Dörfer und Häuser aus dem Wasser hervor. Südlich von dieser Unterbrechung beginnt eine andere Hügelreihe.

26.—28. Sept. Wir erreichten Kiu kiang Sonntag mittag bei Regenwetter. Montag klärte es sich mit frischer NW-Brise auf. Dienstag wurde der Wind stärker. Zum erstenmal sah ich den Lu schan völlig klar, ebenso die nördlichen Hügel: eine, wie es scheint, isolierte große Gruppe von wesentlich granitischen Formen. Seit 2½ Monaten ist diese Gegend mit Wasser bedeckt, im Norden, zu beiden Seiten der genannten Kette, soweit das Auge reicht. Die letzte Flut, angeblich noch größer als die jetzige, war 1850. Der Unterschied zwischen niedrigstem und höchstem Wasserstand ist gewöhnlich 11 m in Kiukiang, 15 m in Hankóu. Dies gilt für aufeinanderfolgende Jahreszeiten. Der letzte niedere Wasserstand war mehrere Fuß höher als gewöhnlich, und das Wasser stieg um einen bedeutenderen Betrag als sonst. Es ergeben sich daraus Niveaudifferenzen von 14 m in Kiu kiang, 18 m in Hankóu. Das fremde Settlement ist hier noch halb unter

Wasser. Der Stand war vor kurzem noch 1 m höher als jetzt, und das Wasser stand in dem unteren Geschoß der meisten Wohnhäuser. Hankóu ist noch schlimmer daran. Mr. Ney Elias beabsichtigt in kurzem zu untersuchen, ob, wie die Chinesen behaupten, eine Verbindung vom Hwanghŏ (oberhalb Kai föng) nach dem Yangtszë daran schuld ist.*)

Ich wohne hier auf einem Hulk „Expreß", den die S. S. N. Comp. hinausgeschickt hat. Das Treiben um das schwimmende Magazin ist jetzt sehr bedeutend, denn Kiangsi schickt jetzt seine wertvollsten Produkte, grünen Tee von Moyun (Wu yuën hsiën), das eigentlich schon zur Provinz Nganhwéi gehört, und Hanf hierher. Mancher S. S. N.-Dampfer nimmt jetzt von hier eine Ladung von 1000 Tonnen Tee im Wert von 1 000 000 Taëls nach Schanghai. Doch sollen die Chinesen auf dem Wege auf dem Tsiën tang kiang nach Hang tschóu ungewöhnliche Erleichterungen geschaffen haben, um die Mengen von Tee wieder auf diesem früheren Wege nach Schanghai gehen zu lassen. Eine große Änderung in Kiu kiang hat die Kohle von Loping herbeigeführt. Bei meinem ersten Besuch waren die Fremden eben erst mit derselben bekannt geworden; jetzt wird sie von den S. S. N.-Steamers fast ausschließlich verwendet, und sie hat die Formosa-(Kilung-) Kohle ganz, die Hunan-Kohle in Hankóu zum großen Teil verdrängt. Es werden monatlich ungefähr 2000 Tonnen verbraucht.

29. September. Es erwies sich als keine ganz leichte Aufgabe, ein geeignetes Boot nach Loping zu finden. Die Leute fürchten sich noch immer vor den Fremden und ziehen die in dieser Jahreszeit sichern Teefrachten der Beherbergung eines Yang kwéi tszë vor, selbst wenn diese lukrativer sein sollte. Splingaert kam endlich mit einem einäugigen Lauda an, dessen Boot er für 1400 Cash pro Tag gemietet hatte, mit Vorausbezahlung für fünf Tage. Gestern kam das Boot an den Hulk: ein großer breiter Kasten mit geräumiger Kammer und abgesonderter Schlafkammer, für etwa 100 Tonnen Fracht gebaut, aber leider mit nur einem Segel. Personal: 1 Lauda, 4 Mann, ein 80jähriger Greis, der

*) Tatsächlich wurde diese vorübergehende Verbindung nachgewiesen.

Großvater des Lauda, und des letzteren Frau und Kinder; diese arbeiten tüchtig mit.

30. September. Ab Kiu kiang. Wir konnten gestern wegen des starken Gegenwindes nicht aufbrechen. Heute blies es noch stärker, dennoch zog ich mittags ab. Das Schiff erwies sich als ein jämmerlicher Segler. Es treibt stark vor dem Winde, und die Handhabung mit dem einen Segel ist so ungeschickt, daß nicht gewendet werden kann. Es muß jedesmal gehalst werden, und dazu wird allemal das Segel niedergelassen. Wir erreichten nur einen Ankerplatz 21 li von Kiu kiang, gerade halbwegs nach Hu kóu.

Da ich auf überschwemmtem Grund und zwischen Untiefen am Südufer ankerte, so nahm es am nächsten Morgen drei Stunden in Anspruch, um das Boot gegen den Wind in den Strom zu bringen. Der Wind ging nach Osten herum, kam also wieder von vorn. Ganz langsam kamen wir vorwärts. Als wir den Poyang-See erreichten, wurde es wieder still, und wir kamen nur noch mit Yolo's*) vom Fleck. Aber wie verschieden ist der Poyang-See jetzt von der Zeit meines ersten Besuches: damals ein Netz von Kanälen zwischen Schlammbänken, jetzt alles überflutet bis an den Fuß der Hügel, welche die nördliche Umfassung des Sees bilden, und weit reicht das Wasser zwischen den Hügeln in flachen Buchten hinein. Schon der Eingang des Sees ist jetzt etwa 7 km breit. Wir konnten unmittelbar um den Fuß des Berges herumsegeln, von dem aus im Winter die lange flache Landzunge gegen das Zollhaus von Hu kóu ausläuft. Ta ku schan war damals unzugänglich und ragte aus einer Schlammfläche auf; jetzt ist es eine malerische Felsinsel in einem großen See. Wir hielten uns weiterhin an das Westufer.

Wir kamen heute bis Ta ku tang. Hier liegt eine große Zahl von Dschunken mit Tee für Kiu kiang, die auf günstigen Wind warten. Ich ankerte mit ihnen an einer Passage zwischen Inseln, die ich früher als angebautes Flachland überschritten hatte. Damals führte die

*) Yolo = Stoßstange (Pidjin-English).





Blick auf den G





Hauptverkehrsstraße zwischen diesem Marktflecken und dem Hügelland darüber hinweg, und man hatte eine Steinbrücke über einen breiten, damals trockenen Creek zu überschreiten. Jetzt fahren Schiffe von 150 tons mit Ladung über die Brücke hinweg.

Wir brachen um 6 Uhr auf; das Wetter war veränderlich, zum Teil regnete es. Der Lu schan, mit Wolken bezogen, zeigte sich nur einmal frei. Ich fuhr, an den bekannten Stätten vorbei, an den westlichen Vorsprüngen entlang, ohne Nan kang fu zu berühren. Das Wasser dringt jetzt in tiefen Buchten zwischen allen Vorsprüngen in das Land hinein, beinahe bis zum Fuß des Lu schan. Damals bestanden überall nur enge gewundene Kanäle mit starkströmendem schmutzigem Wasser und mit steter Gefahr aufzulaufen. Jetzt ist ein breites sicheres Fahrwasser vorhanden, und die Untiefen markieren sich deutlich, denn das Wasser ist klar, von grüner Farbe, wiewohl auf 3 m Tiefe nicht mehr durchsichtig. Eine Strömung ist jetzt nicht bemerkbar. Statt der mühevollen Wanderungen auf dem Schlamm konnte ich jetzt zu Boot zu allen interessanten Stellen gelangen.

1. Oktober.

Am Lau yĕ miau passierten wir wieder eine Zollstation, die dritte von Kiu kiang. Meine Flagge half über alle Schwierigkeiten hinweg. Die Leute kamen sonst überhaupt nicht einmal an Bord, hier jedoch beeilten sie sich unter lauten Zurufen, uns nachzurudern. Sie erreichten auch glücklich unser Boot und drückten ihm einen weißen Stempel auf, „damit die Beamten der nächsten Zollstation sähen, daß sie ihre Schuldigkeit getan hätten.“ Lau yĕ ist mit seinem unter dunklem Buschwerk versteckten Tempel eine kleine Oase an einem 100 m hohen Sandberg.

Von hier aus betrat ich neues Gebiet. Der See ist jetzt weniger belebt, da sich bei diesem Tempel der Weg nach den wichtigen östlichen Städten von dem nach Nan tschang fu abzweigt. Wir fuhren nun nach der Einfahrt des Kanals zwischen der Insel Ta ki schan und dem Festland. Von diesem sind schon vorher einige Inseln losgelöst, dann folgt eine zusammenhängende Hügelgruppe. Zur Linken sind auch noch Hügel, die wie Ta ki schan aus Sandstein bestehen. Daran schließt sich Terrassenland mit roten Abbrüchen.

Der Wind starb ab, die Leute mußten an die Yolo's und brachten uns erst spät abends nach Tu tschang hsiën. Der Weg, den wir kamen, ist eine 800 m breite Fahrstraße zwischen den Hügeln. Zuletzt verengt sie sich, so daß man keinen Ausweg sieht, bis uns eine plötzliche Wendung nach der Stadt bringt.

2. Oktober. Tu tschang hsiën ist schön und günstig gelegen und überdies durch seine Bauart malerisch. Der Grund steigt etwas an. Auf diesem höheren Teil steht ein großer Tempel mit Dächern und Giebeln ohne Zahl. Die hiesigen Tempel sind eigentümlich durch die dreifach geschweiften Giebel. Der Hafen der Stadt ist geräumig, von allen Seiten geschützt und auch im Winter (bei Tiefwasserstand) zugänglich. Es vereinigen sich hier mehrere Zweige des Poyang-Sees. Das Land in W, N und O ist rote (Laterit-) Terrasse, erst 10 km weit in N und auch in anderen Richtungen steigen Hügel auf. Bis dahin scheint sich die Terrasse zu erstrecken; sie ist 15—25 m hoch. Alluvien habe ich über der jetzigen Wasserbedeckung noch nicht gesehen. Die südliche Einfassung des Hafens besteht aus einer Hügelreihe, die sich gerade in Front der Stadt zu einer Einfahrt öffnet. Zur rechten hat man die Insel Ta ki schan, zur linken wahrscheinlich ein Stück des Festlandes. Es ist eine anmutige Hügelreihe, mit jungen Kiefern bepflanzt, unter denen ein hoher Graswuchs, hier und da ein wenig Feldbau und auf malerischer Höhe ein Tempel auffällt. Im Süden ist unübersehbare Seefläche, südwestlich die Insel Wu kung schan, eine jener Sandinseln, die aus Sandstein aufgebaut sind. Der östliche Vorsprung ist etwa 50 m hoch und scheint fester Sandsteinfels zu sein.

Zwischen Tu tschang hsiën und Gold-Point sieht man durch eine Öffnung in weite Verzweigungen des Sees hinein, dahinter auf rotes Laterit-Land. Der Vorsprung von Gold-Point selbst zeigt, wie mehrere Abstürze, an denen ich heute vorüberfuhr, eine Bestätigung meiner vorjährigen Beobachtungen, nämlich des Überganges von Schichtenköpfen tonigen Sandsteins und Schiefers in Laterit.

Zwischen Gold-Point und Lau schan zieht sich der See in tiefen verzweigten Einbuchtungen in die Laterit-Terrasse hinein. Sie bildet





Abend auf dem Po[...]
Gegend südöstlic[...]



in dem Tal eine Zone zwischen den fernen Hügeln und der hügeligen Inselreihe, zu der San schan gehört. Schon die nördlichsten Inseln, auf deren einer ich landete, bestehen aus Laterit. Im Winter fährt man südlich vom Kwang tu schan, wo jetzt alles ein unabsehbarer See ist; diesmal fuhren wir nördlich von allen diesen höheren Inseln zwischen Bruchstücken der Laterit-Terrasse in ein Netzwerk von Kanälen hinein.

Die Szenerie wurde unbeschreiblich pittoresk. Steile tiefrote Abbrüche begrenzen die gewundenen, breiten und schmalen Kanäle. Darauf stehen hohe Baumgruppen, niederes Gebüsch, Grasflächen und Terrassenfelder in parkartiger Abwechslung. Aus der Baumgruppe ragen die barockgeformten Giebel und Dächer von Tempeln hervor, und unter ihrem dichten Schatten liegen Wohnhäuser in malerischen Gruppen. Die volle Pracht der Landschaft trat aber erst hervor, als die Sonne hinter leichtem Gewölk unterging. Welchen Stoff würde das für den Pinsel eines Hildebrandt gegeben haben! Die rosige Beleuchtung der nahen Hügel und Inseln und des hohen Lu schan in der Ferne, die prachtvollen Farben der Laterit-Abbrüche und unmittelbar darüber die saftig grünen Baumgruppen: dies mit der Staffage von Booten, Hütten und Tempeln und einem silhouettenartigen Hintergrund der mit Bäumen und Sträuchern locker besetzten Vorsprünge, die sich schwarz gegen den rosigen Horizont abgrenzten — dies alles gab eine Abendlandschaft von einer Glorie, wie man sie nur selten sieht.

Wir liegen jetzt in einer der engen Wasserstraßen, bei einem kleinen Dorf. Man sieht, daß das Wasser in diesem Jahr über seinem gewöhnlichen Niveau steht, denn viele Bäume ragen nur mit ihren Laubkronen daraus hervor. Ich maß heute mehrere Tiefen von 6 bis 7 m, wo im Winter trockenes (oder richtiger schlammiges) Land ist. Wer die Schönheit des nördlichen Po yang-Sees sehen oder ihn naturwissenschaftlich untersuchen will, muß ihn zur Zeit des Hochwassers bereisen, da man bei niedrigem Wasser die eigentlichen Ufer nicht erreichen kann.

3. Oktober.

Sehr früh wurde wieder aufgebrochen. Es wehte eine günstige, wiewohl schwache Brise, und es herrschte die angenehmste Tempera-

tur. Erst ging es nun weiter über ein Stück offnen Sees nach der etwa 80 m hohen Insel Tschang schan (Langer Berg), die aus den rötlichen Sandsteinen besteht; sie ist die letzte in einer zahlreichen Gruppe von größern und kleinern Sandsteininseln. Dann folgt wieder offner See, der sich hier weit gegen N und NO erstreckt, um sich dann wahrscheinlich in zahlreichen Armen in die Laterit-Terrasse zu verzweigen. Die Laterit-Inseln haben die Eigentümlichkeit, daß sie alle steil abfallen, so daß Schiffe direkt an sie heran segeln können. Der Grund zwischen ihnen scheint ziemlich eben zu sein, denn meine Beobachtungen zeigten nur ganz geringe Unterschiede (stets 6—7 m). Die Gegend wird dann äußerst flach und eintönig: im Süden erhebt sich über den Wasserspiegel eine große flache Insel mit einer Pagode, und bald sieht man nur noch Wasser und ebenes Land, mit sehr sparsamen Unterbrechungen von niederen runden Sandsteinhügeln, wie bei dem Dorf Pa tszĕ nau, einem der beliebten Ankerplätze. Vom Yau hŏ, der als ein kräftiger vielgewundener Strom seinen Lauf in den Schlammniederungen nimmt, ist jetzt natürlich garnichts zu sehen, weil seine Mündung vollkommen in den See aufgegangen ist.

Nachmittags erreichten wir Yau tschóu fu, eine 5—6 km lange Handelsstadt mit ärmlichen Gebäuden, zu denen die soliden Mandarin-Wohnungen einen eigenen Kontrast bilden. Am See sieht man häufig gut und elegant aus Ziegelsteinen gebaute Häuser, hier dagegen ist Holz das Hauptmaterial. Dies gilt jedoch nur von den außerordentlich weitläufigen Vorstädten, welche der Sitz des Handels sind und jetzt fast ganz unter Wasser standen. Daneben liegt eine weitläufige von den Rebellen zerstörte Stadt mit den Umfassungsmauern, in ihrem Innern steht eine Pagode; außerdem scheint Feldbau den größten Teil des Raumes innerhalb der Mauer einzunehmen. Es lagen hier viele Schiffe, unter denen besonders die von Kan tschóu fu durch elegante Bauart und die kleinen Boote von King tö tschönn durch ihre Eigenart auffallen, da sie zum Ziehen über Felsklippen gebaut sind. Yau tschóu fu ist der Konvergenzpunkt für große und wirtschaftlich wichtige Gebiete; denn hier passiert das Porzellan von King tö tschönn,

der Tee von Moyun und die Kohle von Loping. Der Konflux von Menschen, welcher durch den Verkehr verursacht wird, veranlaßte, wie gewöhnlich, auch eine Konzentration feindseliger Gefühle, und es war ganz deutlich, daß die Leute uns keineswegs wohlgesinnt waren.

Der Fluß war jetzt nur an den aus dem Wasser hervorragenden Reihen von Häusern und Bäumen kenntlich, die seine Ufer bezeichnen. Südlich und östlich der Stadt ist alles Kulturland weithin überschwemmt, in solchem Maße, daß wir über die Felder hinweg in diagonaler Richtung die Krümmungen des Flusses abschneiden konnten, um unser Abendziel zu erreichen. All dies Wasser kommt vom Yangtszĕ, denn es ist selbst hier, 30 li oberhalb Yau tschóu, nicht die geringste Strömung bemerkbar. Das Boot legt sich bei Windstille quer gegen die Richtung des Stromes oder aufwärts, wie in einem See.

Es machte sich heute ein deutlicher Unterschied in der Vegetation gegen den nördlichen Teil des Po yang-Sees bemerkbar: ich sah viele Bäume, die ich vorher nicht beobachtet hatte; ich weiß davon nur eine Palme (wahrscheinlich eine Chamaerops) und Bambus zu bezeichnen. Letzterer kommt auch weiter nördlich vor, wird aber erst hier in Mengen gepflanzt. Palmen waren auf einzelnen Hügeln in großer Zahl vorhanden. Auch Stillingia sebifera*) wird hier ein eigentlicher Kulturbaum. Auf den Feldern (Laterit-Boden) wächst jetzt die zweite Frucht: Hirse, Buchweizen, Baumwolle, Tabak. Ferner sehe ich hier zum ersten Male Zuckerrohr angebaut, aber noch nicht zur Bereitung von Zucker, sondern nur zum Essen der Stengel.

Am Abend ankerten wir mitten im Fluß und noch immer zwischen überschwemmten Gebieten. Wir wurden gewarnt, daß der Ort sehr gefährlich sei, da es hier stets Wasserpiraten gäbe, welche auf die von Kanonenbooten nicht geschützten Fahrzeuge lauern. Die Polizeiboote mit einem Beamten an Bord fahren den Fluß auf und ab, um die Kontrolle der Schiffahrt zu regeln, damit nicht die einzelnen Fahr-

*) Der chinesische Talgbaum, eine dem Kirschbaum äußerlich ähnelnde Euphorbiacee.

zeuge, die Überschwemmung benutzend, bei dem Zollhaus von Yautschóu vorbeifahren. Spät abends kam ein solches Boot längsseit. Der Mandarin bekam einen Schreck, als er uns so mitten auf dem Fluß liegen sah, und beschwor uns, nach einer besser gesicherten Stelle zu gehen. Doch zogen wir vor, zu bleiben, wo wir waren. Als Vorsichtsmaßregel feuerten wir einige Schüsse ab, damit die Leute wußten, daß wir bewaffnet seien, legten dann die Waffen geladen neben uns und gingen zur Ruhe. Die Mannschaft hielt gut Wacht, indem sie stets einen Posten zur Ausschau hielt. Einmal näherte sich ein Boot, welches verdächtig aussah, doch genügte ein Schuß, um dasselbe zu vertreiben. Als hauptsächlichste Waffe bei allen meinen Reisen besaß ich eine Henry-Büchse, in welche man bekanntlich 17 Patronen laden kann, die dann mit großer Präzision und in schneller Folge abgeschossen werden können. Außer ihr hatten wir noch drei Vogelflinten und zwei Revolver und konnten es somit gegen eine ganze Schar von Angreifern aufnehmen. Doch verging die Nacht ohne weitere Störung.

4. Oktober. Eine leichte NW-Brise brachte uns heute mit ziemlicher Geschwindigkeit vorwärts, so daß wir Ming schan (16 li von Loping) nachmittags erreichten. Der Fluß macht bedeutende Windungen, er ist jetzt ein 60—100 m breiter Kanal ohne Strömung. Im untern Teil sind noch beide Ufer weithin überschwemmt, und die Häuser ragen aus dem Wasser hervor, wiewohl dieses schon ungefähr 1 m gefallen ist.

Das erste Land, das sich über die überschwemmte Fläche erhebt, ist eine 15—25 m hohe Terrasse aus geschichteten roten Sandsteinen. Zwischen den beiderseitigen Terrassen erstreckt sich eine breite fruchtbare Niederung mit vielen Dörfern und Baumgruppen. Man baut hier viel Zuckerrohr; auch Palmen, Bambus, Pampelmus und Bananen erinnern an das subtropische Klima. Die Terrasse selbst ist jedoch völlig kahl; nur hier und da, besonders in der Umgebung eines kleinen Tempels, wo der Grund geheiligt ist und die Vegetation von profaner Hand nicht angerührt werden darf, bezeugt eine dichte Gruppe von hohen Bäumen, welchen Reichtum diese Hügel bei richti-

ger Pflege hervorbringen könnten. Im ganzen südlichen China, wo das Klima so günstig ist und die natürliche Vegetation so üppig sproßt, benutzt der Mensch nur die Täler und die berieselungsfähigen Abhänge in Schluchten und in deren Nachbarschaft zum Ackerbau; die Höhen aber, seien sie noch so gering und noch so fruchtbar, überläßt er gewöhnlich sich selbst.

Bald erscheint im Osten eine höhere bis 500 m aufragende Bergreihe, deren Vorhügel wenigstens mit Pflanzungen junger Bäume bedeckt sind. Alles scheint hier Sandstein zu sein. Der Fluß biegt jetzt nach Norden dem Fuß einer Hügelgruppe zu, die schon längst im Gesichtsfeld lag. Dies ist die Ming schan-Gruppe. Nahe ihrem Ostende liegt der Ort Ming schan, wo ein kleiner, wiewohl jetzt ebenfalls als ein breiter Kanal erscheinender Nebenfluß mündet. Der Ming-Berg überragt den Ort und ist mit einem Joß-Haus auf einer Felsengruppe gekrönt. Der Ort besteht fast nur aus Kohlenniederlagen. 18 Hongs*) beschäftigen sich mit dem Kohlenhandel, jeder hat sein eigenes Magazin.

Die Häuser dieser Gegend sind in einem ganz besonderen Stil erbaut. Überhaupt unterscheidet sich der Bau der chinesischen Wohnhäuser in verschiedenen Gegenden durchaus nicht weniger als in verschiedenen Ländern Europas. Das solide, mit mathematischer Regelmäßigkeit aufgeführte, in gutem Geschmack verzierte Wohnhaus der Gegend von Tschifu, das fensterlose Lehmhaus in Kiangsu, das für Luft und Licht ganz offene ni fang der Mandschurei und das Haus von Yautschóu fu sind grundverschieden. Die hiesigen Häuser haben einen breiten Giebel mit stumpfwinklig vorspringendem Dach, beides nach Art der Schweizerhäuser. Der Giebel ist aus leichtem Gebälk regelmäßig zusammengefügt, die Zwischenräume mit Rohrgeflecht und Lehm ausgefüllt und weiß getüncht, das Gebälk entweder braun lackiert oder schwarz angestrichen. Die Front ist meist Holzwerk, zuweilen auch ähnlich den Giebeln konstruiert. Viele Häuser sind zweistöckig; dann

*) Hong = Kaufhaus.

läuft eine Galerie unter dem vorspringenden Dach am oberen Stockwerk entlang, aber nur an den Frontseiten.

Ein solches Haus könnte der Beschreibung nach auch wohl in Europa stehen und würde hier keinen fremdartigen Eindruck hervorrufen, wenn nicht ein Merkmal daran wäre, welches es sofort als chinesisch erkennen läßt. Dies liegt in der krummen Aufbiegung der beiden Enden des Dachfirsts, und darin besteht das Hauptmerkmal aller chinesischen Gebäude. Man findet es an Tempeln, Palästen, Privatgebäuden und an der kleinsten Hütte. Es stammt jedenfalls von einer Überlieferung aus ältester Zeit. Wie die Firstlinie geschwungen ist, so sollte es auch die Dachlinie sein, da auch die vier Ecken jedes Daches der Regel nach aufgebogen sein müssen. Doch ist hierin die Regel nicht so genau beobachtet, und wenn sie auch bei allen besseren Gebäuden und besonders bei denjenigen, wo eine höhere Stilvollendung zur Anwendung kommt, in vollendetem Maße zu sehen ist, so findet sie sich bei kleinen Häusern der Bauern nicht mehr vor. Von der einfachen Form finden sich dann Übergänge in die allerkompliziertesten, die aber alle nur derselben Regel und denselben Gesetzen geschwungener Linien durch Aufbiegung gewisser Teile folgen.

Einige Boote waren uns vorangesegelt und hatten unsere Ankunft vorbereitet. Ein alter dünner Chinese mit kleinem Henry IV. empfing uns mit Höflichkeits- und Freundschaftsbezeugungen, kam an Bord, hielt mich für Rose aus Kiukiang und begann sich angelegentlichst nach unsern Geschäften zu erkundigen. Splingaert plaidierte für gänzliche Unbekanntschaft mit dem Verkauf von Kohlen und allen sonstigen lokalen Verhältnissen. Dies hatte nur die Folge, daß man meine Absichten für tief und groß hielt und meinerseits Kohlenankäufe in unerhörtem Maßstabe erwartete.

Die erste Nachricht von der Kohle in Loping gaben meines Wissens die Engländer bei ihrer ersten Fahrt den Yangtszĕ aufwärts; dann kam die Angabe in Vergessenheit. Zur Zeit meiner Yangtszĕ-Fahrt im Januar und Februar dieses Jahres kamen zum erstenmal

einige Stücke Kohlen von Loping nach Kiukiang. Ich beschloß, das Vorkommen zu untersuchen, aber meine Reise nach Loping scheiterte.*) Im Februar besuchte Rose die Minen. Er kam jedoch nicht einmal dazu, einen Schacht anzusehen, da die Menge der Arbeiter sich in unangenehmer Weise um ihn drängte. Er fuhr sofort wieder ab, schickte jedoch zwei Cantonesen als Agenten nach Mingschan, um Kohle für die S.S.N. Dampfer anzukaufen. Sie etablierten sich hier und schickten bedeutende Quantitäten von Kohle nach Kiukiang. Sie sind noch jetzt hier und beabsichtigen eben, einen neuen Kontrakt für etwa 100,000 Kwang (etwa 9000 Tonnen) abzuschließen.

Mein Empfang ist ein im Verhältnis sehr günstiger. Das viele europäische Geld hat den Europäern viele warme Freunde gemacht. Die Besucher mehrten sich. Es kamen Hwang, Sing, Liu — und wie sie alle heißen. Ich bewirtete sie mit Sherry Cordial, den ich für solche Zwecke mitgenommen hatte. Als es zu bunt wurde, unternahm ich einen Spaziergang und übersah das Kohlenfeld. Der alte Tsun (Henry IV.) ließ es sich nicht nehmen, mich zu begleiten; er führte uns dann in einen Hong, wo wir mit einigen Kaufleuten Tee trinken mußten, begleitete uns wieder auf das Boot und blieb hängen wie eine Klette, projektierte auch sofort eine Tour für den nächsten Morgen, für die er Pferde bereit habe. Ich merkte bald, daß er als Spion bestellt war, um unsere Schritte zu überwachen. Endlich gelang es mir, ihn von Bord zu bringen; aber statt des Mageren erschien nun ein dicker wohlhäbiger Kaufmann Namens Schikwei. Er fing an zu handeln und blieb determiniert bei uns sitzen, bis ich ihm sagte, daß wir zu Bett gehen würden. Die Spionage hat den Zweck, direkte Unterhandlungen mit den Grubenbesitzern zu verhindern. Alle Beteurungen, daß ich nicht gekommen bin, um Kohle zu kaufen, bewirken gerade das Gegenteil von dem, was sie bezwecken.

5. Oktober.

Als ich lange vor Sonnenaufgang den Kopf zur Tür hinaussteckte, sah ich unsern dicken Freund Schikwei in der offenen Tür

*) s. o. S. 104 ff.

des nächsten Hauses sitzen und uns bewachen. Er kam auch bald an Bord, und bald darauf fand sich auch unser dünner Freund Tsun ein, um uns zu begleiten. Wir schulterten die Flinten und gingen zu seiner Enttäuschung in einer Richtung, die keineswegs nach den Kohlenminen führte, einer Gruppe hoher Bäume zu, die ich gestern am Südabhang des Hügels gesehen hatte. Es ist ein Gehölz von tropischem Charakter: die Bäume (meist Ahorn) steigen 25—40 m in schlanken Stämmen auf, ehe sie ihre dichten Blätterkronen ausbreiten; dazu kommt ein dichtes Unterholz und viele Schlingpflanzen. Die Jagd fiel sehr befriedigend aus; dann gingen wir um die Westseite des Hügels herum den ferneren Kohlenminen zu. Tsun war von diesem selbstständigen Gebahren sehr degoutiert, da er uns nach einer Grube bringen wollte, in der sein Hong Interessen besitzt.

Es herrscht auf diesem Kohlenfeld ein reges Leben, wie ich es bisher an ähnlichen Plätzen in China nicht beobachtet hatte. Die gut versehene Niederlage am Flußufer, wo das Einnehmen der Ladungen durch die nach verschiedenen Orten bestimmten Schiffe erfolgt, der quiekende Lärm von Hunderten von Schiebkarren, welche die Kohle von den Gruben nach den Niederlagen bringen, und endlich das Leben in den Gruben selbst sind alles hinreichende Beweise, daß der Bergbau in nicht unbedeutendem Umfange betrieben wird. Gegenwärtig sind sechs Gruben in Betrieb, von denen fünf produktiv sind.

Die von mir besuchte Grube heißt Fung ming tau. Sie hat zwei Schächte, jeder 37 tschang tief. Auf jedem Schacht sind zwei Haspeln mit Trommeln und sehr eigentümlichen Handhaben; diese stehen nämlich unter einem Winkel von 70° ab. Die Seile sind dünn; als Fördergefäß dient ein Korb, der ungefähr 300 kin Kohle faßt.*) An jeder Haspel stehen 6 Mann, oder 12 in 24 Stunden; 12 Haspeln

*) tschang, das chinesiche Klafter = $3^1/_2$ m; kin, das chinesische Pfund = rund 600 gr. Doch ist zu beachten, daß alle chinesischen Maße ihren Wert nach der Örtlichkeit verändern, vergl. z. B. die Angaben über das Wegemaß des li (chinesische Meile) auf S. 215.

erfordern mithin 144 Mann. Die Bezahlung ist 100 cash für jeden über Tage, 150 cash und mehr für die unter Tage Beschäftigten, ausschließlich Kost. Jeder Mann erhält täglich $^1/_2$ Pfund Schweinefleisch. Nur in einem Schacht wird auch Wasser gehoben, etwa 100 Ledersäcke pro Tag von 24 Stunden. Das Einfahren in die Schächte ist eine wenig einladende Operation. Die unpraktische Einrichtung der Haspeln macht das Einfahren im Förderkorb gefährlich. Die Arbeiter steigen an der Zimmerung herab, indem sie die Beine über die Lichtung (4 Fuß) spannen. Nur chinesische Füße dürften mit einiger Sicherheit die Operation vollführen können. Als ich den Versuch machen wollte, sträubte man sich allseitig dagegen.

Trotz dieses Mangels an persönlicher Beobachtung sammelte ich doch hinreichende Tatsachen, um ein klareres Bild des Grubenbaues zu gewinnen. Man kann bei dem Einsammeln solcher Nachrichten nicht vorsichtig genug sein. Der Chinese ist gewöhnlich zu einer Antwort überhaupt nicht geneigt. Gibt er sie aber in einem solchen Fall und hat er vorher Zeit, sich die Frage zu überlegen, oder ist er in Gesellschaft anderer Leute, vor denen er sich fürchtet, die Wahrheit zu sagen, so gibt er gewiß ganz beliebige oder absichtlich falsche Zahlen an. Man muß sehen, mit einem allein zu unterhandeln und ihn in ein vertrautes Gespräch zu ziehen; dann bekommt man das Richtige heraus. Man darf aber nie davon überzeugt sein, bis man das Experiment bei mehreren wiederholt hat und von allen übereinstimmende Zahlen erhalten hat. In diesem Fall zeigte sicht von Anfang an eine überraschende Genauigkeit in den Angaben.

Als ich nach der Grube kam, erwartete ich einen ungemütlichen Empfang durch einen Arbeitermob. Statt dessen fand ich allgemein ein freundliches Entgegenkommen — etwas zu freundlich von Seiten des Vorstehers, da wir nicht nur Tee, sondern auch feine chinesische Kuchen annehmen mußten, die mir Übelkeit verursachten. Die Arbeiter sind hier eine gutmütige Gesellschaft; sie blieben trotz unserer Gegenwart bei der Arbeit. Wir besuchten nun die östlich anstoßende Grube. Natürlich erst wieder höfliche Redensarten, Tee und Kuchen,

dann Besichtigung. Dies ist die bedeutendste der jetzt tätigen Gruben. Man wollte mich noch gewaltsam zu andern Gruben ziehen, so daß ich Mühe hatte, mich frei zu machen und an Bord zurückzukehren. Dort fand sich wieder zahlreicher Besuch ein; daher fuhr ich mit meinem Boot den kleinen Fluß bis jenseits des Dorfes hinauf. Hier bin ich unbelästigt, kann im Fluß baden und habe ein Jagdterrain für Vögel dicht dabei im buschigen Grund.

6. Oktober. Es verging heute viel Zeit mit dem Sammeln von Versteinerungen, wofür ich ein reiches Feld dicht bei meinem neuen Ankerplatz fand. Es erhebt sich hier ein Hügel, um dessen untern Teil sich ein Kranz alter Halden herumzieht. Was den Erhaltungszustand betrifft, ist dies bisher meine schönste Sammlung aus China. Wie immer fand ich die Chinesen zum Sammeln unbrauchbar. Es fand sich ein Dutzend kleiner Burschen ein, deren Erwerb darin besteht, die von den Schiebkarren abfallenden Stückchen Kohle aufzusammeln. Solange ich anwesend war, brachten sie einige recht gute Sachen, und ich zahlte sie dafür gut, um sie zu ermutigen; aber auf sich selbst angewiesen, konnten sie garnichts mehr finden und kamen nur mit Körben voll wertloser Steine. In Japan würde man bei dem Volke ein ganz anderes Entgegenkommen finden.

7./8. Oktober. Die Grubenfelder haben hier ein Areal von je 10—25 móu*). Es soll selten vorkommen, daß ein Grubenfeld ganz abgebaut werden kann, da Wasser, Bruch usw. zur Aufgabe zwingen; doch wird häufig 10—20 Jahre an einer Stelle fortgearbeitet. Man weiß hier, daß die Qualität der Kohle sich unter dem Wasser zu verbessern pflegt, und am Fuß des Ming schan hat man das stark einkommende Wasser lange zu bewältigen versucht, mußte aber doch den Betrieb aufgeben. Der Grund und Boden gehört verschiedenen Leuten. Diese verkaufen dann für ein bestimmtes Areal das Recht zur Ausbeutung der Kohlen, behalten jedoch die Oberfläche für sich. Doch scheint es, daß schon vorher ein Versuchsschacht gebaut wird; dann wird das Grubenfeld an möglichst vielen Punkten in Angriff genommen. Auf meine Frage, wie man die Kohle in Ming schan gefunden habe, erwiderte man mir,

*) s. o. S. 218.

daß die Versteinerungen einigen sachkundigen Männern, die hierherkamen, als Anhalt gedient hätten. Wo sie in den schwarzen mergeligen Schiefern auftreten, sei dies ein gutes Zeichen. Also doch eine etwas paläontologische Idee! — Die Leute von Schansi stehen in China als Sachverständige in Minensachen in dem Ruf wie Cornishmen in England. Vor der Rebellion bearbeiteten Schansi-Männer für die Eigentümer eine Mine, die von den hiesigen wegen Wassers nicht bearbeitet werden würde. Man gibt das Alter der Gruben auf 100 Jahre an; das ist aber im Munde der Chinesen eine ungefähre Zahl, an deren Stelle sie sich ebenso gut einer 10000 bedienen würden.

Ich hielt die hiesigen Leute bisher für ungewöhnlich gutmütig und harmlos. Dies ist wohl auch im allgemeinen richtig, dennoch bekam heute Splingaert einen unangenehmen Steinwurf. Er strafte den Übeltäter nach Gebühr, und die Beisteher rannten fort, den Verbrecher selbst mit Schmähungen überhäufend, um sich selbst um so reiner zu waschen.

9. Oktober.

Ich inspizierte heute wiederum Grubenfelder und erhielt manche neue Information. Die eigentlichen Minen konnte ich nicht besuchen, da die Arbeiter zwischen zwei Feldern durchgebrochen sind und die unterirdische Grenze durch Waffen entscheiden wollen. Die Arbeiter kamen in langen Zügen mit Spießen und Luntenschloßflinten, so daß es wirklich gefährlich aussah. Doch wurde die Schlacht, die unterirdisch geführt werden soll, auf morgen verschoben. Jedenfalls war es nicht ratsam, unter den Haufen erregter und bewaffneter Arbeiter zu gehen. Die hiesige Bevölkerung steht überhaupt nicht in dem Ruf der Gutmütigkeit, die ich ihr zutraute. Erst vor wenigen Monaten entstand Streit um eine Holzgrenze bei Lo ping, und es blieben dabei 440 Mann tot. Morgen wird eine ähnliche Schlacht in den Kohlengruben erwartet.

Es müßte sehr in Betracht gezogen werden, ob es nicht geeignet sein würde, fremde Methoden der Förderung der Wasserhebung und des Kohlentransportes hier einzuführen. Indessen schien es mir bisher immer, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Allerdings ist es ganz

klar, daß der Bergbau hier einer sehr großen Verbesserung fähig ist und daß durch zwei Schächte mit Dampfmaschinen mehr geleistet werden kann und größere Sicherheit für die Kontinuität der Arbeit gewonnen werden kann als jetzt bei der großen Zahl der existierenden Werke. Ein fortdauernder Ertrag wird jetzt nur durch diese große Zahl gesichert, indem auf einer Grube gute Zeiten sind, während sie auf der andern ungünstig sind; auf einer die Arbeit anfängt, wenn sie auf der andern eben eingestellt ist. Insbesondere würde man auch statt der Schiebkarren eine kleine Schienenbahn nach den Schiffahrtsplätzen legen, aber es ließen sich fragmentarische Verbesserungen, nach denen selbst die Chinesen begierig sind, nicht einführen, sondern es müßte der Bergbau im ganzen und großen von einer fremden Gesellschaft in die Hand genommen und gründlich umgestaltet werden; nur dann ist eine wirkliche Verbesserung möglich. Was mit den Mitteln, die den Chinesen zu Gebote stehen, erreicht werden kann, das ist in vollkommenem Maße erreicht, und die Billigkeit, mit welcher die Kohle geliefert werden kann, verdient angesichts so unzureichender Methoden gewiß Anerkennung.

11. Oktober. Ich trat heute meine erste Reise mit Stühlen an. Mein Stuhl hat drei Mann, die beiden andern zwei Mann als Träger; außerdem sind ein Schiebkarren für den Boy, zwei Schiebkarren und zwei Träger für das Gepäck vorhanden. Ich kaufte dazu eine Art fester Bambuskörbe, die hier geflochten werden und nur 180 Cash das Paar kosten. Ein „Stuhl“ ist ein Bambussitz zwischen zwei schwanken Stangen, das Ganze hat nur wenige Pfund im Gewicht. Die Schiebkarren sind von einer Konstruktion, die oft beschrieben worden ist und durch die vollkommene Erreichung dessen, was man anstrebte, in Erstaunen setzt. Sie lösen in einfachster Weise das mechanische Prinzip größter Leistungsfähigkeit mit geringer Kraftanstrengung. Das Geheimnis besteht darin, daß der Schwerpunkt der Last genau auf der Achse des ziemlich großen Rades liegt, während er bei europäischen Karren stets weit dahinter angebracht ist. Diese Verteilung erlaubt es den Chi-

nesen, auf ebner Straße 4 Zentner mit Leichtigkeit große Strecken weit fortzufahren. Auf einem Karren befindet sich oft eine ganze Familie, welche wochenlang darin reist. Die Konstruktion ist derart, daß sich zu jeder Seite des Rades ein Sitz befindet und durch einen Aufbau über dem Rad eine gute Lehne geboten wird. Der Einheimische macht sich ein weiches Lager zurecht und befindet sich auf diesem Vehikel höchst bequem und komfortable. Manche Karren sind noch mit einem Dach zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein versehen. Wenn die Chinesen den Wert eines Reisenden nach der Menge seines Gepäcks beurteilen, so muß ich sehr hoch bei ihnen stehen, da ich etwa 300 Kin (Catties) mit mir herumschleppe, darunter allerdings eine Menge Schiffsprovisionsreste (wie Rotwein, Bier usw.), die schnell zu Ende gehen. Wer in diesen Teilen von China reist, sollte sich an hiesige Kost gewöhnen; an mir aber sind in dieser Beziehung Hopfen und Malz verloren.

Mein beständigster Besucher in Ming schan, ein Mitglied der weitverzweigten Familie Hwang, hatte sich als Begleiter aufgedrängt, da er vorgab, seine Familie, die in den Firmen aller Städte dieser Gegend vertreten sei, habe auch in King tö tschönn einen Hong, wo wir gut aufgehoben sein würden. Da mir vor dem Einrücken in diesen Ort etwas bange ist, so nahm ich das Anerbieten an; doch fange ich an, es zu bereuen. Hwang, ein fettes und auch im ganzen gutmütiges Individuum, ließ sich nämlich von Anfang an etwas Geld zu diesen und jenen vorgeblichen Zwecken geben, für das er nicht völlig im stande ist, Rechnung zu legen. Auch hat er alles zu sehr hohen Preisen besorgt, so daß er gewiß seinen Schnitt dabei macht. Heute abend kam es schon zu sehr bestimmten Äußerungen von meiner Seite, als ich nach 3000 cash frug, die wegen des Gewichts schwer unterzubringen waren und die er mit großer Bereitwilligkeit in seinen Stuhl genommen hatte. Er konnte nur noch 1000 davon vorzeigen, die anderen wollte er den Leuten gegeben haben. Dies erwies sich als unwahrscheinlich. Dazu kommt seine Schwäche, mit uns Kredit einlegen zu wollen. Er läßt, selbst wenn es auf Umwegen geschehen muß, den Zug durch die Dörfer gehen.

Dann läßt er anhalten, steigt aus und zeigt sich als den großen Mann, der mit den Fremden auf vertrautem Fuße steht.

12. Oktober. Der heutige Tag begann mit einem argen row. Ich bedeutete Hwang: er könnte zurückgehen, ich würde ihm den Rückweg bezahlen und seine Veruntreuungen als Zahlung für seine Mühe nachsehen. Ich zahlte auch seine Träger voll für heute. Nun zeigte sich aber, daß Hwang sie auch für gestern nicht bezahlt hatte. Es entstand darauf Streit zwischen ihm und seinen Trägern und Angst bei den übrigen Leuten. Mehrere von ihnen weigerten sich, weiter mitzugehen. Ich erlaubte diesen fortzugehen, drohte aber, die ganze Angelegenheit vor den Mandarin zu bringen und Hwang verantwortlich zu machen. Sofort legte sich sein fettes Gesicht in ängstliche Falten, und er bat um Erlaubnis, weiter mitgehen zu dürfen, damit die Träger gingen. Ich gestattete es, und wir brachen endlich auf.

Nach einer Stunde hielten wir unter hohen Bäumen, um die Arrière der Packträger und Schiebkarren nachkommen zu lassen. Als sie kamen, fehlten vier Stuhlträger, und ich erfuhr, daß sie nach dem nächsten Ort gegangen seien, um Opium zu rauchen. Das war denn doch zu viel! Splingaert ging hin, fand sie bei ihren Pfeifen am Boden liegend, zerbrach Pfeifen und Gefäße, gab ihnen einige Püffe und führte sie mit geschulterter Flinte wie Verbrecher zurück. Von da an kam keine weitere Störung mehr vor, aber wir sahen doch, daß wir es mit einer ziemlich störrischen Sippschaft zu tun hatten.

Wir zogen weiter durch fruchtbare Talböden mit Dörfern und hohen Baumgruppen (darunter besonders Stillingia sebifera) und über trennende niedere Rücken mit jungem Kiefernbestand. Ein sanfter Paß zwischen dem Wu hö und dem Fluß von King tö tschönn wurde überschritten. Erst jenseits tauchte eine höhere Kette auf, deren westliche Gipfel schon bei Yau tschóu ein hervorragender Gegenstand in der Landschaft gewesen waren. Diese Kette hat pyramidenförmige Gipfel und steile Gehänge, aber ohne wilde Formen, alles mit Baum- und Strauchvegetation überdeckt.

Die Gewässer jenseits des Passes sammeln sich in vielen Strahlen,

um diesen Gebirgszug zu durchbrechen. Es entsteht dadurch ein verzweigtes Tal, das Ta yuën ti (Großes Gartental), und in der Tat ist dies ein Garten der schönsten Art, überaus anmutig und mit reicher Vegetation. Die Straße (d. h. Schiebkarrenweg) führt stets zwischen lebenden Hecken durch Dörfer mit schönen Häusern und großen Gehöften.

Es war Abends 5 Uhr, King tö tschönn noch 30 li entfernt und keine Aussicht, den Ort noch heute in Stühlen zu erreichen; dabei bestanden ernste Gefahren, wenn wir in unserem Aufzug dort ankommen sollten. Darum lohnte ich meine zwölf Leute ab, bezahlte auch Hwang's Rückreise und nahm ein kleines Boot. Es war eine herrliche Mondscheinnacht und der Wechsel so angenehm, daß wir den Abend recht genießen konnten. Um 2 Uhr nachts legten wir bei King tö tschönn an.

13. Oktober.

King tö tschönn liegt am linken Ufer des Tschang kiang. Dieser Fluß ist in den letzten 20 li unterhalb des Ortes einem Gebirgszug nahezu parallel, dessen mächtige Formen, zu etwa 800 m aufsteigend, der Landschaft den Charakter geben. Plötzlich wendet sich der Fluß (stromaufwärts) um einen Vorsprung. In dieser Strecke liegt King tö. Zwei mächtige Türme, von Schießscharten siebartig durchbohrt, bezeichnen den Anfang. Der Fluß ist hier 120 m breit; am rechten Ufer sind 50 m hohe Hügel aus steilstehenden zusammengefalteten Schiefern oder Sandstein, die oben mit Schotter und Lehm bedeckt sind. Hier landeten wir. Man macht hier einen Teil der Ziegelsteine für die Porzellanöfen, andere kommen den Fluß herab. Von den Höhen aus übersieht man die Stadt. Es ist ein großer Ort, zieht sich wohl für 5—6 km am Ufer hin und hat eine erhebliche Breite. Die aus Essen aufsteigenden Feuer und schwarze Rauchsäulen zeigen die Lage der einzelnen Öfen an.

Wir fuhren morgens auf die King tö-Seite hinüber. Das Ufer ist fast 10 m hoch und besteht zum großen Teil aus Halden von Form- und Topf-Scherben. Nach der Wasserfront mündet eine Menge gerader und paralleler Gassen, von denen zahllose Gäßchen (meist Sackgassen) im rechten Winkel abgehen. Die Seiten der Gassen be-

stehen aus hohen Wänden von roten Ziegelsteinen mit Nischen, die mit Abfall der Porzellanbereitung ausgemauert sind. Hier und da führt eine enge Tür nach einem Etablissement. Wir gingen in ein und das andere hinein. Hier wurde der Ton geschlemmt und geformt, die Gefäße dann auf Bretter gesetzt und lufttrocken gemacht; dann werden sie nach dem Ofen getragen. Es waren sämtlich Gefäße von geringer Qualität. Sie erhalten in der Brennerei erst einen weißen Porzellanglasur-Überzug durch Eintauchen in eine Lösung von Ki mönn-Petunse*) und werden dann gebrannt. Es soll 150 Öfen geben, die jetzt in Tätigkeit sind; von jedem hängen mehrere dieser kleinen Etablissements ab. Alles ist klein verteilte Arbeit, nichts Ganzes und Großes, wie man in Europa die Porzellan-Fabrikation zu sehen gewohnt ist.

Auf der Gasse waren erst wenige Leute, aber es war, als sei ein Wespennest aufgestört worden. Hunderte und Hunderte kamen aus allen Winkeln hervor, als ob sie grade aus den Mauern wüchsen. Bald waren die Straßen von Menschen vollgedrängt. Die große Masse schob uns vorwärts einem der Öfen zu. Eine kleine Tür führte in den Hof. Die Menge war schon aufgeregt und schrie aus Leibeskräften. Da verging mir doch der Mut! Hinein in die kleine Tür konnten wir schon, aber wie hinaus, wenn alles nachdrang und der Knäuel von Menschen noch anwuchs? — Dies konnte uns in die übelste Lage bringen. Wir wandten uns darum nach dem Boot zurück, von dem wir weit entfernt waren. Noch immer wuchsen die Scharen an. Wir hatten zwischen zwei Halden an den steilen Ufern hinabzugehen; auf diese postierte sich die tobende und schreiende Menschenmasse. Es war ein Heidenlärm, und wir erwarteten, die Scherben der Halden an unsere Köpfe fliegen zu sehen; doch erreichten wir das Boot mit heiler Haut. Als wir aber noch warten mußten, bis unser Bootsmann von einigen Einkäufen zurückkehrte, wurden alle nächsten Boote dicht besetzt, und wir mußten ganz in den Fluß hinaus flüchten, konnten jedoch

*) Petunse (so im Tagebuch) oder Pai tun tszĕ = weißes Porzellanmehl bezeichnet die Porzellanerde, deren Gewinnung weiter unten beschrieben wird.

auch hier noch nicht bleiben und fuhren stromaufwärts bis zur Front des kaufmännischen Teiles der Stadt.

Ich hatte von Mingschan aus einen Brief an einen Hong erhalten und schickte nun den Boy dorthin. Er blieb lange aus. Unterdessen versammelte sich eine stetig wachsende Menschenmenge, die bald die nächsten Boote besetzte und auf das unsrige zukam. Wir wurden so bedrängt, daß wir wieder fort mußten und nach dem gegenüberliegenden Ufer fuhren. Endlich kam der Boy mit einem Jungen des Hong zurück. Wir fuhren hinüber, um sie abzuholen, aber die Menge rief diesem Jungen zu, sie würden ihn dafür, daß er mit uns ginge, totschlagen, ebenso den Lauda. Viele Steine flogen dabei um unsere Köpfe und auf die Matten des Boots. Der Junge schrie, und wir mußten ihn absetzen. Darauf gingen wir wieder zurück nach dem jenseitigen Ufer, wo wir Ruhe zu haben hofften. Aber bald fanden wir uns von einer Schar kleiner Boote ganz planmäßig umzingelt und sahen von der Stadtseite mehrere Boote mit starker Bemannung abstoßen und auf uns zukommen. Da mußten wir flüchten; denn wenn die Leute auch weiter nichts wollten als uns anfahren, an Bord kommen, uns sehen und vielleicht einen kleinen row anfangen, so hätten wir sie doch mit Gewalt fortbringen müssen, und damit wäre der Konflikt heraufbeschworen worden. Es begann nun eine Wettfahrt stromaufwärts: wir voran, die anderen hinterher. Sie fielen ab, borgten sich aber mehr Bambusstäbe und kamen uns näher und näher.

Es waren nun schon 6 oder 7 stark bemannte Schiffe geworden. Als die ersten uns eben erreichten, rief uns vom Ufer ein Mann zu, der uns lange nachgelaufen war: er sei ein Mandarin-Soldat, bestellt um uns zu schützen. Wir nahmen ihn an Bord, ebenso den alten Vertreter des befreundeten Hong, der mit ihm kam. Diese beiden Leute hatten auch wirklich einige Autorität und hielten unsere Verfolger ab, an Bord zu kommen. Nun ging es mit ihnen zurück nach der Stadtseite in die Nähe des Hong. Eine ungeheure Menschenmenge war versammelt. Ziemlich determiniert zogen uns Soldat und Kaufmann mit eigener Gefahr durch die Menge nach dem Hong hin. Wir traten ein,

die Türen wurden geschlossen. Man lud uns ein, dort zu wohnen, und bot uns ein Schlafzimmer an. Der Soldat bedauerte, daß der Mandarin aus sei und erst morgen zurückkommen würde, sonst würde er uns gewiß zu sich einladen.

Draußen tobte die Menge; innen saßen wir zusammen, tranken Tee und unterhielten uns friedlich. Ein halbes Dutzend Frauen drängte mit kreischender Stimme etwaige Eindringlinge erfolgreich zurück. Man gab uns Freundschaftsversicherungen, sprach die Hoffnung aus, wir würden lange bleiben und durch oftmaliges Erscheinen auf der Straße die Neugier beschwichtigen. Ich setzte dem bald einen Dämpfer auf, indem ich dem Kaufmann zu seiner bittern Enttäuschung sagte, daß ich nicht gekommen sei, um zu kaufen. Dem Soldaten bedeutete ich, daß der zweite Mandarin durch persönliches Erscheinen willkommen sein würde, um den Paß zu sehen, und daß ich im Yamen sicherer wohnen würde. Dies stimmte beide Parteien kühler, und man verabredete einen Plan, uns wieder los zu werden und an Bord zu bringen. Bisher hatte ich wiederholt Befürchtungen wegen des Gepäcks ausgesprochen, das nach dem Hong gebracht werden sollte. Dies wurde benutzt. Man sagte uns, wir möchten uns der Menge auf der Straße zeigen; das würde die Leute beruhigen. Als wir uns gezeigt und mit ihnen gesprochen hatten, sagte man uns weiterhin, es würde doch besser sein, wenn wir selbst nach dem Gepäck sähen, da es nicht ganz sicher wäre. Unter dem wüsten Geschrei und Zischen der tobenden Menge gingen wir also mit unsern Beschützern an Bord zurück. Hier waren sorgfältig Bretter von Schiff zu Schiff bis auf das unsrige gelegt, und das Gepäck war unberührt. Ich merkte nun die Falle, in die man uns gelockt hatte, remonstrierte aber nicht, da ich jedenfalls an Bord besser daran war als in der Stadt.

Mittag war herangekommen. Wir fuhren mit dem Soldaten und dem Kaufmann nach dem jenseitigen Ufer zurück und erfuhren dort, daß heute ein Tag sei, an dem nicht gearbeitet und viel getrunken werde, daher seien die Menschen aufgeregter als gewöhnlich. Wir bekamen viel Besuch von Neugierigen, die uns zu sehen

wünschten, und hatten lange nichts weiter zu tun, als das Boot klar zu halten.

Ich beschloß jetzt, nicht in King tö tschönn zu bleiben. Man müßte, um hinreichende Informationen zu erhalten, 14 Tage auf den Besuch verwenden; bei flüchtigem Besuch wäre garnichts zu lernen. Ich bestellte daher Tragstühle und Packträger, um nach Kau ling und Ki mönn zu gehen. Der Kaufmann ging nach der Stadt, kehrte aber bald mit der Nachricht exorbitanter Forderungen zurück. Ich mietete daher ein Boot nach Ki mönn.

Als wir vor Sonnenuntergang noch einmal einen Gang in einige Porzellanwerke machen wollten, begann eine neue Hetzjagd. Ein halbes Dutzend großer Boote, jedes von einer lärmenden Menge besetzt, stieß ab, um zu uns zu kommen. Meine neuen Bootsleute bezeichneten sie als gefährlich, da sie zur Abendstunde kämen. Wir stießen ab und fuhren stromaufwärts, die anderen nach; sie fielen aber ab, landeten dann, gingen am Ufer weiter und erreichten so auch bald unsern neuen Ankerplatz. Also mußten wir wieder fort und nach der Stadtseite hinüberfahren, wo wir unter einer Menge kleiner Boote lagen. Es war inzwischen finster geworden. Nach einiger Zeit fanden sich unsere Verfolger doch bei uns ein, und einige von ihnen kamen an Bord, ehe wir es hindern konnten. Sie fanden aber einen schlechten Empfang, zumal mehrere von ihnen betrunken waren. Es waren ihrer immerhin zu viele, und sie begannen mit Steinen zu werfen. Nun verließen wir abermals den Standort und gingen an das jenseitige Ufer zurück. Auch dort wurden wir überrumpelt. So ging die komische Jagd noch eine Weile fort, bis wir flohen, um Gewalt von unserer Seite zu vermeiden, die zu Gewalt von Seiten der großen Menge hätte führen können. Endlich um 8 Uhr abends fanden wir ein stilles Plätzchen unter gleichgebauten Booten von Ki mönn. Es gibt hier so viel schlechtes Gesindel, daß nach 8 Uhr niemand auf der Straße sein darf. Es sollen nicht weniger als zwanzig Mandarine da sein, um Ordnung zu halten.

King tö tschönn ist ein großer Ort ohne Mauer, aber mit einigen

befestigten Türmen. Es ist eigentlich keine Stadt*) und hat seine besondere Verwaltung. Niemand vermochte die Zahl der Einwohner zu nennen. Der Ort ist übrigens von seiner früheren Größe und Blüte sehr heruntergekommen. Die Taipings schlossen ihn von allen Seiten ein und sollen zwei Drittel der Bevölkerung niedergemacht haben; die hübschen Frauen und Mädchen und die Jungen von 15—16 Jahren nahmen sie mit. Seitdem hat sich der Ort nicht mehr erholt. Vorher wurde die Bevölkerung auf 1000000, jetzt wird sie zu 200000 geschätzt, darunter angeblich 80000 Arbeiter (Männer, Weiber und Kinder). Früher wurde in King tö tschönn alles Porzellan von China gemacht und nach Canton, Tschingkiang und Hankóu als den Hauptmärkten gebracht. Jetzt geht nichts mehr nach Canton, da dort eine eigene Fabrik besteht. Auch Schau hing und andere Orte machen jetzt Konkurrenz. Man hat daher Fremde, zu denen auch Cantonesen und Leute aus der Provinz gezählt werden, immer mit Mißtrauen betrachtet, da man meint, sie stehlen das Geheimnis.

Die Geschichte von King tö tschönn als Porzellanort geht bis 800 v. Chr. zurück; seinen Namen hat es nach dem Kaiser King tö (um 1000 v. Chr.) erhalten. Das außerordentliche Alter und der Umfang der Fabrikation geben sich an der Zahl und der Größe der Scherbenfelder kund und in dem Flußschotter, der bis 30 li hinab zur Hälfte aus Scherben besteht.

Das Material zur Porzellanfabrikation kommt bei King tö tschönn selbst nicht vor, sondern wird aus allen Himmelsrichtungen herbeigeführt. Es liegen in King tö viele Tausende meist sehr kleiner Boote, die beständig abladen: hauptsächlich die verschiedenen Erden, die gebrannt werden, dann Ziegelsteine, Lebensmittel usw. Augenfällig sind besonders die zahlreichen Boote mit Brennmaterial. Kohle von Lo ping, die einzige, die verwendet wird, spielt dabei eine kleine Rolle. Das meiste ist trocknes Reisig, das auf dem Fluß herabkommt, und Hunderte von Booten haben nichts als Farnkraut mit ein oder zwei

*) tschönn bezeichnet einen „Marktflecken“.

anderen strauchartigen Pflanzen. Der Bericht von Dentrecolles (bei Du Halde) und von Morrison über die Verwendung von Farnkraut-Asche zur Glasur scheint also doch richtig zu sein. Es steigt aus der Stadt fortdauernd eine Menge dicker schwarzer Rauchsäulen auf. Littledale sah gar keinen Rauch; er spricht von weißer Kohle, die keinen Rauch gebe, diese existiert aber nicht.

Ein großer Teil des Materials kommt auch stromaufwärts über Yau tschóu fu, meist Erden für ordinäre Waren. Eine feine weiße Erde, die besonders geschätzt und angeblich zu Glasur verwendet wird, kommt von Ma tsun yau, das 100 li nördlich von King tö liegt und zu Wasser und zu Lande zu erreichen ist. Morrison sagt, daß Ma tsun schon gegen das Jahr 1000 ausgearbeitet worden sei, früher habe es die beste Erde geliefert; es mag sein, daß sie jetzt nicht mehr so gut ist. Jetzt kommt die beste Erde von Ki mönn. Noch andere Stoffe, besonders die Farben, kommen über Yau tschóu. Ich bestellte eine Sammlung von allen Sorten Erde, Glasur, Farben usw. mit Angabe des chinesischen Namens und des Fundortes. Es wurde mir aber gesagt, der Mandarin müsse dazu seine Erlaubnis geben, und er würde nicht vor fünf Tagen — heute früh war es nur ein Tag gewesen! — zurückkommen. Besonders eifersüchtig scheint man auf die Mitteilung des Farbenmaterials zu sein. Auch später ist es andern nicht gelungen, eine solche Sammlung zu veranstalten, und vergeblich waren die Anstrengungen, zur Wiener Weltausstellung das Material von King tö vollständig zu erhalten. Ich erhielt immerhin eine kleine Sammlung, die fünf Arten Erde enthält. Bei weitem das meiste Material kommt zu Wasser von Ki mönn herab, wo ich es noch kennen zu lernen hoffe. Was den berühmten Ort Kau ling betrifft, so gibt es ein halbes Dutzend Berge dieses Namens bei King tö. Der bekannte ist 90 li nordöstlich gelegen, hat aber jetzt keinen Ruf mehr. Noch immer kommt freilich viel Erde von dort herab, aber sie ist von geringerer Qualität als die von Ki mönn.

So endete also mein Besuch in King tö tschönn, und heute ging es weiter zu Boot, den Tschang kiang aufwärts. Die Landschaft ist hügelig, der Lauf des Flusses gewunden; zuweilen steht an beiden Ufern

14. Oktober.

gewachsenes Gestein, zuweilen trägt die innere Seite der Krümmungen eine bis 30 m hohe Schotterterrasse mit hügeliger Oberfläche. Außerhalb von King tö tschönn kamen wir erst noch an einem alten Festungsturm und mehreren neuen Festungswerken vorüber, die gegen die Taipings errichtet wurden. In malerischer Lage präsentiert sich der ehemalige Sitz eines Mandarins: wie eine Zwingburg gelegen, von Wällen und natürlicher Befestigung umgeben.

Nach 30 li kommt man zu einer achtstöckigen Pagode (grade Zahl!) und einige li weiter nach Fóu liang hsiën am rechten Ufer. Von dieser Stadt waren aber nur die Mauern sichtbar; sie soll sehr tot sein und nur Kleinhandel haben. Viele Leute kamen heraus, um uns zu sehen. Hier mündet der Tung tschang hŏ von Osten, ein kleiner reißender Bach, an dessen Ursprung der Kau ling (-Paß) liegt; dahin ist es 60 li zu Lande, 70 li zu Wasser. Dort erhebt sich ein größeres Gebirge, aus dessen verschiedenen Teilen die Erden für King tö gewonnen werden. Der Bach soll höchst gefährlich zu befahren sein, da er weiter hinauf sehr wild ist; dennoch kommt jeden Morgen eine Flotille von Booten herab, um die Erde nach King tö zu bringen.

Ich beabsichtigte, Kau ling seines Rufes wegen zu besuchen, um die Gesteine auf ihren Lagerstätten zu sehen; aber die Tour würde drei Tage brauchen, und ich höre allgemein, daß Kau ling seines Rufes nicht mehr wert sei und von Ki mönn weit überflügelt werde. Darum fuhr ich weiter. 15 li von Fóu liang kamen wir zu einem Pochwerk. Es wird hier Gestein von Yü kan hsiën (20 li östlich von dieser Stadt) gepocht, das auf Booten hierher gebracht wird, da hier Wasserkraft ist. Der Fluß ist durch ein 1 m hohes Wehr abgedämmt. Das Wasser treibt vier unterschlächtige, aus leichten Stäben gebaute Räder von 5½ m Durchmesser, die mit Bambusgeflecht zusammengehalten werden. Jedes Rad dreht eine Walze von 7½ m Länge, und diese bewegt 18 Hämmer mit 4 Anhüben in einer Umdrehung. Die Walze dreht sich 5 mal in der Minute und läßt daher den Hammer 20 mal in der Minute aus einer Höhe von über 1 m niederfallen. Die Hämmer sind von Holz. Jeder hat seinen eigenen Pochtrog: einen Holzboden mit

Holz- oder Steineinfassung. Die Steine werden vorher nußgroß geschlagen. Das Pochmehl — es wird trocken gepocht — wird dann in der von Du Halde beschriebenen Weise geschlämmt. Man wirft den geschlämmten Ton auf Haufen, läßt die Feuchtigkeit durch Ziegelsteine aufsaugen, formt ihn in Stücke von 3 Zoll im Quadrat und 1 Zoll Dicke und trocknet diese an der Luft. Der hier bereitete Stoff ist für die Bereitung von Porzellan für kaiserlichen Gebrauch bestimmt und trägt einen entsprechenden Stempel. Ein anwesender kaiserlicher Soldat, der darauf zu achten hat, daß kein Stück in falsche Hände kommt, war ängstlich besorgt, mich nicht ein Stück kaiserlichen Porzellans haben zu lassen, obgleich ich ihm Geld bot; doch genügte schließlich das Auskratzen des kaiserlichen Stempels, um mich in den Besitz einiger Proben zu setzen.

15. Oktober.

Ich erfreue mich auf dieser Reise des herrlichsten Wetters: der Himmel ist ganz heiter und die Hitze nicht übermäßig, denn morgens und abends ist es kühl (heute früh 14° C.). Alles erlaubt einen vollen Naturgenuß. Die Fahrt ist langsam, der Fluß voll Untiefen und Stromschnellen, oft besät mit kleinen Klippen der fast senkrecht stehenden Schiefer, die in langen Reihen nach dem Streichen angeordnet sind. Meine Leute arbeiten riesenmäßig, da sie für die ganze Fahrt und nicht für den Tag bezahlt werden. Es wird gezogen, gestoßen und getragen. Die Boote sind für diese Verhältnisse besonders gebaut: mit aufwärts gekrümmtem, im ganzen aber flachem Boden, der viel Elastizität besitzt und sich den Unebenheiten des Grundes leicht anschmiegt. Mit außerordentlichem Vorteil werden gekrümmte Bambusstangen angewendet, die eine starke eiserne Spitze haben. Das Tauen geschieht mit Bambusseilen. Die Leute gehen dabei fast nackt, da sie alle Augenblicke ins Wasser müssen. Der Fluß ist klar wie Krystall, so daß man jeden Kiesel am Grunde sieht, und wimmelt von Fischen. Die Ufer sind wenig bewohnt: wir kamen heute nur bei drei oder vier Dörfern vorbei, die sich immer durch uralte Bäume auszeichnen. Die Berggehänge sind mit der üppigsten Vegetation bedeckt, gegen die man allerdings hart verfährt, da die jungen Sträucher kahl abgeschnitten

werden, um als Brennholz nach King tö tschönn zu gehen. Farnkräuter von einer bestimmten Art werden in Massen gesammelt; wir begegnen großen Zügen von Booten, die einen ganzen Schober davon geladen haben. Der Fluß ist überhaupt sehr belebt — alles, um King tö zu versorgen.

Es wird hier viel Fischerei mit Cormoranen in einer originellen Weise betrieben. Man sieht manchmal 30—40 Fahrzeuge, die aus 5 Bambusstäben von 6 m Länge bestehen und am vorderen Ende, wie Schneeschuhe, nach oben gebogen sind, um nicht gegen Felsen zu stoßen, sondern darüber hinwegzugleiten. Darauf befindet sich ein Korb, dann der Mann mit einem kleinen Ruder und hinten die Vögel. Indem nun die Schiffe an den ruhigeren Stellen des Flusses langsam hinabgleiten, besorgen die Vögel die Jagd nach Fischen. Teils aus freiem Antrieb, teils auf Kommando tauchen sie hinab, bleiben lange unter Wasser und kommen etwas weiter vorn, indem sie schneller schwimmen als das Boot, wieder an die Oberfläche, gewöhnlich mit einem Fisch im Schnabel. Dann wird dem Vogel ein Netz vorgehalten, in das er den Fisch fallen läßt. Ist eines der Tiere säumig, so wird es durch einen leichten Schlag an seine Pflicht erinnert. Indem die kleine Flottille die ganze Breite des Flusses einnimmt und in dichter Reihe hinabfährt, wird systematisch das ganze Wasser abgejagt. Diese Art der Fischerei gewährt in den Gewässern der mittleren Provinzen, so oft man sie antrifft, stets ein interessantes Bild, und man kann sich einer großen Bewunderung für die Kunst der Chinesen, Tiere zu ihrem Dienst abzurichten, nicht erwehren. Es ist aber sonst ein merkwürdiger Mangel an tierischem Leben. Von höherem Wild ist nichts zu sehen, selbst Fasanen gibt es nicht; doch fallen einzelne schöne Vögel auf, besonders Gruppen von Mandarin-Enten, die sich in kleinen Felsbuchten allerliebst ausnehmen.

16. Oktober. Der Charakter der Ufer ändert sich garnicht: immer dieselben lieblichen Bergformen mit steilen, aber ganz bewachsenen Gehängen; keine Felsklippen, kein malerischer Wechsel, keine hohen Gebirge. Die meisten Höhen haben 250 bis 300 m, sind aber immer sanft, von

pyramidaler Form. Kleine Schluchten, wo ein Haus mit einigen Feldern zwischen der üppigsten subtropischen Baumvegetation versteckt liegt, sind ungemein schön. — Das Gestein bleibt seit King tö fortdauernd gleich.

Wir passierten heute die Grenze von Kiangsi und Kiang nan bei dem Dorf Tau hu. In Kiangsi waren nur hier und da einige Teepflanzen bemerkbar gewesen, in Kiangnan erschienen sofort größere Pflanzungen, die jetzt in Blüte stehen. Reis wird hier nicht mehr gebaut. Im Winter (Dezember und Januar) gibt es Schnee und Eis; auch dann noch setzen die abgehärteten Bootsleute ihre Arbeit in dem kalten Wasser unverdrossen fort. Wir begegneten auch wieder dem Kauliang (Sorghum), dem guten Bekannten vom Norden her.

17. Oktober.

Je weiter wir kamen, desto sanfter wurde die Landschaft. Ich erwartete, in das Innere eines hohen Gebirges zu kommen; statt dessen verwandelte sich das Gebirgsland in Hügelland. Die Ufer waren heute mehr bewohnt als weiter abwärts: wir kamen bei mehreren stattlichen Dörfern vorbei. Die Häuser sind zweistöckig, massiv gebaut und zeugen von Wohlstand. Tee ist das Hauptprodukt. Die Hong's, welche damit den größten Handel treiben, sind in dem Dorf Ta föng. Ferner bereitet man hier Tung-Öl von den Nüssen des Tung-Baumes (Tungschu). Sie sind ähnlich der brasilianischen Nuß; vier liegen in einer Hülse zusammen. Es wird auch viel Mais gebaut. Als Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, daß der Mais auch an sehr steilen Gehängen gebaut wird und gut gedeiht. Auch die Tung schu-Pflanzungen befinden sich an steilen sonnigen Gehängen. Der Baum ist 3—3½ m hoch, aber sperrig ausgebreitet. Der Boden ist durchweg sehr schlecht, wie es sich von Schieferboden nicht anders erwarten läßt. Eine allgemeine Kulturpflanze ist seit dem Po yang-See eine Nessel (wahrscheinlich Boehmeria), die vortreffliche Gewebe liefert.

Wir schossen heute mehrere Mandarin-Enten. Gewöhnlich sieht man sie in mehreren Paaren beisammen; sie lieben klares, ruhiges Wasser zwischen Felsklippen am Fuß steiler Gehänge. Die angeschossene Ente flüchtet sogleich nach dem Wald und versteckt sich

unter Sträuchern. Wahrscheinlich nehmen sie dort auch ihre Nahrung; in dem Kropf der einen fand ich nichts als Eicheln. Wenn sie einen Flügelschuß erhalten haben, wehren sie sich nicht, beißen nicht, lassen sich gern streicheln, sind zutunlich und sehen sehr klug aus ihren großen schwarzen Augen — in jeder Beziehung verschieden von andern Enten.

Wir blieben die Nacht bei den oberen Häusern von Tsin tau nur noch 20 li unterhalb Ki mönn. Höher hinauf konnten die Boote jetzt nicht fahren. Nur bei Hochwasser, welches hier ungefähr von Ende April bis Ende Juli dauert, gehen sie bis Ki mönn. Jetzt fand der Verkehr dorthin auf Bambusflößen statt. Ich entließ daher hier meine Bootsleute, an welche ich stets eine angenehme Erinnerung behalten werde, sowohl wegen ihrer Gefälligkeit und Dienstbereitschaft als wegen ihrer unverdrossenen Ausdauer bei ungemein schwieriger Arbeit. Solche Flüsse wie der Tschang hŏ würden wohl in allen andern Ländern der Welt als vollkommen unschiffbar gelten, nur in China und Japan fährt man über Stromschnellen der schlimmsten Art hinauf und hinab. Die Erfahrung zahlreicher Generationen haben zu einer geeigneten Bauart der Fahrzeuge und zur Erfindung der besten Mittel zur Überwältigung der Schwierigkeiten geführt.

Die Fahrt den Fluß hinauf war eine meiner angenehmsten Wasserfahrten in China. Das Boot war zwar klein, aber man kann sich in einem chinesischen Boot, wenn es nur Schutz vor Regen und Wind gewährt, fast immer ganz behaglich einrichten. Kisten und Kasten des Gepäcks werden als Stühle und Tische hergerichtet. Der Koch, den ich stets mit mir hatte, ist immer zur Hand und unter Aufsicht. Er bedient sich zur Bereitung der Mahlzeiten für seinen Herrn kleiner tönerner oder eiserner Handöfen, welche für wenige Groschen überall zu kaufen und für Holzkohle eingerichtet sind. Das materielle Leben ist daher so gut, wie es sich jeder nach seinem Bedürfnis und der Fürsorge, die er trifft, einrichten will. Man lebt ununterbrochen in frischer Luft und unter den angenehmsten land-

schaftlichen Eindrücken und hat, wenn die Fahrt stromaufwärts geht, viel Gelegenheit zur Bewegung, da man immer ebenso schnell am Ufer gehen kann als das Boot im Fluß.

18. Oktober.

Zwei Bambusflöße, jedes aus einem Dutzend Bambusstäben bestehend, legten des Morgens für uns an. Sie haben eine ein Fuß hohe Plattform, auf die man Gepäck legen kann. Ihnen vertraute ich meine Sachen an, während ich selbst den Weg nach Ki mönn zu Fuß zurücklegte. Der Fluß macht fortgesetzt viele Krümmungen. Die Ufer bestehen wie bisher auf beiden Seiten aus Bergen von 250 m Höhe, die meist steil nach dem Fluß abfallen. Man kommt durch mehrere Dörfer, die teils in den Weitungen von Zuflüssen, teils im innern Teil der Flußbiegungen liegen. Die Vegetation der Hügel ist strauchartig, aber von einer außerordentlichen Üppigkeit. Jeder Abhang bildet ein völlig undurchdringliches Dickicht von Sträuchern, mächtigen Gräsern und Krautpflanzen, alles durch Schlingpflanzen verbunden und durchwachsen. Überraschend ist die Menge der verschiedenen Arten. Untersucht man eine einzelne Gattung, so findet man sie schnell in zahlreichen Arten vertreten. Bemerkenswert ist die große Zahl der Sträucher und Rankenpflanzen mit fleischigen, lederartigen Blättern, die herrliche Zierpflanzen für unsere Gärten und Kalthäuser geben würden. Man sieht nicht einmal in tropischen Dschungeln eine größere Anzahl von Arten auf einem beliebigen kleinen Raum. Bedenkt man, daß in diesen Gestrüppen Azaleen, Rhododendren, Weigelien, Kamelien und andere unserer geschätztesten Blumen reich vertreten sind, so wird man wohl gewahr, daß wenigstens dieser Teil von China den Namen des „blumigen Landes“*) verdient.

Ich erreichte Ki mönn um Mittag. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Hauptflusses, eine Vorstadt zwischen diesem und einem Nebenfluß. Wir landeten in dem letzteren bei einem Hong. Ich versuchte sofort, Stühle und Träger nach dem Hwang schan zu bekommen; die

*) s. o. S. 22.

Entfernung dorthin wird auf 180 li geschätzt. Hier, an diesem entlegenen Ort im Gebirge, erwartete ich eine bessere Klasse von Menschen zu finden als in den Städten der Ebene, aber nie forderte man mit größerer Kaltblütigkeit unmäßigere Preise. War schon die Beharrlichkeit aufregend, mit der man bei dieser Unverschämtheit verblieb, so war es noch mehr die feste Behauptung, daß die Träger nicht mehr als 30 li pro Tag machen könnten. Ich hätte mich also bis nach dem Berge noch sechs Tage hinschleppen müssen.

Da ich wohl wußte, daß diese Forderung das Werk einiger weniger spekulativer Menschen sei, wahrscheinlich wesentlich des Kaufmanns, bei dem ich wohnte, und daß ich, wenn ich auf die Forderung einging, für jeden später hierherkommenden Fremden eine Praecedenz statuieren würde, so ging ich zum Mandarin, unter ungeheurem Zulauf von Leuten, die in den Yamen nachdrängten. Der Mandarin, ein hübscher junger Mann, empfing mich in Gala und mit einnehmendem Anstand. Erst kamen natürlich Redensarten, dann mein Anliegen. Er riet mir ab, nach dem Berg zu gehen, da die Straßen unsicher seien, bot aber seine Hilfe nach einer der nächsten Kreisstädte an, da er keine Leute bis zum Hwang schan kommandieren könnte. Er gab auch Ordres aus, aber ich sah, daß sein Einfluß gering war, da er erst in diesem Jahr hierhergekommen ist. Er war auf Dampfern gefahren, hatte Europäer gesehen und gesprochen, zeigte aber doch in mancher Hinsicht eine merkwürdige Unkenntnis. So war es ihm unbekannt, daß der Tee, welcher in so großen Massen hier von den Cantonesen aufgekauft wurde, nicht auf deren Rechnung, sondern für die fremden Kaufleute in Schanghai akquiriert würde, obgleich er doch an den Carolus-Dollars, welche hier seit langen Zeiten die allein gangbaren Münzen sind, sich hätte überzeugen können, daß die große Geldquelle für die Teegegenden in den europäischen Häusern ist.

Der Mandarin begleitete mich aus der Empfangshalle hinaus nach dem ersten, dem zweiten und bis zum dritten und letzten Tor. Dies ist sehr wesentlich bei diesen offiziellen Besuchen, denn die Ent-



Skizze von F. v. Richthofen.

Audienz bei einem hohen Mandarin der Forscher und Splingaert.



fernung, bis zu welcher der Mandarin mitgeht, bezeigt die Achtung, welche er dem empfangenen Gast beweisen will. Verläßt er den Europäer in der ersten Tür, so trägt dies wesentlich dazu bei, denselben in der Achtung der Leute herabzusetzen, während andrerseits eine Begleitung bis zum letzten Tor sofort die Stellung des Fremden wesentlich hebt. So war auch unser Ansehen jetzt gestiegen, und ruhig zogen wir zwischen einer ehrfurchtsvollen Bevölkerung nach unserer Wohnung zurück. Allein, die Ordres des Mandarin blieben erfolglos. Es kam nichts, und es war keine Aussicht fortzukommen. Wir zogen darum in den Hong ein, wo wir den zweiten Stock mit zwei reinlichen, getäfelten Zimmern für uns hatten; aber die Menschen waren nicht abzuhalten, und machten den Aufenthalt sehr ungemütlich.

19. Oktober.

Bei der ersten Dämmerung weckte uns Feuerruf: das Nebenhaus war in Brand geraten und stand bald in hellen Flammen. Wir brachten unser Gepäck nach einem dumpfen, stallartigen Gebäude in der Nachbarschaft. Die Vorsicht erwies sich als unnötig, denn obgleich nicht ein einziger außer dem Eigentümer und den Bewohnern des Hauses Hand anlegte, um irgend etwas zu retten oder das Feuer zu löschen, brannte doch nur das eine Haus mit vielen in ihm befindlichen Waren nieder. Die Nachbarn begnügten sich, Wasser auf ihr eigenes Dach zu gießen und über die Holzfront nach der Straße hinunterlaufen zu lassen. Dasjenige, in welchem ich gewohnt hatte, blieb unversehrt.

Bald begann wieder die Komödie der Unterhandlungen. Ein Mann gab sich als Abgesandter des Mandarins aus und sagte, sein Herr bedaure, daß nur Leute für 1 tiau (1000 cash) pro Tag zu haben wären und nur 30 li pro Tag gehen könnten, sowie daß für heute keine Stühle mehr zu bekommen wären. Ich schickte Splingaert sofort zum Mandarin. Dieser war erstaunt, uns noch hier zu sehen, da er nach Berichten, die er bekommen hatte, seine gestrigen Ordres erfüllt glaubte. So hatte man uns und ihn angeführt und jede weitere Zusammenkunft zu verhindern gesucht. Er gab uns jetzt Soldaten mit, die jeden, der nicht für 400 cash mit uns gehen und wenigstens 60 li

pro Tag machen wollte, arretieren sollten. Die Wirkung war eine sehr langsame. Zur Untätigkeit gezwungen, verbrachte ich Folterstunden in dem dunkeln Raum, und ohne unser fortdauerndes energisches Einschreiten hätten wir auch heute noch keine Leute gefunden. Um nur fortzukommen, änderte ich den ganzen Plan. Um 2 Uhr hatte ich zehn Leute à 500 cash, um uns nach Yü ting — 60 li östlich an einem der Zuflüsse des Tsiën tang — zu bringen. Es wurde mir klar, daß Reisen mit Gepäckträgern und Stühlen in ganz besonderer Weise eingerichtet werden müssen und daß sie, wenn man sich auf ein Fortkommen von Ort zu Ort verlassen muß, fast unausführbar sind. Der schöne Plan über den Hwang schan und Tiën mu schan und durch die ganze Gebirgsgegend wird wahrscheinlich überhaupt zu Wasser werden, da er in Aussicht wiederholter Vorfälle wie gestern und heute zu zeitraubend sein würde.

Bei Ki mönn hört die Schiffbarkeit des Tschang kiang auf. Er entspringt hier aus dem Zusammenfluß zweier Bäche, die ein steileres Gefälle haben als der vereinigte Fluß. Es führen daher von hier nur Landwege weiter, und zwar nach Tung liu und Ta tung am Yangtszĕ, die größte Straße aber nach Yü ting. Ki mönn liegt wahrscheinlich nicht mehr als 120 m über dem Po yang-See.

Der Talweg, den wir nach Yü ting benutzten, zwischen 250 m hohen Hügeln sich hinwindend, ist eine sehr anmutige Gegend mit vielen Dörfern. Mehr als die Hälfte der Häuser ist von den Rebellen zerstört und nicht wieder aufgebaut worden, die stehengebliebenen sehen wohlhäbig aus. Es ist mir aber noch nicht klar, was außer Tee die Einnahmequelle dieser Gegend ist. Die Straße ist ein ting ta lu d. h. eine Kaiserstraße ersten Ranges, ein 2 m breiter, mit Sandsteinquadern gepflasterter, ziemlich ebener Weg mit vielen Teehäusern. Wir blieben in einem von diesen zur Nacht.

20. Oktober. Ein chinesisches Wirtshaus dieser Gegend ist ein Ort eigentümlichen Zusammenlebens: ein nach der Straße offener Frontraum, in dem gekocht wird, und im Hintergrund ohne Scheidewand eine erhöhte Plattform mit Tisch und Bänken für vornehme Gäste. An den

Seiten dienen Bretterverschläge ohne Lichtloch mit Bretterboden auf je zwei Blöcken als Schlafzimmer. Ähnliche Verschläge sind neben dem Frontraum. Man hört daher alles, als ob man in einem Raum wäre. Mit schwatzenden Opiumrauchern, dem Geschrei kleiner Kinder, einer schnarchenden Frau, Hahnengekräh und Hunden, die nach Art der chinesischen Nachtwächter ihre Wachsamkeit durch fortwährenden Lärm zu erkennen geben, war an Schlafen nicht viel zu denken, zumal auch Hühner, Schweine und Hunde in einem Raum mit den Menschen hausen.

Außer diesen eigentümlichen Unterkunftshäusern gibt es noch eine Menge anderer, welche nur als Teehäuser dienen. Dies sind oft nur offene Verschläge unter einem einfachen Dach von Stroh oder Schindeln, manchmal auch große Hallen unter einem Ziegeldach. Darin stehen Tische mit Bänken. In einer Ecke steht der Herd mit dem stets gefüllten großen gußeisernen Wasserkessel. Die Kellner beobachten die neu ankommenden Gäste, welche sich an die Tische setzen, geben jedem derselben eine Schale, in die etwas Tee getan wird, und dann läßt man das kochende Wasser darübersprudeln. Die Vornehmen erhalten eine bessere Art Tee als die Niederen, besonders mit Beimengung von frischen Blätterknospen; auch bekommen jene einen Deckel auf die Tasse, um den Tee warm zu halten. Man läßt ihn eine Weile ziehen und schlürft das heiße Getränk; dann wird sofort auf dieselben Blätter wieder aufgegossen, und je nach Bedürfnis wiederholt sich dasselbe verschiedene Male. Man bezahlt nur für eine Ration Teeblätter, die späteren Aufgüsse werden nicht berechnet. So außerordentlich gering der Preis ist, beträgt die Tagesrechnung einer großen Anzahl von Kulis nicht wenig, da sie sich in einem Falle wie bei mir in bestimmten Abständen, alle 5 li, sämtlich traktieren lassen.

Ich stand sehr früh auf und unternahm einen Ausflug nach den Steinbrüchen, in denen das Material für Kingtötschönn, der sogenannte Petunse von Kimönn, der beste von allen in Kingtö verwendeten Porzellantonen, gebrochen wird. Der Tschangkiang kommt hier tief aus dem Gebirge von Süden her. An ihm führt der Weg

aufwärts und mündet in einer steilen Schlucht in den Talweg. Hier strahlen die Quellbäche des Flusses radial in mehreren langen Schluchten mit steilen, aber bewachsenen Gehängen aus. Der Grund dieser Schluchten ist mit Reis, an den Berglehnen mit Mais wohl angebaut. Das ganze Gebirge südlich besteht aus den vielgenannten Schiefern; in ihnen sind die Lagerstätten. Man steigt auf geschlängelten Fußwegen hoch zu ihnen hinauf. Die Gehänge sind mit Pflanzungen von Ölbäumen, teils von Tung-Bäumen, teils eines Zwergbaumes mit lederartigen gezahnten Blättern und einer großen, der Teeblüte ähnlichen weißen Blüte bedeckt. Letzterer trägt Nüsse von der Größe der Walnüsse mit drei bis fünf Kernen; aus diesen wird das Öl gemacht, das auch zum Essen verwendet wird. An den Sträuchern befinden sich merkwürdigerweise gleichzeitig Blüten und reife Früchte.

Ich kehrte um 2 Uhr nachmittags von meinem Ausflug zurück und brach nach Yü ting auf. Die Straße verläßt das Zuflußgebiet des Po yang-Sees und des Yangtszë auf einem Paß von sehr geringer Höhe, um dasjenige des Tsiën tang, des Hauptflusses der Provinz Tschekiang, zu erreichen. An diesen Quellbächen ist ein etwas engeres Défilé als auf dem gestrigen Wege, die Straße aber bleibt stets beinah eben. An ihr liegen viele Dörfer und zahlreiche Wirtshäuser. Wir waren hier eine neue Erscheinung. Viele Menschen kamen uns nach, besonders bei dem lebhaften Markt Yü ting, benahmen sich aber sehr harmlos.

21. Oktober. Ich gab heute meinen beabsichtigten Gebirgsweg endgiltig auf, da mir die nötige Muße für eine so lange Reise fehlt, und beschloß, den Wasserweg über Hang tschóu zu nehmen. Yü ting liegt an einem Fluß, der als ein breiter Gebirgsbach aus einer Enge herauskommt und hier schiffbar wird, jedoch wegen der Stromschnellen zunächst nur für kleine Fahrzeuge befahrbar ist. Diese Boote bringen Salz, Zucker, Fisch und Reis hinauf; von Yü ting gehen diese Waren zu Lande weiter. Ich mietete ein kleines Boot mit zwei Mann. Es ist erstaunlich, welch hohe Preise hier für alles verlangt werden. Es

waren mehrere Konkurrenten da, aber keiner hätte die Fahrt für weniger als 2000 Cash gemacht.

Dicht unterhalb Yü ting bilden Sandsteine ein etwa 400 m hohes sehr malerisches Gebirge am rechten Ufer. Die Schichten fallen unter geringem Winkel vom Fluß hinweg und kehren daher diesem ihre Steilabbrüche zu, die in wunderlichen Formen, runden Türmen, Kastellen und Mauern, ausgewaschen sind und durch ihre Steilheit und rote Färbung von der üppigen Vegetation abstechen, welche die Abhänge und Schluchten bekleidet. In der Höhe sind zwischen den Felsen Tempel angebracht, dabei auch ein großes Kloster, dessen weiß getünchte Gebäude auf einer Felsmauer stehen.

Die Hügel werden dann sanfter, bis man eine Pagode erreicht, welche die Lage des unfernen Siu ning hsiën anzeigt. Hier türmen sich im Norden einige 500—600 m hohe wilde Gebirgsmassen auf, deren Formen mit ihren vielen aufstarrenden schwarzen Felsen an die Granitberge von Ngan king am Yangtszëkiang erinnern und es zweifelhaft lassen, ob sie Granit oder Kalkstein sind. Die Gebirge werden hier höher als bisher, aber auch mehr isoliert. Außer diesen nördlichen Bergen erheben sich zwei andere, die ich auf 800 m schätze, im Südwest, während im Osten hohe Gebirgsketten sichtbar werden.

Siu ning hsiën hat eine große Berühmtheit in China, denn es ist der Hauptsitz der Fabrikation der chinesischen Tusche. Die gröberen Arten derselben werden zwar an vielen Orten bereitet, aber das Geheimnis der Zubereitung der feinsten und teuersten Art kennt man nur hier oder wendet es wenigstens nur hier an. Es werden mehrere Öle benutzt, aus deren Ruß mit Zutaten die verschiedenen Arten von Tusche bereitet werden. Man bringt sie in verschiedene, sehr geschmackvoll ausgestattete und gestempelte Formen, von denen man in Europa nur die gewöhnlichsten und gröbsten zu sehen bekommt. Die geringeren Sorten erhalten gewöhnlich schöne Verzierungen von Blau, Rot und Gold, während die feineren einfach schwarz gelassen werden. Ich sah später die beste Art von Tusche von diesem Ort; sie wird in zierlichen Lackkästchen zu 12 Stück verkauft, deren Preis

75 Taler beträgt. In solche Form gebracht, dient sie als ein beliebtes Geschenk an Literaten.

22. Oktober. Wir erreichten Tunkitschönn früh um 7 Uhr. Dies ist der Zentralpunkt des Handels mit grünem Tee östlich von der Wasserscheide. Es sollen auch jährlich 3000—4000 Kisten zu 60 kin von Wuyuën herübergebracht werden. Aus der ganzen Gegend wird der Tee hierher den großen Händlern zugeführt. Die Bauern bringen ihn in kleinen Paketen von 3—5 kin und mehr. Die Händler kaufen ihn gewöhnlich für 300 Cash pro kin, sortieren und packen ihn. In der Regel ist ihnen schon die ganze Tee-Ernte im voraus verpfändet; sie mögen dies anstreben, um sich wegen der Konkurrenz den Handel zu sichern. Der Tee wird dann den Fluß hinab nach Ningpo verschifft. Es liegen hier sehr viele Boote, die 70—120 Kisten laden. Die Ladung richtet sich nach der Größe der Boote und dem Stand des Wassers, da bei niedrigem Wasserstand die Schiffe nicht tief geladen werden dürfen. Die Fracht wird in Carolus-Dollars bezahlt, die in der Tat, außer den Cash, hier die einzige gangbare Münze sind. Silber ist schwer zu wechseln, und ich muß es erst in Carolus-Dollars umwechseln, um es anzubringen. Mexikaner werden nicht genommen. Die Fracht schwankt je nach hohem oder niederem Wasser, größerer oder kleinerer Zahl der vorhandenen Schiffe zwischen 2 und 5 Kisten für 1 Dollar. Als Rückfracht bringen die Boote Salz, Zucker und Salzfische; herab führen sie auch viel Bretter. Eine Nebeneinnahme kommt noch durch Passagiere: alle größeren Boote sind für solche eingerichtet. Es sind dann zu jeder Seite drei oder vier abgeteilte Betten. Chinesen zahlen 1200 Cash von Tunki nach Hangtschóu fu. Auf einem solchen Boot kam Rob. Fortune den Fluß herauf. Wie er es in der dicken Luft bei Opium- und Tabakrauch und natürlich bei fortdauernd geschlossener Tür aushalten konnte, begreife ich nicht. Ich hatte die Wahl, für 5 Dollars mit meinen zwei Leuten als einzige Passagiere zu fahren, wobei ein halbes Dutzend gleichgebauter Boote zusammenhalten, neun Tage auf dem Fluß zuzubringen und wie eine Kiste Tee transportiert zu werden, oder ein eigenes Boot zu mieten. Dies zog ich natürlich

vor und nahm ein Boot, das 80 Kisten laden kann, für 18 Dollars bis Hang tschóu.

Wir verließen Tun ki mittags. Die Strömung ist schnell, hin und wieder mit reißenden Stromschnellen durchsetzt. Selten kann man in fortlaufender Reihenfolge eine so schöne und malerische Flußszenerie sehen, als ich sie in diesen letzten Tagen genoß. Alles ist bewachsen und doch wechselvoll, und die Dörfer mit ihren massiv gebauten, weiß gemalten Häusern, wunderlichen Simsen und Dächern nehmen sich ungemein reizvoll zwischen der üppigen Vegetation aus. Man hat immerfort neue Bilder, die wie ein Panorama vorüberziehen. Wo immer eine wunderliche Felsform die Aufmerksamkeit der Chinesen erregte, schmiegt sich ein Tempel dazwischen hinein, und ringsum erheben sich hohe schattige Bäume, unter denen ich hier zum erstenmal Cryptomerien sah. Jedem Reisenden fällt auch die dunkle Trauercypresse auf, welche die Aufmerksamkeit von Fortune in so hohem Maße fesselte. Vieles erinnert in dieser Gegend an Japan, und ich glaube nun wohl, daß die Japaner manches von den Chinesen gelernt haben; denn sie besuchten gerade Tschekiang und kamen einst herauf bis Hwi tschóu fu. Man muß aber anerkennen, daß sie nur das Nachahmenswerte angenommen haben.

Es gibt hier sehr zahlreiche Wassermühlen mit Rädern von 7 ½ m Durchmesser, fast alle unterschlächtig und von primitivster Konstruktion; sie dienen zum Enthülsen des Reises. Die Kraft ist sehr gering. Vorgestern sah ich in den Petunse-Mühlen auch einige oberschlächtige Wasserräder, die einzigen dieser Art, die ich in China kenne; ihre Kraftwirkung ist aber auch nur schwach.

Die Menschen sind besser gekleidet als in den meisten andern Gegenden von China. Sie bauen auch schöne, anständig aussehende Häuser, die einmal weißgetüncht gewesen sind und aus der Ferne noch weiß aussehen, aber fast ohne Fenster und im Innern unreinlich und unwohnlich sind. Die Leute essen sehr gut im Vergleich mit den Bewohnern der Nordprovinzen, sind aber in allem unreinlich. Man sieht auch erschreckend viel Hautkrankheiten. Die Straßen in

den Städten und die Verbindungswege sind mit sorgsam gehauenen Quadern gepflastert; allenthalben sind steinerne Treppen angebracht, um das Gehen bequemer zu machen. Das ganze Land macht den Eindruck sorgsamer Pflege. Dennoch gelten die Bewohner als unzivilisiert. Insbesondere hatten die Leute in Kiangsi, die auf ihre Bildung stolz sind, mit Geringschätzung von dem Volke da drüben auf der andern Seite in Tschekiang gesprochen. Ich fand den Unterschied nicht so groß. Nur die Öffentlichkeit und Art der Aborte ist so widerlich wie in keinem andern Teil in China; in Kiangsi ist man darin weit voran. Die Menschen arbeiten stramm und tragen schwere Lasten, aber sie arbeiten lieber garnicht als um geringen Verdienst. Auffallend ist es, daß hier auch Frauen gewöhnliche Arbeit verrichten. Während sie anderswo überhaupt nicht arbeiten, nehmen sie hier sogar an der Bootsarbeit teil wie die Männer. Mit hoch aufgestreiften Hosen sieht man junge Frauen und alte Großmütter im Wasser waten, um zu helfen, das Boot stromaufwärts zu ziehen und zu stoßen. Sie waten durch das Wasser, nehmen die Leine und ziehen vorwärts, so gut wie ein Mann. Auch auf meinem Boot habe ich ein solches Mannweib. Nur wenige Tagereisen von hier in Kiangsi würde dieser Anblick das Entsetzen jedes Mannes und jeder Frau erregen. So sieht man hier schroffe Gegensätze in dicht benachbarten Landstrichen. Es ist doch nicht alles in China nivelliert! —

23. Oktober. Wir machten uns um 3 Uhr früh bei hellem Mondschein auf, aber bald kamen dichte Nebel, die erst um 8 Uhr brachen. Die Fahrt ging sehr schnell; die Stromschnellen sind bedeutend, mehrere von ihnen gefährlich, besonders an solchen Stellen, wo nur ein enger, gewundener Kanal zwischen Klippen schiffbar ist. Dann schießt das Boot zwischen den Steinen hin und die geringste Abweichung von dem rechten Kurse würde es unfehlbar zerschellen lassen. Unglücksfälle sind daher sehr häufig. Man rettet dann, was zu retten ist, und Schiffer und Kaufmann müssen jeder ihren Schaden und Verlust tragen. Als ein nützliches Instrument erweist sich dabei ein Pfahl, der senkrecht in einer Durchbohrung im Vorderteil des Schiffes steht. Er dient zum Festmachen

des Bootes statt des Ankers, zum augenblicklichen Stillhalten und zum Bremsen bei gewundenen Stromschnellen. Auf dem Ki mönn-Fluß wendet man den mit eiserner Spitze versehenen Bambus-Ruderstock an, hier hat man diesen eigenen Pfahl von hartem Holz.

Der Charakter der Ufer ist nicht mehr so lieblich wie zuvor im roten Sandsteingebiet. Besonders von Schönn tu an werden die Ufer hoch und steil. Die Gehänge steigen, immer noch bewaldet, vom Wasser unmittelbar bis zur Höhe von 3—400 m an, und dahinter sind Kuppen, die bis 600 m und darüber aufragen. Fernsichten hat man garnicht mehr.

Eigentümlich ist es, daß mit den Engen auch die vollkommene Bodenbenutzung beginnt: in der Tat die vollkommenste Benutzung von Gehängen, die ich in China gesehen habe. Die Leute haben hier kein ebenes Land, auch kaum terrassierbare Schluchten; daher sind sie auf die Gehänge angewiesen. Diese sind oft bis auf den Rücken hinauf mit Mais und Hirse bebaut, auch Teegärten sieht man hier und da; ferner sind Baumpflanzungen (eine Art Kiefer) in erheblicher Ausdehnung vorhanden. Bei Kiai kóu ist die Grenze von Nganhwéi und Tschekiang erreicht. Es ist hier ein Mandarin von ersterer Provinz, in einem kleinen Ort ein wenig unterhalb ein Mandarin von Tschekiang. Eine Änderung ist sonst nicht wahrzunehmen, denn die Bewohner von Tschekiang haben ihre Kultur den Fluß aufwärts über die Grenze hinaus verpflanzt, und auch die Natur ändert sich nicht.

24. Oktober.

Die heutige Fahrt führte durch eine wechselvollere Szenerie als die gestrige. Enge Schluchten zwischen steilen und hohen Gehängen wechseln mit Talweitungen. Die Ortschaften sind seltener, aber größer und halten sich besonders an die Täler. Der Sin ngan hö erhält zwei bedeutende Zuflüsse, die sein Volumen erheblich anschwellen. Unterhalb von Schun ngan hsiën ist die letzte Stromschnelle von Bedeutung, nachher ist der Fall auf große Längen des Flußlaufes gleichmäßig verteilt. Das Wasser, immer noch klar wie Krystall, eilt dann über sein Kiesbett mit einer Geschwindigkeit von 6—8 Knoten. Der Schiffer muß nur die tiefsten Stellen wissen, dann

kann er ganz sicher gehen. Die Wassertiefe ist oft nicht mehr als 2—3 Fuß, so daß man jeden Stein auf dem Boden deutlich sieht; es ist ein angenehmes Gefühl, pfeilschnell über die Kiesel hinzuschießen. Der Tag war herrlich: der Morgen empfindlich kalt (7° C.), nachher warmer Sonnenschein. Die Stadt Schun ngan hsiën ist von den Rebellen sehr mitgenommen worden, war aber auch vorher von keiner Bedeutung. Es war die erste Hsiën-Stadt ohne Mauern, welche ich sah. Die Phantasie hatte sich dieselben aus vier Toren zu ergänzen, die in derselben Weise wie sonst die Mauertore gebaut und nach den vier Himmelsrichtungen angeordnet waren. Sie müssen die Würde der Stadt aufrecht erhalten.

25. Oktober. Yen tschóu ist ein sehr erbärmliches fu mit niedrigen Backsteinmauern. Die Stadt ist klein und hat geringen Handel. Sie verdankt ihre Lage dem Zusammenfluß des Sin ngan kiang mit dem Tsiëntang kiang. Letzterer gibt dem vereinigten Strom den Namen, aber der erstere ist der wasserreichere Strom und bestimmt die Richtung am Ort der Vereinigung. Auf dem Tsiën tang werden Tee und Reis herabgebracht, Salz, Fische usw. hinaufgeführt. Seine frühere Bedeutung als Straße zwischen Peking und Canton hat er nicht mehr, und Lord Macartney*) würde jetzt die Ufer weniger belebt finden als zur Zeit seines glänzenden Durchzuges mit Feuerwerk und Kanonensalven. Die Belebtheit der Ufer des Sin ngan-Flusses nimmt ab, sobald man nach Yen tschóu kommt. Die heutigen 50 li hatten trotz des ebenen Landes nur wenige Ansiedelungen aufzuzeichnen, und in den ersten 70 li unterhalb der Stadt verschwinden sie fast ganz. Um so mehr Leben ist hier auf dem Fluß. Die Zunahme der Schiffe ist so groß, daß man eine weit größere Frequenz auf dem oberen Tsiëntang-Fluß als auf seinem Zufluß annehmen muß.

Der vereinigte Strom betritt bald ein Porphyr-Gebiet und fließt in einer engen Schlucht mit dunklen Wänden von 200—250 m Höhe,

*) Der Führer der englischen Gesandtschaft an den Kaiser Kiën lung im Jahre 1793, die mit ihrer Rückreise durch das Innere — von Peking nach Canton — eine neue Epoche der Erforschung von China einleitete.

die aus dem Wasser aufsteigen. Sie bilden zwei Mauern, die keinem Zufluß Durchgang gewähren und nirgends einen Durchblick in die dahinterliegende Gebirgswelt gestatten. Der Strom, der unterhalb Yen tschóu fu mit außerordentlicher Geschwindigkeit dahinschießt, wird hier tief und ruhig, mit kaum bemerkbarer Strömung.

Die Fahrt auf diesem Fluß abwärts ist sehr angenehm, da sie schnell geht. So schön die Ufer sind, würden sie bei einer langsamen Fahrt stromaufwärts eintönig erscheinen. Oberflächengestalt und innerer Bau sind in großen Zügen angelegt und nur stellenweise eines detaillierten Studiums wert. Hier ist eine flüchtige Rekognoszierung gegenwärtig ganz ausreichend; mehr zu tun ist mir auch nicht möglich, denn zu Fuß dem Schiff zu folgen hat sich bei verschiedenen Versuchen als unmöglich erwiesen. Ich gehe also nur hin und wieder an Land und lasse das Boot warten. Die Jagd ist beinahe Null: eine Anzahl Mandarin-Enten ist fast das Einzige, was ich geschossen habe. Die Menschen sind hier an Europäer gewöhnt; man ist keine auffällige Erscheinung, muß sich aber viele Yang kwéi tszĕ-Rufe gefallen lassen. Meine Bootsleute sind willig und gefällig. Rührend ist die Pflichttreue, mit der diese Leute ihren religiösen Zeremonien obliegen. Sie haben ein kleines Sanktum mit einem Götzen; täglich werden ihm Papiere und Mock-sycee*) verbrannt; abends hat er seine eigene Lampe, und schon am frühesten Morgen beginnt das Räucherwerk mit den nötigen Verbeugungen. Alle Tage werden ihm Reis, Bohnenkuchen, Gemüse usw. hingesetzt, die denn auch am Morgen immer verschwunden sind! Sind wir glücklich über eine gefährliche Stelle hinweggekommen, so sagen sie: der kleine Pu ssa, wie sie den Gott nennen, sei heute gutgesinnt. Die Beobachtung dieser Formen scheint hier allgemein üblich zu sein, denn jedes Schiff hat bei der Küche seinen kleinen Schrein, und in jedem sehe ich des Abends ein Licht brennen. Schon Fortune bemerkte diese Pflichttreue; sie fiel mir bisher in keinem andern Teil von China so auf wie hier.

---

*) Sycee ist die schuhähnliche Form, in der das Silber als Zahlungsmittel gebraucht wird; Mock-sycee die Nachahmung dieser Form in Silberpapier.

26. Oktober. Herrliches Wetter auch heute, aber Gegenwind und fast gar keine Strömung; wir machten daher nur geringe Fahrt. Lu tszĕ mönn liegt für herauffahrende Schiffe am Eingang zur Porphyr-Schlucht; in dieser steht der Tempel Lu tszĕ miau, wo die herauffahrenden Schiffer dem Gott Lu tszĕ opfern, um seinen Beistand für die Fahrt stromaufwärts zu bekommen. Dies hat darin seinen Grund, daß unterhalb garkeine Stromschnellen mehr vorkommen. Die unterhalb Yen tschóu fu ist daher die erste, welcher die Schiffe begegnen. Da sie unmittelbar am obern Ende der Schlucht endet und sehr seicht ist, und da in dieser keine Niederlassung ist, so wäre der Tsiën tang eigentlich nur zwischen den Bänken seiner Mündung und einem Ort unterhalb der Lu tszĕ-Schlucht für Dampfer fahrbar, z. B. bis Wu wang, 205 li oberhalb Hang tschóu.

Es ist ein eigentümliches Phänomen, daß sich der Fluß durch diese Enge im härtesten Fels Bahn bricht. Denn wenn man aus der Schlucht herauskommt, so sieht man als das hervorstechendste Merkmal in der Topographie der Gegend einen genau von SW nach NO gerichteten Talweg zwischen die gleich gerichteten Gebirgszüge eingesenkt. Nach NO verfolgt man ihn 80 li weit, bis zwei Gebirge ein Tor bilden, durch das man schon aus jener Entfernung frei hindurch blickt; ebenso verfolgt man diesen Talweg nach SW auf mindestens 100 li, also in summa 180 li. Anstatt nun diesen bequemen Weg einzuschlagen, macht der Fluß den unbequemen Umweg durch felsige Schluchten. Das Tal ist fruchtbar: viel Anbau, Maulbeerbaumpflanzungen und Seidenzucht, die erste bei der Fahrt abwärts. Es gibt auch schöne Früchte, namentlich Kaki-Pflaumen (Sse tse), groß und fast ohne Stein; auch schlechte Orangen.

Hier herum ist schon alles abgeholzt; große Brennholzladungen werden von höher hinauf am Fluß hinabgeführt. Der Tee, welcher diesen Fluß hinabkommt, wird nach Ni kiau gebracht, einem Markt 5 li vom Fluß ab, 30 li von Hang tschóu; dort wird er an Hongs abgeliefert, die seine weitere Verschiffung auf kleinen Booten nach Ningpo besorgen. Die Fahrt stromabwärts von Tun ki kann bei Hochwasser in fünf Tagen gemacht werden, ebenso jetzt, aber nur von leeren Schiffen. Strom-

aufwärts brauchen die Leute mit 10 Mann 20 Tage und mehr. Auch abwärts brauchen beladene Schiffe jetzt mindestens 9 Tage, oft mehr. Unter 100 Schiffen sollen 3 bis 4 durch Aufrennen auf Steine verunglücken. Jede Ladung wird von einem Manne des betreffenden Hong begleitet. Dieser nimmt die etwa beschädigte Ladung nach Tun ki zurück, wo sie einer Revision unterworfen wird; der Kaufmann trägt den Verlust. Dieses Risiko muß zu den Transportkosten geschlagen werden.

Es ist wohl gerechtfertigt, von dem Tal des Tsiën tang auf den Rest von Tschekiang zu schließen. Tut man dies, so ist die Einwohnerzahl der Provinz gewiß weit überschätzt worden. Allerdings sind Hutschóu fu, Hang tschóu fu, Schau hing fu und Ning po fu sehr dicht bevölkert, aber in den Gebirgen ist die Einwohnerzahl sehr gering. Die Städte kommen nicht viel in Betracht, denn die, welche ich bis jetzt sah, sind unbedeutend. Man spielt, wenn es die Einwohnerzahl von China betrifft, mit Millionen, und in der Tat: ob die Gesamtsumme um 100 Millionen größer oder kleiner ist, hat für die Menschheit geringen Belang. Es würden nur soviel mehr Produzenten für eigene Konsumption vorhanden sein. Liest man die großen Zahlen, welche der Export von Tee und Seide darstellt, so meint man, ganz China müsse tätig sein, diese beiden Artikel zu produzieren. Und wie gering ist das Areal der Teedistrikte! und kommt man gar hinein, so scheint es, als ob die Leute sich um alles andere mehr als um Tee kümmerten. Sie sagen, für Tee könne leicht ein Mißjahr kommen; der Ernte von Hirse, Mais und Kauliang seien sie gewiß, daher sei diesen die größere Sorgfalt zuzuwenden. Sehr viel Grund, der reiche Tee-Ernten liefern könnte, ist daher mit diesen Feldfrüchten bebaut. Der Chinese liebt, das, was er für den Lebensunterhalt braucht, selbst zu bauen, um seiner Sache gewiß zu sein, und hängt nicht gern von Importen ab. Könnte man den Leuten richtigere nationalökonomische Prinzipien beibringen, so könnte die Produktion von Tee ungeheuer gesteigert werden. Es ließe sich hier auch noch manches andere einführen, was teils an die Stelle von Hirse und Mais treten, teils dazu dienen könnte, die Hügel nutzbar zu machen, z. B. die Olive — vom Weinstock nicht zu reden.

27. Oktober. Das Tal von Wu wang ist reich angebaut, besonders nehmen Maulbeerbaumpflanzungen überhand. Auch Reis wird viel gebaut; sein Verbreitungsgebiet in der von mir bereisten Strecke umfaßt die Talböden und terrassierten Schluchten im untersten Lauf der Flüsse und ihr Quellgebiet, aber er fehlt in dem mittleren Lauf der Flüsse. Selbst bei so geringem Gesamtgefälle, wie es diese Flüsse haben, markieren sich deutlich drei verschiedene Stromstrecken. Der Tsiën tang wird in seinem untersten Lauf ein breiter Strom Bei Yen tschóu fu ist jeder der zusammenfließenden Ströme 120 m breit, bei Tung liu hsiën, wo die obere Grenze der Einwirkung von Ebbe und Flut ist — das Wasser steigt und fällt einen halben Fuß —, ist die Breite 300 m, hier (6 li oberhalb Hang tschóu) 1 ½—2 ½ km, und an der Mündung noch größer. Die Zahl der Schiffe in diesem untersten Teil ist bedeutend. Die Gebirge zu den Seiten des Haupttales sind auch hier noch hoch, aber sie verlieren mehr und mehr den Charakter kontinuierlicher Ketten und lösen sich in einzelne Gebirgsmassen auf. Hohe Gebirge sieht man 30 km weit in NW gegen den Tiën mu schan hin und ebenso weit im Süden.

28. Oktober. Ich ließ das Boot allein nach Hang tschóu fahren und brach zu einer Exkursion in die Gebirge westlich vom Si hu auf. Der Fluß bricht sich an diesem Gebirge und fließt nach ONO dem Meere zu. Die Hügel bestehen aus Sandsteinen. Man hat von ihnen eine schöne Aussicht, besonders das Tsiën tang-Tal aufwärts bis weit jenseits von Fu yang hsiën und gegen den Si hu und nach Hang tschóu, dessen umfangreicher Komplex weißgetünchter Häuser ganz imposant aussieht. Der Si hu aber mit den vielen ihn bedeckenden Wasserpflanzen nimmt sich mehr wie ein großer Tümpel aus als wie der malerische See des Marco Polo. Auf der Höhe ist Strauchvegetation: Azaleen (in Blüte), Rhododendren, andere Ericaceen, Myrthaceen usw. nebst vielen Schlinggewächsen. Es wird viel Tee gebaut, besonders in den Schluchten gegen den Si hu, aber neben den wohlgepflegten Pflanzungen ist die weit größere Zahl derjenigen erstaunlich, welche verwildert und gänzlich von hohen Pflanzen, darunter vielen rankenden, überwachsen

sind. Und doch scheint sich gerade in ihnen die Teestaude ganz wohl zu befinden, während ich unter den gepflegten Pflanzungen viele sah, in denen eine Bartflechte an zahlreichen Stauden wucherte. Die Chinesen scheinen sie nicht abzunehmen, vielleicht nach dem Prinzip, nach welchem Frauen, welche etwas Barthaar haben, es nicht rasieren. Der Tee ist hier eben in vollster Blüte, und ich sah mich vergeblich nach Früchten um, während oben im Gebirge die Blütezeit beinahe vorüber ist und die Früchte häufig sind. Die meisten Teepflanzungen sind hier terrassiert. Tiefer hinab in denselben Schluchten, wo einige Quellen sind, beginnt Reisbau; aber auch die Reisfelder sind großenteils in solchem Grade von Unkraut überwachsen, daß wir es an vielen Stellen schwer fanden durchzudringen, ja oft wegen der undurchdringlichen Ranken der Rosen zurückgehen mußten. Im Tal endlich erscheinen alte überwachsene Steinwege, Monumente, vornehme Begräbnisplätze mit Tier-Alleen*) und künstliche mit Quadern ausgemauerte Bassins stufenweise übereinander: die Reste jener hohen Kultur, die Marco Polo beschreibt; aber jetzt alles im Dschungel versteckt. Zuletzt, nicht weit vom See, kamen wir an einen noch gangbaren Steinweg, der nach dem Fluß zurückführte. Einige ärmliche Hütten stehen dort, wo architektonische Reste die Stelle einiger der ehemaligen Mandarinenpaläste anzeigen.

Ich ging nach dem Fluß zurück, an dem sich ein sehr langes Dorf hinzieht. Zwischen ihm und dem Bergabhang ist Ackerbau- und Gartenland, aber auch hier zeigt sich wieder dieselbe Erscheinung, daß der größere Teil der früher angebaut gewesenen Strecken brach liegt und ein fast undurchdringliches Dickicht bildet. Das Dorf selbst ist stark mitgenommen: die meisten Häuser sind Ruinen; dennoch hat es mehrere Tempel, die zum Teil neu aufgebaut sind.

Spürt man dem Grunde nach, weshalb die von den Rebellen verwüsteten Strecken, trotz einer noch immer sehr starken Bevölkerung und einer teilweise außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, bis

---

*) s. o. S. 72, 279.

jetzt zum großen Teil brach liegen, so kann er nur darin liegen, daß die Art der Bodenbenutzung nur ein ganz bestimmtes und zwar ein verhältnismäßig sehr kleines Maß der Bodenbearbeitung auf eine gegebene Bevölkerungszahl erlaubt. Hiervon wieder mag der Grund zum Teil in der beschränkten Arbeitskraft des Chinesen liegen, in den unvollkommenen Werkzeugen und in dem System subtiler und mühsamer Arbeit. Aber vor allem scheint das Maß der bearbeiteten Bodenfläche in direktem Verhältnis zu der Quantität des Düngers zu stehen, den eine gegebene Anzahl von Menschen produziert. Wird diese durch Krankheit oder Krieg vermindert, so vermindert sich die Düngerproduktion und damit die bebaubare Ackerfläche. Stirbt die Hälfte der Bevölkerung, so bleibt die Hälfte des Bodens unbebaut. Dieser Schluß wird bestärkt, wenn man die nördlichen Provinzen mit den südlichen vergleicht. Es ergibt sich der allgemeine Eindruck — obwohl der Beweis in Zahlen nicht zu liefern ist —, daß dort auf den Kopf der Bevölkerung eine größere produzierende Ackerfläche kommt. Dort hat man in Pferden und Maultieren noch eine zweite Düngerquelle, die gierig ausgebeutet wird; was Rindvieh betrifft, so ist allerdings der Bestand an Büffeln in diesen mittleren Provinzen dem an Hausochsen in den nördlichen ungefähr gleich. In denselben Umständen dürfte die Ursache zu suchen sein, weshalb die Einwohnerzahl eben zur Bebauung des ebenen Landes und der terrassierten Schluchten hinreicht, d. h. in den vollbevölkerten Gegenden, und nur im äußersten Notfall der Anbau der Hügel versucht wird.

Die Tierwelt ist in den Gebirgen am Tsiën tang nicht überreich. Hochwild ist fast gar nicht zu sehen, und die Jagd beschränkt sich auf Vögel, doch sind Fasanen in diesem Gebirge weit weniger häufig als weiter nördlich. Auf dem Wasser gibt es in den unteren Teilen viele Arten von Enten, aber oberhalb Yen tschóu fu sahen wir stets nur die Mandarin-Ente, die größte Zierde der hiesigen Vogelwelt. An wilden Vögeln aller Art ist das Land sehr reich. Robert Swinhoe hat während seiner Residenz in Ningpo hier manche seiner größten Schätze gesammelt, unter anderm auch Fasanenarten entdeckt, welche voll-

ständig neu waren. Ich selbst brachte eine Sammlung von vorzüglichen Vogelbälgen, darunter manche von größeren Arten mit. Der eigentliche Vogel der Gegend aber ist der Cormoran. Man sieht ihn in großen Scharen am Fluß und hat oft Gelegenheit, die Klugheit dieser Tiere zu bewundern. Die Art der Fischerei, welche die Chinesen anwenden, jenes planmäßige Hinabfahren der Flüsse und Abjagen größerer Wasserstrecken ist dem natürlichen Instinkt der Vögel eigentümlich und wohl ihren eignen Sitten abgelauscht. Ich sah sie oft in großen Herden den Fluß in seiner ganzen Breite in einer Linie ausfüllen, ganz systematisch stromauf vorwärts schreitend, so daß sie wie auf gemeinsame Verabredung ihre Jagd in ausgiebigster Weise betrieben. Ich schoß mehrere und war erstaunt über ihre Gefräßigkeit, die sich aus dem Inhalt ihres Kropfes ergibt. Einer derselben spie, als er angeschossen war, 14 Fische aus. Dies war stets ein besonderer Triumph für meine Bootsleute, da sie an dem einen geschossenen Vogel eine ganze Mahlzeit hatten. Zuerst bereiteten sie die ihm abgenommenen Fische zu, und dann folgte der Vogel selbst als Braten! Die Jagd war an diesem Fluß von besonderem Wert für die Küche, da in dieser Gegend nur wenig zu bekommen ist. Es gab selbst in den Städten weder Rindfleisch noch Hammelfleisch, noch auch waren in dieser Jahreszeit Hühner und Eier zu haben, so daß ich mit Ausnahme der Jagd auf die mitgenommenen Provisionen angewiesen war. Selbst süße Kartoffeln, die sonst ein großes Labsal bilden, gab es hier nur wenig und an ihrer Stelle ein unvollkommenes, seifiges Surrogat.

China ist nicht übervölkert, wie viele wähnen; denn selbst der Anbau eines geringen Bruchteils der Bodenfläche reicht hin, die Bevölkerung ohne nennenswerte Importe zu ernähren und zu kleiden. Dies beruht zum Teil in den geringen Bedürfnissen des Volkes und in der sehr vollkommenen Ausnützung derjenigen Strecken, welche angebaut sind. Aber es würde in diesem von der Natur so reich gesegneten Land wahrscheinlich die gleiche Anzahl der bedürfnisreichen Europäer Platz finden; denn nicht nur könnten große, jetzt brach-

liegende Flächen angebaut werden, sondern der üppige Graswuchs der Hügel würde große Viehherden ernähren und die Düngekraft sowie die direkte Produktion von Nahrungsmitteln vermehren. Man würde Obst, Wein, Oliven usw. bauen, und eine nicht zu schätzende Anzahl von Menschen würde durch industriellen Betrieb in der Ausbeutung der Steinkohlen Beschäftigung und Erwerb finden.

Ich zog nun mit meinem Gepäck nach Hang tschóu. Man hat von einem in die Stadtmauern miteingeschlossenen Kalksteinhügel, der mit einer Pagode und mehreren Tempeln gekrönt ist, eine überraschende Aussicht. Endlos breitet sich das Häusermeer von Hangtschóu aus, einer Stadt, welche mit ihren Vorstädten und den damit zusammenhängenden Dörfern Berlin an Ausdehnung gleichkommen dürfte und vor ihrer Zerstörung gegen zwei Millionen Einwohner gehabt haben, jetzt aber auf nicht viel über den zehnten Teil dieser Zahl reduziert sein soll. Der Anblick der weißen Häuser mit ihren blaugrauen Ziegeldächern und schwarzen Berandung darunter ist freundlich. Innerhalb der Stadt, aber von einer besonderen Mauer umschlossen, liegt die sogenannte Tartarenstadt, d. h. die Stadt der Mandschu-Garnison. Sie ist gänzlich zerstört. Es ist hier auch ein alter Kaiserpalast, er steht innerhalb der Stadt an der westlichen Mauer. Außerhalb derselben aber, sich dicht an die Stadt anlehnend, dehnt sich der Sihu-See aus, umgeben von Hügelland, das die Aussicht im Westen schließt. Einige Straßen der Stadt sind wiederhergestellt, und in ihnen konzentriert sich der Handel. Wie immer, bestehen sie aus nichts als Kaufläden, die nach der Straße geöffnet sind und ihren bunten Flitter von seidenen Kleidern, Atlasschuhen, Regenschirmen, Seidenstickereien, künstlichen Blumen, Toilettegegenständen, Hüten, Stahlwaren und hundert anderen Dingen zur Schau tragen.

Hier und da verbirgt sich zwischen dem farbigen Kram die solide Würde einer Apotheke, kenntlich an Reihen von Urnen aus Zinn und Porzellan, mit Aufschrift ihres mysteriösen Inhalts. Ich trat in ein großes Etablissement und kaufte fossile Zähne und Muscheln (Brachiopoden), welche als Heimittel dienen. Die Päckchen werden

mit großer Zierlichkeit gebunden, gerade wie in europäischen Apotheken. Die Preise sind genau bestimmt und in allen Apotheken gleich, und mit stolzem Spott weist der Besitzer des auf Solidität gegründeten Geschäfts die Insinuation zurück, als sei es möglich, daß er einen zu hohen Preis verlange. Dies habe ich bei dem Apothekergeschäft im ganzen Lande allenthalben wiederholt gefunden. Mit ernster Miene bereitet der Kommis die auf dem Rezept vorgeschriebene Medizin, jedes der meist sehr zahlreichen Ingredienzien sorgfältig abwägend und berechnend. Staunend betrachtet man die wunderbare Zusammenstellung. Getrocknete Tausendfüße, Skorpionenschwänze, gepulverte Tigerklauen, versteinerte Tierknochen werden in höchst wissenschaftlicher Weise zusammengemengt, ganz wie bei den Quacksalbern des Mittelalters. Tigerklauen geben Kraft, getrocknetes Tigerherz gibt Mut: das liegt so nah, daß es jedes Kind begreifen kann; und auf ähnlichen Grundsätzen beruht die halbe Pharmakopöe.

Das nächste Geschäft ist ein Stahlwarenlager. Die Fabrikation von Schneiderwerkzeugen, insbesondere Scheren, ist ein berühmter Industriezweig von Hang tschóu. Die Messer sind roh, und die Scheren ungeschickte Instrumente mit großen Ringen, in die man die ganze Hand stecken kann. Dennoch kann Solingen mit Hang tschóu nicht konkurrieren. Der Chinese erkennt gerne an, daß unser Taschenmesser besser ist als seines, er nimmt es auch mit besonderem Vergnügen als Geschenk an; aber so lange eines, welches zwei Groschen kostet, zum Schneiden geeignet ist, denkt er nicht daran, fünf Groschen oder noch mehr für ein anderes zu geben, das den Dienst freilich zehnmal so gut verrichtet und viel länger benutzt werden kann. Welche Errungenschaft wäre es für eine europäische Fabrik, die Rasiermesser für ein Land zu liefern, wo mehr als hundert Millionen Köpfe wenigstens einmal in der Woche rasiert werden. Aber nicht nur sind die europäischen Instrumente viel zu kostbar, da man ein gutes einheimisches für 200 tsiën oder 7 Groschen kauft, sondern es gilt auch als unbrauchbar. Der Chinese liebt nicht den harten spröden Stahl unserer Instrumente, und um seinen eigenen anzufertigen, vermischt er den englischen Stahl mit Eisen. — So zieht

man auf der Straße gern von Laden zu Laden, betrachtet das Eigentümliche des Landes und stellt Vergleiche mit den Erzeugnissen der eigenen Heimat an.

Als ich ein Boot nach Schanghai mieten wollte, fand ich alle Bootsleute scheu vor Europäern, da häufig Fälle schlechter Behandlung vorgekommen sein sollen. Überall, bei kleinen und großen Booten, erhielt ich die Nachricht, sie seien bestellt. Bei einem großen Boot lag die Unwahrheit klar auf der Hand, wiewohl der Mann, den ich dafür belangen wollte, ohne Schwierigkeit einen kleinen Mandarin beibrachte, der behauptete, er habe das Boot gemietet. Ich versuchte den Weg durch die Missionen, die mir im vorigen Jahr so gut ausgeholfen hatten, aber sie konnten auch nichts ausrichten. Ich schickte daher Splingaert endlich zum höchsten Mandarin, um jenes selbe Boot zu requirieren. Es gelang: der Mandarin gab einen sehr ordentlichen Jungen mit, der auf schlauem Wege das lügenhafte Einvernehmen zwischen dem Bootsmann und dem kleinen Mandarin darlegte und das Boot für mich bei dem betreffenden Hong engagierte.

An allen größeren Stationen, sei es bei dem Verkehr zu Wasser oder zu Lande, ist die Konzession für Personen- und Frachten-Verkehr bestimmten Firmen, hier „hang" genannt (die Engländer haben die Schreibart hong eingeführt), erteilt, welche dafür dem Mandarin des Ortes eine oft ziemlich beträchtliche Abgabe zahlen. Um Hangtschóu als Beispiel zu wählen, so stellen sich hier die ankommenden Boote diesen Agenten zur Disposition. So lange sie dort liegen, bekommen sie von den letzteren Vorschüsse zur Bestreitung aller ihrer Ausgaben und werden dadurch mehr und mehr von dem Hong abhängig. Will man ein Boot mieten, so wendet man sich an den Konzessionär und macht mit diesem den Preis ab. Hat er es mit einem alten Kunden zu tun, oder ist gerade die Nachfrage gering, so begnügt er sich mit einer unbedeutenden Kommission; glaubt er aber dem Fremden einen besseren Gewinn abknöpfen zu können, so ist keine Summe zu groß für ihn, um sie nicht zu fordern. Zuweilen hat eine Firma das Monopol, dann ist man ganz in ihrer Hand; aber auch

wenn verschiedene vorhanden sind, herrscht vollkommene Solidarität. Es kommt vor, daß man, um nur fortzukommen, dem Hong den drei- und vierfachen Betrag der Summe zahlt, welche er dem Besitzer des Boots gibt. Dieser sieht den Vorteil des anderen ungern, aber er schweigt still dazu; denn erstens würde er es ganz ebenso machen, wenn er an dessen Stelle wäre, und zweitens hängt von ihm sein weiteres Geschäft ab. Es kommt vor, daß man mit den Bootsleuten selbst einen billigen Kontrakt machen kann, besonders dann, wenn sie aus einer anderen Gegend sind und ihnen an den anwesenden Hongs nichts gelegen ist. Aber gewöhnlich sind sie so abhängig, daß sie selbst einen guten Gewinn nicht als Ersatz für den Verlust der Gunst des Hong ansehen, da dann sämtliche Konzessionäre den Betreffenden bei seiner Rückkehr ignorieren und seinen Ruin herbeiführen würden.

Obwohl nun die Einrichtung als eins der Mittel erscheinen könnte, welche die Chinesen zu dem alleinigen Zweck der Gelderpressung anwenden, ist sie doch im Grunde genommen ein vorzügliches Mittel zur Ordnung und Sicherheit. Wo die Kommunikationsmittel noch so unvollkommen sind wie in China, ist natürlich ein großes Risiko damit verbunden, seine Person und sein Eigentum ganz unbekannten Leuten anzuvertrauen. Man nimmt nicht selten ein Boot für eine Reise von Wochen und selbst Monaten. Hat man es da mit schlechten Leuten zu tun, so bieten sich diesen leicht Wege zur Veruntreuung und zum Verbrechen, besonders auf dem Wasser, wo ein Überfall durch wirkliche Räuber vorgeschützt oder durch angebliche Räuber absichtlich herbeigeführt werden kann. Der Hong übernimmt alle Verantwortung und gibt dem Reisenden oder Frachtversender einen geschriebenen Kontrakt in die Hand, welcher als Ausweis dient. Es ist ein gedrucktes Formular, dessen einzelne Stipulationen wohl besprochen, dann teils gestrichen, teils um andere vermehrt werden. Unterschrift und Siegel des Hong geben vollständige Garantie. Vor dem Abschluß des Vertrages gibt es gewöhnlich lange Verhandlungen, bei denen man sich vor Übervorteilung wohl zu hüten hat. Ist aber erst einmal alles

schriftlich abgemacht, so hat man auch vollständige Garantie, daß die Bestimmungen gehalten werden.

Schanghai, 19. November. Aus einem Brief an die Eltern.

Ich schicke mit diesem Brief über Amerika ein Paket Pflanzensamen, ungefähr 55 Arten, die ich auf meiner letzten Reise gesammelt habe. Ich hatte endlich einmal das Glück, in einer Jahreszeit zu reisen, in der es reife Samen gibt; aber damit war wieder der große Übelstand verbunden, daß ich die Pflanzen nicht blühend sehen konnte. Es wird daher — hoffentlich neben einigem Guten — vieles Schlechte darunter sein. Ich war in dem blumenreichsten Teil von China, wo die Azaleen, Rhododendren, Weigelien, Kamelien usw. wachsen, und wo gewiß noch viel für unsre Gärten zu holen ist. Es gibt besonders viele Sträucher und Schlingpflanzen mit schönen lederartigen Blättern; sie werden Zierden für die Kalthäuser sein, auch wenn die Blüten nicht viel wert sind. Die Samen sind fast sämtlich aus den Distrikten des grünen Tees, wo die drei Provinzen Tschekiang, Nganhwéi und Kiangsi aneinander grenzen. Das Klima ist im Sommer feucht und warm, im Winter gibt es Eis und Schnee für kurze Zeit. Die Pflanzen von Hangtschóu werden etwas weichlicher sein, da es dort im Winter nicht ganz so kalt ist.

Der Boden, auf dem sie wachsen, ist bei sämtlichen Pflanzen ein sandiger, wenig fruchtbarer Gebirgsboden; manche wachsen auf dürrem Sandstein, der aber viel tonige Bestandteile enthält; garkeine in fettem Humus. Den besten Boden unter allen Pflanzen verlangen die Gräser, die breitblättrig sind und dichte, bis 3 m hohe Büsche bilden. Auch Stillingia sebifera*) verträgt einen humusreichen Boden. Dies ist ein schöner Baum (ich glaube eine Euphorbiacee) mit massiver Krone. Er wird sehr viel angepflanzt, da die Chinesen aus der weißen Substanz, die den Samen umhüllt, einen Talg machen, den sie zu Lichtern verarbeiten, und aus dem Kern ein Öl pressen. Die Trauercypresse ist ein herrlicher Baum, der schönste für Grabstätten, und wohl wert,

---

*) s. o. S. 291.

bei uns eingeführt zu werden, wenn er es nicht schon ist. Ich habe leider noch manches Schöne ungesammelt lassen müssen, da die Jahreszeit noch um einige Tage zu früh war. Bei einigen Samen machten die Maden sofort Attaque, so daß ich dann das meiste wegwerfen mußte. Sämtliche Samen habe ich im Schatten getrocknet, nachdem ich fleischige Hülsen usw. entfernt hatte. Ich zog es vor, die Samen über Amerika statt über Suez zu schicken, da sie wohl die Kälte besser als die Hitze vertragen werden; sie kommen noch eben vor der großen Kälte über das Felsengebirge. Es wird stets darüber geklagt, daß von chinesischen Samen nur wenige in Europa aufgehen. Der Grund soll besonders in ihrer Zerstörung durch Insekten liegen. Ich habe deshalb zu jedem Samen etwas Insektenpulver getan, das seine Wirksamkeit in verschlossenem Raum lange Zeit bewahrt. Für wasserdichten Verschluß habe ich auch gesorgt, und so hoffe ich denn, daß die Sämereien wohlbehalten ankommen und gedeihen werden.

Wo mehrere Samen gleich aussehen, z. B. bei drei Ericaceen, sind sie doch von ganz verschiedenen Pflanzen. Eine der besten Arten von Samen habe ich leider zurückbehalten müssen. Ihr werdet zwei oder drei eckige Nüsse lose in dem Kästchen finden. Ich habe davon eine große Menge gesammelt, aber sie erweisen sich nun alle als nicht völlig reif, da der Kern zusammengeschrumpft ist. Der Baum, von dem diese Nuß kommt, hat schönes Laub und große weiße Blüten. Er wird in den Gebirgen an der Wasserscheide östlich vom Poyang-See an Berggehängen angebaut, da aus der Nuß ein sehr geschätztes Öl gepreßt wird. Der Baum findet sich dort in großer Menge, aber ich habe ihn sonst nirgends gesehen, und chinesische Ölhändler im angrenzenden Flachland kannten weder die Nuß noch das Öl. Ich vermute, daß der Baum, der nicht höher als 3 ½ m wird, bei uns noch nicht bekannt ist. Er blüht im Herbst, und die Früchte brauchen ein ganzes Jahr zur Reife; daher war er jetzt mit Blüten und reifen Früchten bedeckt.*)

---

*) s. o. S. 320.

Wenn man Länder durchstreift, wie ich es jetzt tue, so kann man sich nicht sehr erfolgreich mit dem Sammeln von Sämereien beschäftigen. Zur Zeit der Blüte war ich im Norden. Ich sah da, besonders an der Grenze von Korea, viele schöne Zierpflanzen, die ich am liebsten gleich so, wie sie waren, nach der Heimat geschickt hätte. Sie waren gewiß großenteils neu, denn es ist dort noch kein Botaniker gereist; aber die Samen konnte ich nicht sammeln. Nun komme ich nach den blütenreichen Teedistrikten und finde allerlei Samen, aber ich kenne die Blüten nicht. Ich war sehr begierig, die nördlichen Feldfrüchte zu schicken, aber ich kam etwas zu früh für die Ernte. Ich möchte gern versuchen, dies nachzuholen, denn die nördlichen Pflanzen würden bei uns im Freien wachsen.

Die letzte Reise war leicht und angenehm. Das Land, das ich durchstreifte, ist wahrscheinlich das anmutigste von China. Den blütenreichen Teppich, der es im Sommer bedeckt, mußte ich jetzt allerdings durch die Phantasie ersetzen; aber auch ohne ihn war manche Gegend der schönste Park. Auch geologische und geographische Interessen fanden ihre volle Befriedigung.

In den Hafenstädten könnte ich ein wahres Schlaraffenleben führen, wenn ich es wünschte und nicht wegen Überlastung mit Arbeiten meinen Bekanntenkreis auf ein Minimum einzuschränken suchen müßte. Auch nimmt man viel Interesse an meinen Reisen. Es scheinen sich mir infolgedessen jetzt die Mittel bieten zu wollen, um nicht nur meine Aufgabe in China vollständiger zu lösen, sondern auch die Bedingungen zu meiner Rückkehr zu schaffen. Schon habe ich das Reisegeld nach Europa deponiert, um es im richtigen Augenblick zu haben. Der letzte Ausflug hat es mir eingebracht. Es fehlt mir noch das Nötige, um bei meiner Rückkehr eine befriedigende Stellung einzunehmen, die mich nicht unmittelbar als Supplikant und Stellensucher erscheinen ließe, sondern mir gestatten würde, einige Zeit selbständig zu leben. Mehr kann ich durch einen kurzen Aufenthalt nicht zu erreichen hoffen, und ich könnte mit solchen Resultaten auch wohl zufrieden sein. Denn dies sind ja doch nur begleitende Nebenerfolge:

die Hauptsache bleibt das Beobachtungsmaterial, das ich aufsammle, und ich hoffe, daß dies nicht unbedeutend sein wird.

Ich habe jetzt den Plan für eine größere Reise gefaßt, die, wenn ich sie ausführen kann, mich durch die südlichen und westlichen Provinzen von China bis an die Grenzen von Tibet führen würde. Ich hatte bei den Reisen südlich vom Yangtszĕ die allgemeine Anordnung der Gebirge dieses Teils von China kennen gelernt und ersah klar, daß, um das Bild zu vervollständigen, eine von SO nach NW gerichtete Reise notwendig sei. Der Geolog muß stets darauf sehen, nicht den Gebirgszügen parallel zu reisen, sondern quer über sie hinwegzusetzen oder sie in steilen Durchbruchsschluchten zu durchschneiden, um den Bau des Innern der Gebirge und die Anordnung der Gesteine zu beobachten.

Die Durchquerung Chinas von Süd nach Nord. Canton — Peking.

1. Januar bis 30. Mai 1870.

Erster Abschnitt: Von Canton nach Hankóu.

1. Januar bis 26. Februar.

Canton, 26. Dezember. Aus einem Brief.

In Hongkong besorgte ich meine Reiseeinkäufe: Provisionen aller Art, die wunderbarsten und unmöglichsten Dinge. Alles kann man hier für Geld bekommen, manches so billig wie in Europa. Nur eins ist für keine Summe zu kaufen, nämlich wissenschaftliche Instrumente; man kann jeden Luxus befriedigen, aber nicht ein einziges brauchbares Thermometer bekommen. Die Handelskammer in Hongkong bezeugte mir durch einen Brief ihres Präsidenten ihr Interesse an meinen Reisen und ersuchte mich, einen Begleiter für kommerzielle Nachforschungen mitzunehmen in der Person eines Engländers, der sich seit längerer Zeit für die Idee, mich zu begleiten, enthusiasmiert und allerlei Vorstudien dazu gemacht hat. Ich fand in ihm einen liebenswürdigen, energischen, aber etwas sanguinischen Charakter. Es beugte ihn tief, als ich nach einer Verständigung mit ihm den Antrag der Handelskammer bestimmt ablehnte. Splingaert bleibt mein einziger Begleiter, und einen besseren werde ich wohl niemals haben. Er ist ein Muster in jeder Beziehung, mit Ausnahme einer einzigen: sein gänzlicher Mangel an geographischen Begriffen ringt mir manchen Seufzer ab, wenn ich die allerwichtigsten Erkundigungen einzuziehen suche. Wenn ich meine Reisen mit Erfolg beendigen sollte, so gebührt ihm ein großer Anteil daran. Ich freue mich, daß das Reisen mit mir für ihn von Nutzen ist. Er wird für viele Zwecke, besonders für kaufmännische Operationen im Innern von China, der brauchbarste

Mann werden und eine remunerative Verwendung finden, sobald er meinen Dienst verläßt. Es ist gewiß viel, wenn zwischen zwei so eng zusammen Reisenden immer und in jeder Lage das richtige Verhältnis gewahrt bleibt und niemals ein heftiges Wort von einer oder der andern Seite fällt. Nur nachdem er zehnmal die Himmelsrichtungen verwechselt hat, kann ich mich zuweilen einer kleinen heftigen Äußerung nicht erwehren.

Am 24. fuhr ich von Hongkong nach Canton. Morgen oder übermorgen will ich von hier aufbrechen, um stromaufwärts durch die Provinzen Kwangtung und Kwangsi nach Yünnan zu gehen — wenn es möglich ist. In der oberen Strecke muß ich Vorsicht anwenden. Eigentliche Gefahren existieren dort, wo eine Gegend wirklich in Rebellion ist. Dies ist der Fall im westlichen Yünnan. Sollte sich die Rebellion bis in die Gegend ausgedehnt haben, die ich besuchen will, so gehe ich zurück nach Canton und ändere meinen Plan. Denn bei so großen Aufgaben, wie ich sie vorhabe, kommt es nicht darauf an, obstinat auf der Ausführung eines vorher ausgedachten Planes zu bestehen, sondern möglichst viele wichtige Gebiete zu bereisen. Komme ich nicht nach Yünnan, so gehe ich nach Hunan und verliere nichts. Die westliche Gegend ist noch gänzlich unbekannt. Kwangsi ist auch die einzige Provinz, in der es so gut wie garkeine katholischen Missionen gibt. An Bequemlichkeit lasse ich mir auch diesmal nach meinem Prinzip möglichst wenig abgehen: ich habe einen Berg von Provisionen für die sechswöchentliche Wasserfahrt bis Si lin am obersten Yü kiang in Kwangsi. Von dort muß ich mich allerdings mit wenigem begnügen.

In Canton haben sich die Dinge seit meinem vorigen Besuch sehr verändert. Die Fremden sind vollständig eingebürgert, haben große Häuser gebaut und Gärten angelegt. Aber die Hauptänderung wird eine Kathedrale sein, die der Bischof Msgr. Guillemin baut, ein strenger und doch milder ehrwürdiger Kirchenfürst, dem ich gestern meinen Besuch machte. Es wird ein Dom im reinsten gotischen Stil, 300 Fuß lang, 68 Fuß hoch bis unter das Dach, mit zwei

Türmen, ganz und gar aus Granit gebaut, und wird in dieser Beziehung vielleicht einzig in seiner Art dastehen. Der Baugrund ist ein großer Platz mitten in der Stadt, der früher vom Palast des Vizekönigs eingenommen, aber nach dem Kriege von den Franzosen requiriert wurde. Der Dom wird die ganze Stadt weitaus überragen. Das ist das Große bei den katholischen Missionaren in China, daß sie neben ihrem Eifer und ihrer Opferwilligkeit auch Weltklugheit besitzen. Dies sichert ihnen einen so großen Erfolg.

Ich will nun nur noch einen Stock-Cantonesen zu bekommen suchen, den ich bis Si lin mitnehmen und von dort mit Briefen usw. zurückschicken will. Die Erlangung guter Diener ist von allergrößter Wichtigkeit. Ein ehrlicher Boy, wie mein früherer war, ist überhaupt fast garnicht zu finden. Und im Süden, wo wir die Sprache nicht verstehen, kann er mit den Eingeborenen gemeinsame Sache machen. Es sind schon traurige Erfahrungen vorgekommen.

1. Januar 1870. Ab Canton.

Mein Boot war schon seit einigen Tagen für mich bereit. Das Schiff ist ein sogenanntes Ho tau-Boot, wie es die Mandarinen zu Ausfahrten benutzen. Es ist ungefähr 20 m lang und 5 m breit. Auf dem glatten Deck ist ein Oberbau mit mehreren Zimmerabteilungen. Die vorderste, 4 ½ m lang, ist für die Boys und die ersten Bootsleute; dann kommt mein Wohnzimmer, 4 ½ m lang, 5 m breit und hoch genug, um frei zu stehen; dann das Schlafzimmer mit zwei Schlafstellen, die an Länge für mich etwas zu wünschen übrig lassen; daran schließt sich ein gedeckter Raum für den Joss*) und die Küche. Das Ameublement, aus einem runden Tisch und einigen Stühlen bestehend, vermehrte ich durch einen großen viereckigen Arbeitstisch und einen bequemen Ratanstuhl. Öllampe, Schraubenhaken und andere Requisiten, die den Komfort vermehren, brachte ich von meinen früheren Bootseinrichtungen mit. Hat man einmal einige Routine erlangt, so kann man jedes Boot mit wenig Mitteln sehr bequem und wohnlich machen.

---

*) Platz für die religiösen Verrichtungen der Bootsleute, vgl. S. 59 und 327.

Mein Reisebegleiter ist wieder der treubewährte Paul Splingaert. Außerdem habe ich mir zwei Boys zugelegt, die Canton-Chinesisch, den Mandarin-Dialekt und Englisch sprechen, eine nicht häufige Vereinigung von Kenntnissen. Mein früherer Diener Afong sagte seinen Dienst auf, kurz ehe ich Schanghai verließ. Er war ein ganzes Jahr mit mir gereist und hatte sich gut bewährt, vor allem war er grundehrlich. Man hatte ihn aber furchtsam gemacht, nach Kwangsi und Yünnan zu reisen. Ich mietete dann am Tage vor meiner Abreise von Schanghai einen katholischen Chinesen, der vier Jahre in Paris gewesen war, gut Französisch sprach, als Gesandtschaftskoch in Peking gedient hatte, gut lesen und schreiben konnte und überhaupt zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Als er dann mit mir an Bord des Hongkong-Dampfers war und ich ihn das erste Mal arbeiten sah, entließ ich ihn unverzüglich, da seine Langsamkeit und Unbehilflichkeit mir ein Gegenstand ununterbrochenen Ärgers gewesen wäre.

So kam ich nach Hongkong ohne Boy und war etwas bedenklich, denn die Anschaffung eines guten Boy ist vielleicht die wichtigste aller Reisevorbereitungen. Von ihr hängt die Bequemlichkeit, die Laune, zum Teil die Sicherheit und durch all dies ein großer Teil des Erfolges ab. Ein den Mandarin-Dialekt sprechender Boy ist in Canton beinahe etwas Unerhörtes. Das einzige Exemplar, das ich zu sehen bekam, verlangte 100 Taëls pro Monat und einen Jungen zu seiner Bedienung, erklärte aber, keine Arbeit tun zu können. Ich war daher sehr glücklich, als ich einen kleinen gewandten Burschen von 16 Jahren fand, der mich auf dem Dampfer „Manchu“ bedient hatte, als ich nach Tiëntsin fuhr. Er erkannte mich gleich wieder und erklärte, mit mir gehen zu wollen, wohin es auch immer sei. Er ist intelligent und schnell, und ich erwarte von ihm gute Dienste. Für meine anfangs beabsichtigte Reise nach Kwangsi und Yünnan brauchte ich noch einen zweiten Boy, um ihn nötigenfalls mit Briefen und Steinkisten zurückschicken zu können. Ich erhielt einen durch Vermittelung von Mr. Rubery vom Customhouse. Als ich dann meinen Reiseplan änderte, behielt ich ihn doch, da er mir immerhin gute Dienste leisten kann. Er

ist im feineren Hausdienst gewandt und kann lesen und schreiben. Ich kann nun einen mit dem Gepäck vorausschicken und eigene Wege einschlagen. Auch hatte ich oft die Unannehmlichkeit, wegen irgend einer Kleinigkeit selbst zum Mandarin gehen zu müssen, was in volkreichen Städten, in denen noch kein Fremder gewesen ist und die sonst kein Interesse bieten, wenig erbaulich ist. Dem werde ich nun einigermaßen entgehen können.

Das Boot mietete ich bis Lo tschang hsiën für 45 Dollars. Die Jungen bekommen etwa 10 Dollars pro Monat. Besondere Sorgfalt und Kosten verwandte ich auf die Verproviantierung, da sie für die Yünnan-Reise berechnet war. Nun da ich den Reiseplan geändert habe, sind die Vorräte größer, als ich sie brauche. Waffen und Schießbedarf sind in großer Vollständigkeit vorhanden, ebenso Geschenke für die Eingeborenen, bestehend aus Metallknöpfen, Messern, bunten Tüchern, Nadeln usw. Nur an Instrumenten leide ich Mangel; in Hongkong war ja nicht einmal ein brauchbares Thermometer zu bekommen. Meine Hämmer sind abgenutzt und hier gar nicht zu ersetzen. Für Reisekoffer ist Canton ein ausgezeichneter Platz: es gibt für Reisen in China nichts Besseres als die Lederkasten, die man hier billig kauft.

Der Reiseplan, mit dem ich Schanghai verließ, war, den Si kiang hinauf zu reisen nach Kwangsi, dann auf dem südlicheren der beiden Ströme nach Nan ning fu, Pe se ting und Yünnan fu und von dort nach Sz' tschwan, wo ich zwei bis drei Monate herumzureisen gedachte. Dann wollte ich nach Schanghai zurückkehren und die zweite Hälfte des Jahres auf die nördlichen Provinzen Hŏnan, Schansi und Tschili verwenden. Hunan blieb bei diesem Plan ganz ausgeschlossen. Informationen über die Reise zu bekommen, fand ich in Schanghai fast unmöglich. Nur Père Gennevoise, der einzige Europäer, der jemals den Si kiang vom westlichen Kwangsi abwärts befahren hat, gab mir Auskunft über die Wasserfahrt von Pe se abwärts. In Hongkong ging es mir nicht besser: dort war absolut nichts zu erfahren. Die Europäer leben dort in der merkwürdigsten Indifferenz, was die Kunde des Landes

betrifft. Eine Fahrt nach Wu tschóu ist das Höchste, wozu sich einzelne aufgeschwungen haben, und sie gilt als ein großes Unternehmen. In Canton endlich gelang es mir, von Yünnan-Chinesen einige Nachrichten zu erhalten. Die letzten Handelsreisen von dort nach Canton wurden vor einem Jahre gemacht. Ich erhielt das folgende Verzeichnis von Entfernungen in Reisetagen:

Canton nach Wu tschóu zu Wasser	8	Tage
Wu tschóu fu nach Nan ning zu Wasser . . .	22	„
Nan ning nach Pe se ting zu Wasser	15	„
Pe se nach Möng tszĕ hsiën zu Pferde	8	„
Möng tszĕ nach Yünnan fu zu Pferde	12	„
Yünnan fu nach Sui fu zu Pferde	25	„
Summa	90	Tage

Dies bewog mich, vor drei Tagen meinen Reiseplan vollständig umzuändern. Ich hatte früher darauf gerechnet, Mitte Dezember von Canton aufzubrechen und Ende Februar Sui fu zu erreichen. Jetzt sah ich, daß ich mit Einrechnung von 30 Tagen Aufenthalt unterwegs erst Ende April dort eintreffen würde. Ich würde in Sz' tschwan in der Regenzeit sein, während dieser in Schanghai ankommen und die heißesten Monate des Jahres (August-September) in Peking verbringen. Dazu kommt, daß ich jetzt als Reisender in öffentlichem Auftrag und für das öffentliche Wohl*) auf den praktischen Wert meiner Resultate sehen muß. Auf der Strecke bis Sui fu sind deren nicht viele zu erwarten, da die Unruhen mich zwingen, einen bestimmten Reiseweg inne zu halten. In den vier Monaten kann ich auf anderen Wegen ungleich Wichtigeres sehen. Ferner machen die Rebellionen und sonstigen Unruhen in den westlichen Provinzen überhaupt jeden Erfolg zweifelhaft, und ich muß gewärtigen, von Pe se umkehren zu

*) Richthofen hatte für weitere Reisen (vgl. auch S. 340) eine Unterstützung seitens der Handelskammer (Chamber of Commerce) in Schanghai erhalten, gegen die Verpflichtung, die Ergebnisse dorthin zu berichten. Die Frucht dieser Beziehung waren seine sieben „Letters on China“, die 1870—72 geschrieben und in Schanghai gedruckt wurden, ein für die geographische Kenntnis von China grundlegendes Werk.

müssen. Es ist weniger unangenehm, den ganzen Reiseplan aufzugeben, als es ärgerlich sein würde, nach drei Monaten unverrichteter Sache wieder in Canton einzurücken.

Mein jetziger Plan ist, über den kleinen Méi ling nach Hunan zu gehen, dort einige Kohlenfelder zu besuchen, dann den Siang kiang hinabzufahren und über Scha schi nach dem Han kiang, dann nach Si ngan fu, Schansi und Peking zu gehen. Ich werde hierbei dem 112. Meridian (von Greenwich) für ungefähr 17 Breitengrade nahezu folgen. Hunan, der Han-Fluß, Si ngan fu und vor allem Schansi sind dabei wichtige Objekte. Ich habe Aussicht auf ziemlich günstige Jahreszeit bis Peking, kann mich dort in den besten Monaten aufhalten und hoffe dann eine große Rundreise durch das Ordos-Gebiet, Kansu, Sz' tschwan, Yünnan und Kwangsi zu machen, bei der ich dann durch den Wechsel der Jahreszeiten wenig gebunden sein würde. Die Ausführung des Ganzen wäre eine bedeutende Leistung. Vielleicht hat der Aufbruch am Tage des neuen Jahres eine günstige Vorbedeutung!

Bei der heutigen Fahrt war nicht viel zu beobachten. Sie führte erst durch die Vorstadt Fa ti (Hwa ti im Mandarin-Dialekt), deren äußere Erscheinung mehr den Eindruck des Sitzes eines umfangreichen Kleinhandels und Schiffahrtsverkehrs als eines „Blumenlandes" *) gibt. Dann ging es durch enge Kanäle zwischen üppigen Feldern in mehrfachen Windungen bis Fa tschan, einer sehr großen, durch Tausende von Fahrzeugen belebten Stadt. Besonders fällt hier die große Anzahl von Luxus- und Vergnügungsbooten auf. Der Ort soll 1854 von den Taiping-Rebellen zerstört worden sein, scheint sich aber davon erholt zu haben.

2. Januar. Die Landschaft bietet auch weiterhin wenig Bemerkenswertes. Hier und da sieht man ein großes oder kleines Dorf mit schönen hohen Bäumen, auch wohl einen Tempel am Ufer des Flusses. Das Tal besteht zu beiden Seiten aus Alluvialboden, doch beginnen im

*) Übersetzung von Hwa ti.

Süden einige niedere Hügel in geringer Entfernung. Leider war die Aussicht ganz verhüllt.

Die Stadt San schui hsiën liegt landeinwärts; am Wasser ist nur ein Zollhaus, das mit Hilfe der Flagge ohne Aufenthalt passiert wurde. Mein Lauda hatte darauf gerechnet. Ich hatte gestern zu meinem Erstaunen 40 Pikul*) Salz im Boot verstaut gefunden und konnte nur mit großer Energie verhindern, daß der Betrag nicht unterwegs verdoppelt wurde. Das schon vorhandene konnte nicht gut entfernt werden; ich verhielt mich daher gegen die Schmuggelei neutral, um so mehr als ich schon vorher erfahren hatte, daß sie auf Booten nach Art des meinigen als ein herkömmliches Recht betrachtet wird.

3. Januar.

Bei San schui ist die scheinbare Vereinigung von Pe kiang und Si kiang. Mr. Sampson in Canton, der eine gute Kenntnis dieser Gegend hat, sagt, daß dies eine irrtümliche Meinung sei: beide seien unabhängige Flüsse, deren Betten sich bei San schui tangieren. Der Si kiang bleibe ein selbständiger Strom bis zu seiner Mündung, und nur der Pe kiang soll das ganze Delta bei Canton bilden. In dem)(, in dem sich beide Flüsse berühren, soll zwischen ihren Wassern eine Sandbank sein und der Si kiang zur Zeit des Hochwassers über diese hinweg in den Pe kiang fließen. Dem widerspricht, daß über San schui die gewöhnliche Wasserstraße nach Wu tschóu fu führt. Der Pe kiang kommt von NzO; zu seinen beiden Seiten ist Hügelland, zum Teil durch Alluvium vom Fluß getrennt.

4. Januar.

Nachmittags wurde die Aussicht klar, und ich sah viele ungeahnte Gebirge zu beiden Seiten. Der Fluß ist sehr belebt; man sieht, er ist eine große Verkehrsstraße: Boote aufwärts und abwärts, zahlreiche schwimmende Krambuden mit Delikatessen für die Schiffer; schwimmende Bettler, die ihren Beutel an einer Stange entgegenstrecken und ihres Cash immer gewiß zu sein scheinen. Räubereien sollen häufig sein, und die Schiffer sehen sich vor, nie in der Nacht zu fahren und stets bei Kanonenbooten zu ankern. Ich reise in Gesell-

*) Pikul (chines. tan), der chinesische Zentner, im Mittel = 60 kg.

schaft eines nach Nantschang gehenden Mandarins, der ein halbes Dutzend Kanonenboote mit sich führt. Mein Lauda hält sich sehr an die Gesellschaft, und der Mandarin scheint die deutsche Flagge als Begleitung nicht ungern zu sehen. Der Fluß hat ein oft fast 1 km breites Bett, darin sind Inseln und Sandbänke. Die Wassertiefe scheint selten über 7 bis 8 Fuß zu betragen. In den Regenzeiten dagegen muß der Strom sehr groß und zerstörend sein; an beiden Ufern sind Dämme aufgeworfen, die mit Bambus und hohen Bäumen bewachsen sind und eine angenehme Promenade gewähren. Doch sah ich konkave Krümmungen, wo der Strom alles Erdreich bis zum Damm fortgeführt und diesen schon teilweise zerstört hat. Stellenweise sind bedeutende Schutzwehren von Steinen errichtet. Angebaut werden Reis, Yams, Zuckerrohr, Maulbeerbäume, Baumwolle. Die Häuser bestehen aus Ziegeln und sehen im ganzen wohlhäbig aus. Die Bevölkerung ist besser gekleidet als in den flachen Teilen von Kiangnan. Bei den Häusern sieht man schöne Gemüsegärten. Bananen, Orangen und Litschi*), die gestern noch häufig zu sehen waren, sind heute verschwunden. Überraschend im Verhältnis zu den nordöstlichen Provinzen ist der Reichtum an Vögeln: ich sammelte in diesen drei Tagen 26 Bälge von 20 Arten. Besonders gibt es viele Singvögel; Raubvögel sind wenig zu sehen.

5. Januar. Die süße Kartoffel tritt weiter oberhalb an Stelle der Yams, besonders aber wird viel Zuckerrohr gepflanzt. Weizen ist, wenigstens dies Jahr, sehr kurz, steht aber in Blüte. Tsingyuënhsiën streckt sich lang am Ufer hin, aber nur die Vorstädte, die der Sitz des Handels sind; das hsiën selbst ist vom Wasser überhaupt nicht sichtbar. Die Bevölkerung benimmt sich bis jetzt überraschend gut. Die Leute sind viel weniger furchtsam als in andern Gegenden, scheinen aber prinzipiell die Fremden gut behandeln zu wollen. Nur selten habe ich ein Yangkwéitszĕ rufen hören, und es wurde von den Beistehern immer sofort unterdrückt.

---

*) Litschi sind die Früchte von Nephelium Litchi, einer Sapindaceen-Art.

6. Januar.

Der Gegenwind dauerte fort und blies uns heute heftig und kühl an. Das Fortkommen war sehr langsam: 10 Leute mühten sich von morgens 6 Uhr bis abends 6½ Uhr ab, um uns 2½ deutsche Meilen weiter zu bringen. Der Fluß ist voller Untiefen und Sandbänke, die häufige Umwege und Aufenthalt verursachen. Die Bootsleute tun dabei so viel, wie sie können, da sie für die ganze Tour gezahlt werden, und auch unser begleitender Mandarin kommt nicht schneller vorwärts. Wäre die Gegend geologisch interessant, so wäre die Langsamkeit angenehm, da ich dabei den ganzen Tag an Land sein kann; aber sie ist hier höchst einförmig. — Der Pa miau-Durchbruch des Pe kiang ist ein ähnliches Phänomen wie die Porphyr-Schlucht des Tsiën tang unterhalb Yen tschóu*): ein ebener Talweg, genau in seinem Kurs gelegen, steht dem Fluß offen; stattdessen durchbricht er in einer 8 km langen, knieförmigen steilen Schlucht ein 500 m hohes Bergmassiv. Das Wasser ist in diesem Engpaß ziemlich tief. Das Boot wird am rechten Ufer gezogen. Es ist ein breiter Pfad zu diesem Zweck in die Felsen eingehauen; sein Alter ist an den tiefen Furchen erkennbar, die von den Treckleinen in das Gestein, selbst in Stufen von hartem, quarzreichem Granit, eingeschnitten sind.

Sobald man die Schlucht verläßt, wird die Gegend offner. Rechts (östlich) begleiten Hügel von 50—100 m Höhe den Fluß. Links ist zunächst die Fortsetzung des Tales von Tsing yuën, dann folgen ebenfalls Hügel mit Verebenungen dazwischen. Die Hügel bestehen aus Granit, die Verebenungen sind sandiger Boden. Der Granit ist stark verwittert zu einem rötlichen laterit-artigen Boden. Die Hügel sind zum Teil mit kleinen Kiefern bepflanzt, die schon nach wenigen Jahren zu Brennholz verwendet werden. In den Schluchten herrscht üppige Vegetation, doch wird aller natürliche Pflanzenwuchs in dieser Jahreszeit abgeschnitten. Das lange Gras mit Kräutern usw. wird zu Bündeln zusammengebunden und den Fluß hinunter nach den großen Ziegeleien verführt. Die damit beladenen Boote gleichen schwimmen-

---

*) s. o. S. 328.

den Heuschobern. In den Ebenen sind Bambusgebüsche zerstreut. Unter den Bäumen nehmen Ficus-Arten den ersten Platz ein; man sieht hier und da Prachtexemplare davon.

7. Januar. Die Gegend ist sehr arm und produziert an Feldfrüchten kaum so viel, wie die Bewohner brauchen. Das Gras von den Hügeln, Brennholz, Holzkohle, Kalk, Bambus — dies scheinen die ärmlichen Exportartikel nach den Gegenden am untern Fluß zu sein. Das Land ist äußerst dünn bevölkert, aber die Gehöfte haben ein gutes Aussehen; die Häuser sind aus Ziegeln gebaut und gut in Ordnung gehalten. Die Gegend ist ganz mit Fußwegen durchzogen; und über jeden kleinen Graben führt eine zwar schmale, aber massive, mit Granitquadern belegte Bogenbrücke.

Das Kwan hwa*) ist hier allgemein verständlich, die meisten können darin wenigstens radebrechen; aber selbst wenn sie die Antwort auf eine Frage in ihrem eigenen Dialekt geben, ist sie verständlich. Hwang hu tang ist ein kleiner Platz von 100 Häusern am linken Ufer und scheint eine gewöhnliche Station zu sein. Es ist hier auch ein Yen kwan, ein Salz-Mandarin zur Beaufsichtigung des Salzhandels und seiner Abgaben. Die Häuser des kleinen Marktes sind aus Holz gebaut und stehen weit hinter den Bauerngehöften zurück.

8. Januar. Wieder betritt der Fluß eine felsige Enge, indem er eine bis 500 m hohe klippige Kette quer durchbricht. Schon unterhalb derselben, gegenüber von Hwang hu tang, mündet von Westen her ein größerer Fluß; eine Menge von Fahrzeugen lagen in seiner Mündung. Die Wassermasse des Pe kiang wird dadurch sehr reduziert: in der erwähnten Enge ist er nicht mehr als 60 m breit, jedoch von erheblicher Tiefe. Oberhalb ist er wieder breiter, aber voller Sandbänke. Das tiefe Fahrwasser ist schmal, und es kostet viel Zeit, den Sandbänken auszuweichen. Die Uferbänke des Flusses sind hier 7½ m hoch, und das Wasser scheint etwa 6 m über sein jetziges Niveau zu steigen,

---

*) eigentlich „Beamtensprache", also dasselbe wie die hier häufiger gebrauchte Bezeichnung „Mandarin-Dialekt"; überhaupt das „Hochchinesisch": das Verständigungsmittel der Gebildeten im Gegensatz zu den lokalen Dialekten.

dann auch bedeutende Zerstörungen am linken Ufer zu verursachen. Der Alluvialboden ist hier ein sandiger Lehm von geringer Fruchtbarkeit. Das Land ist parzelliert im Extrem. Es gibt gegenwärtig nur Weizen auf den Feldern: kein Zuckerrohr mehr, auch keine Maulbeerbäume, die schon seit fünf Tagen verschwunden sind, keine Baumwolle. Es ist so wenig Agrikulturboden vorhanden, daß man ihn nur zum Anbau der notwendigsten Feldfrüchte zu benutzen scheint. Die Bevölkerung ist noch gut gekleidet, aber an die Stelle der Backsteinhäuser treten nun elende Hütten von Strohgeflecht.

Man hat den Pe kiang als Weg für eine Eisenbahn von Canton nach Hunan vorgeschlagen. Er ist dazu nicht praktikabel, oder vielmehr nur dann, wenn ein großer und sicherer Gewinn in Aussicht steht und eine bessere Route nicht gefunden werden kann. Das letztere ist sehr wahrscheinlich nicht der Fall, und ich erwarte höher hinauf am Fluß noch viel größere Schwierigkeiten als bisher. Ein Gewinn aber wäre nur durch die Kohle von Hunan zu erhoffen, er würde aber wahrscheinlich nicht hinreichend sein, um je eine so schwierige und kostspielige Eisenbahnanlage zu rechtfertigen.*)

9. Januar.

Ying tö ist ein sehr kleines hsiën, ganz einer so elenden, schwach bevölkerten Gegend angemessen; die Umfassungsmauer ist kleiner als die manchen Dorfes in Schantung! Der ganze Raum zwischen den Klippen ist hier mit Alluvium ausgefüllt; aber obgleich die von diesem eingenommene Fläche dadurch ziemlich groß wird, ist die Gegend doch sehr dünn bevölkert. Gestern sah ich nur ein kleines Dorf, heute zwei: jedes mit vielleicht 20 Häusern; außerdem sieht man nur sparsam zerstreute Häuser. — Unter dem Alluvium entblößt der Fluß vielfach Kalkstein-Karrenfelder. Wo immer Kalksteingebirge sind, findet man eine pittoreske Landschaft und schöne Beleuchtungswirkungen. Wie würde ein Maler heute vor und bei Sonnenuntergang in den endlosen Nüancierungen der duftigen Töne und Neutraltinten

*) Sollten diese Umstände nicht ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, daß der den Amerikanern konzessioniert gewesene Bahnbau Canton-Hankóu nicht zustande gekommen ist?

geschwelgt haben! Es ist der Kontrast der zauberisch zarten Farbentöne mit den wilden Felsformen, der diese außerordentliche landschaftliche Schönheit hervorbringt.

10. Januar. Die Gegend änderte sich heute bedeutend. Anfangs herrschen noch die Kalksteinriffe zu beiden Seiten des Flusses; ihre kühnen Gestalten, die fortdauernd wechselnde Gruppierung, dazu die duftige Morgenbeleuchtung waren Quellen von reichem Genuß. Der Tan tsz'ki, ein ungefähr 100 m hoher Obelisk, weithin als Landmarke sichtbar, ist hier das hervorragendste Riff; es erheben sich deren noch mehrere zerstreut, doch hat man sie bald hinter sich. Anstatt aber in ein dichtgedrängtes Gebirgsland zu kommen, betritt man eine im Norden von niederen Zügen begrenzte Ebene. Schon zwischen den Kalksteinklippen mehrten sich die Dörfer, und die Gegend war besser angebaut. Beides ist nun in erhöhtem Maße der Fall. Die Häuser sind wieder besser gebaut; man sieht viel Büffel, ich bemerkte auch zum ersten Mal eine Rindviehherde. Raine und Hügel sind mit hohem Graswuchs bedeckt, da hier der Bedarf danach zu Feuerungszwecken gering und zur Verfrachtung stromabwärts die Entfernung nach den Ziegeleien und Töpfereien zu groß ist. An den Hügelabhängen sieht man viel Kiefernbestand, und dieser hat wieder zur Folge, daß man bei den Dörfern größere Gruppen von hohen Bäumen stehen läßt.

Noch darf ich ein Curiosum nicht vergessen, dem ich heute begegnete. Ich sah am Weg einen ungefähr 1 1/2 Fuß hohen Götzen mit vielen Opferspuren und einem kleinen Opfergefäß davor. Die Hunde wurden auf die Figur aufmerksam, und als ich sie näher besah, fand ich, daß es eine sehr alte Darstellung eines Europäers war, und zwar wahrscheinlich eines hohen englischen See-Offiziers. Er trug einen schwarzen Seemannshut und einen roten, mit Tressen reich besetzten Uniformfrack; die Hosen schienen gestreift gewesen zu sein. Die Figur war von Holz, mit Papiermaché überzogen und gut gearbeitet, aber schon sehr verdorben. Ich fragte einen vorübergehenden Mann, was das für ein Gott sei. Er antwortete mit großem Ernst: es sei der Hut ko ya ya, den er auf weiteres Befragen für eine Art Feld- und

Waldgott ausgab. Er hatte offenbar keine Ahnung, daß die Figur einen Europäer darstellte.

11. Januar.

Wuschi ist ein kleiner Ort, soll aber viel Reis exportieren. Da die angebaute Oberfläche klein und die Fruchtbarkeit gering ist, so läßt dies auf eine dünne Bevölkerung schließen. Es lagen Schiffe hier, welche Reis luden.

12. Januar.

Bei Schau tschóu fu vereinigen sich die beiden Flüsse, welche zusammen den Pe kiang bilden. Der östliche, obgleich er etwas weniger Wasser führt als der westliche, behält noch den Namen Pe kiang, der westliche heißt Wu schui. Jener führt über Nan siung tschóu nach dem Großen Méi ling (-Paß)*), dieser über Lo tschang und I tschang nach dem Kleinen Méi ling. Nach Nan siung braucht man sieben Tage; schon in Schau tschóu fu nimmt man dorthin kleinere Boote. Auf dem Wu schui fahren die großen Canton-Boote noch bis Lo tschang (100 li zu Wasser, 140 li zu Lande). Die große Anzahl von Booten, die vor Schau tschóu fu liegen, beweist, daß noch jetzt der Verkehr bedeutend ist, wenn auch seit der Öffnung von Hankóu und Schanghai und seit dem Beginn der Dampfschiffahrt auf dem Yangtszë und an der Küste die Güterbewegung über beide Méi ling's auf einen Bruchteil ihrer vormaligen Bedeutung gefallen ist. Die Reihenfolge der Reisen über den großen Méi ling, soweit ich sie kenne, ist folgende:

1655: Nieuhofs Gesandtschaft von S nach N.
1693: Père Bouvet von N nach S.
1722: Père Gaubil von S nach N.
1793: Lord Macartney**) (mit Staunton und Barrow) von N nach S.
1794: Van Braamsche Gesandtschaft mit Desguignes von S nach N.
1816: Lord Amherst (mit Clarke Abel, Ellis usw.) von N nach S.
1847: Rev. Mr. Milne von N nach S.
1869: Barbour und Begleiter von S nach N.

*) s. o. S. 103 f.

**) s. o. S.

Von diesen reiste Gaubil in derselben Jahreszeit hinauf wie ich. Er verließ Canton gleichfalls den 1. Januar, erreichte aber Nan siung schon am 16., muß also drei Tage schneller nach Schau tschóu gekommen sein als ich; vielleicht hatte er besseren Wind. Im übrigen wird seine Reise, obgleich 148 Jahre früher, was die chinesischen Einrichtungen betrifft, der meinigen fast völlig gleich gewesen sein. Er genoß wahrscheinlich manche Ehrenbezeugungen, die mir nicht zuteil wurden; dagegen würde er bei mir manchen modernen Reisekomfort sehen, der ihm fehlte. Ich erwarte noch viel Vergnügen von dem Studium dieser älteren Reisewerke, zu dem es mir noch ganz an Zeit gefehlt hat.

Ich sehe mich jetzt bedeutend in meiner Vermutung bestärkt, daß der Große Méi ling ein niederer Paß ist*). Von Kiu kiang aus schätzte ich 450 m als Maximum seiner Höhe, indem ich die Länge des Yangtszĕ und des Kan kiang in Betracht zog. Ich glaube nun, daß auch dies überschätzt gewesen ist. Schau tschóu fu liegt 20 bis 25 m über der Meeresfläche, von hier bis Nan siung sind 120 km; die Höhe von Nan siung wird daher mit 110 m kaum unterschätzt sein. Vom Fuß des Méi ling auf den Gipfel des Passes ist ein bequemer Anstieg von weniger als einer Stunde. Die Paßhöhe ist daher mit 400 m wahrscheinlich schon zu hoch angenommen. Selten ist eine Höhe so absurd überschätzt worden als der Méi ling durch Barrow, der ihn auf 2500 m Meereshöhe taxierte, und es ist ein unerklärliches Versehen Karl Ritters, daß er diese Schätzung angenommen hat und nicht sofort das Unsinnige derselben eingesehen hat. Der Kleine Méiling ist bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden. Ich glaube, Rev. Bonny ist etwa 1860 der einzige Europäer gewesen, der ihn überstiegen hat, und zwar in chinesischer Kleidung.

Schau tschóu ist von einer Mauer umgeben, die sich ungefähr $1\frac{1}{4}$ km weit am Fluß hinzieht. Der Handel ist ein ganz lokaler: mit Lebensmitteln und Kleidern. Es fehlen sogar die sonst bei solchen Orten ganz gewöhnlichen Wasser-Vorstädte mit Handel für die Bedürfnisse der Vorbeifahrenden. Eine lange Reihe zerstörter massiver

---

*) s. o. S. 103.

Häuser, die sich am rechten Ufer des vereinigten Flusses hinzieht, beweist, daß früher etwas Derartiges existiert hat, aber wahrscheinlich gab der verminderte Verkehr keine Ermutigung zum Wiederaufbau der Häuser.

13. Januar. Regnerisches kaltes Wetter, alle Berge tief verhüllt! Ich war daher nicht ärgerlich, als sich dem frühen Aufbruch ein Hindernis entgegenstellte. Der Fluß ist nämlich bei Schautschóu mit Ketten gesperrt, die nur einmal am Tage geöffnet werden. Ich schickte um 10 Uhr meine Karte an den Tautai, mit der Bitte, das Tor zu öffnen; doch kam die Antwort zurück, der hohe Herr schlafe noch. Um 11 Uhr erst wurden die Ketten aufgezogen. Zuerst kam eine Anzahl Barken stromabwärts durch, die genau visitiert wurden. Der Offizier kam nachher auch auf mein Boot und wurde freundlich empfangen. Das Salz meiner Bootsleute wurde damit durch die dritte und strengste, aber letzte Barriere geschmuggelt. Es kostet in Canton 1 Dollar pro Pikul, hier bereits das Doppelte. Wir mußten schon in geringer Entfernung wieder anhalten, da Stromschnellen bevorstehen.

14. Januar. Es hatte in der Nacht geschneit, an Land war viel Eis gebildet, und die Landschaft hatte ein winterliches Gepräge. Am Tage setzte das unangenehme Wetter fort, und dies bei einem hohen Barometerstand und bei N- und NW-Winden! Der Anblick von Schnee erregt den südlichen Chinesen eine Gänsehaut. Nach vergeblichem wiederholtem Wecken mußte ich die Bootsleute mit Gewalt auf die Beine bringen. Nur das Verfahren, daß ich ihnen nach einer halben Stunde einen Dollar vom Fahrgeld abzog, nach wiederum einer halben Stunde einen zweiten Dollar und dies konsequent fortzusetzen drohte, brachte sie etwas in Bewegung. Anstatt sich durch Arbeit zu erwärmen, gossen sie sorgfältig mit heißem Wasser allen Schnee weg und wuschen Ruderstangen und alles, was sie anzugreifen hatten, ebenso ab.

Hier ist endlich ein Land, wo der Tiger nicht mehr ein Tier der Fabel ist, sondern wirklich existiert. Als mein Führer von Tigern erzählte, glaubte ich, dies sei das Gerede, wie ich es so oft gehört hatte, und wir machten ihn mit Fragen etwas lächerlich. Aber kaum hatte

ich ihn gefragt, ob hier die Tiger Gras frässen usw., als er uns ganz frische Spuren auf dem durch den Regen der letzten Nacht weichgewordenen Grund zeigte. Es waren die Fußtapfen eines vollausgewachsenen Tigers, wie ich sie zwischen Bangkok und Molmein so oft gesehen hatte; wir verfolgten sie wohl 2 km weit auf der Straße. Die Kälte hatte die Tiger in die Ebene getrieben. Sie fressen Pferde auf der Weide und rauben bei den Dörfern Schweine und Hunde, fressen auch hin und wieder einen Sohn des „Himmlischen Reiches." *) Wäre nicht das scheußliche Wetter und die Nächte so dunkel, so gäbe es hier eine gute Gelegenheit, dem Tiger in einer Hütte aus Bambuspfählen aufzulauern. Aus Angst geht hier niemand bei Nacht aus.

Die hiesige Bevölkerung ist von den nördlichen Chinesen verschieden. Die Leute sind weniger neugierig und zudringlich, aber auch weniger furchtsam. Direkte Anfragen beantworten sie von Anfang an, während man im Norden erst das nali lai und nali chü **) und anderes beantworten und eine Anzahl Vorfragen stellen muß, ehe man irgend etwas erfahren kann. Sie zeigen hier auch weniger Habgier. Gibt man einem ein Geschenk, z. B. eine illustrierte Zeitung, so recken sich nicht gleich Dutzende von Händen nach dem Gleichen aus.

Es ist noch kein Europäer bei den hiesigen bei Méi tan tschwang gelegenen Kohlengruben gewesen, und doch empfing man uns gut. Die Arbeiter setzten ihr Werk fort, und wir waren nicht umdrängt. Übrigens scheint der hiesige Volksstamm auch von dem bei und unterhalb Schautschóu verschieden zu sein. Jedenfalls ist es die Sprache: alle verstehen den Mandarin-Dialekt und drücken sich allgemein in einer verständlichen Sprache aus. Selten ist es mir in solchem Grade wie hier aufgefallen, wieviel Raum für Menschen noch in China ist. Nur ein kleiner Bruchteil des kulturfähigen Bodens ist hier angebaut, fast nur das Land, welches sich für den Reisbau eignet. Grade hier ist der größte Teil des Bodens flachhügelig; aber mit der völligen Ebene hört auch der

---

*) Diese Bezeichnung für China ist den Chinesen selbst ganz unbekannt; Richthofen wendet sie hier nur scherzhaft an.

**) nali lai = woher kommst Du? — nali chü = wohin gehst Du? —

Ackerbau auf. Das wellige Land, dessen Boden bei guter Düngung in großem Umfang angebaut werden könnte, liegt völlig brach; es ist größtenteils mit herrlichem Graswuchs bedeckt, aber auch das Gras verdorrt unbenutzt. Ein kleiner Teil der Hügelabhänge, gerade wo sie für den Ackerbau zu steil sein würden, ist allerdings spärlich bepflanzt: mit Kiefern, ein wenig Tee und jenem Baum, den ich auch südlich von Ki mönn hsiën im vergangenen Oktober angetroffen habe,*) aus dessen Nüssen ein Öl gepreßt wird; es dient hier als Haaröl für die Frauen. In den Ebenen baut man Reis, Zuckerrohr, Weizen, Baumwolle, Tabak, Raps (der jetzt in Blüte steht) usw. Die Bewohner sind hier ärmlich gekleidet und ärmlich genährt, die Häuser schlecht gebaut.

16. Januar.

Ein herrlicher kalter Morgen: im Westen und Norden ein Panorama hoher beschneiter Gebirge! Es wurde hier recht klar, welchen Effekt der Schnee in einer Gebirgslandschaft hervorbringt. Die Formen sind bald langgezogene Rücken, bald in Gipfel aufgelöst; einige Rücken haben ein völlig sägenförmiges Profil. Die nördlichen Höhen schätze ich auf 6—900 m. Leider fehlt es gänzlich an passenden Namen; ich fragte viel danach, konnte aber nicht einen brauchbaren erfahren. Ein vereinzelter Kalkfels von absonderlicher Form oder ein Berg mit einer Höhle oder einem Kloster hat einen guten charakteristischen Namen; aber bei Gebirgen, besonders bei längeren Zügen, und selbst bei Flüssen fragt man gewöhnlich vergeblich danach. Es gibt nur Ta schan (Großer Berg), Pe schan (Nordberg), Nan schan (Südberg) usw. in ewiger Wiederholung. Der Wu schui, auf dem ich jetzt fahre — Wu schui ist der Name der chinesischen Karte — heißt bei den Einwohnern Ta kiang (Großer Fluß) im Gegensatz zu seinen kleinen Zuflüssen; bei den Schiffern aber heißt jede Strecke nach dem bekanntesten Ort, so bei Yang ki Yang ki hö, bei Lo tschang Lo hö usw.

Lo tschang ist ein kleines hsiën, aber recht hübsch gebaut; es fehlt sogar nicht an malerischen Ansichten. Die Bevölkerung zeigte sich furchtlos, von geringer Neugier und wunderbarer Gutmütigkeit.

---

*) s. o. S. 320.

Die Bewohner dieser ganzen Gegend gehören zu den besten Chinesen, die ich kennen gelernt habe — sehr das Gegenteil von dem, was ich erwartete. Ich mußte hier das Boot wechseln. Die Canton-Fahrzeuge können nur bis hierher kommen; höher hinauf gehen nur kleine sehr flache Boote. Ich mietete eins für 10 Dollars nach Pingschi, 180 li (hiesige li) stromaufwärts, und siedelte mit allem Gepäck über, doch soll erst morgen abgefahren werden. Auf einer Exkursion in die Kalkgebirge sah ich prachtvolle große blaue Eisvögel, konnte aber keinen schießen.

17. Januar. Hier hatte ich eine angenehme Überraschung, indem mein Freund Tschönn aus Ningyuënfu (Provinz Sz'tschwan) plötzlich eintrat. Ich hatte seine Bekanntschaft auf dem Hongkong-Canton-Dampfer gemacht und in Canton fortgesetzt. Von ihm und einem seiner Freunde hatte ich alle wichtigen Mitteilungen über den Reiseweg durch Kwangsi und Yünnan erhalten, und er hatte auch die Hauptveranlassung gegeben, daß ich diesen Plan aufgab. Seine plötzliche Ankunft war mir allerdings sehr auffallend, da seine Abreise aus Canton weit später erfolgen sollte. Zugleich bemerkte ich, daß meine Bootsleute wie auch der Boy, den ich noch behielt, gar keine Überraschung zeigten und von dem bevorstehenden Zusammentreffen wohlunterrichtet zu sein schienen. Später wurde es mir klar, daß die Langsamkeit, mit der ich gegen das Interesse meiner Bootsleute den Fluß hinaufgefahren war, mit diesem vorher verabredeten Eintreffen von Tschönn zusammenhing. Dieser bot mir sofort an, mich, soweit sein Weg mit dem meinen zusammengehe, zu begleiten und mir in den gefährlichen Gegenden, durch die ich zu ziehen hätte, behilflich zu sein. Ich hatte noch keinen Grund, an der Ehrlichkeit dieses durch Verstand und Mitteilungsfähigkeit hervorragenden Mannes zu zweifeln. Er geht jetzt nach Tatsiënlu, das er in 45 Tagen zu erreichen denkt, um Moschus zu kaufen, den er dann wieder selbst nach Canton bringt. Ich erhielt von ihm noch manchen Aufschluß über Wege und Entfernungen in Sz'tschwan.

18. Januar. Dies war wieder ein schöner Tag. Ich brach früh auf, nachdem ich vorher einen meiner Boys als überflüssig nach Canton zurück-

geschickt hatte. Ich war außerordentlich zufrieden mit ihm, aber es ist bei meinem kleinen fahrenden Hausstand kaum für einen Boy genug zu tun. Ich behielt meinen 16jährigen Burschen namens Li, der gut kochen kann und noch jung genug ist, um etwas außerhalb der gewöhnlichen Routine des fashionabeln Haus-Boy zu lernen.

Es geht nun in den Winkel zwischen den gestern gesichteten zwei Gebirgsketten hinein. Der Strom durchbricht die W—O-Kette in einer engen Schlucht, in der nur für das Bett des Flusses Raum ist, und dieses ist oft nicht mehr als 30 m breit. Eine Stromschnelle folgt der anderen; dazwischen ist ruhiges, zuweilen sehr tiefes Wasser. Die Felsen engen oft den Fluß ein, aber höher hinauf sind keine Felswände, nur steile Böschungen auf beiden Seiten. Die Schlucht ist noch enger als die des Kuntersweges*), aber nicht so wild und felsig. In der Höhe von 30—150 m über dem Fluß führt ein Fußsteg, der einen angenehmen Spazierweg gibt. Die Vegetation ist hier ungemein üppig. Die Hälfte der Gehänge ist mit Coniferen bepflanzt, darunter weitaus vorherrschend eine mit dem Stamm einer Ceder und dem Wuchs und Laub einer Araucaria. Hier ist auch einmal ein Stück besser geregelter Forstwirtschaft. Es ist ein ganz geordneter Betrieb: die etwa 20 Jahre alten Bäume werden niedergehauen und ihre abgeschälten Stämme, zu Flößen verbunden, nach Canton geschifft; dann wird die Fläche gereinigt, abgebrannt, und eine neue Schonung mit guter Reihenpflanzung angelegt. So sieht man die verschiedenaltrigen Bestände in gradlinig begrenzten Feldern nebeneinander. Mit den Bäumen wächst aber auch ein dichtes Dschungel von Strauchwerk, hohen Gräsern und Schlingpflanzen, vermischt mit einer großen Mannigfaltigkeit von Farnkräutern. Für einen Botaniker müßte hier ein Paradies sein!

Was der Schlucht noch ein besonderes Leben gibt, sind die kleinen, in verschiedenen Höhen zerstreuten Häusergruppen, die ihr wirklich ein alpenartiges Gepräge geben; doch würden selbst in den

*) Straße im unteren Eisack-Tal in Tirol.

Alpen bei solcher Steilheit der Gehänge viel weniger Menschen leben. Sehr häufig sieht man Spuren von Abrutschungen, und die Berggehänge würden viel von ihrer Vegetation eingebüßt haben, wenn nicht der künstliche Anbau die Gefahr der Abrutschung verminderte.

19. Januar. Die gestrigen Stromschnellen waren ein Kinderspiel gegen die, welche wir heute zu passieren hatten. Sie beginnen in großer Stärke unmittelbar oberhalb Ki mönn, wo der Fluß zwischen hohen Felswänden eingeengt ist. Die Szenerie wird hier von imposanter Wildheit. Der Fluß durchschneidet die Schichten des Sandsteins; diese fallen bald flach ein, bald starren sie senkrecht in die Höhe, bald verfolgt man ihre Windungen. Dazu der üppige Pflanzenwuchs: dichtes Schlinggewächs hängt an vielen Stellen bis 25 m über eine Felswand herab, oft ganz frei, wenn der Fels selbst überhängt. Wilde Bananen, die nicht selten sind, und viele Ficus-Arten geben der Vegetation einen etwas tropischen Charakter; die Nadelholzwälder bilden dazu einen schönen Kontrast. Die nahen Gipfel erreichen eine Höhe von 1000 m über dem Fluß.

Zu dieser wildromantischen Umgebung bildet der Fluß mit seinen vielen Windungen und Stromschnellen eine passende Staffage. Pfeilschnell schießen die Boote, die von oben kommen, in der brausenden Flut zwischen den wild durcheinander geworfenen Felsblöcken hinab, während andere mit schwerer Arbeit langsam aufwärts gezogen werden. Der Fluß war heute sehr belebt. Wohl 50 Boote kamen von oben: dies ist die schwerere und gefährlichere Fahrt, und täglich sollen Boote zu Schaden kommen. Die Stromschnellen werden hier nicht, wie die meisten im King tö tschönn-Fluß, durch Felsklippen verursacht, sondern durch Haufwerke großer Blöcke, welche den Fluß versperren: oberhalb ist ruhiges, tiefes Wasser; über die Blöcke bildet es Katarakte. Mehrere Stromschnellen würden sich mit geringen Mitteln beseitigen lassen. Der tägliche Kraftaufwand zu ihrer Überwindung berechnet sich außerordentlich hoch: ich ging mit einer Flottille von 15 kleinen Booten, zu deren Fortbewegung es der größten Kraftanstrengung von mehr als 100 Mann bedurfte. Wahrscheinlich hatten wir zusammen nicht mehr als 7—8 Tonnen geladen.

Ein Fall von 1 m auf 100 Meter verursacht bei einer Länge von 150—200 m eine sehr bedeutende Stromschnelle. Bei den meisten beträgt der Fall 1—2 m, bei zweien ist er ungefähr 3 m. Bei einer derselben waren die unteren 2 m auf etwa 250 m verteilt, während das obere Meter auf eine Länge von etwa 60 m entfiel. Dieser Fall war kaum zu überwinden, und es konnte nur durch ein Zusammenarbeiten der verschiedenen Bootsmannschaften geschehen. Von der gesamten heutigen Steigung in ungefähr 14 Seemeilen schätze ich etwa 30 m durch Stromschnellen; der Rest ist wahrscheinlich mit 15 m weit überschätzt. Dies ist etwa 3 m pro Meile und wahrscheinlich nahezu das Maximum an Steigung, das durch Schiffahrt ohne Schleusen überhaupt überwunden werden kann. Über der obersten Stromschnelle, einer besonders langen und kräftigen, steht ein Tempel, in dem die Schiffer bei der Talfahrt opfern. Er bildet von weitem ein hübsches Schaustück, ist aber ein wahrer Schweinestall an Schmutz. Haare und Blut von geschlachteten Opferschweinen, besonders aber Hühnerblut, Asche von Papier und Rauchwerk usw. ist vor und in dem Tempel dick angehäuft. Jeder Bootsmann bringt seine Schale mit Hühnerblut, das er umherspritzt. Dann kauft er bei den Priestern rote Kerzen, Feuerwerk, Opferpapier und Rauchwerk und zündet es vor dem zornig blickenden Idol an. Endlich werden noch Lose gezogen und die darauf stehende Weissagung gekauft. Mein Boy spendete 100 Cash für all den Unsinn, hatte aber die Befriedigung, von der Wahrheit der Prophezeiung fest überzeugt zu sein.

Abends hatte ich Gesellschaft von Tschönn und einigen Kaufleuten von Itschang hsiën. Ich erfuhr von ihnen, daß nur der Nan siung-Paß den Namen Méi ling führt (Méi ling kwan meiner Karte). Daneben ist ein höherer Paß, der Ta yü ling, der den Namen des Gebirges auf europäischen Karten veranlaßt hat. Ein „kleiner Méi ling“ ist nicht bekannt; der Paß zwischen Itschang und Tschönn tschóu heißt Tschöling (Faltenpaß). Um das gebräuchliche Benennungssystem beizubehalten, wird sich das eben durchquerte Gebirge am besten als Tungloling bezeichnen lassen, nach einem Paß im Norden von Lo tschang.

20. Januar. Der Tung lo ling bildet eine Scheide für Land und Leute, wiewohl er weder Hauptwasserscheide noch Provinzialgrenze ist. An die Stelle der steilen Berge tritt anmutiges, fruchtbares, wechselvoll romantisches Hügelland. Die Fahrt geht auf dem Wu schui noch 50 li weiter nach dem Ort Ping schi, der sich lang am westlichen Ufer hinzieht. Da es nun keine Stromschnellen mehr gibt, so erreichten wir den Ort vor Mittag. Eine neugierige, bettelhaft aussehende Menge umstand uns, und man konnte den Leuten deutlich ansehen, daß sie den Fremden keineswegs günstig gesinnt waren. Obwohl noch in Kwangtung gelegen, ist dieser Ort jenseits des hohen Gebirges schon von dem Hunan-Stamm bewohnt, und man trifft hier zum ersten Mal einen Mittel-China–Dialekt.

Hier mußte das Boot gewechselt werden. Ich verließ das bisherige ungern, da ich vortreffliche Leute hatte, darunter ein Ehepaar von 13 bezw. 14 Jahren! — Hier geht es auf ganz kleine Boote, die nur ungefähr 4 Zoll ziehen und bis 1 Tonne Ladung nehmen. Ich nahm ihrer zwei, zusammen für 4 Dollars, bis I tschang. Es geht noch eine kleine Strecke auf dem vielgewundenen Wu schui aufwärts, dann biegt man in einen von Norden kommenden Zufluß von nur 15—30 m Breite ein. Er ist sehr verrufen wegen Räubereien, und meine Leute weigerten sich, vor Erreichung eines frequentierten Ankerplatzes zu übernachten. Diesen erreichten wir erst um 10 Uhr. Es lagen hier viele Schiffe in der Größe des unsrigen, darunter auch das von Tschönn, der uns vorangereist war. Der Ort ist Halbwegsstation zwischen Ping schi und I tschang. Die Fortbewegung der Boote geschieht hier durch Stoßen an zwei Hebelarmen.

Das Gestein der Umgebung hat Neigung zur senkrechten Zerklüftung, die jedenfalls zur Entwicklung der Bergformen beigetragen hat. Diese erinnern an die des Quadersandsteins an der Heuscheuer und bei Adersbach. Die Berge haben flachrunde Höhen und werden durch allseitig steilen Absturz tafelartig. Einschnitte in die Seiten, die zuweilen den ganzen Berg durchschneiden und ihn in einzelne Türme und Kastelle auflösen, bringen Mannigfaltigkeit in die

Landschaft. Zwischen den Hügeln ist sanftes Terrain: fruchtbar, aber doch nur in den terrassierten Schluchten und Talsenken angebaut. Die reiche Vegetation, welche allenthalben hervorsprießt, und die Gruppen hoher Bäume, machen die Gegend anmutig. Man läßt hier die Kiefern 50—60 Jahre alt werden, um sie dann zu Brettern zu verwenden; dies ist etwas Seltenes in China. Die Höhen betragen nicht mehr als 300—400 m über dem Fluß, dessen Länge wohl das Dreifache der graden Entfernung beträgt.

21. Januar.

Ich erreichte Itschang um 2 Uhr nachmittags. Ein wenig vor der Stadt ist die Grenze von Hunan. Man verlangte die Visitenkarte von mir, doch verweigerte ich sie. Darauf folgt ein weitläufiges, gut gebautes Haus, das kaiserliche Salzmagazin. Dann erblickt man die Häuser der Stadt: wahre Prachtgebäude für China, von zwei und drei Stock, mit Fensterreihen, aus blaugrauen Backsteinen aufgeführt und mit geschweiftem, verschnörkeltem Dach. Am Wasser steht eine Menge Wirtshäuser. Eine Menschenmenge versammelte sich, als wir ausstiegen. Ich ging mit Tschönn zu einem Wirt, den er kannte, und nahm oben die Sachen in Empfang, die Splingaert mir vom Boote aus zuschickte. Endlich kam er selbst, mit Wunden von erhaltenen Steinwürfen! — man hatte ihn damit ziemlich stark traktiert. Dann erfolgte ein so furchtbares Drängen des Mob in das Haus, daß Gefahr war, dieses würde zusammenbrechen, da unsere Zimmer im ersten Stock sind. Ich schickte meine Karte nach dem Mandarin. Schon ehe er sie erhalten hatte, kam der Vater des Mandarin mit dessen Kindern, um mir einen Besuch abzustatten; ich beschenkte die Kinder. Dem furchtbaren Drängen, das nun folgte, konnten wir nur dadurch steuern, daß wir von Zeit zu Zeit unter die Leute gingen, uns besehen ließen und uns dann einriegelten, bis ein neuer Stoß da war, den wir befriedigten u. s. f. Die nahe dem Fenster gegenüber gelegene Stadtmauer war mit Menschen besetzt, und diese fingen an, mit Steinen in das Zimmer zu werfen. Hier wandten wir ein ähnliches Mittel an, indem wir die großen Papierfenster ganz öffneten und uns vollständig exponierten.

Ist nur die Neugier der Chinesen befriedigt und haben sie gesehen, daß man nicht das wilde Tier ist, wofür sie uns nach den Darstellungen ihrer Literatur halten, so ist schon viel gewonnen. Es trat dann nach und nach mehr Ruhe ein: der Tumult war vermieden. Von da an wurde nur noch von Zeit zu Zeit die Zimmertür geöffnet und den Leuten erlaubt, uns anzusehen. Dennoch fehlte es nicht an Drohungen aller Art, die Vorsicht beim Abzug aus der Stadt notwendig machten. Der schlechte Eindruck, den alles dies hinterließ, wurde indes ganz ausgeglichen, als der erste Mandarin des Ortes im feinsten Visitenkostüm erschien, um mich zu besuchen: ein fettes, gesundes Gesicht mit geschlitzten Augen voller Pfiffigkeit und Gutmütigkeit. Er war sehr liebenswürdig und blieb bei Zigarren und Sherry Cordial an zwei Stunden sitzen. Splingaert leistete dabei Vorzügliches in der Unterhaltung. Der Mandarin bat, wir möchten zwei Tage bei ihm im Yamen wohnen, bot dann militärische Begleitung an usw., ließ aber bei der ganzen Verhandlung durchblicken, daß er gern ein Gewehr und einen Hund geschenkt haben möchte. Das Gewehr wurde ihm für den nächsten Besuch zugesagt. Später schickte er seine Karte und zwei Hühner: das erste Geschenk, das ich von einem Mandarin erhalten habe. Ich schickte ihm eine Flasche Kognac, 1 Paket Zündhölzchen, ein Pfund Stearinkerzen, 1 Stück Seife, ein Taschenmesser, eine illustrierte Zeitung und ein Paket Nähnadeln. So beschenkt man einen chinesischen Mandarin!

22./23. Januar. Dies waren zwei Tage voll Ärger und Schwierigkeiten. Tschönn, der bisher als guter Freund gegolten hatte, erwies sich als ein Schwindler. Er hatte sich als meinen Compradore und Geschäftsführer aufgespielt und systematische Betrügereien angefangen, die er fortzuführen dachte. Seine hohe Gestalt, seine volltönende Stimme und sein ehrbares Wesen gaben ihm bei den Chinesen leicht Autorität, und er legt dabei eine so feine Geschicklichkeit an den Tag, daß es sehr schwer ist, gegen ihn zu agieren. Sein Verbündeter ist mein eigener Boy, der sich bei seiner Geschicklichkeit und Intelligenz als äußerst verderbt erweist. Der dritte im Bunde war bei der ersten Schwindelei der Wirt in Itschang.

Das Vertrauen, das ich in Tschönn setzte, nahm mir viel von meiner gewöhnlichen Vorsicht. Der Kontrakt für Fortschaffung meiner Sachen überland nach Tschönn tschóu (zwei Tagereisen) war der Anfang der Komödie. Die Taxe ist 6 Cash pro Cattie und 1600 Cash für einen Stuhl. Der schriftliche Kontrakt wurde unter allerlei Vorspiegelungen aufgehalten. Als er mir dann endlich vorgelegt wurde und ich dagegen remonstrierte, hieß es, das Gepäck sei schon unterwegs. Das letztere war mit angeblich 1621 Cattie abgewogen — was ungefähr das Doppelte des wirklichen Betrages ist —, das Cattie mit 12 Cash berechnet worden, die Stühle mit 3000 Cash pro Stück, und durch einige andere fingierte Nebensachen war der Betrag auf über 19 Taëls in die Höhe geschnellt: etwa 43 Taler, da ich Hai kwan-Silber*) habe. — Dies für eine unbequeme Reise von 6 deutschen Meilen! Dazu wurde der ganze Betrag bar gefordert, sonst dürften wir die Stadt nicht verlassen. Ein Gang zum Mandarin würde die Urheber dieser Betrügereien in Strafe gebracht haben. Dies war an sich eine unangenehme Aufgabe in dem fremdenfeindlichen Ort; dazu war das Gepäck angeblich fort. So peinlich es war, einer offenen Betrügerei nachzugeben, konnte ich doch nichts anderes tun; nur ließ ich Tschönn einen Teil des Betrages vorschießen. Es erwies sich später, daß ich 11 Taëls mehr zahlte, als die Kulis usw. ausgezahlt erhielten.

Erst mittags kamen wir fort. Das Gepäck war indessen noch an verschiedenen Orten in der Stadt und holte mich erst spät am Abend in Liang tiën ein, der Nachtstation, wo schon alles für mich vorbereitet war. Unterwegs hatte ich Tschönn durchblicken lassen, daß seine Betrügereien erkannt wären, und das hatte ihn in eine Wut versetzt, wie ich sie vorher nie bei einem Chinesen beobachtet hatte. Er ließ sie an dem Führer der Kulis aus; sein Gesicht wurde rot und häßlich, die Adern schwollen ihm dick an, er stampfte mit den Füßen, tanzte wie wahnsinnig herum und schrie den Kuli mit solcher

---

*) Hai kwan-Silber ist das in der chinesischen Zollverwaltung festgesetzte Zahlungsmittel (Hai kwan = Seezoll).

Kraft an, daß das ganze Volk umher von seinem Gebahren entsetzt war. Ich erkannte nun, mit welchem gefährlichen Menschen ich mich eingelassen hatte, und wie es ihm möglich sein würde, das Volk an irgend einem Ort gegen mich aufzureizen, wenn dies in seinem Interesse stehen sollte. Am Abend hatte er wieder sein glattes Wesen angenommen.

Heute morgen begann hier der „squeeze“ von neuem. Die Kulis verlangten ihre Zahlung des Nachtquartiers, die ich natürlich nicht leistete, und Tschönn ließ in die Hand des Wirts in komödienhafter Weise 4 Dollars gleiten. Natürlich verlangte der Wirt von mir ebensoviel für die Accommodation zum Schlafen auf einer schmutzigen Pritsche. Auch hierbei war mein Boy im Bunde. Es half nichts, als zum Mandarinen des kleinen Ortes Liang tiën zu gehen. Es war das einzige Mal, daß ich zu einem so kleinen Beamten meine Zuflucht nahm. Da er nur vom achten Rang war, so waren die Förmlichkeiten größer, als sie im Tsungli yamen in Peking gewesen sein würden. Erst schickten wir die Karten hinein und mußten dabei draußen stehen, da der Türsteher niemand einlassen durfte. Darauf kam Ordre, nur Splingaert vorzulassen — bestimmte Weigerung unsererseits! Darauf erhielten wir Einlaß in einen Vorraum, wo man sich nicht setzen konnte. Drinnen die Anzeichen großer Vorbereitungen! — Endlich war der Würdenträger im Staat, und wir wurden unter dem Anschlagen verschiedener Tamtams vorgelassen. Er saß in aller Würde auf dem einzigen vorhandenen Sitz vor einem mit einer alten schmutzigen Decke behängten Tisch, mit allen seinen Insignien, umgeben von einigen halb in Lumpen gekleideten Trabanten. In feierlicher Weise winkte er uns heran, ohne sich zu erheben. Ich ersuchte zu seinem großen Verdruß sofort um einen Stuhl, da ich lange genug gestanden hätte, nahm die Sache etwas von oben her und zog meinen Tsungli yamen-Paß heraus, der seine Wirkung nicht verfehlte. Das Resultat der Verhandlung war, daß ich 1 Taël bezahlte. Der große Würdenträger hielt es nicht für seinem Range angemessen, uns hinauszubegleiten, sondern blieb fest auf seinem Sitz*). — So klein der Betrag war, um den es sich hier han-

*) s. o. S. 316f.

delte, war mir doch daran gelegen, den systematischen Erpressungen die Spitze abzubrechen.

In Tschönn tschóu fand ich sie schon in ähnlicher Weise eingeleitet. Wir waren beide Tage zu Fuß gegangen und zogen auch zu Fuß in Tschönn tschóu ein: unter ungeheurem Zulauf und Geschrei des Volkes, bis wir das Wirtshaus erreichten, das hinter uns geschlossen wurde. Die Menge erbrach aber bald die Tür, und die weitläufigen Räume füllten sich mit Menschen. Es folgten nun ähnliche Szenen wie in I tschang. Ich beschloß daher sofort einen Besuch bei dem Mandarinen. In Tschönn-tschóu residiert ein Tautai. Jede Provinz ist in zwei oder drei große Abteilungen (fu) geteilt, deren jeder ein Tautai vorsteht. Sie sind die höchsten Beamten unter dem Gouverneur der Provinz und bekleiden einen sehr hohen Rang. Den Hauptanhalt zu meinem Besuche sollte mir der Umstand geben, daß nach meinen Ermittelungen von den 43 Talern, welche ich für den Transport zu zahlen hatte, kaum der dritte Teil an die Kulis, nach dem durch Tschönn mit ihnen abgeschlossenen Vertrage, gezahlt, der Rest also offenbar zwischen diesem, dem Wirt von I tschang und meinem Boy verteilt werden sollte. Ich beschloß, mich bereit zu erklären, den abgemachten Betrag zu bezahlen, aber zu verlangen, daß derselbe in Gegenwart einer offiziellen Persönlichkeit gleichmäßig unter die Träger verteilt werden solle.

Es war ein langer Weg vom Gasthaus zu dem Yamen des Mandarins. Wir legten ihn im dichtesten Gedränge zurück. Das Volk wußte, um was es sich handelte, und wagte in Erwartung dessen, was sich entwickeln würde, zunächst keine Insultierung. Der Yamen liegt auf einem flachen Hügel, und die großen Höfe desselben breiten sich an den sanften Abhängen aus. Von oben herab konnten wir sehen, wie bald Tausende von Menschen, Kopf an Kopf gedrängt, die weiten Höfe erfüllten. Wir schickten dem Tautai die Visitenkarten und wurden in ein Wartezimmer geführt, in welchem Tische und Bänke standen. Die Menge folgte nach, nichts konnte sie aufhalten, und bald brachen Tische und Bänke unter dem Gewicht derer, die sich darauf stellten. Es erschien ein Abgesandter vom Mandarin, um sich nach unserem Anliegen

zu erkundigen. Ich antwortete, daß ich als durchreisender Fremder nicht unterlassen wolle, ihm meinen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Nach längerem Warten wurden wir feierlich in die große Halle geleitet.

Der Tautai, Li tajin mit Namen, empfing uns in zuvorkommender Weise an der Tür in seinem feierlichsten Anzuge, einem außerordentlich kostbaren Zobelpelz, der ihn vom Hals bis an die Füße einhüllte. Er hatte ein feines kluges Gesicht, das aber den Opiumraucher verriet, und ein durchaus aristokratisches Benehmen und Aussehen. Die Menge wollte sich hereindrängen, aber die Polizei war nicht faul und schlug mit Stöcken und Peitschen hinein, so daß sie, wenn auch mit Mühe, die Tür frei hielt. Wir setzten uns dem Mandarin gegenüber und wechselten erst verschiedene artige Redensarten. Es wurde Tee serviert und über die Vorzüge des Landes gesprochen, in dem wir uns befanden; das Alter, der Name, der Stand und andere Dinge gegenseitig erfragt, auch, was man als besondere Höflichkeit ansieht, die Zahl der Söhne, und so allmählich das Vorlegen des Passes vorbereitet. Erst ganz zuletzt erfolgte unsererseits die Klage über die Behandlung, welche wir erfahren hatten, und die Mitteilung der Befürchtung, daß diese offenen Betrügereien bei der Machtlosigkeit, mit der wir dem aufgeregten Volke gegenüberständen, sich in größerem Maße wiederholen könnten. Ich remonstrierte dagegen, daß reisende Europäer in solcher Weise ausgesogen würden. Seine Exzellenz versprach die Untersuchung der Sache und die Bestrafung der Schuldigen. Nachdem alles in befriedigender Weise gelöst war, begleitete mich Li tajin nach dem Ausgange des Vorhofes, und in wogender Volksmenge zogen wir nach dem Gasthause zurück. Es fehlte nicht an Drohungen von Prügeln und Totschlagen; es ist aber noch ein weiter Weg von der Drohung zur Ausführung, wenn man nur jedes gefallene Wort und jeden feindlichen Akt in seiner ersten Entstehung erstickt. Es wurden einige Steine geworfen und Püffe versucht, doch ließen wir nicht den geringsten Akt solcher Art unbemerkt vorübergehen und hielten dadurch die Aufregung fortdauernd nieder.

Am Abend kamen die Abgesandten des Tautai, zwei Mandarinen

des sechsten und achten Ranges, namens Móu und Yang, in reichstem Kostüm und in großem feierlichem Aufzug. Sie wurden gut empfangen und bewirtet, und die Angelegenheit fand die gewünschte Erledigung. Es wurden sofort Polizisten nach dem Wirt von I tschang geschickt, um denselben zu bestrafen. Das Geld wurde unter die Kulis verteilt. Tschönn verschonten wir; es wurde uns nur zugesagt, daß er zwei Tage zurückgehalten werden sollte, mit dem Befehl, uns nicht weiter zu begleiten. Es wäre leicht gewesen, seine Gefangensetzung und Bestrafung zu erwirken; doch wollte ich nicht zu weit gehen, da ich seine Heimat Ning yuën fu, welche er jetzt zu besuchen gedachte, später zu sehen hoffte, und befürchtete, daß er die dortige Bevölkerung schon im voraus gegen mich aufreizen könnte. Bei ihm und bei meinem Boy war die Wirkung der Katastrophe unverkennbar. Sie fanden sich ertappt und bloßgestellt und sahen ein, daß sie von mir keinen weiteren Profit zu erwarten hätten. Ich hoffe, daß dieses Vorgehen meinen späteren Nachfolgern auf diesem Wege von Nutzen sein wird. Das Ärgerliche in solchen Lagen ist, daß man so vollständig hilflos ist: man ist in der Hand schlechter Leute, die man durchschaut, und wehrlos, da sie die Bevölkerung auf ihrer Seite haben. Das Unangenehmste aber ist, daß so viel Zeit mit Kleinigkeiten verloren geht.

Der Übergang vom Tal des Pe kiang zu dem des Siang kiang zwischen I tschang hsiën und Tschönn tschóu ist eine große Straße von 90 li Länge; sie ist 2 ½—3 m breit und mit großen Steinen gepflastert. Der Verkehr ist noch immer sehr bedeutend, obgleich die Yangtszĕ-Dampfer ihn stark reduziert haben; es ist ein wahres Gedränge von Packträgern, Packtieren und Fußgängern. Von Canton kommen Salz (50 Cash pro Cattie, in Canton 10 Cash), europäische Güter und Kwangtung-Fabrikate. Umgekehrt, aus Hunan nach Canton, gehen in großen Massen Hanf, Öl, auch Tee. Alle Tees im Süden von Höngtschóu fu gehen nach Canton, die nördlich davon bereiteten nach Hankóu. Die Landleute bei Tschönn tschóu bekommen 100 Cash pro Cattie für zubereitete, 10 Cash für grüne Blätter. Erstaunlich ist die Masse von Medizin, die von Sz'tschwan über Tschönn tschóu nach

Kwangtung geführt wird. Sie kommt in großen Ballen und Kisten; große Züge von Packtieren waren nur damit belastet. Hunan zeichnet sich durch seine Rohprodukte aus und besitzt wenig Fabrikate und Produkte der Industrie.

Die Straße führt ganz und gar über flaches, welliges Terrain, die Fortsetzung dessen von Itschang. Die Paßhöhe des Tschö ling ist wahrscheinlich noch nicht 300 m über dem Meer; die Aussicht war leider sehr düster. Am zweiten Tage war ich auch spät aufgebrochen und hatte wieder eilen müssen, da ich Grund hatte, zu fürchten, daß andere, die uns vorangeeilt waren, einen schlechten Empfang für uns in Tschönn tschóu vorbereiten würden. Die Straße ist hier mit Platten eines Kalksteins gepflastert, der übervoll an Versteinerungen ist. Wollte man aber hier an der Straße Steine klopfen, so würde man bald eine Volksversammlung um sich haben, und das Volk en masse ist in dieser Gegend gefährlich. Ein Ausflug von hier nach den Orten, wo der Kalkstein ansteht, ist bei dem herannahenden chinesischen Neujahr außer Frage. In drei Tagen ist das sogenannte Kleine Neujahr; dies darf ich nicht in dieser Stadt verbringen. Der aus diesen Kalksteinen zu erwartende Schatz muß also von einem späteren Besucher der Gegend gehoben werden. Es sind Tantalus-Qualen für einen Geologen, stundenlang über Steine voll Versteinerungen hinwegzugehen und nicht einmal daran herumklopfen zu können.

Die Tschö ling-Straße ist mit kleinen Dörfern besetzt, und diese sind dicht bevölkert. Ihr Ansehen ist nicht einladend, da die meisten Häuser aus roten Adobes*) gebaut sind und nur wenige einen weißen Anstrich haben. Die Bevölkerung scheint arbeitsam, aber roh zu sein. Tschönn tschóu besteht aus einer lebhaften Handelsstraße, welche sich als Vorstadt dem Fluß entlang erstreckt, und der eigentlichen Stadt, welche verhältnismäßig tot ist, wie man es so oft trifft. Die Bevölkerung scheint, im ganzen genommen, wenig hinter dem Durchschnitt chinesischer Stadtbevölkerung zurückzustehen; aber es sind darunter eine größere Zahl roher, gefährlich aussehender Individuen,

*) s. o. S. 15.

als man gewöhnlich sieht, und die Leute werden in hohem Grade von der Neugierde geplagt.

Von einem Ausfluge nach der Stadt zurückgekehrt, hatte ich wieder Delegierte von Li ta jin zu empfangen, durch die er mir seine Besorgnis ausdrücken ließ, daß mir bei längerem Aufenthalt unangenehme Exzesse bevorstehen dürften, welchen er nicht zu steuern vermöchte. Große Mengen Volks seien den Tag über im Yamen gewesen, da sie glaubten, daß ich dorthin verzogen sei, und tumultuarische Auftritte seien im Anzuge. Ich konnte die beruhigende Versicherung geben, daß ich meine Abreise ohnehin auf den nächsten Tag festgesetzt hätte. Die Mandarinen dieser Gegend sind, wie es sehr wohl bekannt ist, machtlos gegen das aufgeregte Volk, und wenn sie versuchen, von ihrer Autorität einen zu ausgedehnten Gebrauch zu machen, so kann es ihnen leicht geschehen, daß sie vom Volk überfallen und ermordet werden. Die Stellungen im südlichen Hunan sind daher nicht begehrt und werden gewöhnlich nur als Durchgangsstationen angenommen, indem der betreffende Beamte hofft, dann nach einem höheren Posten versetzt zu werden. Es würde daher bei einer eingehenderen Bereisung dieser Gegend wenig auf Schutz von dieser Seite zu rechnen sein.

24. Januar.

Die Wirtshäuser dieser Gegend sind große Etablissements und die Gastwirte mächtige Personen. Das meinige ist dreistöckig; die Zimmer sind wie Gefängniszellen, jedes hat zwei Pritschen und einen schmutzigen Tisch. Die Bedienung geschah durch zwei Individuen, von denen man sich kaum eine sehr richtige Vorstellung machen würde, wenn man sie mit dem Namen Kellner bezeichnen wollte. Es waren viele Gäste anwesend, und es fiel mir auf, daß mein Wirt noch mehrere andere Beschäftigungen und Erwerbszweige hatte, unter denen ich die Stellung als Reisekommissar noch hervorzuheben haben werde. Er trug einen Knopf und hatte das Recht, für viele Vergehen Strafe auszuüben. Einer der Höfe galt als Gerichtsplatz. Ich sah, wie dort einige Individuen ihre Strafe für einen Diebstahl erhielten, den sie an Waren, welche sie für einen in diesem Gasthaus wohnenden

Reisenden über den Tschö ling-Paß tragen mußten, verübt hatten. Einer kurzen Untersuchung folgte der Urteilsspruch, welcher bei jedem auf 50 Schläge mit dem Bambus lautete. Jeder einzelne versuchte, durch jammervolles Heulen den Strafvollzieher weich zu stimmen und eine sanftere Applizierung des Ratan-Rohres zu veranlassen; dann wurde er bei den Daumen so aufgehängt, daß er nur mit den Zehen den Boden berührte und mithin vollständig hilflos preisgegeben war. Dann erfolgte die Exekution, welche nicht geeignet war, das fürchterliche Geschrei zu vermindern. So kam einer nach dem andern an die Reihe. Es stand eine Menge Personen herum, welche kaltblütig der Szene zuschauten. Man erzählte mir, daß dies hier wegen verschiedener Vergehen beinahe täglich vorkomme.

25. Januar. Heute sollte mir die Macht eines hiesigen Gastwirtes klar werden. Der Tautai hatte mir schon früher gesagt, daß er denselben beauftragen würde, für meine Weiterbeförderung Sorge zu tragen; ich hatte jedoch von dieser Vermittelung Abstand genommen, da mir der Gastwirt Preise nannte, die offenbar viel zu hoch waren. Schon vor Tagesanbruch am nächsten Morgen schickte ich Splingaert nach den an der Rückseite des Gasthauses im Fluß ankernden Booten aus, um eines derselben nach dem Ort Hwang yau ping zu mieten. Er erfuhr, daß der Preis $2\frac{1}{2}$ tiau sei und daß man von dort nach Siang tan ein Boot für 20, 30 und, wenn dasselbe von der besten Beschaffenheit sei, für 40 tiau mietet. Ein tiau sind 1000 Cash. Als er aber den Handel machen wollte und die Bootsleute erfuhren, daß wir im Ta sin tiën (Großes Neues Gasthaus) wohnten, weigerten sie sich mit aller Entschiedenheit, zu gehen, da jeder, der in diesem Hotel wohne, seinen Kontrakt durch den Wirt machen müsse, der einem selbständig gehenden Bootsmann einen schlimmen Streich spielen und dafür Sorge tragen würde, daß derselbe nie wieder eine Beschäftigung erhielte. Wir waren daher wieder gefangen und durchaus darauf angewiesen, uns in vollständig willkürliche Forderungen zu fügen.

Selbst der Mandarin hätte dies nicht verhindern können. Es

gibt nämlich, wie ich schon früher einmal bei Gelegenheit einer Bootfahrt von Hangtschóu erwähnt habe*), an den Orten des lebhaften Handels- und Reiseverkehrs gewisse Personen, welche eine Konzession für die Besorgung der Reisebeförderung haben. Sie zahlen dafür dem Mandarin eine bestimmte Pacht, und es darf dann kein Kontrakt ohne sie gemacht werden. Mein Wirt war einer dieser privilegierten Kommissare, und er mochte wohl einige Macht auf die Mandarinen des Ortes ausüben; denn solche lukrativen Posten werden besonders an Personen verliehen, welche dem Mandarin, der die Stellung zu vergeben hat, früher einen Dienst geleistet haben, z. B. ihm während der Zeit, in der er auf eine Stellung zu warten hatte, Geld vorgeschossen hatten. Der Beamte hütet sich daher wohl, der Willkür des Mannes zu steuern, wenn er sie auch in gewissem Grade einschränken kann. Im vorliegenden Falle vermochten die Emissäre des Tautai nur, den geforderten Betrag für die Fahrt von Tschönntschóu nach Siangtan auf 60 tiau oder 75 Taler herabzusetzen, und nur durch entschiedene Weigerung konnte ich es erreichen, nicht sofort den ganzen Betrag zu bezahlen, sondern nur die Hälfte vorweg und das übrige in Raten.

Es ist durchaus nötig, daß man bei Kontrakten mit Chinesen stets nur einen Teil als Anzahlung gibt und die Ratenzahlung von dem guten Willen der betreffenden Personen einigermaßen abhängig macht. Wie ich nachher erfuhr, behielt der Wirt die volle Hälfte, welche ich eingezahlt hatte, und die Bootsleute hatten mich schon am ersten Tage um kleine Vorschüsse zu bitten, um nur die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Übrigens ist der Kontrakt, den man mit dem Reisekommissar schließt, wohl einer nicht unbedeutenden Mehrzahlung wert, denn er bietet vollständige Garantie für die sichere Beförderung nach dem darin bestimmten Platz, natürlich mit Ausnahme unvorhergesehener Fälle, wie des Überfalles von Räubern, oder der Gefahren, welche aus anderen Quellen entstehen. Gegenwärtig war es mir von

*) s. o. S. 336 ff.

hohem Werte, einen Kontrakt für ein Boot zu haben, welches ich während der Zeit des chinesischen Neujahrs, das in kurzem bevorstand, besitzen konnte; denn in diesen Tagen ist es sehr schwierig, einen neuen Mietskontrakt einzugehen, und es können leicht die unangenehmsten Verzögerungen entstehen.

Wer oft in China reist, wie die Missionare, kennt sehr wohl die Schwierigkeiten, welche dieses Fest dem Reisenden in den Weg legt, und mancher verschiebt seine Reisen um Wochen oder Monate, nur um nicht während jener Tage unterwegs zu sein. Auch hatte ich im gegenwärtigen Fall noch eine ganz andere Besorgnis, welche es mir wertvoll machen mußte, einen Mietskontrakt soweit als möglich stromabwärts zu bekommen. Es war mir ganz klar, daß Tschönn eine rachsüchtige und habgierige Natur war und daß er einen von zwei Wegen einschlagen würde: entweder mir irgendwo auf der Fahrt stromabwärts Verderben zu bereiten oder wieder ein Mittel zu versuchen, um mich in erfolgreicherer Weise, als es ihm bisher gelungen war, auszusaugen. Durfte er auch nur zwei Tage nach mir abreisen, so besaß er doch die Mittel zu einem weit schnelleren Vorwärtskommen im Gedränge, als sie mir zu Gebote standen. — Die Formalitäten nahmen den ganzen Vormittag in Anspruch, und erst um 12 Uhr sah ich mich mit meinem Gepäck auf einem kleinen Boot installiert.

Unmittelbar hinter dem Dorf Schui ka tung ändert sich die Landschaft ganz und gar. Es folgen nämlich wieder die roten Sandsteine, die ich zuletzt südlich von Itschang verlassen hatte. Sie bilden dieselbe Landschaft wie vorher: ein durchschnittenes und durchfurchtes, ganz in flachrunde Kuppen mit senkrechten Abfällen aufgelöstes Plateau von 100—200 m Höhe, äußerst romantisch, aber unbequem zum Wohnen, daher schwach bevölkert. Oft sieht man ein Dorf eine flache festungsartige Höhe krönen, die nach drei Seiten senkrecht abstürzt. Der Fluß windet sich eng zwischen Sandsteinwänden hindurch. Es war dunkel, als ich die Einmündung des Tung kang hŏ in den Lui hŏ und 5 li weiter das Dorf Hwang yau ping erreichte. Den ganzen Tag hatte es geregnet, und es setzte jetzt so fort. Das düstere

Wetter, das jede Fernsicht verhinderte, hat seit Itschang seinen Einfluß auf meine Karten bemerkbar gemacht: ich kann nur noch den Weg selbst nach dem Kompaß verzeichnen, aber weder Richtungslinien nach fernen Punkten noch entlegene Gebirge aufnehmen. Hier quartierte ich mich auf das schon vorher gemietete größere Boot um. Ein unbequemeres habe ich noch nicht gehabt: es ist groß, aber als Frachtschiff eingerichtet, mit niedrigem rundem Mattendach und wenig Zulaß für Licht, wenn auch die Luft sehr frei hindurchstreicht.

26. Januar.

Der Fluß hat weiterhin einzelne Stromschnellen, aber sie sind nicht gefährlich, da sie nicht felsig sind. Die Ufer sind romantisch: lange rote Mauern wechseln mit abgelösten Pfeilern und reich bewachsenen Schluchten. Eine besondere Eigentümlichkeit des hiesigen Sandsteins ist, daß er zuweilen in einer Mächtigkeit von 20—30 m gar keine Schichtungsebene zeigt. Wird dann die zunächst darunter gelegene weichere Schicht ausgewaschen, so lösen sich von dem oberen Gestein große schalige Massen ab, und es entstehen in dieser Weise ausgedehnte überhängende Felsmassen, deren untere Seite wie der übrig gebliebene Teil eines durchschnittenen Riesengewölbes aussieht. Solche Stellen werden mehrfach von armen Leuten bewohnt, die sich hier, vor Regen geborgen, mit wenig Material eine Hütte gebaut haben, die sie auch vor dem Winde schützt. Man sieht manchmal hoch oben am Abhang unter überhängendem Felsgewölbe eine ganze Reihe solcher Hütten stehen. So groß der Reiz des Rotsandsteingebietes für den Touristen sein würde, ist es doch ein dünnbevölkertes, wenig produzierendes Land. Urwüchsige Vegetation bekleidet üppig die unzugänglichen Schluchten und sprießt aus jeder Fuge der Schichtebenen an den senkrechten Felswänden hervor, aber der künstliche Anbau beschränkt sich auf weniges außer Bambus.

27. Januar.

Der heutige Tag brachte mich ganz in das Kohlenfeld von Hunan hinein, das offenbar eine bedeutende Ausdehnung hat. Das Land ist hier hügelig, die Hügel sind mit natürlicher und künstlicher Vegetation bedeckt. Der Weg führt in einer Talschlucht aufwärts an terrassierten

Reisfeldern entlang bis zu den Kohlengruben, die am Anfang der Schlucht etwa 75 m über dem Fluß gelegen sind. Der schmale Fußpfad war von Kohlenträgern belebt, aber trotz des bedeutenden Transports hat man es doch niemals für nötig befunden, einen Weg anzulegen, auf dem die ab und zu gehenden Leute mit ihren Körben einander ausweichen könnten.

Bedeutender als alle anderen bisherigen Kohlenplätze ist Taukiu am rechten Ufer, ein langes schwarzes Dorf, das ganz aus Kohlen-Hongs besteht. Eine große Masse von Kohle aller Größen lagert hier, und es sind wohl 80 Schiffe, die meist nach Hankóu laden. Ich begegnete heute einer unerwartet guten Behandlung von Seiten der Leute: wiewohl sie große Neugierde zeigten, verhielten sie sich doch ganz ruhig. Dennoch war die geologische Beschäftigung mit Schwierigkeiten verbunden. Wir fanden nämlich bei den Gruben einen an Pflanzenresten reichen Kohlenschiefer. Es war nicht viel davon vorhanden, und wir konnten nur wenig gute Stücke finden. Das größte Hindernis aber war der Andrang der Leute, und ich mußte mich daher mit einer kleinen Ausbeute begnügen. Es war einer jener Fälle, wo man nach der ersten Überraschung dem weiteren Eindruck des Verdachtes, den die Leute von solchem Besuch gewinnen, nicht Raum lassen darf, sondern vorwärts eilen muß, um wieder andere zu überraschen u. s. f., bis man seinen Weg zurückgelegt hat.

28. Januar. Heute trafen wir wieder eine sehr schlechte Bevölkerung, die uns mehr als einmal gefährlich zu werden drohte und jede Frage mit einer Lüge beantwortete; die Tiefe der Kohlenschächte z. B. war stets 1—3 li (500—1500 m). Die Qualität der Kohle ist indes so gering, daß ich richtige Angaben wenig vermißte. Bei einem Versuchsschacht, der erfolglos geendet war, fand ich blaue und graue Tone mit einer reichen und mannigfaltigen Fauna kleiner Zweischaler und Schnecken: marinen Formen. Das Sammeln geschah unter den allergrößten Schwierigkeiten, da eine dichte Volksmenge uns umstellte, welche glaubte, wir hätten etwas von Geldwert gefunden. Durch einen langen Spaziergang bergauf und bergab wurde ich die Gesellschaft los, aber eine

neue war bereits formiert, als ich zu dem Ort zurückkam. Dennoch nahm ich etwa 100 kleine Stückchen mit, die allerdings großenteils dem Zerbrechen nahe waren. Der Rückweg nach dem Boot wurde uns sehr sauer gemacht, und wir mußten alle uns bekannten Mittel anwenden, um Handgreiflichkeiten abzuhalten. Man erhielt sonst zuweilen bei dem schlechtesten Empfang den Eindruck, daß die Leute nach einigen Tagen an uns gewöhnt und mit uns befreundet werden würden. Hier, wie an wenigen anderen Orten zuvor, hatten wir das Bewußtsein, daß sie uns immer feindlich gegenüberstehen würden, da wirklich schlechte Individuen zahlreich sind.

29. Januar.

Diese Strecke des Flusses ist außerordentlich gewunden: die beiden Endpunkte der heutigen Reise sind zu Lande nur 25 km entfernt, zu Wasser ist die Entfernung ungefähr $2\frac{1}{2}$ fach. Auch oberhalb Lui yang ist der Fluß sehr gewunden, aber in geringerem Maß. Die chinesische Karte gibt die Position der Hauptorte annähernd richtig an, aber meine frühere Wahrnehmung des gänzlichen Mangels an Richtigkeit im Detail erweist sich ganz besonders an diesem vielbefahrenen Fluß abseits vom Yangtszĕ: er ist in beinahe ganz gerader Linie gezeichnet. — Die Gegend verflacht sich jetzt mehr und mehr.

Als wir eine Stunde anhielten, trat plötzlich ein Ereignis ein, dem ich als möglicherweise bevorstehend längst entgegengesehen hatte. Die großen Haufwerke schöner Kohle lockten mich zu einer Besichtigung. Mein Boot legte als äußerstes im Fluß hinter einer dichten Reihe von Kohlenbooten an. Über alle diese hinweg gingen wir an Land und fanden kein Hindernis, zu sehen, was wir beabsichtigt hatten. Wir fragten einen der Kohlenverkäufer nach verschiedenen näheren Umständen, die er uns zum Teil mitteilte, und gingen dann an Bord zurück. Der ganze Besuch hatte ungefähr eine Viertelstunde in Anspruch genommen. Meine Leute lösten das Boot ab. Als sie eben damit fertig waren, kam eine Bande roher Gesellen, geführt von dem am schlimmsten aussehenden Individuum, das mir in China begegnet war, und stürzten mit langen Stangen und Messern in ihren Händen über die andern Boote hin. Meine Leute wurden bleich vor Entsetzen.

Da sie eben fertig waren, konnten sie genau in der richtigen Sekunde abstoßen, als der Führer eben seinen Fuß an Bord meines Bootes setzen wollte. Er stampfte mit den Füßen und stieß die wildesten Drohungen aus, als er sah, daß wir ihm entgangen waren. Meine Bootsleute bebten vor Angst. Schon vorher, als wir an Land gegangen waren, um die Kohlen anzusehen, waren Drohungen: „Schlagt die fremden Teufel tot!“ und andere mehrfach gefallen. Aber dies hatte gewöhnlich nicht viel zu bedeuten und würde keinen Eindruck hinterlassen haben, wenn nicht diese determinierte Attacke erfolgt wäre, welche unzweifelhaft zu einer fatalen Katastrophe geführt hätte, wenn wir nicht eben abgestoßen wären. Die Befürchtung meiner Bootsleute, daß jene Gesellen nachkommen könnten, teilte ich nicht, da sie wohl wußten, daß wir jetzt auf einen Angriff vorbereitet sein würden.

Im Augenblick, als die Attacke geschah, war mir der ganze Sachverhalt klar. Der Ort war von mehreren Reisenden gewählt worden, um das Neujahrsfest hier abzuwarten. Ich vermutete, daß Tschönn darunter sei, und richtete an meinen Boy die einfache Frage, ob er ihn gesehen habe, und dieser sagte sofort, er sei hier und er habe ihn gesprochen. Die Art und Weise, wie er seine Rachepläne ins Werk setzte, war genau diejenige, die ich erwartet hatte. Wir fuhren noch weiter hinab bis tief in die Nacht nach dem Dorfe Siau tschangkóu, wo meine Bootsleute baten, das Neujahrsfest verbringen zu dürfen, für dessen Feier sie zwei freie Tage beanspruchten. Sie hatten sich eine kleine Unwahrheit erlaubt, denn ich hatte den Wunsch ausgesprochen, das Fest an einem Ort zu verbringen, von dem aus ich Kohlengruben besuchen könnte, da ich von einer ruhigen Untersuchung an Feiertagen, wo keine Arbeiter zugegen sind, die ersehnten Resultate in betreff des Alters der Kohle zu erlangen hoffte. Die Leute sagten einstimmig, daß in Siau tschang kóu noch eine große Niederlage sei und Kohlen in geringer Entfernung gegraben würden. Dies erwies sich als eine Unwahrheit, und der Grund, weshalb sie hierher gefahren waren, war der, daß die meisten Leute hier zu Hause waren

und das Fest mit ihren Familien zu verbringen wünschten. Nach der soeben berichteten Erfahrung wäre allerdings der letzte Kohlenort zu einer ruhigen Untersuchung wenig geeignet gewesen, und ich war ganz zufrieden, die beiden Tage an einem stillen Platze zu verbringen, an welchem meine Bootsleute ihren Einfluß ausüben und ihre in Bezug auf unseren Charakter gewonnene Erfahrung ihren Landsleuten mitteilen konnten.

Wir lagen hier am 30. Januar, dem letzten Tag des alten, und am 31. Januar, dem ersten Tag des neuen chinesischen Jahres. Hier ist es ruhig und still, bis auf das Neujahrsfeuerwerk. Wir machten zwei Jagdausflüge und haben uns schon mit der Bevölkerung befreundet. Es liegen hier an hundert Frachtschiffe über Neujahr, da ein bedeutender Teil der Bootbevölkerung des Flusses aus diesem kleinen Ort und den nächsten Dörfern stammt. Leider verliere ich die schönsten Tage, die in dieser Jahreszeit nicht gerade häufig sind. Es ist heller Sonnenschein, und mittags war die Temperatur der Luft 19° C. Schon aber fällt das Barometer stark, und die Weiterreise wird kaum bei so herrlichem Wetter stattfinden.

30./31. Januar.

Für die Paläontologie von China verspricht das südliche Hunan eins der reichsten Gebiete zu werden. Mein Nachfolger wird eine große Ernte halten können, und ich kann es nicht genug bedauern, daß ich sie nicht selbst eingeheimst habe. Aber wenn ein Mann sich Unter den Linden in Berlin auf den Kopf stellen wollte, so würde er nicht eine größere Menschenmenge um sich versammeln als der Geolog, der an der großen Straße von Itschang und Tschönn tschóu Versteinerungen klopfen wollte. Doch während sie in ersterem Fall harmlos sein würde, wäre der Geologe den ärgsten Insulten und Gefahren ausgesetzt. Kennt man die Tatsache von dem Vorkommen der Versteinerungen vorher und ist nicht gerade durch das Neujahr gepreßt, so kann man sich für das Sammeln einrichten. Es kommt immer wieder darauf hinaus, daß ich nur Fingerzeige für meinen Nachfolger geben kann!

Das chinesische Neujahr ist, wie ich schon bei einer früheren

Gelegenheit bemerkte,*) ein großes Volksfest, von dem die ganze Bevölkerung monatelang im voraus spricht wie kleine Kinder von Weihnachten. Kommt es dann, so zeigt sich die ganze Genügsamkeit dieser Leute. Das herrlichste Wetter begünstigte diesmal das Fest, allein dies kommt hier kaum in Betracht, da die Leute fast sämtlich in ihren Häusern bleiben oder nur auf den Straßen der Dörfer und Städte herumgehen. Landausflüge uud Picknicks, an denen die Bewohner von Japan sich so besonders erfreuen, gibt es in China nicht. Das Hauptvergnügen scheint in dem Feuerwerk zu liegen. Besondere Vorbereitungen werden auch hinsichtlich der äußeren Erscheinung gemacht. Man wirft sich in die besten Kleider, und wer keine hat, mietet sie aus dem Leihhaus. Am Tage vorher wird ganz China rasiert und 400 Millionen Zöpfe geflochten. Es herrscht allgemeine Freude, alles wirft die Schulden ab, man ist freundlich gegen jeden, denn Streitigkeiten am Neujahr sind verpönt. Man gibt jedem Armen, der sich meldet, ein Almosen, wenn es auch nur ein Kupfercash oder einige Körner Reis sind. Am Abend zündet man Lampen an, so viele man irgend besitzt, knallt Feuerwerk ab, verbrennt Papiere, räuchert mit Sandelholz und feiert eine festliche Mahlzeit in der Mitternachtsstunde.

Auch meine Leute machten all dies in der üblichen Form mit. Einige Pfund Schweinefleisch, zwei Hühner, ein Salzfisch, etwas Gemüse und Branntwein, zum Dessert geröstete Bohnen, Melonen und Weizenkörner bildeten, nachdem alles vorher dem Tsching pu sa**) in gebührender Weise präsentiert und wieder von ihm hinweggenommen war, die Leckerbissen ihrer Mahlzeit. Ihr Wohlbehagen gab sich so deutlich zu erkennen, daß ich davon aufwachte, da ich träumte, eine Gesellschaft kleiner Schweinchen füttere neben mir mit jenem besonderen Geräusch, das Mutter Natur ihnen als Merkmal zuerteilt hat. Der Chinese weiß dasselbe in überraschender Naturtreue nachzuahmen und hält dies, wenn er bei anderen eingeladen ist, für eine besondere Artigkeit, da er damit sein Behagen an der Mahlzeit zu er-

---

*) s. o. S. 127.

**) s. o. S. 327.

kennen gibt. Die meisten von der Mannschaft waren während der Nacht zu den Ihrigen gegangen, die sie zum Teil seit einem Jahre nicht gesehen hatten; dennoch beeilten sie sich während des ersten Tages keineswegs, von Bord zu gehen, sondern strolchten erst am Abend nach den fern gelegenen Dörfern, und am Morgen waren bereits alle wieder zurück, während sie doch bis zum zweiten Morgen hätten ausbleiben können. Es schien also doch mehr Konventionelles in dem Besuch ihrer Familien zu liegen und keineswegs ein besonderer Zug sie zu demselben zu treiben. Aus solchen Erscheinungen läßt sich schließen, daß die chinesischen Familienbande, so viel auch darüber geschrieben worden ist, ein verborgenes Kapitel sind. Am Neujahrstage regalierte ich meine Leute mit einem Diner, welches für den Gesamtpreis von 3 Talern beschafft werden konnte. Sie waren selig in dieser Wiederholung des Festessens und sichtlich zufrieden mit der Art, in der sie dieses Neujahr gefeiert hatten.

Wenn man diese Genügsamkeit, Zufriedenheit, Nüchternheit, Arbeitsamkeit und so viele andere Eigenschaften, die nur den besseren Teil der europäischen Landbevölkerungen zieren, sieht, so kann man sich kaum erklären, wie doch daneben das ganze Volk voll Lüge steckt. Besonders auf dieser Reise gab es ganze Tage, an welchen ich nicht eine einzige wahre Antwort auf viele Fragen erhalten habe! Jedes Wort wird nach dem Geldinteresse abgewogen, und Essen und Trinken bilden die ganze Denksphäre dieser Leute. Die beste Neujahrsgratulation ist: Fa tsai pa, d. h. „Werde reich", und dies ist auch überall derjenige Gruß, durch welchen man sich bei dem gewöhnlichen Volke am leichtesten Freunde machen kann.

So anmutig dieser Teil von Hunan in landschaftlicher Hinsicht wirkt, ist er doch keineswegs ein reiches Land. Selbst die Dichtigkeit der Bevölkerung ist für China als gering zu bezeichnen. Bei weitem das wichtigste Produkt ist die Steinkohle, durch ihre Lage an einem schiffbaren Fluß und durch die leichte Verbindung mit sehr volkreichen Gegenden. Außerdem produziert das Land viel Öl, und zwar Tung-Öl, und ein anderes, das sie Tscha yóu nennen. Der Strauch, von

dem es kommt, ist nach Blüte, Frucht und Blatt mit der Teepflanze sehr nahe verwandt.*) Ob dies aber das sogenannte Tee-Öl ist, weiß ich nicht. Schon bei Schau tschóu sah ich einzelne Pflanzungen; bei Tschönn tschóu und von da hierher sind ganze Hügel damit bedeckt, bei Tschönn tschóu neben Teeplantagen. Besonders scheint der Strauch den roten, sandigen und tonigen Boden zu lieben. Der Tung-Baum steht daneben, aber weit sparsamer. Der Alluvialgrund bildet nur einen kleinen Bruchteil der Bodenfläche, außer ihm sind noch die Schluchten zu Reisfeldern terrassiert; aber auf den Hügeln ist kein Feldbau, und Hunderttausende von Ackern Landes produzieren nutzlos den schönsten Graswuchs. Wenn einmal Eisenbahnen und Fabriken einem großen Teil der jetzigen Bevölkerung den Broterwerb nehmen werden, wird in der Benutzung der jetzt brach liegenden Flächen das Feld für eine neue Beschäftigung dieser Leute gegeben sein.

Der Schiffahrtsverkehr auf dem Lui hŏ ist groß. Ich zählte die Anzahl der Schiffe erst an den untern Orten, wo zuweilen 150 bei einem Dorf lagen. Die Gesamtzahl, welche ich gesehen habe, ist mit 1500 gering angegeben. Es gibt wesentlich zwei Arten von Booten, zu 300 und 600 Pikul Last. Der sämtliche Verkehr geht nach Siangtan. Es wird Kohle hinabgeführt, Öl und Tee gehen nach Canton; aber von der ungeheuren Masse der Güter, welche nach Siangtan kommen, geht fast nichts in diese Gegend. Die Rückfracht besteht meist aus Waren, die nach Kwangtung gehen, besonders pharmazeutischen Kräutern aus Sz' tschwan. Industrie scheint gänzlich zu fehlen: außer einigen Eisenhütten habe ich keinerlei Art von Fabrikation gesehen.

1. Februar. Ich hatte heute viel Verdruß, ehe ich meine Leute zur Arbeit brachte: sie hatten sich auf noch einen Feiertag gefaßt gemacht, und nur einzelne erschienen, schlaftrunken von einer halbdurchwachten und durchtrunkenen Nacht. Die Fahrt auf dem Lui hŏ war langsam, da es viele, sandige, seichte Stellen gibt, auf denen jedes Boot mehrere Male aufsitzt; doch ist es immer leicht, wieder loszukommen. Am Ausfluß des Lui hŏ liegt ein Dorf und eine Zollstation; er mündet recht-

*) Der Strauch ist die Camellia sassanqua (chinesisch: Tscha méi ha).

winklig in den viel größeren Siang kiang, an dem nur 2 km aufwärts am linken Ufer die Stadt Höng tschóu fu liegt, durch eine dicke Pagode bezeichnet. Der Wind hat in diesen Tagen allmählich nach S gedreht. Auf dem Lui hŏ war dies von keinem Nutzen, da man bei der Fahrt stromabwärts wegen seiner Untiefen keine Segel setzte; um so mehr kam er zu statten, als wir um 12 Uhr in den großen Fluß einliefen.

Dr. Dickson, der diese Reise früher (1861) gemacht hat, gibt an, daß er bis 500 km oberhalb des Tung ting-Sees Wassertiefen von mindestens 3—4 m gefunden habe, und schließt daraus, wie es scheint, daß Dampfschiffe so weit aufwärts gehen können. Ich weiß nicht, welchen Fluß er von Höng tschóu fu aus aufwärts ging. Der Lui hŏ ist jedenfalls für Dampfschiffe ganz unpraktikabel. Auf dem Siang-kiang fand ich heute meist Tiefen von 2 $^1/_2$—3 $^1/_2$ m, aber es gibt Untiefen von 1 $^1/_2$ m, die sich quer über den ganzen Strom erstrecken. Dickson soll im Mai hier gewesen sein, dann ist es allerdings anders: Mai, Juni und Juli sind die Monate des höchsten Wasserstandes. Die Bootsleute sagen, was unglaublich scheint, daß das Wasser dann bis zur Höhe der Uferbänke hinanreiche; diese aber sind am Lui hŏ 7 $^1/_2$ und an diesem Fluß 9 m hoch. Während der anderen 5 Monate soll das Wasser klein sein, manchmal noch bedeutend kleiner als jetzt. Auch der Siang kiang ist stark gewunden und ebenso wie der untere Teil des Lui hŏ von Hügeln aus Rotsandstein und Alluvialboden eingefaßt.

3. Februar.

Ich durchfliege diese Gegend, da sie abgesehen von ihrer allgemeinen Konfiguration und der Verteilung der Formationen, die in großen Zügen angeordnet sind, wenig Interesse bietet; erst eine ausgedehntere Aufnahme würde ein weiteres Interesse erschließen. Am Fluß selbst ist nur Hügelland; in geringerer Entfernung westlich und östlich sind einzelne Berggruppen, die 350—450 m aufragen; nur der Höng schan dürfte wenigstens 750 m hoch sein. Die chinesische Karte gibt diesen Berg als einen sehr hervorragenden Gipfel an, wahrscheinlich weil er einer der Heiligen Berge von China ist. Schon im frühesten Altertum wird dieses Berges Erwähnung getan; damals existierten vier Heilige Berge nach den vier Himmelsrichtungen,

denen später ein in der Mitte gelegener, der Sung schan oder Mittelberg, hinzugefügt wurde. Die Kaiser mußten, wie wir aus den mehr als 2000 Jahre v. Chr. datierenden Urkunden ersehen, in bestimmten Zeitintervallen ihre Reisen nach den vier Bergen machen, um dort zu opfern. Dieser religiöse Kultus war aber wohl nur ein Vorwand zu politischen Zwecken, denn es wurde mit der Inspektionstour die Huldigung der Vasallen verbunden, welche sich an diesen heiligen Orten zu versammeln hatten. Sie gaben dann den kostbaren Stein, welchen sie als Zeichen der Belehnung trugen, dem Kaiser zurück, welcher ihn dann wieder an sie überreichte. Der Höng schan war der Südberg; doch dürfte es keineswegs als ganz sicher gelten, daß es dieser Berg in Hunan gewesen ist; denn nichts deutet darauf, daß damals schon die Herrschaft des Kaisers sich in die Gegend südlich vom Tung ting-See erstreckte. Es wohnten hier Barbaren, die nur allmählich unterworfen und tributpflichtig gemacht wurden, und es scheint, daß erst in weit späterer Zeit die chinesische Rasse von diesem Gebiete Besitz ergriffen hat. Die Sage hat jedoch diesen Berg in so fester Weise als den Heiligen Berg des Altertums überliefert, daß er diesem Umstand noch seinen heutigen Ruf und Namen verdankt. Dieser Zug ist, wie es scheint, allseitig isoliert und ragt aus einer Umgebung von niederem Hügelland auf.

Höng schan hsiën ist nur in einer Reihe von Häusern am Fluß sichtbar, unter denen viele mit geschwungenen und verschnörkelten Dächern sind. Es scheint kein Handelsplatz zu sein, auch liegen hier nur einige wenige Schiffe; doch soll es berühmt sein wegen der vielen gelehrten Leute, die von hier stammen. Auch erzählen die Bootsleute, daß hier vor Zeiten ein Kaiser gestorben sei. Die Stromtiefe war heute sehr ungünstig. An manchen Stellen ist das Flußbett klippig; es sind dann Bambusstangen festgeankert, die den schiffbaren Kanal bezeichnen. Auch sandige Untiefen von nur 3—4 Fuß Wasser sind mehrfach vorhanden. Die Strecke ist für Dampfschiffe ganz unbrauchbar.

Bei dem ansehnlichen Dorf Kü tsiën steht auf einem Kalkberg ein schu yuan („Büchergarten“) oder Kollegium für Examinations-

Kandidaten; sie werden hier für das Examen in Tschangschafu vorbereitet. Kalkstein steht hier nur am Fluß an und ist mit roter Erde bedeckt. Auf diesem roten öden Hügel erheben sich die weitläufigen mit einer Mauer umgebenen Baulichkeiten: mehrere lange Häuser, durch Hofräume getrennt, vorn zwei elegante Tore, die aber verschlossen waren. Es sollen weit über hundert Zöglinge hier sein, und doch war nicht ein Mensch zu sehen. Das Institut wurde vor zwanzig Jahren gebaut. Für Gartenanlagen hat man wenig getan; es stehen oben nur zwei Gruppen dunkler Cypressen. Der Blick von dem Hügel über den gewundenen und belebten Strom, über das weite Hügelland und den Höngschan in der Ferne kann wohl für vieles entschädigen. Ich würdigte diesen Genuß vollkommen; denn ich genoß hier einen der schönsten Sonnenuntergänge, die ich in China gesehen habe: mit so grellem Feuerwerk, daß Hildebrandt's Farbentechnik nicht ausgereicht haben würde.

4./5. Februar.

Der erwartete Umschlag des Wetters ist in aller Stärke eingetreten: am 3. noch fliegende Fahrt bei fast heiterem Himmel und einer Temperatur von 23° C. zu Mittag; die beiden folgenden Tage langsame Fahrt bei Nordwind, der kalt blies. Gestern Abend herrschte Windstärke 8, die zu frühzeitigem Ankern dicht vor Siangtan nötigte; heute sogar Eis und heftiger kalter Nordwind, der uns nicht erlaubt, vorwärts zu gehen! Die Unannehmlichkeit eines Hunan-Kohlenschiffes macht sich nun in vollem Maße geltend. Der Wind streicht hindurch, und die Kälte ist sehr empfindlich. Ein Kohlenfeuer dient nur dazu, die Hände warm zu halten. Das Boot ist mit Matten überdeckt, und ich schreibe jetzt um 11 Uhr vormittags bei Licht, das ich nur durch allerlei Vorsichtsmittel brennend erhalten kann. Die wichtigsten Provisionen sind ausgegangen, da ich auf Ankäufe in Siangtan rechnete, und wir sind auf Lazarettkost gesetzt. Dazu eine flache, uninteressante Gegend, und nicht einmal die Möglichkeit, an den niederen sandigen Ufern zu landen, da das Boot im Strom ankert!

Die Gegend behält den Charakter eines Hügellandes mit Alluvialflächen und ist recht anmutig, da die Hügel mit Pflanzenwuchs,

z. T. Sträuchern und Bäumen in Pflanzungen, bedeckt sind. Das ebene Land ist fruchtbar und der Boden nicht mehr sandig wie weiter südlich. Reis ist noch nicht gesät, Raps hat eben seine Blätter entfaltet; von Baumwolle und Tabak sieht man noch die alten Pflanzen: das Feld ist noch nicht wieder bestellt. Das Land ist stark bevölkert, große Dörfer an den Ufern des Flusses mehren sich an Zahl. Hier und da sieht man den Landsitz eines reichen Mannes. Dies ist für diese Gegend charakteristisch: wie die Wohnungen überhaupt mehr zerstreut sind als in den meisten andern Gegenden, so bauen sich auch die Reichen ihre Häuser nicht in den geschlossenen Dörfern, sondern nach Art der Villen zwischen den Hügeln, am Ausgang einer Schlucht oder am Abhang selbst zerstreut.*) Bei jedem Grundstück sieht man einen größeren Baumgarten, um das Haus selbst einen dichten Hain von Bambus und Cypressen. Die Häuser sind hübsch, verhältnismäßig gut gebaut und haben eine prätentiöse Front mit Inschrift nach dem offenen Land gerichtet. Blumengärten oder Parkanlagen sah ich nicht. Die höheren Berge sind nun ganz verschwunden: nichts als Hügel, die kaum höher sind als 150—200 m, meist aber nur 30—50 m. Die Hausindustrie, nächst dem Ackerbau, ist Kalkbrennerei. Eine außerordentliche Masse gebrannten Kalks wird nach den unteren Gegenden geführt, hauptsächlich zur Düngung der Felder. Das Geschäft muß guten Gewinn abwerfen, wenn man nach dem ungemein wohlhäbigen Aussehen der kalkbrennenden Dörfer schließen darf. Als Brennmaterial dient Reisig und Lui yang-Kohle.

6. Februar.

Der Wind legte sich etwas, und wir machten nachmittags die kurze Fahrt bis Siang tan. Links von dem vorigen Ankerplatz mündet am linken Ufer der I schui, ein 60—70 li aufwärts durch kleine Boote fahrbarer Fluß, bald darauf der Siang siang hŏ, ein größerer Fluß, der bis hoch hinauf schiffbar ist. Dann beginnt die lange dichte Häuserreihe von Siang tan am linken Ufer; sie ist wohl 3 km lang, und es liegen hier Tausende von Schiffen. Wir schlossen das Boot, um kein Aufsehen zu erregen, allein es half nichts. Schon waren Wachen aufgestellt, die wohl 36 Stunden auf uns gelauert haben mußten.

---

*) Vgl. dagegen S. 190.

Tschönn war uns nämlich vorausgeeilt und vorgestern hier angekommen. Ich hatte das befürchtet und erwartete für diesen Fall seine Rache durch einen Anfall des Pöbels auf mein Boot. Allein, die Habsucht hatte bei ihm über den Rachedurst gesiegt. Er hatte uns bei einem ihm befreundeten Sz'tschwan-Hong angemeldet, dessen Vertreter uns erlauerten und an Bord kamen, um uns Wohnung in ihrem Hong und ihre Dienste anzubieten. Sie waren indes auch nicht geheim genug gewesen, und wie Piraten schossen nun aus allen Winkeln Boote heraus mit Passagieren, die uns sehen wollten. Der Pöbel wurde draußen gehalten, nur Kaufleute usw. in das Boot gelassen. Ich ankerte weit unterhalb des lebhaftesten Teils der Stadt, aber bald wurde das Gedränge dennoch zu groß. Ich schickte meine Karte zum Mandarin des hsiën, um eine Wache zu erbitten, er war aber abwesend in Tschangscha zur Neujahrsgratulation beim Futai*). Ich fuhr daher nach der gegenüberliegenden Seite, aber es wurde nicht viel besser. Bald jedoch erschienen vier Offiziere, die Befehlshaber der hiesigen Besatzung von 400 Mann, die sich bald sehr gemütlich an Bord fühlten.

7./8. Februar.

Der Aufenthalt in Siangtan verfloß nun sehr angenehm — wenn man diesen Ausdruck überhaupt für chinesische Gesellschaft gebrauchen darf —, soweit es die persönlichen Verhältnisse betraf. Schon gestern früh kam ein Offizier, Mandarin vom wasserhellen Glasknopf, um persönlich unsern Schutz zu übernehmen, und er hat sich als Freund bewiesen, wie wir noch keinen bessern unter den Chinesen getroffen haben. Frei von allem präsumptiven Benehmen wie von der gewöhnlichen Neugier, Habgier und Schwindelei, hat er uns in jeder Beziehung Dienste geleistet und ist jetzt Gast in meinem Boot, dem er mit seinem Kanonenboot das Ehrengeleit gibt.

Die erste Sorge war gestern das Mieten eines anderen Bootes, da bei Kälte und Wind das bisherige sehr unbequem geworden war.

*) Futai = Gouverneur der Provinz, Mandarin vom zweiten Rang. Eine Übersicht über die Rangstufen der Verwaltungseinheiten und ihrer Beamten gab Richthofen in seinem „Schantung" (Berlin 1898) S. XXIII f.

Ein großer Kasten mit vielen Zimmern legte an unser Boot an: die bescheidene Forderung nach Hankóu war 100 Dollars; nur unserm Freunde verdankten wir die Reduktion des Preises auf 43 Dollars. Die Umquartierung wurde besorgt, und ich richtete mich sehr komfortabel ein. Das Hauptzimmer ist 15×12 Fuß groß und 7 Fuß hoch; dazu kommen noch drei Zimmer, Kochraum und Wohnung des Lauda mit Familie. Als meine Bootsleute unverschämte Nachforderungen machten, schlug mein Freund einen Vergleich vor, den ich sofort befriedigte; und als sie dann noch nicht nachgeben wollten, ließ er sie einfach beim Zopf nehmen und wollte sie zum höheren Mandarin führen lassen, was ich durch meine Fürsprache verhinderte. Er besorgte uns die Wechselung des Silbers, Einkäufe usw. — alles besser und billiger, als es sonst möglich gewesen wäre, und zeigte durchweg eine bei den Chinesen beispiellose Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit. Unser Boot lag längsseits seines Kanonenboots, und niemand belästigte uns. Wir empfingen nur, wen wir wünschten. Anstatt uns, wie es sonst immer geschehen war, von dem Besuch der Stadt abzuraten, wandte er Beredsamkeit auf, um uns dazu zu bewegen, allerdings in chinesischer Kleidung. Ich willigte nicht ein, da man an solchem Platz nur Kaufläden sieht und doch wegen der Menschenmenge nichts genau betrachten kann. Solches Herumgehen ist vollkommen nutzlos. Informationen konnte ich ungestörter an Bord empfangen. In der Nacht okkupierte er mit seinem Faktotum, einem jungen tüchtigen und grundehrlichen Burschen, eines meiner Zimmer. Heute dauerten seine Dienste fort. Das große Ansehen, das er genießt, hält jede Störung fern. Dennoch verschmähte er nicht, mein Silber zum Wechseln — über den Kurs und mit höherem Gewicht, als meine Wage angab! — zu bringen und selbst eine Ladung von Kupfer-Cash über seiner Schulter herbeizutragen, etwas Unerhörtes für einen Mandarin. Er brachte auch heute seine Jungen im besten Anzug, die ich beschenkte. Endlich begleitete er mich mit seinem Kanonenboot, wenigstens bis Tschang scha. Vor der Abfahrt schickte ich meine Karte an seinen nächsten Vorgesetzten, den ersten Militär-

mandarin von Siang tan. Heute abend kam dessen Sohn, ein 20 jähriger Mandarin-Kandidat, im feierlichen Anzuge an Bord: er war von seinem Vater in einem besonderen Kanonenboot nachgeschickt worden. Jetzt habe ich das Zimmer voll von Soldaten und Offizieren. Nirgends hatte ich ein solches Entgegenkommen weniger erwartet als in dem verrufenen Hunan.

Siang tan ist ein sehr großer Ort: das Häusermeer erstreckt sich am Fluß 5—6 km weit. Man gibt mir 20 li als die Länge, 5 li als die Breite der Stadt an. Zuletzt folgt das hsiën mit der Mauer und mehreren Toren. Hier ist kein Handel mehr: er konzentriert sich in den langen südlichen Vorstädten, wo auch die Tausende von Schiffen liegen. Meine Gäste geben die Zahl der Einwohner auf 100 móu (1 Million) an, und dies wird wahrscheinlich nicht viel überschätzt sein, wiewohl Hankóu mit Han yang und Wu tschang als größer bezeichnet wird. — Die Fahrt den Fluß hinab bot nichts mehr von Interesse. Das linke Ufer ist flach, das rechte ist Terrasse, 25—30 m hoch, aus schwach geneigten weichen roten Sandsteinen bestehend. Ein wenig außerhalb der Stadt ist ein Confucius-Tempel; Confucius gilt hier als der Erfinder des Papiers.

9. Februar.

Der Siang kiang ist hier ein großer und breiter, aber einförmiger Strom. Die Uferbänke sind 10 m hoch. An ihrem Fuß beginnen auf beiden Seiten Verflächungen von Lehm, Sand und Schotter, die jetzt breit sind. Der Fluß ist daher meist an den Seiten seicht, in der Mitte tiefer, aber es gibt auch Stellen, wo das Wasser in der ganzen Breite seicht ist. Dampfer können hier in dieser Jahreszeit nicht fahren. Indes verraten die lehmigen Absätze im Fluß, daß der Tung-ting-See bei hohem Wasser sich bis hier hinauf als ein Arm erstreckt wie der Po yang-See nach Lo ping.*) Wahrscheinlich verdankt Siang-tan seine Lage diesem Umstande. Das Gefälle des Wassers ist sehr gering; mit 3 Zoll pro Seemeile ist es wahrscheinlich nicht unterschätzt, wohl eher das Gegenteil.

---

*) s. o. S. 291.

10. Februar. Mein Boot liegt am linken Ufer gegenüber dem Haupttor von Tschang scha. Der Tag verging mit Kleinlichkeiten. Mein Offizier Tschü hatte nur bis hierher das Recht, mich zu begleiten. Seine in meiner chinesischen Erfahrung beispiellose Ehrlichkeit und Gutmütigkeit bei gutem Verstand und Mutterwitz hat uns zu guten Freunden gemacht, und es war beiderseitiger Wunsch, daß er uns bis Hankóu geleiten sollte. Dies war Sache des Futai, und ich war nahe daran, diesem meine Aufwartung zu machen, um es durchzusetzen. Allein der Preis, die Unannehmlichkeit einer Promenade durch die Stadt, ließ mich davon abstehen, umsomehr als der Futai ohnehin die weitere Begleitung durch ein Kanonenboot unter einem anderen, ebenfalls nicht üblen Offizier angeordnet hatte. Diese meinerseits ganz unprovozierte Aufmerksamkeit verdanke ich an erster Stelle der Freundschaft, die sich Splingaert macht, in zweiter den Berichten, welche meine bisherigen beiden Offiziersbegleiter hier über uns gegeben haben. Es gab infolgedessen viele Besuche auf meinem Boote, besonders militärische. Der Kommandeur der hiesigen kaiserlichen Truppen von 3000 Mann und seine Offiziere hielten sich besonders lange auf.

Ich hatte früh einen Ausflug nach dem Yo lu schan beabsichtigt, wurde aber durch die notwendigen Staatsbesuche aufgehalten. Als dieser Plan bekannt wurde, kamen spezielle Deputationen von Mandarinen, um mir davon abzuraten. Die Entfernung nach der Inschrift, die ich sehen wollte, sei sehr groß, die Tafel verschlossen und gänzlich unzugänglich, und es seien allerlei Gefahren vorhanden, insbesondere würden die am Berge wohnenden Leute sehr aufgeregt sein. Man wollte nicht damit herauskommen, daß der Grund der Gefahr in der Hochschule läge; nur von inoffizieller Seite wurde mir vielfach mitgeteilt, daß die Schüler eine übermütige und gefährliche Gesellschaft seien, welche auch vor Mandarinen keinen Respekt habe und es auch den Chinesen gefährlich mache, den Berg zu besuchen. So sehr man auch versuchte, uns von dem Unternehmen abzuraten, erklärte Tschü, daß er alle Folgen auf sich nehmen wolle, und war bereit, uns zu begleiten. Der Yolu schan liegt Tschang scha fu gegenüber. Eine große

Insel, die bei hohem Wasser überflutet ist, trennt den Fluß in zwei Arme; den westlichen überschritten wir trockenen Fußes. Es öffnet sich nun zwischen zwei Bergausläufern ein kurzes Tal, durch das ein erhöhter Steg zwischen Reisfeldern aufwärts führt. An einem Tor steht die Inschrift Yolu schu yuan oder Yo lu-Büchergarten, d. h. Universität. Am Fuß des Berges, wo zwei Schluchten zusammenkommen, liegt diese selbst. Die Abhänge sind mit Wald bedeckt, einem prachtvollen Bestand von Bäumen und Sträuchern.

Höher hinauf, zwischen diesen versteckt, liegen Tempel und ein Kloster, und hoch oben, wo die Kuppen des Gebirges kahl sind, steht, 200 Fuß unter dem höchsten Gipfel, einsam ein Dach auf zwei Mauern, nach hinten sich an die Felswand anlehnend. Darunter steht eine Granittafel, 6 Fuß hoch und 6 Fuß breit, auf der die Charaktere der Inschrift des Yü eingegraben sind. Es ist offenbar dieselbe Inschrift, die von andern Orten bekannt geworden ist, aber die Charaktere sind nicht allein von Anfang an mehr in Details ausgezogen, um den Leser auf eine bestimmte Interpretation hinzuleiten, sondern haben auch offenbar später eine Retouche erfahren; denn in einzelnen, besonders scharf gezeichneten Strichen ist der Granit frischer als in anderen, deren Kanten durch Verwitterung eine Rundung erfahren haben, welche die Schriftzeichen oft schwer kenntlich macht. Es ist dies offenbar ein wissenschaftlicher Betrug, den der Verteidiger einer bestimmten Lesart sich an diesem Heiligtum erlaubt haben mag. Über die Zeit, wann die ursprüngliche Kopie gemacht worden ist, war nichts bekannt; es hieß nur, daß sie weit, sehr weit zurückliege.

Als wir den Berg hinabstiegen, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, die Universität zu besuchen. Sie ist ein ansehnlicher Komplex von Gebäuden, mit einer weiten Umfassungsmauer umgeben, durch welche zwei große Tore nach dem Innern führen. Die Studenten wohnen in einer Anzahl langer, niedriger Gebäude eng zusammen. Dazwischen sind Höfe, und in großen Gebäuden, durch welche der Mittelweg führt, sind Hörsäle und große Hallen angebracht. Alles ist rein und gut gehalten, und die jungen Leute selbst sind gut gekleidet.

Es sind deren gegenwärtig mehr als tausend, meist im Alter von 22 bis 24 Jahren, und viele von ihnen tragen Mandarinenknöpfe niederer Rangstufe. Wie aus einem Bienenstock strömten sie von allen Seiten bei unsrer Ankunft zusammen. Wir schritten ruhig hindurch bis in den entlegensten Teil. Einige gingen an die großen Gongs, welche sie schlugen, um alle zusammenzutrommeln. Man bedient sich ihrer als Alarmzeichen, und der Klang ist hinreichend, um den Chinesen zur Tätlichkeit aufzuregen. Dem ersten Erstaunen folgte eine erregte Stimmung und die Versuche, Szenen herbeizuführen, die mit lautem erzwungenem Lachen begannen, um dann in weiteres auszubrechen. Wir waren höflich, hatten aber die erste Frage fünfmal zu stellen, ehe sie beantwortet wurde, und es geschah in sichtlicher Konsternation über die höfliche Frage. Die Zunächststehenden konnten nicht umhin, auch einige weitere Fragen zu beantworten, aber der allgemeine Ton war keineswegs befriedigend und wurde mit jedem Moment bedenklicher. Da erscholl plötzlich der Ruf Kwai mönn tszĕ „macht die Tore zu", und wir begannen nun, uns allmählich durch die langen Höfe zurückzuziehen. Die Umstehenden wünschten, ein Gewehr abgefeuert zu sehen, und ich ergriff die Gelegenheit, um die Gesellschaft für einen Moment von der Aufregung zurückzuhalten. Sie half uns, und wiewohl wir uns nur mit langsamem Schritt nach dem Tor zurückzogen, erreichten wir es doch noch in dem Moment, als es geschlossen wurde. Wir waren im Freien und fühlten, daß wir einer großen Gefahr entronnen waren. Der ganze Gelehrtenhaufe stürzte nach. Wir machten noch einige höfliche Redensarten, wünschten jedem bald einen Mandarinenknopf und zogen unseres Weges. Die Menge stand da und sah uns nach, sichtbar unschlüssig und noch nicht aus der Überraschung heraus, der wir wahrscheinlich allein den Mangel eines geordneten Vorgehens gegen uns zu verdanken hatten. Hier im Freien hatten sie unsern Gewehren gegenüber nicht mehr den Mut, welcher sie in ihren Hallen bei verschlossenen Toren beseelt hätte.

Es war bereits dunkel geworden. Als wir wenige Schritte weiter gegangen waren, begegnete uns der Kommandeur des zu unserer weiteren

Begleitung beorderten Kanonenboots, Liu, mit mehreren Soldaten, die Laternen trugen. Sie waren an Bord gekommen, hatten mit Entsetzen von unserm Spaziergang gehört, brachen sofort auf, um uns zu Hülfe zu eilen, und glaubten, sie würden uns schon mindestens mit ausgerauftem Bart und ohne Kleider finden, da dies jedenfalls der Anfang der Neckerei gewesen sein würde, die möglicherweise schon einen ernsten Ausgang genommen haben könnte. Je mehr wir uns dem Boot näherten, desto mehr Soldaten mit Laternen kamen uns entgegen, denn unser Spaziergang war auch in der Stadt bekannt geworden und zu den Ohren der Mandarinen gedrungen, und jeder von ihnen schickte auf eigene Hand sofort eine Truppe Polizisten aus, um für unsere Sicherheit zu sorgen.

So großen Ruf auch die Studentengesellschaft wegen ihres Mutes im Gesamtangriff hat, fand ich doch auch hier meine schon oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß diejenigen Chinesen, welche in einer Volksmenge die schlimmsten sind, bei einer einzelnen Begegnung die größte Furcht zeigen, während ein freies, furchtloses Begegnen im freien Feld die beste Empfehlung ist. Hoch auf dem Berge war ich heut einem wohlbeleibten Studenten begegnet, der in Gesellschaft zweier Landleute ging. Letztere kamen auf dem Wege heran und betrachteten uns verwundert; der Student aber ging schon weit vorher von der Straße ab und drückte sich im großen Bogen hinter den Felsen herum. Nachher erblickten wir ihn wieder unter der Schar seiner Kollegen, wo er sich sicher wußte und eine kampfesmutige Miene aufsetzte. Auch meine drei Besucher von Siang tan sah ich wieder, wie sie auf den Schall des Gong eben aus ihren Zimmern heraustraten. Als wir sie aber als gute Bekannte begrüßen wollten, zogen sie sich eiligst zurück, da sie sich offenbar vor ihren Kollegen scheuten, das mit uns eingegangene Verhältnis anzuerkennen.

Die Universität von Yo lu ist eine der vier, welche in China existieren und mit der Han lin-Akademie in Peking zusammenhängen. Sie gilt als die bedeutendste von allen. Die Eintretenden sind nicht unter 22—24 Jahre alt und haben die kleineren Prüfungen schon be-

standen. Das Merkwürdigste ist, daß für mehr als 1000 Studenten nur ein Lehrer vorhanden ist, welcher der Schule als Direktor vorsteht. Jeder Student liegt seinen eignen Studien privatim ob und befragt den Lehrer nur in Fällen, in denen er einer Aufklärung bedarf. Sie wohnen zwei und zwei in einer Zelle; zehn unter ihnen haben zusammen einen Koch und gemeinsame Tafel. Sie haben das Recht jüngere Brüder mitzubringen, die jedoch der Schule nicht angehören. Der Preis, den sie bezahlen, ist 60 Cash täglich; die Kost zahlt jeder selbst.

Der jetzige Vorstand ist der Hio tai, d. h. der dem Unterrichtswesen vorstehende Mandarin der Provinz*), und trägt als solcher den Knopf des siebenten Grades; dennoch ist er von höherem Range als der Futai. Das erklärt sich in der Weise, daß derselbe früher mit dem ersten Knopf beschenkt wurde und die höchste Stellung einnahm, dann aber abdankte, um die Stellung eines Hio tai honoris causa zu bekleiden. Er trägt nun in der Provinz den siebenten Knopf und legt den ersten an, wenn er in einer andern reist.

Jeder Mandarin von Hunan sieht es als einen Ehrenpunkt an, seine Söhne in Yo lu schan studieren zu lassen. Der hoffnungsvolle Jüngling Lo, der noch heute mein Gast ist und mit Splingaert Freundschaft geschlossen hat, wird auch bald die Yo lu-Schule besuchen. Er ist 20 Jahre alt und verheiratet. Er sagt, er dürfe dann alle fünf Monate nach Hause gehen, um seine Frau zu sehen. Sie lebt unterdes bei seiner Mutter: dies ist ihm Bürgschaft für ihre Treue. Sie darf nicht ausgehen, und kein Mann darf das Haus betreten. Dies ist der allgemeine Brauch. Ist keine Familie vorhanden, welcher der Mann seine Frau anvertrauen kann, so nimmt er sie selbst mit. Der Gedanke an Untreue war Lo etwas Unmögliches. Außer der strengen Aufsicht, der die Frau unterworfen ist, schützt noch das grausame Gesetz der „acht Schnitte" bezw. Stiche. Wird nämlich eine Frau der Untreue überführt, so wird sie vor den Mandarin geschleppt und jene Strafe an ihr vollzogen. Mit acht Schnitten werden erst die beiden Augenbrauen, dann die beiden Brüste, dann die Arme von oben bis unten aufge-

*) jetzt abgeschafft.

schlitzt, dann ein Stich unter dem Brustbein und schließlich einer in den Hals versetzt, so daß der Tod durch Verbluten erfolgt. Trotz dieser schaudererregenden Grausamkeit soll die Strafe sehr häufig vollführt werden. Unsere zivilisierten Staaten würden in Blut schwimmen, wenn dies Gesetz angewendet würde!

Ich habe später noch viele Mandarinen von Hunan zu sprechen Gelegenheit gehabt, welche die Yolu-Schule besucht hatten; alle stimmten darin überein, daß sie die Pflanzschule des Fremdenhasses in China sei. Keine Klasse wird in ihren Vorrechten und Anmaßungen wie in ihrem Ansehen durch die Anwesenheit der Fremden so sehr beeinträchtigt wie die Mandarinen, und da sie hier in Massen ausgebildet werden, so kann man sich leicht eine Vorstellung davon machen, wie unter den jungen Leuten der Geist des Widerstandes gegen eine so drohende und ihnen so schädliche Macht erwachsen muß und wie sie auf Mittel sinnen, um dieselbe zu vernichten. Es werden Doktrinen ersonnen, um als Lehrgegenstand auf den unteren Schulen zu dienen, damit dem Volk der Haß und die Verachtung gegen die Fremden beigebracht werde. Dazu dient z. B. jene bekannte Kartendarstellung, wo China, in die einzelnen Provinzen geteilt, das ganze Blatt einnimmt und vom Weltmeer umspült wird, während in einer kleinen Ecke einige nur als Punkte angegebene Inseln liegen, welche als England, Frankreich, Amerika usw. bezeichnet sind. Jenes wahrscheinlich in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitete Buch, welches die wildeste Aufreizung gegen die Fremden enthält, „Deathblow to corrupt doctrines“*), ist im Schoße dieser Schule entstanden. Es werden in demselben dem Volke die Sitten und Gebräuche der Fremden mitgeteilt, wie sie zum Teil gänzlich der Phantasie erwachsen oder, auf einem Fünkchen Wahrheit beruhend, in haarsträubender Weise entstellt sind.

Da nun das Volk in Hunan gar keine Gelegenheit hat, mit Fremden zu verkehren, so ist es erklärlich, daß eine aus so hoher Quelle stammende Information leicht Anerkennung gefunden und den Zweck der Verbreitung des Fremdenhasses im vollsten Maße er-

*) Titel der englischen Übersetzung.

reicht hat. Schon mehrfach hat sich dieses Gefühl der Schüler vom Yolu bei den Examinationen in Wutschangfu, dem Sitz des Vizekönigs der beiden Provinzen, Luft gemacht. Wenn dieselben eintreten, wird gewöhnlich ein Zirkular an die Fremden des gegenüberliegenden Hankóu geschickt, mit der Bitte, die Straßen von Wutschang während der Zeit der Prüfungen nicht zu besuchen. Viele haben erfahren müssen, daß diese Vorsichtsmaßregel gerechtfertigt ist, und manche zum Teil durch ihren Rang hochstehende Fremde haben sich durch Zuwiderhandeln starken Insulten und Steinwürfen ausgesetzt. Ich fühlte mich am Abend an Bord meines komfortablen Schiffes wohl, nachdem ich mit heiler Haut dem Rachen des Löwen entkommen war, in den wir so dreist und so vollständig hineingelaufen waren.

Ein kalter, nasser, windiger Tag! Ich mußte schon nach 5 km Fahrt wieder ankern, da der heftige Nordwind die Fortbewegungsgeschwindigkeit schließlich auf Null reduzierte. Hunderte von Schiffen zogen stromaufwärts mit schneller Fahrt vorbei. Mir selbst war die Zeit des Stilliegens ganz erwünscht, da ich im Zeichnen meiner Karten noch manches nachzuholen hatte und auch eine größere Übersichtskarte von Hunan, einer Provinz, die mein Interesse im hohen Grade gewonnen hatte, anfertigte. Ein Holzkohlenfeuer und die Abwesenheit ungebetener Gäste, die durch mein Kanonenboot ferngehalten wurden, machten den Aufenthalt an Bord erträglich. An dem Kapitän des Kanonenboots Liu habe ich einen ganz guten Gesellschafter. Er ist literarisch gebildet, in Hunan gereist und frei von der gemeinen Neugierde. Er lernt bei Splingaert unsere Zahlen und Buchstaben und zeigt sich gelehrig und lernbegierig, dabei ist er ruhig und anspruchslos. Einen vortrefflichen Vertreter seiner Rasse fand ich in dem Laupan*) meines Bootes. Er war von dem Ort Mayanghsiën, im westlichen Hunan an der Grenze von Kwéitschóu gelegen, in unmittelbarer Nachbarschaft unabhängiger Miau tszĕ-Stämme. Der Ort ist wegen der vortrefflichen Bauart der dort verfertigten Passagierboote berühmt, welche die schönsten und bequemsten auf dem Yangtszĕ sind. Man nennt

*) In manchen Gegenden für Lauda gebraucht.

dieselben Ma yang tschwan, und jedem, der Ausflüge von Hankóu nach dem Tungting-See und anderen Teilen von Hunan oder den Han-Fluß hinauf beabsichtigt, und dem an einem komfortablen Boot gelegen ist, kann eins dieser Fahrzeuge vor allem angeraten werden. Er war ein grundehrlicher Mann und diente seiner Gebirgsheimat zur Empfehlung. In den Augen der Chinesen vom Flachlande sind deren Bewohner unzivilisierte halbwilde Menschen, und mit Geringschätzung wies Kapitän Liu auf die großen Füße hin, welche die Frau und Tochter des Mannes hätten und die ein unzweifelhaftes Zeichen von Unkultur wären. Ich war über die Bemerkung umsomehr erstaunt, als in meinen Augen die Füße ebenso zusammengepreßt und verkrüppelt waren wie bei den vornehmsten Chinesinnen, und ich konnte mich erst nach einiger Demonstration überzeugen, daß in der Tat die Verstümmelung nicht ganz so weit gediehen war.

Die Unterhaltung während dieses und der nächsten Tage drehte sich um verschiedene Gegenstände bezüglich des Landes Hunan. Der Laupan erzählte von den Miau tszĕ in seiner Gegend, während Liu von dem Stamm der Yau yin oder Pa pai yau viel zu berichten wußte. Die Landschaft, welche sie bewohnen, heißt Yau tung, d. i. die Yau-Schlucht; sie liegt nördlich von Sin tiën hsiën und 125 li gerade westlich von Tschönn tschóu. Man hat eine eigene Militärstation von jenen, welche den Namen ting führen, nämlich Li yau ting, an der Grenze jenes unabhängigen Völkchens zu dessen Überwachung erbaut. Die Yau werden als von den Miau tszĕ ganz verschieden angegeben. Während man von letzteren 400 verschiedene Stämme unterscheidet, kennt man von jenen nur den einen Stamm im südlichen Hunan; sie ziehen im Lande herum und verkaufen Medizin (yau im Chinesischen) und rufen ein langtönendes „yau"! aus, welches sie sehr bekannt gemacht hat. Der Name soll jedoch nicht davon herkommen, sondern von ihren Wohnhöhlen, welche im Chinesischen ebenfalls yau heißen. Einzelne wohnen auch in Häusern. Kein Chinese hat sie je besucht; sie kommen aber nach den benachbarten Orten, wenn sie etwas brauchen. Die Kleidung soll der Tracht der chinesischen Priester gleich sein. Sie haben den Kopf nicht rasiert, tragen langes Haar, keinen Zopf und einen hohen Turban. Es

wurde mir von mehreren die Nachricht gegeben, daß die Yau blondes oder rötliches Haar haben sollen, nur wenige von ihnen schwarzes. Bartwuchs soll selten vorkommen. Ihre Anzahl ist ganz unbekannt. Sie sollen Baumwolle, Seide, Reis, Mais, Haustiere, überhaupt alles, was sie brauchen, selbst erzeugen und davon noch an die Chinesen verkaufen, jetzt aber garnichts mehr von diesen kaufen. Das Gebiet, in dem sie wohnen, ist nur durch enge Felstore zugänglich. Hat man eins passiert, so folgen mehr und mehr ähnliche enge Tore, und diese Engpässe sollen ihr Land vollständig unangreifbar machen. Schon gegen siebzigmal sollen die Chinesen versucht haben, die Yau zu unterwerfen, das letzte Mal vor wenigen Jahren, aber immer ohne Erfolg. Kapitän Liu, welcher an der letzten Expedition teilgenommen hatte, sagte, daß 10 000 Mann nicht hinreichen würden, um das kleine Gebiet zu nehmen. Ein Schauder ergriff ihn, wenn ich ihn auf die Idee brachte, in das Innere zu gehen; denn die Yau säßen auf ihren senkrechten Felsen und rollten Steine auf die Angreifer herab; der Boden der Engpässe aber sei mit scharfen zugespitzten Bambusstöckchen gespickt.

Nach allem, was ich gehört habe, bin ich nicht im Zweifel, daß das Land der Yau die direkte Fortsetzung oder wenigstens eine Wiederholung des Charakters der Bodengestaltung bildet, welchen ich von Tschönn tschóu abwärts kennen gelernt habe. Auch dort sind natürliche Bergfestungen mit senkrechten und überhängenden Abstürzen von mehreren Hundert Fuß Höhe, enge Felstore und Pässe, Wohnungen in Höhlen oder überhängenden Felsen. Die Variationen dieser wenigen Grundzüge sind überaus mannigfaltig, und die Fahrten durch das Labyrinth senkrechter Abstürze sind der reizvollste Teil der Reise durch Hunan. Stellt man sich dieses Gebiet ein wenig ausgeweitet vor, besonders ohne den mitten hindurch führenden schiffbaren Fluß, so erhält man ohne viel Anspannung der Phantasie ein Bild der uneinnehmbaren Bergfestungen der Yau yin mit ihren Höhlenwohnungen und ihrem ertragreichen Boden.

Dies gibt wohl auch einen Fingerzeig, wie man sich die Wohnplätze vieler anderer unabhängiger Stämme, insbesondere der Miau-

tzsĕ vorzustellen hat. Schon längst war es mir unwahrscheinlich erschienen, daß die Wohnplätze von allen diesen Stämmen, wie es so häufig angenommen wird, in Gebirgen lägen, welche wegen ihrer Höhe und Wildheit unzugänglich wären, da die Miau tszĕ Ackerbau und Viehzucht treiben, und wahrscheinlich werden viele dieser Bezirke sich als ähnliche Rotsandsteingegenden mit noch weit tieferen Auswaschungen und Einschnitten, als sie in Hunan vorkommen, erweisen. Von den Miau-Stämmen greift ein einzelner aus Kwéitschóu in das Gebiet von Hunan hinüber, nämlich in einem Gebirgsland nördlich von Ma yang hsiën und nicht viel weiter nördlich von Yuën tschóu fu; aber in den unmittelbar angrenzenden Teilen von Kwéitschóu sind sie sehr häufig. Sie leben dort in Frieden mit den Chinesen, und einige lassen sich auch zeitweise als Soldaten anwerben. Sie gehören zur Abteilung der Héi miau tszĕ oder Schwarzen Miau tszĕ. Die Männer kleiden sich schwarz, während die Frauen weiß- und rotgestreifte Zeuge tragen. Sie verkaufen den Chinesen Produkte des Ackerbaues, sollen aber stets geldbedürftig sein und, wenn sie etwas nötig haben, auch ihre Töchter für eine Summe von 2000—3000 Kupfercash an die Chinesen verkaufen, während kein Chinese seine Tochter einem Miau tszĕ zur Frau geben würde.

13. Februar.

Meine Annahme, daß der Fluß bis Tschang scha fu als ein Arm des Tung ting-Sees anzunehmen sei, ist nur bedingt richtig. 1869 war bei Tschang scha für 30 Tage stilles Wasser, vor 7 oder 8 Jahren für 60 Tage; in den dazwischenliegenden Jahren blieb es ein Fluß. Der See erstreckt sich bis hierher also nur bei den höchsten Wasserständen, die Überschwemmungen bringen. Der Wasserstand im See ist von dem Regen und dem Anschwellen der Flüsse in Hunan nur in sehr geringem Grade abhängig; die Leute hier wissen, daß „die heiligen Seen in Sz' tschwan“ die Wasserbringer sind und den See anschwellen. Die hiesigen Flüsse steigen in der regenreichen Zeit oft 3—6 m, um dann wieder beinahe ebenso schnell, wie sie gestiegen sind, auf ihr voriges Niveau zurückzufallen. Es ist selbst im Sommer ein wechselndes Anschwellen und Abnehmen. Es gibt dabei viele Untiefen, selbst

klippige Stromschnellen. Ein Dampfschiffsverkehr nach Siang tan und selbst nur bis Tschang scha wird daher niemals mit Regelmäßigkeit stattfinden können. Die höchste Flutmarke ist hier $10^1/_2$ m über dem jetzigen Wasserstand.

14. Februar. Der Nordwind spielt mir übel mit. Gestern blieben wir den ganzen Tag über an derselben Stelle. Heute früh wurde zwar aufgebrochen, aber bei einem Marktflecken, wo der Tsz' kiang hereinkommt, mußten wir wieder einige Stunden liegen. Nachmittags wurde weitergefahren, aber schon um 5 Uhr wieder angehalten. Es ist kalt, und es friert viel Eis in der Nacht; doch ist meine Kabine durch ein Holzkohlenfeuer angenehm erwärmt, und ich kann arbeiten. Ich begnüge mich mit kurzen Spaziergängen und verbringe meine Zeit zu Haus.

Als hervorstechende Charaktereigenschaften der Bevölkerung von Hunan erscheinen mir ihr militärischer Geist, ihre Abneigung gegen verfeinerte Industrie, ihr Mangel an Handelssinn und die Ehrlichkeit des Charakters. Es herrscht im ganzen Lande gewöhnlich eine strenge Religiosität, die mit starkem Aberglauben gepaart ist, und ein patriarchalisch-despotisches Familienleben. Nirgends sah ich religiöse Gebräuche so regelmäßig und allgemein befolgt. Waren schon meine Bootsleute auf dem Tsiën tang fromm und ihrem Tsching pu sa ergeben, so wurde derselbe doch hier noch weit mehr gefeiert. Täglich wurden ihm Opfer gebracht, Papiere verbrannt, Gongs geschlagen und Reverenzen gemacht; die Leute lasen sogar aus gedruckten Gebetbüchern, das Gesicht nach dem kleinen Götzen gewandt. Er bringt gutes und schlechtes Wetter und hat Einfluß auf den Wind, wenn auch wahrscheinlich nur durch seine Beziehungen zu den Geistern der besonderen Teile des Flusses, welche das Element in seiner Allgemeinheit beherrschen. Während der Neujahrszeit, welche vierzehn Tage dauerte, wurden die alten Volksbräuche streng beobachtet. Täglich sah ich phantastische Drachenaufzüge. Eine Anzahl Leute zieht dann mit Gongs, Geigen und anderen Lärminstrumenten herum, von Haus zu Haus, von Feld zu Feld: einer trägt den phantastisch ge-

formten Kopf, einer den Schwanz und fünf oder sechs andere die lange Schlange von Baumwollenzeug, welche beide Teile verbindet. Unter den heftigsten Bewegungen, welche mit großer Natürlichkeit von den Trägern ausgeführt werden, windet sich die Schlange zu dem einen und dem andern Schriftzeichen zusammen. Durch diese Prozedur sollen die Würmer auf den Feldern zerstört werden, welche das Getreide fressen. Wenn der Besitzer des Feldes den Besuch des Drachen erwartet, so wirft er sich in die beste Kleidung und empfängt den Gast mit Feuerwerk. Geld ist jedoch dabei nicht zu bezahlen. Der Glauben an die Föng schui oder an die Geister von Wind und Wasser ist hier in vollster Kraft, und wo dieser herrscht, da ist er stets von Aberglauben in Fülle begleitet. Die Ehrfurcht vor den Vorfahren hat sich demgemäß auch zu krassen Formen gestaltet. Niemand würde es hier wagen, die Gräber auf seinem eigenen Felde zu verkaufen; selbst wenn ihn das Geld reizen sollte, würde ihn die Furcht vor seinen Nachbarn daran hindern. Das Anrühren toter Gebeine wird, wie mir erzählt wurde, mit dem Tode bestraft.

Die Gewalt der Eltern über die Kinder, wie sie seit uralten Zeiten in China hergebracht ist, findet sich hier noch in der unbeschränktesten Form, die wohl früher allgemeiner geherrscht haben mag, in den meisten Teilen des Reichs aber einer allgemeinen Lässigkeit Platz gegeben hat. Kommt der Sohn in das heiratsfähige Alter, so sucht ihm der Vater ein Mädchen aus, das jener nie gesehen hat, und einigt sich mit dem Vater des Mädchens. Der Sohn muß das letztere heiraten; sträubt er sich, so hat der Vater das Recht, wie bei jedem anderen direkten Ungehorsam, ihn mit einem Stein am Halse ins Wasser zu werfen. Ich fragte meinen jungen Freund Lo schi pu, als er noch Gast auf meinem Schiffe war, ob ihm wohl seine Frau gefallen habe, als er sie heiratete. Er schien fast entrüstet über die Idee, daß er darüber überhaupt nachzudenken habe, da es seine Pflicht sei, die von seinem Vater ihm bestimmte Frau ohne das geringste Sträuben zu nehmen. Als ich ihn aber fragte, ob er seine Frau jemals vorher gesehen habe, sprang er lebhaft aus dem Stuhle auf und sah dies bei-

nahe als eine Insulte an, da er meinte, wenn er sie gesehen hätte, so könnte sie ja natürlich nicht anständig gewesen sein, und wie hätte er sie dann heiraten können. Die Mädchen in Hunan gehen nur aus, bis sie 6 Jahre alt sind, und müssen dann zu Haus bleiben; höchstens dürfen sie das Haus in einem ganz verhängten Stuhl verlassen. Jedes Mädchen, das sich einmal hat sehen lassen, wird als ehrlos betrachtet und von jedem rechtlichen Manne verschmäht. Es mag damit zusammenhängen, daß man auf die Kleinheit des verkrüppelten Fußes hier mehr sieht als anderswo, da die Züchtigkeit und Sittlichkeit, welche das Merkmal des stets sich zu Hause haltenden Mädchens sein sollen, gewissermaßen dadurch symbolisiert wird. Sollte die Tochter entehrt werden, so gräbt der Vater sie lebendig in die Erde; tut er es nicht, oder schafft er sie in irgend einer anderen Weise aus der Welt, so fällt Schande bleibend auf die Familie. Diese aber, nebst den Vorfahren, die stets in ihr eingeschlossen sind, steht so erhaben, daß das Individuum ihr stets ohne weiteres geopfert werden muß. Ein Sohn, welcher den Vater oder die Mutter schlägt, wird enthauptet. Überhaupt sind für alles die strengsten Strafen bestimmt, und es sollen daher wenige Verbrechen vorkommen. In anderen Provinzen herrschen zwar dieselben Vorschriften, aber hier werden sie auch in ihrem vollen Wortlaut beobachtet.

Die Lehre des Confucius, daß das Fleisch des Rindes nicht gegessen werden darf, weil dieses Tier zur Arbeit und zur Unterstützung des Menschen da sei und nicht zu seiner Nahrung, wird hier aus religiösem Prinzip beobachtet und nicht aus Armut, wie anderwärts. Wer ein Rind tötet, wird mit Verachtung angesehen, und es gibt nur wenige im Lande, die den Mut hätten, Rindfleisch zu essen. Mein Gast, Kapitän Liu, sagte, ein frommer Chinese werde von Rindfleisch sofort krank. Um ihn auf die Probe zu stellen, lud ich ihn zum Essen ein, setzte ihm verschiedene Speisen vor und unter anderen auch ein Ragout, in welchem Rindfleisch in nicht sehr kenntlicher Form vorhanden war. Er aß davon einen Bissen, dann mußte er hinausgehen und hatte starkes Erbrechen. Allerdings hatte er so-

fort gemerkt, was er aß, und die Wirkung mag einer ähnlichen Ursache zuzuschreiben sein, als wenn ein guter Christ zu einem Kannibalen geladen wird und nachträglich erfährt, daß er Menschenkoteletten gegessen hat. Ich könnte noch viele Proben dieses religiösen Aberglaubens geben. Ich will nur noch einige Kleinigkeiten anführen. Es ist ein fester Glauben, daß, wer einen Tempel verunreinigt, mit Beulen über den ganzen Körper bedeckt wird, und kein Verbrechen würde mehr perhorresciert sein. Es ist in der Tat etwas, was überhaupt nicht vorkommt und worauf schon deshalb keine gesetzliche Strafe steht. Die Schriftzeichen sind so heilig, daß, wer ein Stück beschriebenen Papiers zu niedrigen Zwecken verbraucht, sofort der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt ist und, wenn er vor den Mandarinen gebracht wird, mit dem Tode bestraft werden darf. Nur Zahlen haben keinen Wert, und europäische Schriftzeichen werden als diesen gleichwertig betrachtet.

Es wäre wohl von Interesse für denjenigen, welcher die Völkerpsychologie zum Gegenstande seines Studiums macht, die Wirkung zu verfolgen, welche so feste, von alten Überlieferungen und religiösem Aberglauben normierte Gewohnheiten haben. Einerseits werden durch die strengsten, grausamsten Gesetze feste Familienbande geschaffen, und in dieser Hinsicht ist die Wirkung gewiß eine wohltätige: die strenge und gegenseitige feste Abhängigkeit wird als selbstverständlich betrachtet und darum nicht gefühlt. Es bleibt als Resultat der festen Familienbande die gehorsame Unterwürfigkeit der Kinder gegen die Eltern, die Keuschheit der Mädchen, die Züchtigkeit und Treue der Frauen. Nirgend sieht man so wie hier fast in jedem Haushalte, namentlich auf dem Lande, das Bild eines patriarchalischen Familienlebens, wo der Urgroßvater mit seiner Nachkommenschaft von 30, 40, 50 und mehr Personen in einem Hause oder in einigen neben einander liegenden, zu einer Gruppe gehörigen Gebäuden zusammenwohnt. Ich fragte die Leute auf dem Felde, die Schiffsjungen und andere häufig nach der Zahl ihrer Familie und fand, daß die oben angegebenen ganz gewöhnliche Zahlen waren.

Wer die Eigentümlichkeiten der chinesischen Nation, die uns so schwer verständlich sind, philosophisch studieren will, der sollte mit dem Studium der Familie als des Fundamentes beginnen. Er würde dort durch die früh gewohnte und durch die strengsten Strafen gesicherte Unterwürfigkeit gegen den Willen der Eltern den Grund der stillen Duldsamkeit des Chinesen gegen die Übergriffe seiner Vorgesetzten erkennen, in den Sorgen für Nahrung und Kleidung, unter denen er aufwächst, den Keim für die Erkenntnis, daß das Leben Arbeit ist, sowie für das Spekulative und Berechnende, das jedem Chinesen eigen ist. Wie die Ehe nur ein gehorsames Sicheinfügen in eine notwendige Ordnung ist und nicht im geringsten aus Liebe entspringt, und die Heiratsfähigen beider Geschlechter von einander getrennt aufwachsen, ohne sich je zu sehen, so wird aus dem Leben des heranwachsenden Chinesen jede Zärtlichkeit, jedes Gemütsleben, jedes poetische Gefühl entfernt; es fehlt ihm ganz und gar das, was den Mann zur höchsten Poesie und Begeisterung entflammt.

Ein Prozeß, der sich seit Jahrhunderten und wohl Jahrtausenden an jedem einzelnen Individuum vollzog, hat die Ertötung eines jeden Triebes nach Freiheit und nach höherem Gefühlsleben, die wohl auf die Rasse überhaupt einen Einfluß ausüben müssen, und die Prosa und den Indifferentismus geschaffen, die den Chinesen im allgemeinen besonders eigentümlich sind. Aus derselben Urquelle, dem Familienleben, muß man aber auch die guten Eigenschaften der Chinesen herleiten: ihren praktischen Verstand, die ruhige kühle Überlegung, die Nüchternheit, den Sinn für bürgerliche Ordnung. Indem sich die Familienanhänglichkeit auch auf die gewesenen Geschlechter überträgt, mag sich damit die Anhänglichkeit an das Althergebrachte, das starre Festhalten an dem von den Ahnen Überlieferten herausgebildet haben.

Allerdings gibt uns auch gerade Hunan Veranlassung, zu erkennen, daß man Schlüsse, wie die hier eben gemachten, mit Vorsicht anwenden muß. Bringt man doch die Autorität in der Familie in enge Verbindung mit der Autorität im Staatsleben. Indem der Kaiser als Vater des Volkes angesehen wird und die Mandarinen

als seine Werkzeuge und Väter der Distrikte, über die sie herrschen, betrachtet werden, so meint man in der Autorität, welche sie haben, eine Wiederholung derjenigen des Vaters über die Kinder zu erkennen. Dies ist auch im allgemeinen richtig, aber es würde daraus folgen, daß, je stärker die Autorität in der Familie gewahrt wird, sie auch desto mehr im Benehmen gegen die Beamten hervortreten müsse. Hunan scheint den Beweis zu geben, daß diese Schlußfolgerung nicht richtig ist; denn während hier die Autorität des Vaters mehr Gewicht besitzt als anderswo, herrscht doch gerade in dieser Provinz eine große Unabhängigkeit des politischen Gefühls, und, wie ich bereits an einzelnen Beispielen gezeigt habe, haben die Mandarinen nirgends eine schwierigere Stellung. Althergebrachte Überlieferungen gelten als Gesetz, aber willkürliche Handhabung desselben läßt man sich in keiner Weise gefallen. Wenn der Mandarin nicht nach dem Willen des Volkes handelt, so riskiert er, aus dem Leben geschafft zu werden.

Die katholischen Missionare, welche durch ihr ehrwürdiges Aussehen, den langen Bart, den sie gewöhnlich tragen, durch ihren Ernst und ihre strenge Sittlichkeit sich doch die Achtung der Chinesen und einen hohen Grad der Anhänglichkeit von Seiten der Christen zu verschaffen wissen, haben noch kein fruchtbares Feld in Hunan gefunden, und nur die Provinz Kwangsi steht hinsichtlich der gewonnenen Resultate noch weiter zurück. Die Provinz hat einen Bischof und mehrere Missionare aus dem Orden der Franziskaner — sie sind gewöhnlich Italiener —, doch bedauert man in der Regel diejenigen, welche der Mission von Hunan zugeteilt werden. Es fehlt ihnen hier ein freier Wirkungskreis: sie können sich wenig herumbewegen und leben in stiller Zurückgezogenheit als Seelsorger der wenigen Christen, welche aus der besseren früheren Zeit sich erhalten haben. Dabei sind sie häufigen Mißhandlungen ausgesetzt, und ihre Wohnungen sind zu wiederholten Malen zerstört worden; an ihrem Leben hat man sich allerdings noch kaum vergriffen, man macht ihnen nur den Aufenthalt so unbehaglich als möglich. Die Feindseligkeit, welche sich gegen die Fremden richtet und hier ihren Hauptsitz hat, wendet sich natürlich in erster Linie gegen

die Missionare als diejenigen Träger fremder Bildung, welche nach dem Innern des Landes kommen.

Gewiß wird es noch lange Zeit währen, bis die Bewohner besser gegen uns gestimmt sein werden; doch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß eine solche Zeit kommen und ein vollständiger Umschlag gerade hier eintreten wird. Um das Bild des häuslichen und Gemeindelebens zu vervollständigen, muß ich noch die öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten erwähnen, welche Hunan in größerem Maße als andere Provinzen zu besitzen scheint. Es gibt Waisenhäuser, Witwen-Versorgungsanstalten und Armenhäuser, die aus Gemeindemitteln erhalten werden. Eine Witwe, welche Kinder hat, ist versorgt, da die Söhne ihren Unterhalt auf sich nehmen; solche aber, welche keine Kinder haben und nicht mehr heiraten, bekommen ein Gehalt und werden von den Gemeinden versorgt. Auch bei diesen Einrichtungen wirkt der Familiengeist mit. Ich erwähnte bereits die großen Zahlen, in welchen einzelne lang ansässige Familien vertreten sind. Jede von ihnen hat ihren Ahnentempel, in welchem die Familienregister von alter Zeit her aufbewahrt und alle neu hinzugekommenen Familienmitglieder eingetragen werden. Diese Einrichtung führt zur engen Verbindung der Mitglieder eines Geschlechtes, und wahrscheinlich sind die meisten Wohltätigkeitsanstalten solchen Familiensitzen zugehörig.

Der Tung ting-See verdient im Winter den Namen eines Sees noch weniger als der Po yang-See. Von Siang yin aus beginnt allerdings Überschwemmungsgebiet zu beiden Seiten, erst noch etwa 12 m über dem Flußbett und mit Graswuchs bedeckt, dann mehr und mehr sich abdachend, am letzten Halteplatz nur noch 2½ m und hier nicht mehr als 1½ m über dem Wasser. Das letztere ist in einem Kanal von 300—900 m Breite eingeengt. Die Stromgeschwindigkeit ist meist nicht mehr als 1—2 Knoten, doch erreicht sie 3—4 Knoten in einer etwa 13 km langen Stromschnelle oberhalb Yo tschóu. An der meistgefürchteten Stelle ist der Fluß sehr seicht, und der Grund ist ein sehr feiner Triebsand. Läuft ein Schiff auf, so ist es verloren, da sich sofort Triebsand anhäuft und es begräbt. Ich sah zwei solche begrabene

Schiffe, von denen eben möglichst viel Ladung und Schiffsholz gerettet wurde.

Man sieht auf dem Tung ting-See ungeheure Flüge von Enten und Gänsen, und die Ufer des Flusses sind oft eine Linie von mövenartigen Vögeln. Allein ich konnte nichts schießen, da bei der Ebenheit der Oberfläche die Vögel schon in weiter Entfernung auffliegen. Die Chinesen unterscheiden 18 Arten von Enten. Erfahrene Jäger schießen so viel, daß der Anblick eines Bootes voll Jagdbeute wohl den Neid eines Europäers erregen kann. Sie bedienen sich dazu eines dicken eisernen Laufes in einem plumpen Holzgestell. Dies Gewehr wird mit einer großen Ladung Pulver und einigen Pfund kleiner Eisenstücke geladen und von zwei Mann gehalten. So schießen sie aus einiger Entfernung in einen rechtzeitig aufgescheuchten Flug von Enten oder Gänsen hinein und erzielen leicht mit einem Schuß das Resultat, das wir mit unsern verfeinerten Gewehren in dieser flachen Gegend nicht in einem Tage erreichen können. Betreffs der Tierwelt der Gewässer des Tung ting-Sees notiere ich nur die Tatsache, daß Delphine, merkwürdigerweise auch von den Chinesen „Wasserschweine“ genannt, in großer Menge vorkommen, selbst jetzt, wo an der Stelle des Sees nur Flüsse mit Untiefen sind.

Die Schiffbarkeit dieser Flüsse ist für mehrere Monate des Jahres sehr ungünstig; kein Boot sollte mehr als 2 Fuß Tiefgang haben, wiewohl die Reise mit 2½ Fuß noch gewagt wird. Die größeren Hunan-Boote nehmen daher von und nach Hankóu nur halbe Ladung. Der Yuën kiang, welcher in dieser Jahreszeit wenige Seemeilen oberhalb Yo tschóu in den Siang kiang mündet, ist noch schlimmer zu befahren: die Untiefen sollen nur Schiffe von etwa 16 Zoll Tiefgang zulassen. Steigt das Wasser, so nehmen die Schiffe größere Ladung, aber sie sind dann doppelt der Gefahr des Auflaufens ausgesetzt, da bei dem gewundenen Lauf des tiefsten Wassers die Landmarken einen schlechten Anhalt bieten. Es scheint mir, daß die Dampfschiffahrt auf dem Tung ting-See viel schwieriger sein wird als auf dem Po yang-See. In den Wintermonaten wird sie nur bis zum Zusammenfluß des Siang-kiang und Yangtszĕ möglich sein.

Yo tschóu ist der Schlüssel zur Provinz Hunan. Sie umfaßt gleich Kiangsi ein bestimmtes, abgeschlossenes Flußnetz, und ihre Grenzen verlaufen ungefähr entlang den Wasserscheiden, wenn sie auch an manchen Stellen dieselben nicht genau innehalten. Sämtliche Gewässer ergießen sich in den Tung ting-See oder fließen in der Winterszeit durch dessen Bett in Kanälen hindurch, um sich erst bei Yo tschóu zu vereinigen. Nächst dem Siang ist der wichtigste Fluß der Yuënkiang, welcher von Westen her mündet und an dessen unterem Teil die große Handelsstadt Tschang tö fu gelegen ist. Er vermittelt die Verbindung mit dem südwestlichen Teile der Provinz, und da seine Zuflüsse fast sämtlich hoch hinauf schiffbar sind, so gelangt man auf ihm auch in die westlichen Nachbarprovinzen. In jener Richtung soll die Bevölkerung zwar weniger kultiviert sein als die der Umgebung des Sees, aber trotzdem weniger Roheit besitzen, und es scheint, daß einer Erforschung der dortigen Flüsse, die sich ohne Schwierigkeit ausführen läßt, keine wesentlichen Hindernisse im Wege stehen würden.

In Anbetracht der Lage dürfte man darüber erstaunt sein, daß Yo tschóu nicht von den Chinesen als Stützplatz des Handels in Hunan gewählt worden ist, sondern daß derselbe nach dem viel weiter hinauf gelegenen Siang tan verlegt wurde. Dies rührt daher, daß der Canton-Handel wesentlich bestimmend gewesen ist und derselbe sich von Siang tan durch Kanäle nach Tschang tö fu und dann westlich hinüber nach Sz' tschwan oder im Westen des Sees durch den Tai ping-Kanal nach Schaschi wendet, auf beiden Wegen mit Übergehung von Yo-tschóu, da die Schiffahrt durch Kanäle von den Wechselfällen des Windes weit weniger abhängig ist als die auf Flüssen. Mit der Einführung der Dampfschiffahrt hören solche Gründe auf zu existieren, und wenn die Fremden daran denken, einen speziellen Ort für sich zu gewinnen, um den Handel mit Hunan zu vermitteln, so ist kein Zweifel, daß Yo tschóu der allein dazu geeignete Platz sein würde.*) Es würde

---

*) Yo tschóu ist 1899 dem Fremdhandel geöffnet worden, verzeichnete aber 1905 nur für 3662 Taëls Einfuhr und garkeine Ausfuhr.

von hier aus während desHochwassers Dampfschiffsverbindung nach den verschiedenen Zuflüssen des Sees stattfinden können, und auch im Winter würde dies der Ausgangspunkt sein, um die Handelsgüter nach allen Richtungen zu verbreiten. Allerdings würde sich auch hier wieder dasselbe Bedenken aufwerfen lassen, welches bei der Eröffnung aller neuen Plätze existiert und darin besteht, daß die Vorteile der Eröffnung stets von den Chinesen ausgebeutet werden und den Fremden nur in äußerst geringem Maße zugute kommen.

Yo tschóu ist übrigens ein wenig imposanter Ort. Die Lage an Hügelabhängen ist recht hübsch; die Zitronen- und Orangenhaine und Pinus-Wälder in den Berichten der Jesuiten haben allerdings wohl mehr in ihrer Phantasie existiert. Jetzt ist die Stadt durch eine breite bloßgelegte Fläche vom Seeboden getrennt. Gegenüber, wie überhaupt an vielen Stellen der Ufer des unteren Siang kiang, liegen Winterdörfer, d. h. Matten- und Bambushäuser, die bei steigendem Wasser abgebrochen und höher hinauf nach den Inseln gerückt werden.*) Die Hochwassermarken bei Yo tschóu sind mindestens 14 m über dem jetzigen Wasserstand.

Obgleich schon vormittags angekommen, mußten wir doch wegen heftigen Nordwindes den ganzen Tag in Yo tschóu bleiben. Der gutmütige, abergläubische Kapitän Liu, den wir gern bei uns sahen, räumte seine Stelle einem mit der Pfauenfeder ausgezeichneten Kapitän Sen ein, der alsbald seine Pflichten antrat und die neugierige Menge mit Erfolg vom Boot fernhielt. Er ist weniger angenehm als Gesellschafter, aber energischer als Liu und kennt Dampfschiffe, Gewehre usw., weiß, was der Brandy kostet, den wir ihm gaben, und hat überhaupt schon mit Europäern zu tun gehabt. Die Bevölkerung von Yo tschóu ist bei den Europäern in schlechtem Ruf, der sich 1869 durch das rohe Vorgehen gegen die Offiziere der „Salamis" gerechtfertigt hat. Als diese mit Steinwürfen traktiert wurden, lagen die chinesischen Kanonenboote untätig da, ohne im geringsten einzuschreiten. Auch bei den Chinesen gelten die hiesigen Leute als

*) s. o. S. 115.

mang te hen d. i. sehr wild. Mandarine sollen hier einen schweren Stand haben, wie auch an manchen Orten im westlichen Teil der Provinz, wo die Bevölkerung ihnen ihren Willen diktiert und keine ihrer Maßregeln respektiert. An manchen Orten soll es nicht selten vorkommen, daß ein unliebsamer Mandarin einfach von der Bevölkerung aus dem Wege geschafft wird. Unter solchen Umständen ist es gewiß schwer für einen Mandarin, sich Autorität zu verschaffen, selbst wenn er Energie hat; denn die Soldaten haben nur der Schwäche gegenüber Mut und sind Feiglinge, wenn sie Widerstand sehen. Die stehende Ordre, daß chinesische Soldaten immer nur vorwärts, niemals rückwärts gehen sollen, ist eine Ironie, ebenso wie die Regel, daß nur derjenige Pension erhält, welcher Wunden von vorn erhalten hat. Soldaten, die das Pa pai yau-Gebiet nicht nehmen können, sind für größere Aufgaben nicht tauglich.

Die Erklärung, welche auch die Einheimischen für diesen Charakter der Bevölkerung von Yo tschóu fu haben, ist die, daß sie von einst unabhängigen Stämmen der Gegend abstammen, und im Schuking*) wird uns zweimal von dem Volk der San miau berichtet, welche das Gebiet zwischen Yo tschóu und dem Po yang-See bewohnten und wahrscheinlich besonders die den besten schwarzen Tee liefernden Gebirge innehatten. Beide Stellen sind für die damalige Zeit charakteristisch. Die erstere findet sich in dem Buch vom Kaiser Schun, welcher vom Jahre 2254—2204 vor Chr. regierte. Es wird gesagt, daß er die Bestrafung für die großen Verbrechen bestimmte und die Verbannung an die Stelle zu setzen gestattete, da er die Maxime gehabt habe: „Laßt Mitleid in der Bestimmung der Strafe walten!“ Infolgedessen verbannte er den Minister der öffentlichen Arbeiten nach einer Insel und verjagte den Fürsten der San miau nach San wéi, wie es scheint, mit einem Teil der Aufrührerischen aus seinem Volk. Dieses San wéi liegt im fernen Nordwesten jenseits der Chinesischen Mauer

*) Eine Sammlung geschichtlicher Urkunden für die Zeit von 2357 bis 720 v. Chr., die von Confucius verfaßt sein soll.

bei der Stadt Sutschóu. Nachdem vier Verbrecher in dieser Weise bestraft worden waren, waltete allgemeiner Gehorsam im Reich. An einer andern Stelle wird eine Unterhaltung des Kaisers Schun mit seinem Minister Yü erwähnt, in welcher er Yü auffordert, mit ihm zu regieren, um nach seinem Tode als sein Nachfolger den kaiserlichen Thron zu besteigen. Yü trat nun sein Amt an, erhielt seine Berufung im Tempel der Vorfahren und übernahm die Führerschaft aller Beamten, wie dies zu Beginn der Herrschaft des Kaisers geschehen war. Der Kaiser sprach: „O Yü, da ist nur noch dieser Fürst der Miau, welcher den Gehorsam verweigert, gehe hin und bringe ihn zur Ergebung." Darauf versammelte Yü alle Fürsten und hielt eine Ansprache und sagte: „O ihr Mengen, hört auf meine Befehle! Unklug ist der Fürst von Miau, unwissend ist der Arme, befangen und ohne Achtung; aufsässig und anmaßend gegen andere glaubt er, daß er allein Geschicklichkeit und Tüchtigkeit besitze. Er lehnt sich auf gegen das Reich und zerstört die Tugend. Die bessern Männer werden von ihm untergeordnet gehalten, und die schlechten erhalten die Ämter. Das Volk will ihn nicht und mag ihn nicht schützen. Der Himmel schickt Unglück herab über ihn. Darum habe ich auch eine Schar von tapfern Männern versammelt und erhalte die Weisung des Kaisers, sein Verbrechen zu bestrafen. Geht voran mit vereinigtem Sinn und Mut und Kraft, so wird unsere Unternehmung mit Erfolg gekrönt sein!" Am Ende von drei Dekaden aber fuhr das Volk der Miau noch immer fort in seiner Auflehnung gegen die Befehle des Kaisers. Da kam Yi, um Yü zu helfen, und sprach: „Es ist die Tugend, welche den Himmel bewegt! Es gibt keine Entfernung, nach der sie nicht reiche! Stolz bringt Verlust, und Demut wird mit Gewinn gekrönt: dies ist der Weg des Himmels! In der frühen Zeit des Kaisers, als er noch am Berge Lé lebte, ging er auf die Felder und rief täglich mit Tränen zum barmherzigen Himmel und zu seinen Eltern, indem er alle Schuld und alles Übel auf sich nahm und es trug. Vollkommene Aufrichtigkeit bewegt die geistigen Wesen, wie viel mehr wird sie diesen Fürsten von Miau bewegen!" Yü beugte sich vor diesen ausgezeichneten Worten und

führte seine Armee zurück. In 70 Tagen kam der Fürst von Miau, um seine Unterwürfigkeit zu bezeugen.

Der Ruf der San miau wegen ihres Mangels an Verfeinerung und Kultur stammt aus dieser frühen Zeit und hat sich im Lauf der Geschichte nicht gebessert. Dies ist nicht das einzige Beispiel dafür, daß die jetzige Bevölkerung einer bestimmten Gegend den Charakter derjenigen widerspiegelt, welche vor alten Zeiten dort gelebt hat, und häufig werden von den Chinesen Fälle dieser Art angeführt. Hunan ganz besonders scheint früher unter zahlreiche Stämme verteilt gewesen zu sein, welche erst allmählich der Kultur gewonnen wurden.

Ich verließ Yo tschóu fu am 21. Februar. Nach geringer Entfernung erreichten wir den Einfluß des Sees oder der sein Bett durchströmenden Flüsse in den Yangtszĕkiang. An der Vereinigungsstelle würde ein Unkundiger den Siang für den Hauptstrom halten: er bestimmt die Richtung und ist breiter und wasserreicher als der Yangtszĕ; auch kommt von ihm bei weitem die Mehrzahl der Schiffe herab. Auch andere haben in anderen Jahreszeiten dieselbe Beobachtung gemacht. Die Uferbänke des vereinigten Flusses sind hier 15 m hoch, und doch war die vorjährige Hochwassermarke noch höher. Der Boden ist von nur mäßiger Fruchtbarkeit.

Die Fahrt den Strom hinab bis Hankóu nahm wegen heftiger und meist von Norden wehender Winde volle sechs Tage in Anspruch. Besonderen Aufenthalt gibt noch eine auf den Flußkarten als Farmers Bend bezeichnete Schlinge des Flusses, die so gestaltet ist, daß er am Ende derselben fast genau in sich selbst zurückkehrt. Hier ist jeder Wind, von welcher Richtung er auch komme, nur für eine Strecke der Fahrt benutzbar; dann müssen die Schiffe gewöhnlich liegen bleiben, bis der Wind von einer anderen Richtung herkommt. Die Fahrt bietet wenig Interesse. Am Ufer selbst ist das Alluvialland nur hier und da durch Hügel von ziemlich festen, sandigen und tonigen Schichtgesteinen unterbrochen, welche die Ausläufer teils isolierter kleiner Ketten, teils auch der höheren im Südosten ansteigenden Gebirge sind. Diese erscheinen am Horizont, und ich schätzte ihre Höhe auf 1200

bis 1500 m. Ich habe sie nicht besucht, doch sind sie nicht selten das Ziel von Ausflügen für Touristen von Hankóu aus gewesen, da die Fahrt leicht zu bewerkstelligen ist und das Land sich wegen der großen Produktion von vortrefflichen Teesorten auszeichnet. Fast jeder ist mit Klagen über die Behandlung von Seiten der Bevölkerung zurückgekehrt, doch scheint auch das Benehmen der Reisenden nur selten so gewesen zu sein, daß die Bevölkerung dadurch für die Europäer günstig gestimmt werden konnte. Es soll auch Kohle in den Gebirgen vorkommen, doch läßt der Umstand, daß sie nicht nach Hankóu verschifft wird, darauf schließen, daß sie entweder in sehr unbedeutender Menge vorkommt oder von schlechter Beschaffenheit ist. Aus ihrer Nähe stammen wahrscheinlich die Kalkplatten mit großen Orthoceratiten, welche von den Chinesen mit Vorliebe zu Ornamenten verschnitten werden. Sie machen daraus dünne Tafeln, die als Schirm in einer Fassung von geschnitztem Holz stehen und auf denen sich die in Kalkspat verwandelte Form der Tierschale abzeichnet. Man schätzt dies als ein interessantes Naturspiel und zugleich als Ornament. Als die Chinesen sahen, daß Fremde, welche solche Versteinerungen früher nicht gesehen hatten, die Kuriosität hoch bezahlten, begannen sie alsbald, die Tierschalen mit weißer Farbe in ziemlich getreuer Nachahmung auf schwarze Platten zu malen, und diese Industriegegenstände werden jetzt häufig zum Verkauf angeboten.

Die Ebene erzeugt hier nur eine Ernte, die meist aus Weizen besteht; dann folgt Graswuchs und später die Wasserbedeckung. Reis kann wegen der jährlichen Überschwemmungen nicht gebaut werden und wird aus den Umgebungen des Tung ting-Sees eingeführt. 3 Meilen vor Hankóu stehen Hügel, die bis 150 m aufragen, zu beiden Seiten des Flusses einander gegenüber. Besonders zeichnet sich unter ihnen der Ta kin schan oder Große Goldberg aus; an seinem Fuß haben Europäer nach Kohle gegraben, doch sind die Versuche wieder aufgegeben worden, da sie zu keinem Resultat führten. Die drei Städte an der Mündung des Han in den Yangtszĕ kamen nun in Sicht. Unsere Kabine wurde schnell frisch hergerichtet, um der

zu erwartenden Besuche würdig zu sein. Wir vertauschten die bequeme Reisetracht gegen städtische Toilette und legten nachmittags 4 Uhr am 26. Februar, dicht unter dem Schutz der großen Flußdampfer der „Schanghai-Dampfschiffahrts-Gesellschaft“, in Hankóu an.

Aufenthalt in Hankóu.

27. Februar bis 12. März.

Aus einem Brief an die Eltern. (Rück- und Vorausblick.)

Die Provinz Hunan gilt als die für Reisende gefährlichste in China. Ihr Ruf ist auch nicht ganz unbegründet, da die Bevölkerung zum großen Teil sehr roh ist und mehr determiniert, als Chinesen sonst zu sein pflegen. Man muß fortdauernd auf der Hut sein, um rohe Auftritte zu vermeiden, und sich immer furchtlos benehmen; dennoch darf man selbst nie handgreiflich werden. Das ist das Unangenehmste in China, daß man nie aus der Volksmenge herauskommt. Immer ist man umstellt, umdrängt, umschrien, umgafft, und es scheinen immer wieder dieselben Leute zu sein, nur an verschiedenen Orten etwas mehr oder weniger gutmütig und selten so boshaft, wie man es zuweilen gerade in Hunan findet. Übrigens habe ich auch gerade in dieser Provinz manche recht gute Menschen gefunden. Die Mandarinen waren höflich und gefällig, und von Siang tan bis Hankóu, während einer Reise von 19 Tagen, war ich zur Ehre und Sicherheit von einem kaiserlichen Kanonenboot begleitet. Dies hatte viel Annehmlichkeit für mich, da wenigstens mein Boot von neugierigen Menschen frei gehalten wurde. Das Kanonenboot wurde stationenweise gewechselt. Dann besuchten mich die Mandarinen im Staatskleid, und der beste der Offiziere wurde mir zur weiteren Begleitung gegeben. Unter diesen habe ich den ersten vollkommen ehrlichen Chinesen getroffen.

Jetzt will ich nach Peking reisen. Erst gehe ich auf meinem großen Mandarinenboot nach Siang yang fu, wieder mit Kanonenboot-Begleitung; von dort beginnt die Landreise mit zweirädrigen Karren, wie ich sie schon früher beschrieben habe. Ich werde beinahe drei

Monate bis Peking brauchen, da ich mich in einigen sehr interessanten Gegenden der Provinzen Hŏnan und Schansi länger aufhalten will.

Ich vermisse sehr, daß ich keine Geschicklichkeit im Zeichnen habe. Auf meiner letzten Reise hätte ich ein Album mit den schönsten Ansichten füllen können. Zuweilen mache ich einige Skizzen, aber doch sehr selten und unvollkommen, da ich mich wegen der Kürze der Zeit nur auf die einfachsten Umrisse beschränke. Am meisten Stoff würde der Genremaler finden; dazu mache ich natürlich nicht einmal den Versuch. Ich habe übrigens noch keine Darstellungen gesehen, auf denen der Typus der Chinesen richtig wiedergegeben wäre. Das schiefe Auge und der Zopf macht noch nicht einen Chinesen. Es ist etwas im Gesichtsausdruck und in der Körperhaltung, das wir sehen, aber ebensowenig wiedergeben können, als es jemals gelungen ist, den chinesischen Charakter zu beschreiben.

Meine Reisegesellschaft besteht wieder aus Splingaert und einem Boy. Letzterer ist ein Taugenichts. Ich darf auch unsere zwei Hunde nicht vergessen: Einer, ein Windspiel, begleitet uns seit September; er war damals zwei Monate alt und ist jetzt ein kräftiges Tier. Der andere ist ein Hühnerhund von sehr guter Rasse; er war einen Monat alt, als ich das letzte Mal von Schanghai aufbrach. Dennoch nahm ich ihn mit, und ich habe es nicht bereut, da er uns durch seine Munterkeit ein angenehmer Gesellschafter geworden ist. Er ist ein kluges und liebenswürdiges Tier; jetzt ist er vier Monate alt und entwickelt sich hoffnungsvoll.

Aus dem Tagebuch.

Mein Aufenthalt hat sich hier weit über Erwarten ausgedehnt. Teils lag es daran, daß ich alle Anerbietungen der Gastfreundschaft abgesagt hatte und der Aufenthalt auf meinem Boot sich als wenig geeignet zur Erledigung meiner Schreibereien erwies; teils nahmen die Vorbereitungen für meine weiteren Reisen viel Zeit in Anspruch. Der Plan: Hŏnan, Schansi, Peking, Schensi, Kansu, Sz'tschwan, Yünnan ist vorläufig festgestellt, und ich hatte hier die letzte Gelegenheit, meine Verproviantierung zu besorgen. Ich habe hier vier Kisten dem Procureur Père del Angelos zur Besorgung nach

Sütschóufu*) in Sz'tschwan übergeben und darf nun hoffen, bei meiner Ankunft daselbst nach langen Landreisen einen Vorrat von Provisionen und Wäsche vorzufinden, der höchst willkommen sein wird. In Schanghai und Hongkong mußte ich alles bestellen, was ich in der Zeit von der Abreise von Peking bis zur Ankunft in Sütschóu brauchen werde. Da ich an alle Bedürfnisse für beinahe ein Jahr denken mußte, so durfte nichts vergessen werden, während andererseits nichts Überflüssiges bestellt werden darf. Leider ist von allem, was zum wissenschaftlichen Apparat gehört, auch nicht das Geringste in China zu bekommen.

In geselliger Beziehung hatte ich wenig von Hankóu, zum Teil deswegen, weil ich nur Reisetoilette bei mir hatte und von Anfang an den Vorsatz bekannt machte, niemand außer alten Freunden besuchen zu wollen. Ich sah dennoch manches von der übrigen Gesellschaft, fand sie aber bei meiner jetzigen Reisestimmung unerquicklich. Das Interesse für die Rennen mit elenden Ponys absorbiert alles andere und bildet oft die ausschließliche Unterhaltung während eines Diners. Es werden fortwährend kleine Wetten gemacht, an deren Lösung die ganze Kommune den lebhaftesten Anteil nimmt. Als die Zeiten „flush“ waren, hat man in Hankóu viele schöne Häuser gebaut, und die Stadt ist gut ausgelegt: mit schönem, breitem „bund“. Jetzt ist nur noch ein geringes Geschäft in fremden Händen. Manche Kaufleute scheinen in der Tat nur noch die Kommissionäre ihrer Compradores zu sein, und fortgesetzt geht das Geschäft mehr in die Hände der Chinesen über. Diese lieben es jedoch, zum Zweck bequemerer Fortschaffung nach dem Innern die Güter auf einen fremden Namen schreiben zu lassen. Der fremde Kaufmann nimmt für dieses Geschäft von etwas zweifelhafter Legalität eine Kommissionsgebühr von 2 %, einige begnügen sich mit 1½ %, und bei manchen ist dies das Hauptgeschäft. Doch gibt es in Hankóu auch einige anständige Geschäftshäuser und Kommissionäre großer Häuser in Schanghai. Der Nieder-

---

*) Gewöhnlich kürzer Sui fu genannt, so auch meist später im Tagebuch.

gang gibt sich aber in allem kund. Die breiten, schönangelegten Straßen sind leer und öde, und viele schöne Häuser werden kaum in stand gehalten. So spiegelt sich der Verfall auch im sozialen Leben wieder: Rennen mit elenden Ponys, Diners, bei denen man nichts als sauren Champagner zu trinken und nach Belieben des en gros bezahlten Kochs zu essen bekommt, — diese kleinen Züge zeigen das Imitieren von etwas, das man nicht mehr zu erreichen imstande ist.

Hankóu hat aber auch eine sehr gute Einrichtung: den Klub, hier einmal wirklich ein Lokal, wo man täglich zusammenkommt, um sich zu unterhalten und sich zu amüsieren. Nirgends wird soviel Cricket, Fußball, Crocket, Kegeln, Billard usw. gespielt wie hier; dazu gibt es ein gutes Lesezimmer und eine Bibliothek, die wesentlich aus Romanen besteht, und es scheint hier eine Einigkeit zu herrschen, die sich alle übrigen europäischen Ansiedelungen in China zum Muster nehmen könnten.

Das einzige Reisemittel von Hankóu aus ist das Boot. Der Einheimische setzt sich wohl mit seiner ganzen Familie in einen Schiebkarren und läßt sich in einer Position, die ihm vollkommen behaglich ist, während sie einem Europäer auf die Dauer unerträglich sein würde, langsam fortrollen. Vergeblich würde man versuchen, Reit- und Lasttiere zu mieten, auch Wagen gibt es nicht, und Stuhlträger könnte man nur von Strecke zu Strecke unter großen Schwierigkeiten bekommen. Alle jene Methoden, welche dem Norden eigentümlich sind, beginnen erst bei dem großen Handelsplatz Fan̦tschöng am Han-Fluß, dessen Entfernung von Hankóu auf 1200 li angegeben wird, was hier ungefähr 60 geographischen Meilen gleichkommt. Mein vortrefflicher Lau pan von Ma y̌ang, der sich auf der Reise von Siang tan nach Hankóu so gut bewährt hatte, bot seine Dienste auch für die weitere Strecke an, und ich nahm sie gern an, wenn auch sein elegantes und bequem eingerichtetes Fahrzeug nicht ganz geeignet ist, größere Strecken schnell zurückzulegen.

Von Hankóu nach Peking.

13. März bis 30. Mai 1870.

Am 13. März verließ ich Hankóu. Meine Freunde kamen auf das Boot und begleiteten mich auf der ersten Strecke. Wenn man bedenkt, daß der Han der größte Nebenfluß des Yangtszĕ ist, so sieht man mit Überraschung seine höchst unansehnliche, man möchte sagen: eines so großen Flusses unwürdige Mündung. Als ein schmaler, tief eingeschnittener Kanal kommt er zwischen den dicht gedrängten Häuserreihen des volkreichen Marktfleckens heraus, und im eiligen Lauf stürzt das Wasser hier in einer Stromschnelle herab, denn der Yangtszĕ hat jetzt sein tiefstes Niveau. Steigt dieser, so füllt er das Bett seines Nebenflusses wie einen seitlichen Kanal aus, und die untere Grenze des schnellfließenden Han rückt höher und höher hinauf; denn zu derselben Zeit, wenn der Yangtszĕ sein höchstes Niveau erreicht und 15 m über seiner jetzigen Wasserfläche steht, ist der Han zwar gleichfalls, aber weniger angeschwollen. In solcher Jahreszeit ist die Fahrt im unteren Strom leicht, jetzt war sie langsam und beschwerlich. Die Mannschaft zog das Boot an einer langen Leine mühsam dem schnellen Strom entgegen. Der Lauf des Flusses ist sehr gewunden, die Ebene umher einförmig; nur selten erhebt sich aus ihr eine aus Sandstein gebaute Insel, ähnlich der von Han yang fu. Erst nach mehrtägiger Bekanntschaft gewinnt man dem Fluß ein Interesse ab. Ich beschäftigte mich besonders damit, seinen Lauf auf einer Karte mit Genauigkeit niederzulegen, da die Unvollkommenheit seiner Zeichnung auf chinesischen Karten bei der großen Wichtigkeit dieser Wasserader überraschend ist.

Von einiger Bedeutung war es, festzustellen, ob es möglich wäre, den langen Strom mit Dampfschiffen zu befahren. Man hatte dies Ziel längst vor Augen gehabt, um nach dieser Richtung dem fremden

Handel eine weitere direkte Verbindung mit dem Innern zu eröffnen. Ich befand mich dabei in einer wenig glücklichen Lage. Wer die Ströme von China im Sommer bereist, der gibt öfter einen emphatischen und äußerst günstigen Bericht über ihre Wassermasse und Schiffbarkeit auf denselben Strecken, über welche derjenige, welcher die winterliche Jahreszeit gewählt hat, nur ungünstig berichten kann. Schon am Po yang-See hatte ich selbst die Erfahrung gemacht, wie verschieden der Eindruck ist, den man bei hohem oder niedrigem Wasser erhält. Über den Siang-Fluß von Hunan war ich gezwungen gewesen, einen der glänzenden Beschreibung von Dr. Dickson ganz entgegengesetzten Bericht zu geben und ihn als gänzlich ungeeignet für die Etablierung einer permanenten Dampfschiffahrt zu bezeichnen. Auch mit dem Han erging es mir ebenso: auch hier mußte ich meine Meinung von dem Zustand des Flusses herleiten, welchen er unter den ungünstigsten Verhältnissen hat.

Je weiter man den Fluß hinauffährt, desto breiter wird sein Bett: bei Hankóu ist er nur 60 m breit, und hier erfüllt der Fluß sein ganzes Bett. Bei Yo kóu, 116 Seemeilen von der Mündung, notierte ich den Kanal mit 100—250 m und die Breite des Flußbettes mit 100—400 m; bei Itschöng hsiën, 288 Seemeilen, war die erstere 100—450 m, die Breite des Betts 600—3000 m. Die Schnelligkeit der Strömung nimmt dabei stetig ab, je weiter man hinaufgeht, und ebenso der Betrag, um welchen der Fluß bei hohem Wasser steigt. Von 15 m bei Hankóu fällt er auf 7½ m bei Yo kóu und 5½ m bei Itschöng. Die Tiefe nimmt in ähnlicher Weise ab, und am oberen Teil ist der Fluß nur ein Netz seichter Kanäle zwischen Sandbänken, die fortdauernd wechseln. Die meisten Fahrzeuge haben einen Tiefgang von nur zwei Fuß; die größten ziehen vier Fuß, können sich aber nur mit Schwierigkeit fortbewegen und bleiben häufig auf den Sandbänken stecken.

Der erste Platz von einiger Bedeutung ist Yokóu, auch Yo kiakóu genannt, wo ich nach siebentägiger Fahrt ankam. Er liegt an der

konvexen Seite einer Stromwindung und ist durch einen 10 m hohen, aus roten Sandsteinblöcken aufgebauten Wall vor dem kräftigen Strom geschützt, welcher sonst bereits den ganzen Ort unterwaschen und weggetragen haben würde. Die Bewohner können ihn nur mit Aufwand bedeutender Mittel in stand halten. Bis zu diesem Ort sind alle Städte und Dörfer unmittelbar an den Fluß gebaut. Hier beginnen Dämme, welche höher und höher werden, und die Ortschaften stehen hinter ihnen oft erst in größerer Entfernung in der Ebene. Einige aus Riedgräsern und Erde gebaute Hütten, welche nur für den Winteraufenthalt dienen, zeigen nebst einigen Kanonenbooten, die zum Schutz der Schiffahrt dienen, die Lage der größeren Plätze an. Dies ist für den Han charakteristisch, während am Yangtszĕ wie am Siang die Ortschaften unmittelbar am Wasser stehen. Yo kia kóu verdankt seine Bedeutung dem Umstand, daß es der Hafenplatz für Tiën mönn hsiën ist, wo der Hauptsitz der Baumwoll-Manufakturen im Han-Tal ist.

Baumwolle ist überhaupt das Hauptprodukt der Gegend und wird in großen Massen nach andern Provinzen, insbesondere nach Hunan und Sz' tschwan ausgeführt; der größte Teil geht in rohem Zustand dorthin. Die Familien der Bauern beschäftigen sich mit Spinnen und Weben, aber meist nur zur Befriedigung des eigenen Bedarfs. In den Städten wird die Manufaktur auch für den Handel betrieben und liefert große Qantitäten kräftiger Baumwollenzeuge, welche die Konkurrenz mit den von dem Ausland importierten wohl auszuhalten vermögen, da sie bei gleichem Preis weit dauerhafter sind. Das fremde Produkt verschafft sich nur Eingang wegen des gleichmäßigeren Fadens und wegen des eleganteren Aussehens. Ich traf später große Schiffsladungen mit Baumwollenzeugen und im nördlichen Schansi ganze Züge von Kamelen, welche Baumwollenzeuge von Tiën mönn nach der Mongolei führten.

Bis hierher hat der Han einen west-östlichen Lauf. Wir folgen dieser Richtung noch etwas weiter und kommen dann an die große

Biegung, an welcher der nord-südliche Lauf in die genannte Richtung umsetzt. Diese Stelle ist bezeichnet durch den Marktflecken Scha yang-tschönn, welcher der größte Handelsplatz zwischen Hankóu und Fan-tschöng ist. Es lagen hier über 500 Schiffe, welche im Durchschnitt 200 Zentner laden konnten. Die Wichtigkeit dieses Orts beruht darin, daß er den Verkehr zwischen dem Han-Tal und dem großen Handelsplatz Scha sz'*) am Yangtszë vermittelt. Scha sz' ist der Hauptlagerplatz für die von Sz' tschwan kommenden und dorthin gehenden Güter und liegt zugleich der Mündung des Tai ping-Kanals**) gegenüber, welcher von dort nach dem Tung ting-See geht und daher eine Verbindung mit Hunan und speziell mit Siang tan vermittelt.

Zwischen Yangtszë und Han breiten sich Kanäle ohne Zahl aus, zum Teil durch flache Seebecken unterbrochen. Sie stehen in dieser oberen Gegend mit keinem der beiden Flüsse in Verbindung, da die Ebene durch Dämme vor dem Hochwasser der letzteren geschützt ist. Von beiden Flüssen aus werden die Güter abgeladen und zu Lande nach den Schiffahrtsplätzen des Kanalnetzes transportiert. Ein solcher Trageplatz liegt 2 Seemeilen unterhalb Scha yang; er hat eine Länge von 1 ½ li. Pferde und Kulis vermitteln den Transport nach einer Sandfläche am Han, wo die Boote zur Aufnahme der Waren bereit liegen. Im Sommer existiert eine direktere Verbindung bei Ta tsö kóu, ein wenig weiter abwärts, durch einen Kanal, welcher sich dann mit Wasser füllt, eingedämmt ist und die Verbindung mit der Stadt King tschóu fu ermöglicht.

Scha yang ist eine große Stadt mit vielen verschnörkelten Dächern, welche ihr ein ganz imposantes Ansehen geben; am Flußufer steht nur eine Reihe elender Baracken. Von hier an wird der Fluß sehr belebt: zuweilen waren 100 Segel gleichzeitig in Sicht. Unter ihnen fällt besonders die große Menge von Hunan-Fahrzeugen auf, welche einen direkten Verkehr von ihrer Provinz auf große Entfernungen ver-

---

*) Gewöhnlich Schaschi genannt, jetzt dem Fremdhandel geöffnet.

**) s. o. S. 410.

mitteln. Der Boden wird mehr und mehr fruchtbar. Im unteren Teil des Flusses sind Sand-Alluvionen häufig, und auch hier ist noch zwischen den Dämmen alles sandig; das Land aber ist ein wahrer Garten. Weizen, Raps und Saubohnen stehen üppig auf den Feldern; die Bohnen und der Raps waren in Blüte, und der Weizen hatte eine Höhe von 6 Zoll. Die Weiden schlugen eben aus.

Die Bevölkerung der Gegend ist außerordentlich dicht. Viele Häusergruppen sind, wie in der Ebene von Kiangsu, zerstreut. Wir gingen fast den ganzen Tag an den Ufern spazieren und verkehrten viel mit dem Volk, das sich als überaus gutmütig und harmlos erwies, garnicht den Schilderungen entsprechend, welche manche Reisende von der Roheit der Bewohner von Hupé gemacht haben. Diese Angaben beziehen sich meistens auf die Bewohner solcher Orte wie Hankóu, welche, durch das übermütige Benehmen mancher Fremder gereizt, an dem nächsten Ankömmling die Beleidigung zu rächen suchen. In einer so großen blühenden Ebene sollte man Reichtum erwarten. Aber das Volk ist arm, sehr arm. Mit Zittern sehen sie ihre jungen Saaten heranwachsen, in steter Furcht, daß der Han seine Ufer durchbrechen und das Land überfluten könnte, oder daß heftige Regengüsse niederfallen und die Felder überschwemmen; denn der Fluß ist bei Hochwasser ein künstlicher Kanal. Ich fand z. B. bei dem Dorfe Sin kóu, 27 Seemeilen von Hankóu, die Erhebung der Ebene über den tiefen Wasserstand nur 1 m; der Fluß aber steigt 9 m und steht dann also 8 m höher als die Ebene! Bei Siën tau tschönn, 76 Meilen von Hankóu, liegt die Ebene nur 1 Fuß über dem niedrigsten Wasser, und das letztere steigt um 8 m. Weiter hinauf wird dann das Verhältnis allmählich ein weniger ungünstiges, und bei I tschöng hsiën liegt die Ebene um ebenso viel über dem tiefsten Stand, als das Wasser im Sommer steigt.

Nur durch die Errichtung kräftiger Dämme ist es möglich gewesen, die angrenzenden Ebenen einigermaßen zu schützen. Sie sind in einigem Abstand von dem Fluß erbaut, und dieser setzt Sedimente an den Dämmen ab und verstärkt sie dadurch nicht unbedeutend.

Trotzdem geschieht es nicht selten, daß der Fluß die Dämme durchbricht. So war es im vorigen Jahre geschehen, und entsetzlich waren die Erzählungen des Volks von den Verwüstungen, welche das Wasser angerichtet hatte. Es war dabei alles junge Wild ersoffen, und wir fanden nur wenig Hühner und Hasen für unsere Jagd. Die Durchbruchsstelle sah ich noch jetzt bei Siën tau tschönn, wo Tausende von Menschen mit der Ausbesserung des Schadens beschäftigt waren. Sie waren von der vorsorglichen Regierung zu dieser Zwangsarbeit requiriert worden und bekamen dafür ein Tagegeld von 50 Cash oder ungefähr 2 Silbergroschen. Auch wenn der Fluß keine Verheerungen anrichtet, finden Überschwemmungen statt, wenn es stark regnet, da das Wasser dann stehen bleibt wie in einem See und nur durch Verdunstung allmählich sich verkleinern kann. Die meisten Häuser sind auf künstlichen Lehmhügeln erbaut.

Das erste Gebirge wurde gegenüber von Ngan lu fu erreicht, wo am linken Ufer ein Höhenzug mit 400 m hohen Gipfeln an den Fluß herantritt und zu etwas Abwechselung Veranlassung gibt. Auch zur Rechten ist eine Terrasse von rotem Sandstein, so daß hier die Grenze zwischen einer nördlichen und einer südlichen Talstrecke stattfindet. Es sind hier in dem Sandstein große Steinbrüche geöffnet, welche den Baustein, insbesondere Platten und Stufen, bis nach Hankóu liefern. Das gemeinsame Tal des unteren Han und des Yangtszĕ kann hier als abgeschlossen gelten.

Am 25. März kamen wir nach dem kleinen Dorfe Li ki tiën. Seit mehreren Tagen hatte der Südwind sehr beständig angehalten; das Barometer war sehr gefallen, die Temperatur hoch: von 15° C. um 6 Uhr früh stieg sie bis 30° C. um 2 Uhr nachmittags. Dennoch blieb es klar, und es kam kein Regen. Die Felder dürsteten danach, die Dürre begann sich bereits furchtbar bemerkbar zu machen. Nach der Flut im vorigen Jahre war sie für die Bewohner schwer zu ertragen, und mit Bangigkeit sahen sie der abermaligen Zerstörung ihrer Ernte entgegen. Hätte der Südwind angehalten, so hätte uns ein Tag von Li ki tiën zu unserem Ziel gebracht, aber am folgenden Morgen

setzte ein heftiger Nordwind ein, welcher uns fünf Tage festbannte. Zunächst blies es noch warm, und die Temperatur war noch zwischen 14° und 21° C.; in der Nacht setzte dann ein Orkan unter unaufhörlichen Blitzen und krachendem Donner ein. Dann wurde es kälter, bis am 29. und 30. März die Temperatur unter den Gefrierpunkt sank. In der Nacht zwischen diesen beiden Tagen kam ein tüchtiger Schneefall, und damit trat klares Wetter ein. Der Ackerbauer hatte nun den langersehnten Regen bekommen, aber zu spät für manche Feldfrüchte und mit der unerwünschten Begleitung von Hagel, Schnee und Frost. Dieses Unwetter traf damals, wie ich mich nachher überzeugte, das ganze nördliche China und dehnte sich bis weit auf die See hin aus, wo es furchtbares Unheil anrichtete. Das ganze flache Land wurde, wenn auch nur vorübergehend, mit Schnee bedeckt. Es ist selten, daß etwas Derartiges noch in so später Jahreszeit vorkommt.

Der fünftägige Aufenthalt war einförmig, aber nicht uninteressant. Der Name Likitiën umfaßt eine Anzahl zerstreuter Häusergruppen, welche wir auf Spaziergängen besuchten. Es steigt hier über die Ebene eine 12 m hohe Terrasse mit völlig ebenem Boden an. Sie hat einen so gradlinigen Abfall, daß man sie von der Ebene aus für einen Damm halten würde. Im Fluß lagen hier Schotterbänke, und aus ihnen wurde Gold gewaschen, und zwar wird jährlich nur die oberste Schicht umgedreht und das edle Metall daraus gewonnen. Es scheint, daß sich in jedem Sommer das feine, mit dem Sand weggeschwemmte Gold auf der rauhen Oberfläche des Schotters konzentriert und so stets eine Anreicherung für das nächste Jahr stattfindet.

Sechs bis acht Mann bilden eine Gesellschaft; der Besitz einer jeden ist mit Steinen abgesteckt. Der Apparat, dessen sie sich bedienen, besteht aus einem lose geflochtenen flachen Korbe mit zwei Beinen, deren untere Verbindungslinie die Drehungsachse ist. Rechtwinklig zu ihr ist eine Handhabe angebracht. Der Korb wird nun mit Schotter gefüllt. Der Arbeiter schöpft mit der rechten Hand Wasser, hält mit der linken die Handhabe, gießt das Wasser auf und bewegt

den Korb zweimal mit kräftigen Schlägen hin und her. Dieselbe Operation wiederholt er noch einmal, macht aber nur einen Schlag hin und einen Schlag her, faßt mit der Rechten eine zweite Handhabe und schleudert den Schotter nach links hinaus, indem er den Korb um einen Punkt so dreht, daß eine bleierne Spitze in eine Grube einschlägt und die Drehung um diese fortgesetzt wird. Dieser Apparat ist in höchstem Grade einfach und erlaubt doch eine ungemein schnelle Arbeit. Es fließt dabei alles Feine durch die Maschen des Korbes auf ein geneigtes, mit Riffeln versehenes Brett ab.

Die ganze Arbeit ist in ein regelmäßiges System gebracht. Jeder von den sieben Mann der Gesellschaft steht ungefähr 15 Minuten am Korbe und schüttelt ihn im Takt in der beschriebenen Weise. Fünf Mann bringen den Schotter in den Körben herbei, jeder ungefähr 10 Pfund in einer Ladung. Sie nehmen dazu nur die oberste, ungefähr sechs Zoll dicke Lage des Schotters. Jeder einzelne kratzt sie selbst ab, füllt den Korb, geht nach dem Apparat und wirft die Ladung in den Waschkorb, sobald die Reihe an ihn kommt. So werden in der Minute acht Ladungen oder 80 Pfund gewaschen, mithin 4800 Pfund in der Stunde. Rechnet man den sechsten Teil der Zeit für das Abwaschen der Riffelbretter und für das Essen ab, so können sieben Mann in 10 Stunden 40000 Pfund Schotter waschen.

Die Tätigkeit und Rüstigkeit bei dieser Arbeit verdient Bewunderung. Die Leute ließen sich selbst bei dem ersten Besuch durch unsre Gegenwart garnicht stören, wiewohl sie ganz bereitwillig unsere Fragen beantworteten. Auf dem Riffelbrett bleiben die schweren Bestandteile, insbesondere das Gold liegen. Man spült sie in eine Pfanne ab, und der siebente der Gesellschaft, welcher ihr Vormann ist, beschäftigt sich mit dem Konzentrieren. Zuletzt befindet sich alles an einem Tage aufgearbeitete Material in einer Pfanne. Eine solche wurde in meiner Gegenwart ausgewaschen, und ich bewunderte das Geschick in der Handhabung des Instruments; es würde den Neid manches californischen Goldwäschers erregt haben. Die hier gebräuchliche Pfanne weicht von den verschiedenen anderswo gebräuchlichen Formen ab, in-

dem sie die Gestalt eines flachen Cylinderabschnitts hat. Das Gold bleibt in feinen Schuppen zurück. Den Betrag schätzte ich auf 22—30 Silbergroschen, was einem Gehalt von 1—1 1/3 Groschen pro Tonne entsprechen würde. Da der tägliche Gewinn 50—150 Cash pro Kopf betragen soll, so scheint das von mir geschätzte Resultat den Durchschnittsbetrag abzugeben.

Dem langen Sturm folgte ein heiterer Tag mit schwachem Nordwind. Wir passierten nur unbedeutende Ortschaften. Der Fluß macht große Windungen und schlägt gegen ein kleines Gebirge mit 300 bis 400 m hohen Gipfeln am linken Ufer. Auch noch weiter hinauf sind Goldwäscher im Flußbett zu beobachten. Wir brauchten wegen des noch immer herrschenden Nordwindes 2 1/2 Tage, um Fan tschöng zu erreichen. Kurz vorher fährt man an der Mündung des von Osten herkommenden Pai hŏ vorüber. An der Mündung liegt der Ort Tang-hŏ kóu; hier liegen wohl 2000 Schiffe, darunter noch eine große Anzahl von Hunan. Endlich kam am linken Ufer die große Stadt Siangyang fu und zugleich am rechten der viel wichtigere Marktflecken Fan tschöng in Sicht.

Der letztere Ort wird soviel in Hankóu genannt, daß ich weit mehr von ihm erwartet hatte, als ich fand; man könnte ihn wahrscheinlich 20mal in Siang tan hineinstecken! Die Wasserfront beträgt noch kaum eine Seemeile, und wie bei den meisten dieser Handelsplätze kehren die Häuser ihre unschöne Rückseite dem Wasser zu. Die Anzahl der Schiffe, die hier lagen, war gering und deutete nicht auf den großen Handel hin, wegen dessen der Ort berühmt ist. Wir legten in der Mitte der Stadtfront an. Nicht ohne Zaudern betraten wir das Ufer, denn es waren üble Gerüchte verbreitet über die Behandlung, welche sich der Fremde hier gefallen lassen müßte. Um so mehr verwunderte es uns, als wir auf unsern wiederholten Spaziergängen durch die Stadt eine überaus zuvorkommende Behandlung von Seiten der Bewohner fanden. Sie waren artig und höflich, und stets hatten wir nur eine kleine Zahl von Menschen als Gefolge. Vermutlich verdanke ich diese angenehme Erfahrung der Durchreise des französischen

Geschäftsträgers, welcher sich, wie ich hörte, bei seiner Ankunft eines keineswegs freundlichen Entgegenkommens erfreute, dasselbe aber bald durch die Mandarinen seiner Begleitung und speziell durch die der gegenüberliegenden Regierungsstadt erzwang.

Die Straßen sind 5 m breit, gepflastert, schneiden sich rechtwinklig, und der ganze Ort hat ein verhältnismäßig reinliches Ansehen. Wie überall sind Reihen von Kaufläden zu beiden Seiten, aber die Abwesenheit von Luxusläden läßt nicht auf Reichtum schließen: alles ist lediglich für den Gebrauch berechnet. Ich fand große Niederlagen von englischen Manufakturwaren, auch wird in russischem Tuch hier ein erhebliches Geschäft gemacht. Eine Lieblingsbeschäftigung scheint die Seidenwirkerei zu sein. Sie wird in offenen Hallen an der Straße betrieben; doch sah ich nur Männer und Knaben mit der Arbeit beschäftigt. Sie verwenden meist schwarzen Grund und wirken darauf in bunter Seide von allen Farben. Die Muster sind geschmackvoll und hier im Innern noch ganz echt chinesisch. Die Seide wird am Ort selbst fabriziert, da in der Gegend einige Maulbeerbaumpflanzungen sind. Es werden dabei Goldfäden reichlich verwendet, die von Hunan kommen. Auch seidene Bänder wurden in offenen Hallen gewebt und beschäftigten viele Menschen; dazu verwendet man die Seide von Su tschóu. Von fremden Waren gab es außer den genannten Manufakturen nur vergoldete Knöpfe und Zündhölzchen. Die Straßen sind wenig belebt, man sieht und hört wenig Kulis, und große Warenmagazine sind garnicht bemerkbar.

Der Grund, daß Fan tschöng so viel genannt wird und als Handelsplatz doch so unbedeutend ist, wird ganz klar, wenn man seine Lage betrachtet. Es verdankt diese dem Umstand, daß hier der Han seine Richtung ändert und sich von hier die natürliche Straße nach den unmittelbar nördlich gelegenen Provinzen abzweigt. Es findet daher nur ein Umladen der Waren statt: die Schiffe gehen bis hier hinauf, und dann werden die Waren teils auf kleinere Fahrzeuge geladen, die den Pai hŏ hinaufgehen, teils tut man sie auf Karren und fährt sie unmittelbar nach dem Norden. Der Ort ist eben nur ein Durchgangsplatz. Es

gibt wenig Zwischenhändler, sondern mehr Kommissare für die Befrachtung. Die meisten Güter berühren den Ort überhaupt nicht, sondern werden bei Tang hŏ kóu auf kleine Schiffe gebracht. In dieser Beziehung weicht Fan tschöng von Siang tan ab; denn am letzteren Ort leben Kaufleute, welche von allen Richtungen her ihre Waren beziehen, um sie nach allen Richtungen hin zu verkaufen. Die Güter, welche nach Siang tan gehen, wechseln den Eigentümer, diejenigen, welche Fan tschöng berühren, nur das Transportmittel. Noch eine Menge von Schiffen geht an der Stadt vorüber, ohne sich aufzuhalten. Ihr Zielpunkt ist Lau hŏ kóu, nur wenig weiter den Fluß hinauf; auch dort gabelt sich die Wasserstrecke: die eine geht den Han-Fluß weiter hinauf, die andere vermittelt die Verbindung mit dem nördlichen Teil der Provinz Schensi. Um nach diesem zu gelangen, gehen die Güter auf kleinen Booten den Tan kiang hinauf nach dem Marktflecken King-tszĕ kwan, von wo sie auf einem Landweg von fünf Tagen die große Stadt Si ngan fu erreichen. Die Fahrt von Fan tschöng bis King tszĕ-kwan beträgt gewöhnlich 20 Tage. Lau hŏ kóu soll seinen Rivalen an Bedeutung voranstehen, was sich dadurch erklären läßt, daß dort die nach dem oberen Han bestimmten Güter umgeladen werden müssen; denn an diesem Platz endet die leichtere Schiffbarkeit des Flusses: oberhalb beginnen die Stromschnellen, welche von dort an häufig sind.

Zu allen Zeiten ist Fan tschöng immerhin ein wichtiger Knotenpunkt von Verbindungen gewesen. Die nordwestlichen Provinzen Schensi und Kansu sind gegen Osten abgeschlossen und haben ihren leichtesten Ausgang auf dem angegebenen Wege nach dem Tal des Han. Als in früherer Zeit die Gebirge zwischen dem Han- und Wéi-Fluß noch von Barbaren bewohnt wurden, fand wahrscheinlich schon ein fremder Verkehr auf denselben Wegen statt, welche jetzt die Verbindung des Han-Tals mit dem Norden vermitteln. Daher kam die chinesische Bevölkerung schon in der ältesten Zeit, als ihr Hauptsitz noch in Schensi war, hier herab und besiedelte die weite Ebene, in welcher Han und Yangtszĕ zusammenfließen. Von ähnlicher Wichtigkeit ist die

Rolle, welche diese Gegend in der Zukunft zu spielen bestimmt ist; denn wenn in diesem übervölkerten Lande Eisenbahnen den Verkehr vermitteln werden, dann wird sich hier einer der bedeutendsten Knotenpunkte bilden, von wo aus der Verkehr nach Hankóu, nach Itschang, nach Hönan und den nördlichen Provinzen: nach Schensi, dem Nordwesten und Zentralasien, abzweigen werden, und ebenso wird, wenn je eine Eisenbahn nach Sz'tschwan gebaut werden wird, diese jenen Strahlpunkt des Verkehrs berühren müssen.

Betrachten wir, ehe wir weiter wandern, die Gegend im weiteren Umkreis, um uns einen Reiseweg zu wählen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Han-Fluß etwas westlich von dem Talkessel von Hantschung fu entsteht, dann mächtige Gebirgsketten im Süden begleitet und sie von andern trennt, hinter denen die Provinz Sz'tschwan beginnt. Endlich tritt er aus seinem Defilé heraus, und die breite Ebene dehnt sich bald an diesem, bald an jenem Ufer zwischen ihm und dem Fuß der Gebirge aus, bis er bei Siang yang fu seine Biegung nach Süden macht. Er erhält auf seinem ganzen Lauf bis hierher keine bedeutenden Zuflüsse; der einzige, welcher sich auf der Karte dem Auge zu erkennen gibt, ist der Tan kiang, der den Verkehr mit Si ngan fu vermittelt. Hier aber bei Fan tschöng mündet in ihn von Norden ein Wasserlauf, der kurz zuvor aus der Vereinigung von andern Flüssen entsteht. Der wichtigste von ihnen ist der mittlere, welcher den Namen Tang hö führt; er ist zwar nur mit kleinen Booten schiffbar, aber der Wassertransport ist um so vieles billiger als der zu Lande, daß trotzdem der Fluß zu einem großen Verkehr benutzt wird. Hoch oben in seinem Quellgebiet liegt die Stadt Yü tschóu und nicht weit von diesem ein Marktflecken, welcher einer der bekanntesten Handelsplätze im nördlichen China ist und mir hier unter dem Namen Schi dja djörr bezeichnet wurde, was allerdings sehr wenig nach klassischem Chinesisch klingt. Ich hatte die größte Schwierigkeit, die richtige Schreibart herauszufinden; denn wenn ich auch noch so oft bat, mir den Namen langsam vorzusagen und mir die einzelnen Silben richtig auszusprechen, so floß doch jedem der obige Name schnell heraus, und

erst weit später gelang es mir, einen Gelehrten aufzufinden, der im stande war, mich aufzuklären, daß der eigentliche Name Schö ki-tschönn ist.

Der ganze Verkehr von Canton, Hunan, insbesondere von Siang tan, und der Provinz Sz' tschwan einerseits mit den nordöstlichen Provinzen Hŏnan, Schansi, Tschili und Schantung andrerseits hat dort seinen Brennpunkt. Von allen Seiten kommen vom Süden her auf Wasserstraßen die Güter herbei, um dann auf dem einen und letzten Wasserwege den Han- und Tang-Fluß hinauf geschafft zu werden und in Schö ki tschönn den Wassertransport mit dem Landtransport zu vertauschen. Es findet dort ein Konflux von Leuten aus den verschiedensten Provinzen und von Beförderungsmitteln aller Arten statt. Maultiere, Wagen, Pferde kommen in Menge zusammen, und selbst Kamele kommen zuweilen bis dorthin. Das obere Flußsystem des Tang hŏ wäre von hier näher zu untersuchen, denn die Gebirge jener Gegend sind uns gänzlich unbekannt. An einer Stelle, an dem schon im Yü kung*) genannten Berg Tung pe schan, geben die chinesischen Karten eine Wasserverbindung des Tang mit dem Hwai hŏ an. Welcher Art diese ist, ob natürlich oder künstlich, ob dort eine Ebene das Gebirge unterbricht oder Schiffe von dem einen Fluß nach dem andern hindurchgehen können, habe ich nicht erfahren können.

Meine Absicht war, den Marktflecken unberührt zu lassen und den Pai hŏ, den nördlicheren der beiden Flüsse, aufwärts mich auf einer mir angegebenen Straße nach Hŏ nan fu zu wenden. Was ich dort zu erwarten haben würde, war mir vollständig unbekannt. Aus den Karten konnte ich nur schließen, daß ich durch bedeutendes Gebirgsland kommen würde, und dies war alles, was ich wünschte. Der gewöhnliche Weg nach Peking folgt nicht dieser Straße, sondern zweigt von Nan yang fu nach dem vorhin genannten Yü tschóu ab und geht von dort gegen Kai föng fu, die Hauptstadt der Provinz Hŏnan,

---

*) Yü kung ist das sechste Buch des Schu king (s. o. S. 412) und ist von Richthofen in einem besonderen Kapitel seines „China" (Band I, Kap. 8) nach seiner Bedeutung als älteste geographische Urkunde gewürdigt worden.

wo der Gelbe Fluß übersetzt wird; diese Hauptstraße führt nur durch Ebene und hatte daher für mich kein Interesse.

Schon bald nach meiner Ankunft in Fan tschöng fand sich an Bord ein Vertreter der privilegierten Hongs zur Verabredung der Weiterbeförderung ein. Es wurde mir bald klar, daß Fuhrleute wie Reisende von ihnen abhängig sind und jeder Kontrakt durch sie gemacht werden muß. Sie bilden zusammen eine Gilde, und wenn wir einen unabhängigen Weg versuchten, wurden wir immer an den gewiesen, welcher sich zuerst gemeldet hatte. Hier war diese Beeinträchtigung freier Verfügungen wohl erträglich, da von Anfang an der richtige Preis verlangt wurde. Ich erkannte an dem ehrlichen Vorgehen wiederum den wohltätigen Einfluß meines Vorgängers, des Grafen Rochechouart, welcher von hier Wagen für die direkte Fahrt durch das flache Land nach Peking gemietet hatte. Nun war es allerdings ein schwieriger Punkt, daß ich diese Straße nicht einschlagen wollte.

Die Hongs sind gewöhnt, direkte Verträge zur Beförderung des Reisenden nach irgend einem Ort des Reiches, welcher durch das von ihnen gelieferte Mittel erreicht werden kann, zu übernehmen. Wenn man sich z. B. nach Peking transportieren läßt, so zahlt man seinen Betrag, wird wie eine Warenkiste auf den Wagen geladen und ist in Beziehung auf Wegstrecken und Nachtquartier vollkommen dem Gutdünken der Fuhrleute überlassen, die sich um die Bequemlichkeit ihres Reisenden oder die Befriedigung seiner Wünsche garnicht kümmern. Nach einem selbstbereiteten Frühstück wecken sie ihn am frühesten Morgen, um sofort aufzubrechen und, nach einer kurzen Rast am Tage, spät abends wieder einzukehren. Für geologische Reisen sind solche Kontrakte natürlich durchaus unbrauchbar. Schließlich einigten wir uns dahin, daß ich drei Wagen für die Strecke von Fan tschöng nach Peking nahm und für jeden den Preis von 60 Talern für die ausbedungene Zeit von 24 Tagen, die gewöhnliche Dauer der Reise, zu zahlen hatte. Für jeden Tag, welchen ich über die 24 hinaus aus eigener Veranlassung brauchen würde, hatte ich einen Taler für jeden Wagen zu geben, wogegen unverschuldeter Aufenthalt nicht

berechnet werden durfte. Die Fuhrleute mußten sich verpflichten zu fahren, wohin ich immer wollte, vorausgesetzt, daß Fahrstraßen vorhanden wären. Ich konnte auf diese Weise monatelang herumfahren und würde nur für den Mehrbetrag der Zeit zu zahlen haben. Die Fuhrleute kommen bei dieser Berechnungsart nicht zu kurz, da von den 60 Talern der Grundtaxe ein großer Teil, wahrscheinlich bis zur Hälfte, der Gilde als Kommission und gewissermaßen als Versicherungsbetrag zukommt; sie können sich dann an den Übertagen schadlos halten. Alle diese Punkte wurden auf einem großen gedruckten Formular stipuliert und auch die beträchtliche Anzahlung darauf quittiert. Gewöhnlich wird der ganze Preis bar verlangt; geht man darauf ein, so ist man ganz in den Händen der Leute. Man kann sich die Oberhand nur wahren, wenn man eine beträchtliche Summe zurückbehält, von dieser unterwegs kleine Zahlungen in bestimmten Fristen macht und den Rest erst bei Beendigung der Fahrt zahlt.

Es kam jetzt noch darauf an, die Wagen auszusuchen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, versuchten die Chinesen, so lange sie konnten, mich zu übervorteilen. Zuerst wurden mir drei Wagen vorgeführt, so schlecht, wie ich sie kaum je gesehen hatte: sie waren schadhaft, morsch und alt, und die Tiere nur als dürre, abgelebte Klepper zu bezeichnen. Als sie sahen, daß ich mich damit nicht düpieren ließ, brachten sie drei etwas bessere Wagen, und als ich auch diese zurückwies, erschienen endlich drei, welche ziemlich gut aussahen, und diese nahm ich an. Auch alle anderen Versuche zu kleinen Prellereien mißlangen, und dies trug nur dazu bei, uns in der Achtung der Leute höher zu setzen; denn jedes Willfahren gegen die betrügerischen Versuche hat für den Beteiligten allein die Folge der Geringschätzung.

Das Geschäft nebst den Vorbereitungen zur Reise und den schriftlichen Arbeiten, welche ich zu vollenden und nach Hankóu zu schicken wünschte, nahm drei Tage in Anspruch. Ich wohnte während dieser Zeit noch in meinem vortrefflichen Mayang-Boot. Die Leute hatten sich bis zu Ende gut bewährt; zum Lohn traten sie die Erbschaft verschiedener Reiserequisiten an: meines Tisches, des großen Ratan-Stuhls

von Canton, der Hängelampe für Petroleum, eines Gewehrkastens, einiger Dutzend Wein- und Bierflaschen und anderer für sie wertvoller Gegenstände. Außerdem beschenkte ich sie noch reichlich mit Silber, woran ihr Herz so hängt, und übergab dem biedern Laupan eine warme Empfehlung zum Gebrauch für spätere Engagements bei Europäern. Ich hatte bisher eine Menge von Bedürfnissen mit mir geführt, welche ich nun zurückließ. Auf dem Boot ist man vollständig häuslich eingerichtet, und ich hatte die Gelegenheit zu materiellem Wohlleben, welche es bot, benutzt; insbesondere fehlte niemals der Wein zu den Mahlzeiten. Auf Landreisen sind Weinflaschen vom Übel: der Besitz einer einzigen ist geeignet, nach ermüdenden Touren ein fortdauerndes Verlangen nach dem Inhalt rege zu machen. Ist man aber gänzlich frei von solchen Luxusartikeln, so denkt man nicht an ihre Existenz. Ich ließ deshalb, was ich noch an Wein hatte, an Bord zurück und nahm nur einige Flaschen Kognak mit, welcher als ein schwerentbehrliches Bedürfnis bezeichnet werden kann.

Was mein Personal betrifft, so hatte mein sechzehnjähriger Boy, den ich in Canton engagiert und welcher sich bereits früher durch Versuche zu Streichen der übelsten Art ausgezeichnet hatte, seit jener Zeit ähnliche Versuche wiederholt. Er kannte kein größeres Vergnügen, als andere zum Bösen zu verführen, und während er selbst es verachtete, Kleinigkeiten für sich zu stehlen, war es ihm doch immer angenehm, anderen damit eine Freude zu machen. Zigarren, plattierte Löffel und derartige Dinge waren nie ganz sicher vor ihm, da er das Verlangen hatte, sie zu verschenken. Dabei ließ er sich nie ertappen, aber außerdem war er unermüdlich, andere zum Stehlen zu verführen. Er hatte dies auch mit meinen Ma yang-Bootsleuten wiederholt, aber vergeblich versucht: diese Leute waren für ihn zu ehrlich. Trotz dieser Eigenschaften, welche ihn als einen Kandidaten für den Galgen kennzeichneten, behielt ich doch Interesse für ihn wegen seiner Geschicklichkeit und Gewandtheit und wegen des Stoffes, den er stets zu psychologischen Beobachtungen gab. Er hatte selbst keine Bedürfnisse, der kleinste Winkel war ihm Raum genug zur Existenz. Er

lag oft, wenn es daran gebrach, in einer Ecke zusammengekrümmt wie eine Schnecke und schlief so wohl, wie in einem Bett. Meine Küche besorgte er in der besten Weise. Mit Ausnahme einiger Tage, wo es ihm an gutem Willen fehlte, hatte er stets alles Erforderliche pünktlich und gut besorgt. Er hielt sich eine Anzahl sauberer Brettchen, auf denen er Gemüse und Fleisch in der appetitlichsten Weise zurechtschnitt, und in kürzester Zeit verstand er das schmackhafteste Essen zu bereiten. Manchen Kunstgriff, der uns später von Wert blieb, lernten wir von ihm.

Als ich in Hankóu ankam, hatte ich mich des etwas gefährlichen und stets der strengsten Aufsicht bedürftigen kleinen Gesellen entledigen wollen, aber es erwies sich dort als kaum möglich, ein brauchbares Individuum zu bekommen, und da ich darauf rechnete, daß er als Cantonese im Norden weniger Macht über die Gemüter haben würde als im Süden, so faßte ich endlich den Beschluß, ihn weiter mitzunehmen. Er bekam nun seinen eignen Wagen, wurde aber in den sonstigen Funktionen auf ein bestimmtes Maß gesetzt; insbesondere mußte vor ihm alles stets unter Verschluß gehalten werden. Von Anfang an war sein gieriges Bestreben darauf gerichtet zu erspähen, aus welchem Kasten ich das viele Silber nahm, womit die täglichen Ausgaben bestritten und die großen Kontrakte bezahlt wurden. Er sah mich stets nur etwas aus einer kleinen Handtasche nehmen, in welcher absichtlich nicht mehr vorhanden sein konnte als das, was eben notwendig war. Er brachte mein Geheimnis nie heraus, daß ich das Silber gleichmäßig auf alle Koffer und Kasten zu verteilen pflegte. Übrigens war er keineswegs geeignet, meine Achtung bei gebildeten Chinesen zu vermehren: sie hatten einen schnellen Blick für seine schlechte Gesinnung und sprachen sich oft sehr erstaunt darüber aus, wie ich es wagen könnte, einen solchen Menschen mit mir zu nehmen.

Am 5. April verließ ich mein Boot, und wir fuhren ab. Die Gegend ist außerordentlich einförmig; nur südlich und südwestlich von Fantschöng am jenseitigen Ufer des Han erhebt sich ein hohes Gebirge, welches wegen seiner freistehenden Lage einen historischen Klang hat

und bereits im Yükung genannt wird. Aber wenn man das Auge von West über Nord nach Ost und Südost schweifen läßt, so ist alles flach: kein Hügel ist sichtbar, nur eine Terrasse steigt 25 m über die Ebene an, vielfach von breiten Tälern durchschnitten. Sie besteht aus dem mir noch immer wenig bekannten Löß. Auch die hohe Berggruppe im Südwesten verschwindet nach und nach den Blicken, und man sieht nur Ebene. Das Land ist fruchtbar, aber es war ausgetrocknet, und der Regen der letzten Tage hatte nur wenig geholfen.

Die Bevölkerung lebt in zahllosen kleinen Weilern zerstreut, die einander genau gleichen. Sie bestehen aus einigen Dutzend Lehmhäusern mit einigen wenigen Bäumen, die jetzt noch kein Laub hatten. Selten trifft man ein größeres Dorf. Der erste geschlossene Ort, ein Marktflecken, an welchem regelmäßige Markttage gehalten werden, ist Lü yen yi, 60 li von Fan tschöng, wo wir die erste Nacht zubrachten.

In der Mittagsstation des nächsten Tages, dem Marktflecken Schönn kiang pu, fand ich an der Wand des Wirtshauses die Namen der Europäer, die früher bereits hier gereist waren. Ein evangelischer Missionar, ein russischer und ein in deutschen Buchstaben geschriebener, aber halb ausgekratzter Name bezeichneten meine Vorgänger. An diesem Ort setzt die Straße vom rechten auf das linke Ufer des Pai hö über. Dieser Fluß wird von einer Menge kleiner Fahrzeuge befahren, welche nicht mehr als 40 Zentner zu laden scheinen; er hat einen sehr gewundenen Lauf und ist voll Untiefen. Bei Schönn kiang pu hatte er eine Breite von 100 Schritt, doch soll er zuweilen stark anschwellen und sein Bett in viel größerer Breite ausfüllen.

85 li von Fan tschöng überschreitet die Straße die Grenze der Provinzen Hupé und Hönan, und obgleich die Ebene mit gleichem Charakter zwischen beiden geteilt ist, so gibt sich doch sofort ein sehr merklicher Unterschied in der Bevölkerung kund, wie man ihn sich in einem in gleichverwaltete Provinzen geteilten Reich nur dadurch erklären kann, daß seit uralten Zeiten die Grenzen clanisch bewohnt worden sind und der Urstamm in jeder einzelnen Provinz Verschiedenheiten darbot. Kaum ist man über die Grenze, so tut sich die Be-

völkerung durch Neugier und Zudringlichkeit hervor, und diesen Charakter bewahrt sie durch die ganze Provinz Hŏnan. Mittags kamen die Leute des ganzen Orts zusammen und liefen uns noch weit nach. Auf den Feldern ließen sie ihre Arbeit liegen und rannten von allen Seiten herzu, um uns zu sehen. Dies war in Hupé nicht der Fall gewesen: dort konnten wir frei spazieren gehen und uns mit den Insassen der Wagen, die uns begegneten, frei unterhalten. Auch in Hŏnan ist das Volk furchtsam und gutmütig, aber mit diesen Eigenschaften nehmen auch die widerwärtigeren zu, wie außer der Neugier der Mangel an Reinlichkeit, der üble Geruch, insbesondere die Knoblauchsatmosphäre, welche den Einzelnen wie die Menge stets umgibt. Ich wußte nun meine derben und rohen Hunan-Leute zu schätzen, welche mehr Ordnungsliebe und Männlichkeit besitzen, reinlich gekleidet gehen und auf die Sinnesnerven nicht so unerträglich einwirken. Mit der Grenze von Hŏnan nehmen auch die Gräber zu.

Diese Provinz ist eins der ältesten Länder von China. In ihr war seit den frühesten Zeiten häufig die Residenz des Kaisers; sie lag im Zentrum des damaligen Reiches und ist auch heute nur wenig vom Mittelpunkt entfernt. Der Name Tschung hwa oder „die Blume der Mitte“ ist hier entstanden und hat sich erst nachher auf das ganze Reich übertragen. Man könnte das Alter der Bevölkerung und der Sitte der Ahnenkultur auch aus der großen Anzahl der Familiengräber schließen, welche hier oft in einer Gruppe vereinigt sind; gewöhnlich sind sie mit einigen alten Cypressen bestellt. Die Anzahl der Ortschaften wird nun erstaunlich groß, und sie sind nicht mehr wie in Hupé in kleinere Weiler aufgelöst, sondern bilden mehr größere geschlossene Gruppen. Ungefähr jedes zehnte Dorf ist ummauert. Die Mauern sind aus getrockneten Lehmziegeln gebaut, die Tore aus gebrannten Ziegelsteinen; die ersteren bilden auch das Material der Wohnhäuser, während die Dächer aus gebrannten Hohlziegeln bestehen. Die Dachfirsten sind oft reich mit Drachen und Vignetten ornamentiert.

Die Bevölkerung ist übermäßig groß und konsumiert fast vollständig die Erzeugnisse ihres Ackerbaues. Weizen und Baumwolle

sind die Hauptprodukte. Die Baumwolle wird zum großen Teil im Lande verbraucht, da die herumliegenden Gegenden dasselbe Produkt in großen Quantitäten liefern und daher für die Ausfuhr nach weiter entfernten, die Baumwolle nicht produzierenden Gegenden besser gelegen sind. Trotz der dichten Bevölkerung ist der Preis der Tagearbeit hoch: er beträgt bis 70 Cash und die Kost; dies ist um 20 Cash mehr als in Hupé und 20—30 Cash mehr als in Hunan, was auf einen ungeheuren Totalwert der Produktion schließen läßt. Ich sah hier zum erstenmal einen ausgedehnteren Anbau von Opium; auch dieses Produkt wird hauptsächlich im Lande konsumiert. Das indische Produkt (Kwanta yen, d. i. Canton-Opium) hat einen weit höheren Preis und wird fast garnicht benutzt; das von Sz'tschwan ist billiger als das einheimische, gilt aber als sehr untergeordnet an Qualität. Die Obstkultur ist blühend, große Feldstrecken sind ihr gewidmet. Immergrüne Bäume und Sträucher gibt es nicht, ihre Grenze scheint nur wenig nördlich von Hankóu zu sein. Überraschend ist die Schönheit der Rindviehrasse in dieser Ebene, insbesondere der Zugochsen. Sie haben eine kurze, gedrungene Form und kräftige, sehr kurze Hörner und sind verschieden von den meisten Rassen, welche man sonst in China sieht. Dies setzt um so mehr in Erstaunen, als es keine Wiesen gibt, das Gras an Rainen und Straßen aber von Frauen zur Feuerung ausgerupft wird und der Rest den Ziegen und Eseln zur Weide überbleibt. Auch gibt es elegant — nicht wie Ponys — gebaute kleine Pferde, darunter ganz allerliebste Tiere. Hin und wieder sah ich einen Büffel; im Han-Tal abwärts gab es keine.

Die zweite Nacht blieb ich in Sin ye hsiën, 130 li von Fan tschöng, einer kleinen erbärmlichen Stadt, welche nur mit Lehmmauern umgeben ist; doch fand ich ein kleines, reinliches Wirtshaus. Die dritte Nacht wurde in Wa tiën, 60 li weiter, verbracht. Dies waren nur kurze Fahrten, nicht viel mehr als die Hälfte der gewöhnlichen Stationen, und die Zeitversäumnis war hier in dem ebenen Lande unangenehm. Sie hatte zum Teil ihren Grund in dem schlechten Willen meiner Fuhrleute, zum Teil in ihren Maultieren, welche sich als schlechter erwiesen,

als sie uns erschienen waren. Fast an jedem zweiten oder dritten Tage hatten wir einen Strauß mit den Fuhrleuten zu bestehen. So geschah es auch hier. Sie versuchen, wie sie es bei ihren chinesischen Fahrgästen gewöhnt sind, stets die Oberhand über den Reisenden zu gewinnen und ihn zu kommandieren. Es kommt nun darauf an, ihnen mit Konsequenz den Standpunkt klar zu machen, und erst, nachdem sie diesen erfaßt haben, werden sie willig. Doch tritt ein Moment ein, wo sie sich mitten auf dem Feld widerspenstig zeigen, irgend eine Forderung machen oder einen bestimmten Weg, den ich fahren will, nicht einschlagen wollen. Da setzen sie sich in hockender Stellung an die Straße, nehmen ihre Pfeife zur Hand und gebärden sich, als ob sie nun nichts weiter tun würden, bis ihr Wille erfüllt würde. Dann kam es gewöhnlich zu einem kräftigen Wortwechsel, in welchem sie die Übermacht von Splingaert fühlen mußten. Schließlich wurde ihnen die Pfeife um den Kopf geschlagen und in die Felder geworfen, und wir brachen selbst nach unserm Willen weiter auf, setzten ihnen einen Abzug für ihre Widerspenstigkeit auf die Rechnung, drohten, die Summe das nächste Mal zu verdoppeln, und dann ging es murrend weiter. Manchmal kam noch ein Versuch, und dann ein zweiter, bis sie sich vollständig ergaben.

Am 8. April passierten wir Nan yang fu. Auf die Hitze der letzten Tage war ein heftiger Nordwind gefolgt, der am Tage in eine stetige frische Ostbrise umsetzte. Die Temperatur stieg nicht über 14° C., aber der Wind hatte die ganze Atmosphäre in Staub gehüllt. Die Luft war dick, die Aussicht unklar, und doch hätte ich gern das Panorama dieser Gegend gesehen. Denn es war hier das Problem zu lösen, ob unsere Karten, welche das mächtige, vom West bis hierher vordringende Gebirge, den östlichen Ausläufer des Kwenlun, unmittelbar mit den im Südosten folgenden Bergen verbinden, richtig sind, oder ob nicht vielmehr hier eine große Lücke zwischen beiden Gebirgsgegenden ist. Aus allen Berichten habe ich das letztere folgern müssen; denn diejenigen, welche auf der großen Straße gereist waren und mir davon erzählten, waren über keinen Paß gekommen und hatten höhere Ge-

birge nicht gesehen. Das Land steigt nur wenig an; neben dem Löß, welcher die Terrassen bildet, zeigen sich niedrige, weiße Hügel von trockenem, weißem Sand, welche über jenen aufragen; wo sie an den Löß grenzen, stehen gewöhnlich Wasserlachen, auf denen es eine vortreffliche Entenjagd gibt.

Nan yang fu ist eine große Stadt am rechten Ufer des Pai hŏ. Wir fuhren über eine Brücke, welche nur für den Winter hergerichtet wird und die obere Grenze der Schiffahrt bezeichnet. Eine feste Mauer umgibt die innere Stadt, eine schlechte Lehmmauer die Vorstadt. Wir fuhren zum Südtor hinein und zum Osttor hinaus. Die Straßen sind für diese Gegend eng, da sie nur für einen Wagen Raum gewähren; die Häuser sind niedrig, die Kaufläden klein. Die Straßen kreuzen sich rechtwinklig, und das Menschengewimmel übersteigt alle Vorstellungen. Wir gingen in ein Wirtshaus der Vorstadt, waren aber von dem Gedränge in solchem Maße belästigt, daß wir so schnell als möglich wieder aufbrachen. Ich bedauerte, die Missionsstation Schi pa li pang, welche 18 li westlich von der Stadt gelegen ist, nicht besuchen zu können, da sie zu weit aus dem Wege lag.

Ich verließ nun die große Peking-Straße und bog in diejenige nach Hŏ nan fu um. Wir fuhren noch 25 li nach einem sehr kleinen Dorf, wo mit dem guten Willen der Leute ein elendes Wirtshaus bald ganz behaglich eingerichtet war. Es war gleich zu erkennen, daß wir auf einer wenig frequentierten Straße waren, auf der es an den gewöhnlichen Bequemlichkeiten für die Unterkunft der Reisenden fehlte. Der Ort heißt Hwéi schu örr; kurz vor ihm liegt eine 200 m hohe, flachrunde Kuppe, der erste Berg seit längerer Zeit. Am nächsten Tag machten wir eine Fahrt von 83 li, auf welcher wir fünf ummauerte Dörfer zu passieren hatten. Vor neun Jahren fielen hier die Taiping-Rebellen ein; die Bevölkerung flüchtete in die Berge, wo sie sich mit Wällen umgaben und die Angreifer mit Steinen zurückhielten. Als sie dann ihre Dörfer wieder bezogen, befestigten sie diese mit Mauern, welche vermutlich bis zur nächsten Rebellion wieder verfallen sein werden. Nicht weit von unserm Nachtquartier kamen wir wieder bei

einem einzelnen Berg, dem Pu schan, vorüber, welcher aus Marmor besteht. Die Leute des Dorfes sind damit beschäftigt, kleine Gefäße und insbesondere Armringe daraus zu verfertigen.

Wir fuhren nun recht eigentlich in die Berge hinein. Mehr und mehr stiegen sie vor uns an, und es waren regelmäßige Ketten zu erkennen, welche quer durch die Richtung unseres Weges zogen. Die Straße gelangt auf eine Vorstufe des Gebirges, welche aus krystallinischen Schiefern aufgebaut ist. Die erste regelmäßige Kette führt den Namen Kiu li schan; ein Zufluß des Pai hŏ bricht quer durch sie hindurch. In der engen Schlucht liegt das Dorf Tsau ti örr (eigentlich tiën örr) oder das Graswirtshaus. Eine kurze Strecke vorher hatten wir einen gleichnamigen Ort passiert, dessen Name aber Strohwirtshaus bedeutete. Hier gab es eine Herberge, wie man sie zuweilen in galizischen Dörfern trifft. Eine Lehmhütte mit einem Raum diente dem Wirt und seiner Frau zur Wohnung; daneben war ein Stall. Wir fanden nur letzteren zu unserer Wohnung geeignet: eine Kuh wurde ausquartiert, einem Schwein, welches darin heimisch war, der Zugang versagt, eine Tür von einer Strohdecke gemacht, einige Bretter auf Ziegelsteine gelegt und aus ihnen Fußböden und Tische konstruiert und darauf die Dekoration mit Decken, Flaggen und derartigen stets bereiten Dingen vorgenommen, so daß wir mit Hülfe der äußerst bereitwilligen guten Leute bald eine ganz gemütlich aussehende Wohnung hergerichtet hatten.

Ich hatte erfahren, daß im Kiu li schan Steinkohle vorkäme, und auch schon den direkten Beweis davon durch kleine nach Süden gehende Transporte des Brennstoffs bekommen. Da ich mich bisher vergeblich nach dem Vorkommen von Steinkohle in dem ganzen Gebiet des Han-Flusses erkundigt hatte und die Vermutung hegte, daß dasselbe ganz frei davon sei, um so mehr als bis Fan tschöng und selbst bis Nan yang fu Kohle von Hunan stromaufwärts gebracht wird und gar keine stromabwärts geht, so schien es mir von Wichtigkeit, dieses Vorkommen zu untersuchen. Die Gruben waren nicht weit von Tsau ti örr entfernt. Das Vorkommen ist ganz isoliert. Eine ungefähr

700 m mächtige Schichtenfolge baut sich hier auf einer Unterlage von krystallinischen Schiefern auf. In den tiefsten Schichten sind zwei Anthrazitflöze eingelagert; sie haben aber eine geringe Mächtigkeit, und die Kohle ist von geringem Wert. Die eigentümlichen Verkehrsverhältnisse von China und die große Billigkeit des Wassertransportes im Verhältnis zum Landtransport wird klar, wenn man bedenkt, daß in dem weniger als 100 li von den Kohlengruben entfernten Nan yang fu dieser Anthrazit die Konkurrenz der Kohle von Hunan, welche mehr als 25 mal so weit gereist ist, nicht aushalten kann. Beide werden für den gleichen Preis von 5 Cash für das chinesische Pfund verkauft, aber derjenigen von Hunan wird der Vorzug gegeben, und die Grubenbesitzer vom Kiu li schan bleiben arm.

Es ist ein kahles, ödes Gebirge: nur in der Höhe findet man einzelne Hütten zerstreut. Der um sie her liegende Boden ist angebaut, gibt aber geringes Erträgnis. Das wichtigste Produkt ist die wilde Seide. Man baut, um sie zu kultivieren, zwei Arten von Eichen, welche die Namen Li ya örr und Hwéi ya örr führen; es werden zwei Ernten davon abgenommen, eine im Juni, die andere im August. Die Eier der Seidenraupe, welche sich von den Blättern der beiden Bäume nährt, werden im Hause ausgebrütet und die jungen Tiere auf die Bäume gesetzt. Die letzteren werden kurz beschnitten und sind meist bloße Stümpfe; sie wachsen auf dem unfruchtbarsten Boden, wie er aus der Verwitterung von Granit, verschiedenen Schiefern und selbst krystallinischem Kalk hervorgeht. Während bei der Kultur der gewöhnlichen Seidenraupe erst die Pflege im Haus den Erfolg hauptsächlich bedingt, sind die wilden Seidenraupen vielen Gefahren unterworfen. Unausgesetzt müssen die Vögel verscheucht werden, welche sich an den wertvollen Tieren zu mästen versuchen. Auch auf die Witterung kommt viel an: Regen ist den Raupen zuträglich, Dürre schadet ihnen. In den letzten zwei Jahren waren die Raupen krank und blieben klein, da niemals hinreichend Regen fiel. Das verursachte einen großen Ausfall, und da die Gebirgsbewohner besonders auf dieses Produkt angewiesen sind, so waren sie in große Armut geraten. Dazu

kamen späte Fröste, welche die Ernten an den Berggehängen beeinträchtigten. Eine große Not war die Folge, und während dieses und der beiden nächsten Tage sah ich wahre Jammerbilder von verhungernden Menschen. Bei einem Haus hoch auf den Bergen hatten wir mit den Leuten lange gesprochen. Es war ein junger Bauer von elendem, abgehärmtem Aussehen mit seiner jungen Frau, seiner Mutter und einigen Kindern. Als wir ihnen beim Weggehen den Gruß Fa tsai pa, d. h.: „Werdet reich“ zuriefen, den die Leute sonst immer gern hören, sagte die Mutter: „Wie sollen wir reich werden? Hier wird bald der Tod seinen Einzug halten! Seht meinen Sohn an!“ In der Tat standen dem jungen Menschen die Augen heraus, und sein Gesicht hatte eine fahle, grünliche Farbe. Ich fragte ihn, woran er krank sei; er sagte nur: „Ich habe Hunger!“ Nachher sah ich noch mehrere in ähnlicher Lage, und bei allen bemerkte ich dieselbe grünliche Gesichtsfarbe.

Wir hatten mittags unseren interessanten Ausflug nach den Kohlengruben vollendet und brachen auf. Es waren noch 20 li bis zur Stadt Nan tschau zurückzulegen. Ein hügeliges Gelände schließt sich dem Kiu li schan an, und dann steigt eine Kette sehr rauher und wilder Berge auf, welche von WNW nach OSO gerichtet ist. An ihrem Fuß liegt die Stadt. Der Ruf von unserer Ankunft war uns vorangegangen, und ein Meer von Menschen war vor der Stadt versammelt. Die Straßen im Innern sollten, wie wir hörten, alle von Menschen angefüllt sein, welche erwarteten, daß wir dort über Nacht bleiben würden. Wir entdeckten eine Straße, welche um die Stadt herumführte, und täuschten die erwartungsvollen Bewohner. Nun strömte uns alles nach, und jeder wünschte wenigstens einen Blick von uns zu bekommen, denn hier waren Europäer noch nie gewesen, und selbst den Missionaren der früheren Zeit scheint diese Straße entgangen zu sein. Man kann sich kaum eine gutmütigere Menge denken: es fiel nicht ein einziges schlechtes Wort; sie waren vergnügt und voller Humor und dachten nicht im Entferntesten daran, uns zu beleidigen.

Erwartungsvoll sah ich der Art und Weise entgegen, wie es uns möglich sein würde, über den vor uns aufstarrenden Gebirgszug zu

kommen, und man würde dies nur auf den schwierigsten Fußwegen zu tun vermögen, wenn nicht die Natur selbst eine Straße wundersamer Art hindurchgelegt hätte. Quer durch die Streichrichtung des Gebirgszuges senkt sich hier nämlich eine tiefe Furche in die Felsenmasse hinein. Kein Ingenieur würde sich bei der Anlage einer Eisenbahn einen geraderen Weg durch ein Gebirge als Ideal vorsetzen können. 1000 bis 1200 m ragen die Gipfel zu beiden Seiten auf, und im Westen erreichen sie bald 2000 und wahrscheinlich 2500 m. Eines der Quellgewässer des Pai hŏ kommt aus der tiefen Felsschlucht herab. In dieser selbst erreicht man den Paß, welcher nur ganz niedrig ist, und jenseits fließen die Gewässer, noch immer in der natürlichen Furche, nördlich ab, einem Zufluß des Hwai hŏ zu. Es ist die Wasserscheide des Yangtszĕ und eines Gliedes im Stromgebiet des Gelben Flusses, welche wir hier erreichen. Das Gebirge führt den Namen Fu niu schan; die ersten beiden Silben bedeuten: „Liegender Ochse". Der Name ist uralt und wird für eine bedeutende Strecke angewendet, indem jeder mir sagte, daß der Fu niu 800 li lang sei. Es ist dies der östlichste mächtige Ausläufer des Kwenlun-Gebirges. Hier habe ich zum ersten Male einen ganz sichern Beweis, daß der Ausdruck „schan" für ein Gebirge anwendbar ist. Nur wenige Meilen östlich von dem Paß von Nantschau fällt der Fu niu schan plötzlich in die Ebene ab, und dort führt unweit seines Fußes die große Straße nach Peking. Eine Anzahl paralleler Ketten setzen das Gebirge zusammen. Die erste bei Nan tschau besteht aus Marmorfelsen, die höchste, innerhalb welcher man den Paß überschreitet, aus Granit. Grobe Blöcke desselben erfüllen die enge Spalte, und dies ist die schlechteste Strecke des Weges. Der Anstieg jedoch ist von beiden Seiten so gering, daß man hier den natürlichen Weg für eine Eisenbahn aus dem Tal des Han nach der Gegend von Hŏ nan fu erblicken muß.

Alle diese Gebirge sind kahl, nur mit Gras bewachsen, aber der chinesische Fleiß hat hier scheinbar Unmögliches geleistet. Jede leichte Einsenkung an den Gehängen ist terrassiert, jede Verebenung an dem Jochübergang, die von Steinen gereinigt werden konnte, an-

gebaut, und wo der Boden nicht mehr gut genug für Feldbau ist, da findet man die Eichenpflanzungen für die wilde Seidenraupe. 90 li von Nantschau tritt man aus dem Gebirge heraus in ein weites Tal, in welchem die Stadt Luschan hsiën liegt. Der Fluß führt seinen Namen Schahŏ d. h. Sandfluß mit Recht. Das Tal ist 10 km breit, das Flußbett nimmt fast 2 km ein, doch waren davon jetzt nicht mehr als 15 m mit Wasser bedeckt; der Rest ist Sand, Kies und Schotter.

Die Stadt liegt nördlich von demselben. Hier machten wir eine Mittagsstation unter großen Hindernissen. In keiner Stadt vorher oder nachher hatte ich mit einer so zahlreichen, erdrückenden Menschenmenge zu tun. Nicht nur war der weitläufige Hof des Wirtshauses dichtbesetzt, sondern in allen nächsten Straßen standen die Leute Kopf an Kopf und suchten nachzudrängen. Dadurch wurden die vordersten teils durch die Türe und teils durch die Fenster bis in unser Zimmer hineingepreßt, und sogar über Mauern stiegen sie in einen hinteren Hof und strömten buchstäblich auch von dieser Seite in das Zimmer hinein. Alle Versuche, sie davon abzuhalten, nützten nichts, wo der einzelne trotz der Furcht, die er haben mochte, durch die Nachdrängenden gezwungen wurde, gegen unsere Anordnung zu handeln. Selbst auf das Dach war man gestiegen und hatte im oberen Teil des Zimmers eine Lehmmauer durchgebrochen. Auch dort mehrten sich die Köpfe, und der Augenblick schien nicht fern, in dem die Vordersten, von ihren Hinterleuten gedrängt, in das Zimmer hinabstürzen würden! Das wollte ich doch lieber nicht abwarten, da es zu Komplikationen geführt haben würde, und wir brachen so schnell als möglich wieder auf.

Lu schan ist der Sitz nicht unbedeutender Industrien. Die wichtigste ist die Verfertigung von Geweben aus wilder Seide; es soll hier der Hauptmarkt in ganz China für diese im Fremdhandel von Jahr zu Jahr mehr gesuchten und in Europa geschätzten Stoffe sein. Sie werden in allen Graden der Feinheit bereitet. Der europäische Markt wird wahrscheinlich von hier noch wenig versorgt, denn man macht hier nur reine Zeuge wie überall, wo man für Chinesen

arbeitet, einfach deshalb, weil der Chinese sich nicht betrügen läßt. Die Kaufleute merken es sehr bald, daß der Fremde gegen Betrügereien keine Vorsicht übt, sondern daß es ihm vor allem darauf ankommt, billig zu kaufen und solche Ware, welche ein gutes Aussehen hat. Es wird darum besonders in Schantung in großem Maßstabe wilde Seide mit Baumwolle zusammen für den Fremdhandel verwebt, und mit Ausnahme der teuersten Stoffe sind jetzt alle, welche nach Europa gehen, verfälscht. Außer den feineren Zeugen wird auch außerordentlich grobes Gewebe bereitet, welches durch seine Stärke und Dauerhaftigkeit wahrhaft imponierend ist. Es wird zu diesem Zweck die Seide von den Cocons nicht abgesponnen, sondern abgeraupt und dann wie Flachs zu einem dicken knotenreichen Faden gedreht. Der daraus bereitete rein seidene Stoff hat die Dicke und das Ansehen von Sackleinewand; die Bauern kleiden sich mit Vorliebe darin und sagen, daß er unverwüstlich sei. Ich kaufte ein Stück dieses Zeuges von 32 Fuß Länge für etwas über 7 Taler.

Ich hatte erwartet, auf der Straße nach Hŏ nan fu nur durch hohes Gebirgsland zu kommen. Es war über diese Gegend nicht der geringste Anhalt aus irgend einem Buch zu gewinnen, da sie in der Tat vollständig unbekannt geblieben ist. In solchen Fällen bietet gewöhnlich der Weg eine Reihe von Überraschungen dar, da man alles anders findet, als man es erwartet hat. Von Lu schan geht eine große, ebene Straße nach Kai föng fu und eine andere in nördlicher Richtung nach Hŏ nan fu. Ich schlug die letztere ein und hatte nun über ein Hügelland zu gehen, welches sich in Gestalt einer breiten Zunge von höheren westlichen Bergen her zwischen die beiden Flüsse Scha hŏ und Ju hŏ einschiebt, die sich unterhalb des letzten Abfalls vereinigen.

Je weiter ich vorwärts kam, desto mehr wurde ich mit dem Löß bekannt. Schon im Tal von Nan yang fu hatte er, wenn auch in geringer Mächtigkeit, geherrscht, und in der weiten Talmulde von Lu schan waltete er auf beiden Seiten vor. Das Tal ist begrenzt durch eine steile 100—150 m hohe Stufe, welche fast geradlinig abfällt; sie besteht aus Kalkstein. Auf steilem Weg geht es hinauf. Von oben hat man noch

einmal einen prachtvollen Überblick der langen Kette des Funiu schan. Ich hatte vorher in China nur Gebirgsland gesehen, in welchem das Auge eine regelmäßige Anordnung nicht zu erkennen vermochte und erst die geologischen Untersuchungen die Regelmäßigkeit des Baues darlegen konnten. Hier gab es zum ersten Male Kettengebirge, und während im Süden und Osten nur Namen für Gipfel existieren, fing hier eine Region an, in welcher auch die Chinesen den Ketten der Gebirge einheitliche Namen gegeben haben. Es ist imposant, wo immer man es betrachtet, und macht den Eindruck einer mächtigen Barrière. Insbesondere möchte ich die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß es die Lößländer des nördlichen China südlich begrenzt. Nur im oberen Tal des Han greift diese Formation in geringer Entfernung auf den Süden über. Bald kamen wir zu einer Reihe von Kohlengruben, die fast sämtlich verlassen waren; nur auf zweien wurde jetzt noch Bergbau getrieben. Es ist eine bituminöse schwarze Kohle, die meist in sehr kleinen Stücken gefördert wird.

In dem Dorf Twan tiën wollten wir übernachten, aber wir mußten vor der Fülle von Menschen weichen. Meine Fuhrleute hatten schon die verschiedensten Mittel versucht, selbst die Peitsche hatte ihre Wirkung verfehlt, und sie griffen jetzt zu dem letzten verzweifelten Mittel, indem einer derselben, ein bejahrter Mann, vor der versammelten Menge den Kotau verübte. Er warf sich vor ihnen auf die Knie, berührte mit der Stirn mehrmals den Boden und bat sie, den Hof zu verlassen. Dies hat bei den Chinesen große Wirkung! Aber sie dauerte nur für kurze Zeit. Bald wurde das Andrängen wieder so lästig, daß wir weitere Mittel nicht anwenden wollten und weiter nach einem Dorf Lang tiën fuhren, um, eigentlich gegen meine Absicht, einen Rasttag zum Zweck einer Exkursion in diesem geologisch sehr interessanten Gebirge zu machen.

Lang tiën ist ein kleines Dorf, aber doch der Sitz einer besonderen Industrie. Es wird hier nämlich Glas bereitet, und zwar Perlen, Armringe, kleine Branntweingläser, Flaschen und andere Dinge. Es ist alles roh, aber von hübschen bunten Farben. Es gibt nicht eine

einzige größere Fabrik, sondern die Leute arbeiten in ihrem eigenen Haus. Fensterglas verstehen sie nicht zu verfertigen: dafür ist Poschan*) der einzige Ort in China. Vor jedem Hause des Dorfes stand ein Tischchen mit Fabrikaten der Insassen. In früherer Zeit war hier auch der Sitz der Eisenschmelzerei, die entweder in sehr ausgedehntem Maßstabe oder durch sehr lange Perioden betrieben worden ist. Die Massen von basaltschwarzen, noch sehr eisenreichen Schlacken, welche an vielen Orten der Talwände aufgehäuft sind, sind erstaunlich groß. Wir hörten, daß sie aus der Zeit der Ming-Dynastie stammen. Die politischen Störungen, welche die Begründung der gegenwärtigen Dynastie begleiteten, verursachten das Erliegen der Industrie. Die Leute verstehen, wie sie sagen, nicht mehr die Kunst des Schmelzens der Erze und sind wohl auch zu indolent, um sie wieder zu lernen. Sie sagten auch, daß die Erzlagerstätten, soweit es sich mit Bequemlichkeit tun läßt, abgebaut seien. Jetzt beschränkt sich die Eisenindustrie auf Lu schan hsiën. Roheisen wird aber nicht erzeugt, sondern aus der Provinz Schansi importiert und mit altem Eisen zusammen verschmolzen. Man merkt, daß man sich einer Eisengegend nähert, da dieses Metall viel mehr in die täglichen Bedürfnisse eingreift als anderswo und selbst zu monumentalen Zwecken Verwendung findet.

Das Auffälligste bei der Uniformität, welche sonst in Beziehung auf Utensilien in China herrscht, ist eine besondere Art von Wagen, welche ich zuerst in Lu schan hsiën sah und die von hier aus bis nach den Eisendistrikten von Schansi gebräuchlich sind. Sie haben vier aus massivem Eisen gegossene Räder von geringem Durchmesser und stehen mit der Achse kaum einen Fuß über dem Boden. Es sind die einzigen vierrädrigen Wagen, welche ich in China im Gebrauch gesehen habe.

Von Lang tiën machte ich Ausflüge nach der Umgebung und insbesondere nach den in der Gegend am besten bekannten Kohlen-

---

*) s. o. S. 187.

gruben eines Ortes, dessen Name im Lokaldialekt Pi ko tsi körr ausgesprochen wird. Ich fand, daß das Kohlengebiet nicht unbedeutend ist: die Steinkohlenformation ist mächtig entwickelt und enthält eine größere Anzahl von Kohlenflözen. Es war sehr schwer, über ihre Lagerung Klarheit zu bekommen, da die Störungen der Schichten bedeutend sind und verschiedene eruptive Gesteine sie durchsetzen. Der Ort Pi ko tsi körr liegt am Fuß eines langen 250 m hohen Bergrückens und zeichnet sich schon aus weiter Ferne durch die dicken Rauchwolken aus, welche ihm entsteigen. Die Gruben liegen 120 m über dem Dorf. Ich suchte bei der Annäherung eine Übersicht des Ganzen zu gewinnen, aber ein Aufenthalt war unmöglich! Denn es waren gegen 1000 Mann in den vier in Betrieb stehenden Gruben und bei dem Koksbrennen beschäftigt, und von allen Seiten eilten sie herbei, uns jeden Weg abschneidend. Die Kohle wird von den Grubenbesitzern an die Brenner verkauft; diese sondern erst das Gröbere ab und brennen den Rest in kleinen Gruben, von denen mehrere Tausend gegenwärtig in Brand waren. Jede Grube ist 4 Fuß lang und breit und hat zehn seitliche Zuglöcher aus Röhren von gebranntem Ton. Durch geschickte Manipulation wird ein Luftzug durch die Röhren nach der Mitte hervorgebracht und ein mäßig guter Koks gewonnen.

Wir waren hier in einer Gegend, wo man sich vor der Volksmasse nicht retten konnte, und so gutmütig die Leute auch waren, konnten wir doch immer nur mit Bangigkeit den Leiden des Nachtquartiers entgegensehen; diesmal blieb uns nichts übrig, als in einem großen Marktflecken Ta ying kai zu bleiben, der wie ein Bienenschwarm belebt war. Die Leute wußten von unserer bevorstehenden Ankunft, und wieder wogten Tausende von Menschen auf den Straßen, um uns zu sehen. Wir gebrauchten hier ein neues Mittel, um uns im Wirtshaus etwas Freiheit zu bewahren, ohne zu den stets unangenehmen Zwangsmitteln unsere Zuflucht zu nehmen. Wir machten nämlich gleich bei der Ankunft einen Gang durch die ganze Stadt und ließen die Leute wissen, daß wir es täten, um ihnen die Gelegenheit zu geben, ihre Neugier zu befriedigen; dafür hätten sie uns dann aber

auch im Wirtshaus in Ruhe zu lassen. Mit Jubel nahmen sie dies auf, und nur das erregte ihre Unzufriedenheit, daß wir uns in keiner Weise herbeilassen wollten, auf die Tische zu steigen, welche sie auf der Straße für uns bereitgestellt hatten. Nachdem wir den Rundgang vollendet und uns mit einigen aus der gebildeten Klasse unterhalten hatten, zogen wir uns zurück und schlossen die Tore des Wirtshauses. Aber noch einmal mußten wir heraus, da wohl an 2000 Menschen sich versammelt hatten, welche vorgaben, uns noch nicht gesehen zu haben. Hätten wir sie nicht befriedigt, so hätten sie unfehlbar Tore und Mauern durchbrochen. Das Mittel wirkte ausgezeichnet, da die Leute unsern guten Willen sahen, ihnen unsern Anblick nicht vorzuenthalten, und wir genossen dadurch am Abend eine verhältnismäßige Ruhe.

Einige vernünftigere Individuen wurden noch zugelassen, da ich von ihnen weitere Informationen über die Verbreitung der Steinkohle in der Gegend zu erhalten wünschte. Ich bekam darüber hinreichende Daten, um zu dem Schluß zu kommen, daß dies eine für die Zukunft nicht unwichtige Gegend sei. Es ist von Süden her für eine große Strecke das letzte Vorkommen von bituminöser Kohle in einer Gegend, welche für eine spätere Eisenbahnverbindung von unzweifelhafter Wichtigkeit sein wird. Außerdem ist das Vorkommen von Eisenerzen nicht unbedeutend, und die Manufaktur des Metalles dürfte wieder einem späteren Aufschwung entgegensehen.

Wir hatten nun in das zweite der vorgenannten Täler hinabzusteigen, welches vom Ju hŏ durchströmt wird. Obgleich dem andern so nahe gelegen, ist es doch von ihm ganz verschieden. Zunächst breitet sich von Ta yin kai aus eine 15 km breite ganz ebene Terrasse von Geröllen aus, welche zum Teil Kopfgröße erreichen; sie bilden ein ödes, unfruchtbares, sparsam bevölkertes Gebiet. Die Bäche sind tief in den Schotter eingeschnitten, und gegen das Tal des Ju hŏ fällt er 30 m hoch ab. Letzteres ist breiter als das des Scha hŏ und mit Ortschaften besät. Der Talboden ist ungemein fruchtbar. Der Fluß hatte klares Wasser und wand sich in verschiedenen Kanälen zwischen dem üppig bewachsenen Land. Jenseits erhebt sich

der Zug des Siung schan, welcher aus flachrunden Kuppen besteht. Ju tschóu, die Hauptstadt des Tales, ist ein mäßig großer Ort. Wir ließen die Vorhänge vor den Wagen herab und fuhren unbemerkt hindurch. 7 li westlich von hier fanden wir endlich einmal ein einzeln stehendes Wirtshaus, wo uns kein Menschengedränge belästigte. Es war allerdings für die Aufnahme von Reisenden nicht eingerichtet. Ich suchte mir eine Scheune aus, in welche wir bald das nötige Mobiliar von Tischen, Stühlen, Bretterlagen und Kochöfen gebracht hatten, und die bunten Decken gaben der Wohnung bald ein ganz behäbiges Gepräge. Ich konnte hier den Nachmittag desselben und den Vormittag des nächsten Tages zum ruhigen Arbeiten verwenden.

Diese Gegend bietet ein hohes Interesse, geologisch, geographisch, historisch und national-ökonomisch. Ihr Bau ist sehr eigentümlich: es gibt hier ausgesprochene Kettengebirge mit anderen Elementen der Bodengestaltung, welche die Mannigfaltigkeit vermehren. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß hier die Gebirge Namen haben und wirklich als Gebirge gelten. Das hängt mit ihrer Natur zusammen. Wo alles Bergland ist, wie in allen gebirgigen Teilen des östlichen China, da kennt man nur Namen für einzelne Gipfel, nicht für Gruppen. Hier aber, wo das Auge mit einem Blick die Einheit einer Gruppe oder Kette umfaßt, hat man auch Kollektivnamen, wie die Geographie sie verlangt, eingeführt.

Von Nan tschau bis hierher war die Bevölkerung arm gewesen; hier zeigten sich Spuren des Wohlstandes. Das Hauptprodukt ist Baumwolle, wenn auch in bei weitem geringerem Grade als weiter nördlich. In Nan tschau war in die von mir gewählte Straße eine zweite von Schö ki tschönn eingemündet, und ich befand mich von dort an auf einem großen Handelsweg. Täglich war ich Zügen von Lasttieren begegnet, welche mit Baumwolle von Hŏ nan fu beladen waren und nach den Märkten von Fan tschöng und Lau hŏ kóu gingen, während nach Norden Tabak, Papier, Fungus*), Leim und eine Menge anderer kleiner Produkte geführt wurden. Trotz der Tausende von

*) Pilze.

Lasttieren, welche ich nach beiden Richtungen gehen sah, war mir doch nicht ein einziges Frachtstück fremder Manufaktur oder anderer Importe zu Gesicht gekommen. Wenn man die großen Quantitäten der aus Europa kommenden Waren in Hongkong und Schanghai sieht, so meint man, sie müßten das Land überschwemmen, und man erkennt die Größe des letzteren daran, wenn man sieht, wie wenig davon nach den entfernteren Teilen gelangt. Sie spielen in der Tat nur eine höchst untergeordnete Rolle in dem mächtigen Binnenverkehr von China.

Dies Land ist sehr produktiv, vor Allem an Menschen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in dem Tal ist wahrhaft schreckenerregend, und trotz der reichen Produktion ist das Elend groß. Es wimmelt von Kindern; jeder Mann von 20 Jahren scheint verheiratet zu sein. Baumwolle ist das Hauptprodukt; sie wird im siebenten Monat, welcher ungefähr Mitte August beginnt, gepflanzt und im zehnten geerntet. Der meiste Export geht nach Schö ki tschönn. Zum Transport bedient man sich der Maultiere, der zweirädrigen von Maultieren gezogenen, der vierrädrigen mit Ochsen bespannten Wagen und der Schiebkarren. Wer mit den Gewichtsverhältnissen nicht bekannt ist, dem muß der Profit, welcher an diesem Produkt gemacht wird, wunderlich vorkommen, da er negativ zu sein scheint. Der Preis der Baumwolle in Ju tschóu beträgt nämlich 380 Cash für das chinesische Pfund, und in Schö ki tschönn, welches 360 li entfernt ist, nach Zahlung einer Fracht von 20 Cash nur 300 Cash. Das Geheimnis liegt darin, daß das Pfund in Ju tschóu 22 Unzen, an andern Orten aber nur 16 Unzen hat. Die Unze*) ist die Einheit des Gewichts und unterliegt in den einzelnen Teilen des Reiches nur geringen Schwankungen, während das Pfund verschieden gerechnet wird. Im Herbst soll die Baumwolle vier Fünftel der Feldfläche bedecken. Zwischen die Stauden werden Bohnen gepflanzt, der Rest der Felder wird für Mais, Hirse und Kau liang verwendet. Alle diese Früchte werden im sechsten bis

*) liang, im europäischen Gebrauch taël, im Mittel = 38 gr. Die im Fremdhandelsverkehr gebrauchten Bezeichnungen (taël, cash, catty, pikul usw.) sind malaiischen Ursprungs.

achten chinesischen Monat gesät und im Herbst geerntet. Die Winterfrüchte, welche jetzt auf dem Felde standen, sind Weizen, Opium, Erbsen, Bohnen, Raps und süße Kartoffeln. Das Opium ist jetzt ein bedeutendes Produkt, und seine Qualität soll derjenigen von Schensi beinahe gleichkommen. Überall spielt die Manufaktur von Öl eine Hauptrolle, da man dasselbe zur Bereitung der Speisen, zur Beleuchtung und für die Frisur benutzt. Hier wird es besonders aus Raps, Baumwollsamen, Sesamum und Erdnüssen bereitet; auch Bohnen werden dazu verwendet.

Die weitere Fahrt nach Hŏ nan fu war eine Enttäuschung! Ich hoffte, durch das hohe Gebirge zu kommen, welches sich jetzt im Norden zeigte und sich nach Westen auszudehnen schien; denn hinter dem Siung schan stieg eine gewaltige Kette auf, welche den Namen Yü tsai schan führt, und in ihr liegt wieder ein eigentümlich geformter hoher Gipfel, welchen ich auf 2500—3000 m schätzte und der den Namen Sung schan führt. Er ist einer der bereits früher erwähnten*) fünf Heiligen Berge von China. Eine große Menge von Tempeln soll dort in der wildesten Gebirgswelt zerstreut sein. Ich habe es ungemein bedauert, dieses Gebirge nicht besuchen zu können, und möchte späteren Reisenden, welche in diese Gegend kommen sollten, eine genauere Untersuchung desselben dringend empfehlen. Eine Stadt liegt im Gebirgstal, unmittelbar am Fuß der Abfälle des Sung-schan; man kann sie durch alle Arten von Beförderungsmitteln leicht erreichen. Statt in die Gebirge hinein führte mich die Straße am Ju hŏ aufwärts durch einförmiges Land und dann westlich vor dem Ende jenes Gebirges vorüber, das sich als ein einzeln stehendes gewaltiges Massiv erweist.

Indessen war auch der von mir genommene Weg reich an Genüssen. Der Anblick der Gebirgswelt, welche ich von hier aus sah, gehört zu dem Schönsten, was ich in China gesehen habe. Das Panorama ist großartig durch die majestätischen Formen der in einzelnen Gruppen aufragenden Gipfel, und die Beleuchtung in den Abendstunden

*) s. o. S. 385 ff.

stand an Fülle der Farben den reichsten der Mittelmeerlandschaften nicht nach. Der Glanzpunkt der Landschaft ist der in einigem Abstand südlich von der Straße sich erhebende Wan tschi schan oder „krumme Fingerberg“, so genannt nach seiner schlanken, oben etwas gekrümmten Spitze. Ich schätzte ihn auf 750 m, doch ist dies wahrscheinlich zu niedrig. Die Quellbäche des Ju hŏ kommen zum Teil aus ihm und führen große Geröllmassen von schönen porphyrischen Steinen herab. Es soll dort Blei gewonnen und Silber daraus extrahiert werden; auch Mennige und Bleiweiß werden bereitet und nach den Provinzen Schensi und Schansi exportiert. Ferner wird auch Zink aus dieser Gegend angegeben, doch konnte ich hier über sein Vorkommen nichts erfahren.

Die Straße von Ju tschóu nach Hŏ nanfu ist sehr belebt. Sie führt fast nur über Löß, in den ich nun täglich mehr hinein gerate. Schon hier staunte ich seine kolossale Entwickelung an. Ich fand bereits Aufschlüsse von 70 m Dicke, durfte aber auf eine noch viel größere Mächtigkeit schließen. Dieser Löß zeichnet sich durch die große Menge von Kalkkonkretionen aus, die er enthält. Sie häufen sich so an, daß sie ein festzementiertes Konglomerat bilden, das als Baustein verwendet wird. Dieses Gestein bildet Bänke im Löß. Der reinere Löß ist voll von Helix-Schalen mehrerer Arten. Sie sind zum Teil gut erhalten, bei einer Art sogar die gelbe Farbe eines Bandes. Anderweitige Einschlüsse fand ich nicht. Tief eingeschnittene Hohlwege, schlechte Straßen, lehmiges Aussehn aller Ortschaften, große Fruchtbarkeit des Bodens und Höhlenwohnungen sind die Attribute des Löß, wie sie hier zum ersten Male vollkommen entwickelt waren. Bereits fand ich manche in tiefen Einschnitten gelegene Orte, wo die halbe Bevölkerung in künstlich in den Löß eingeschnittenen Wohnungen lebte. Das gelbe Aussehen der Dörfer wird noch durch die Lehmwälle vermehrt, mit denen die Einwohner ihre elenden Hütten umgeben haben, um sich vor den Rebellen zu schützen. Als diese aber kamen, floh doch die ganze Bevölkerung auf die Berge, die Rebellen nahmen, was sie an Getreide und Tieren fanden, und verbrannten die Dörfer.

Einer geologischen Beobachtung muß ich hier noch Erwähnung tun, weil sie die einzige ihrer Art blieb. An dem Paß nämlich zwischen dem Ju hö und dem Lŏ hŏ, welcher zugleich die Gewässer des Hwai von denen des Gelben Flusses trennt, liegt der Ort Taingan, und dort ist ein vulkanisches Gestein in einem großen Strom dem Löß aufgelagert, so daß hier die Bildung dieser Formation ihr Ende vor einer Zeit vulkanischer Ausbrüche erreicht zu haben scheint. Die Tatsache ist vollständig klar und sicher, doch steht die Beobachtung so vereinzelt da, wie das Vorkommen eines vulkanischen Gesteins an diesem isolierten Punkt.

Mehr und mehr stellte sich mir jetzt die Großartigkeit des Sung-Gebirges dar, in dessen Schluchten man tief hineinblicken konnte, und darüber erhob sich der wunderbar geformte hohe Gipfel. Am letzten Tag vor meiner Ankunft in Hŏ nan fu schwand jedoch jede Aussicht. Am Abend vorher hatte sich ein heftiger Nordwind erhoben, der in wenigen Minuten die Luft mit Wolken von gelbem Staub verdüsterte. Das Barometer stieg, die Luft wurde sehr trocken. Am folgenden Tage war mit der Hitze auch der klare Himmel und der deutliche Anblick der Gebirge, welcher für den Geologen von allererster Wichtigkeit ist, dahin. Man konnte kaum eine halbe Meile weit sehen, und während ich in den letzten Tagen kartographische Arbeiten bis in weite Ferne von meinem Wege ausführen konnte, war ich jetzt auf die nächste Nähe beschränkt. Ich erkannte, in welchem Maße die Resultate einer Reise vom Wetter abhängig sind, und doch ist dies nur einer unter einer ganzen Anzahl von Faktoren.

Ein Damm aus festem Fels, der 100—120 m aufragt und etwa tausend Schritt breit ist, trennt uns in dem Talkessel, in dem wir uns befinden, von einem uralten, historisch denkwürdigen Boden. Es ist ein Ausläufer des östlichen Gebirgstockes, welcher sich langhin nach Westen zieht und dann wieder zu höheren Hügeln anschwillt; der I hŏ, welcher die Gewässer des Kessels in sich aufnimmt, durchbricht den Damm in einem engen Tor, dem Lung mönn oder Drachentor. Nach der Ansicht der hiesigen Bewohner ist es der merkwür-

digste Platz in China. Die Felswände zu beiden Seiten haben nämlich den früher in Lŏ yang residierenden Kaisern Gelegenheit zu monumentaler Verewigung ihrer Existenz in Felstempeln und zahllosen mit Buddha-Bildern erfüllten Nischen gegeben. In einem Lande, wo es an Resten monumentaler Bauten aus der Vorzeit ganz fehlt und auch alte in Felsen gegrabene Inschriften nur in einer im Verhältnis zur Länge der Zeit geringer Zahl zu finden sind, haben solche Skulpturwerke ein hohes Interesse. Die Felsen bestehen aus demselben dunklen oolithischen Kalk, welchen ich früher zuerst in der Provinz Schantung gesehen hatte, wo er auch zu monumentalen Bauten dient. Er läßt sich leicht und mit großer Vollkommenheit bearbeiten und hat am Lung mönn bewiesen, daß er den Einflüssen des Wetters trotz des feuchten Klimas in besondrem Grade Widerstand leistet.

Den größten Effekt macht eine mächtige ganz offene Grotte mit Riesenfiguren. Die kräftigen Gestalten der Türhüter verfehlen nicht ihren Eindruck auf die jetzige Generation, welche sich mit so gigantischen Darstellungen nicht mehr abgibt. Eine derselben wird von jedem Besucher über dem Fuß umfaßt, um die Länge der Arme zu messen, und das Gestein ist an dieser Stelle von der oftmaligen Wiederholung dieser Prozedur poliert. Ich konnte ihn gerade umspannen, was nur wenige Besucher vermochten.

Dieses Bauwerk stammt aus der Zeit der Tang-Dynastie, welche vom Jahr 618 bis 907 regierte. Dies ist eine der glänzendsten Dynastien gewesen, welche über China geherrscht haben. Wir werden ihr in Si ngan fu wieder begegnen, wo an dem Hof dieser hervorragenden Herrscher Wissenschaft und Kunst blühten. Ihre erste Residenz war in Lŏ yang. Von dem Herrscher Li tschi min, dem Sohn des Gründers der Dynastie, sagt Wells Williams: „Er war einer der berühmtesten Monarchen der chinesischen Annalen; wie Harun al Raschid war er ebenso berühmt wegen seiner Weisheit und seines edlen Sinnes als durch seine Eroberungen, seine gute Regierung, seine Mäßigkeit, seinen verfeinerten Geschmack und den Schutz, den er Männern der Wissenschaft angedeihen ließ“. Noch als er Prinz von Tang war, trug er viel

zur Erhebung seines Vaters an die Stelle der geistig verkümmerten Fürsten der vorhergehenden Dynastie der Sui und zur Ausdehnung der Herrschaft über die Gegend von Zentralasien bei. Noch weit über diesen hinausragend war sein Sohn Tai tsung, der im Jahre 627 auf den Thron kam und seine siegreichen Waffen noch weiter ausdehnte. Er gründete Schulen und beförderte das geistige Leben der Nation in hohem Grade. Die katholischen Missionare bezeichnen ihn als den größten Kaiser, den China gehabt habe,*) doch regierte er bereits in Si ngan fu, wo die Residenz fortan blieb. Wahrscheinlich stammt also der Tempel im Drachentor von einem der beiden ersten Kaiser der Tang.

Eine Menge von Basreliefs und Schriftzeichen sind auf den Toren und um sie herum angebracht und befinden sich, obgleich ganz frei der Luft ausgesetzt, noch in vorzüglichster Erhaltung. Das merkwürdigste Monument ist ein kleinerer Felstempel, welcher, wie mir die Priester sagten, aus der Hwéi-Dynastie stammt, die von den Historikern nicht unter die regelmäßigen Dynastien gerechnet wird, sondern eine mächtige Folge von Gegenkaisern, die den Norden beherrschten, umfaßt. Er soll von der Mutter eines Kaisers errichtet sein und ist der Göttin Kwan yin, der buddhistischen Madonna, geweiht. Eine kolossale Statue von Buddha selbst steht im Vordergrund, aber die zahlreichen Nischen an den Seiten, welche sich in einer kuppelförmigen Wölbung nach oben verjüngen, enthalten meist Figuren der Göttin. Auffallend ist, daß alle Figuren in den Skulpturwerken lange Köpfe haben, während ich sonst bei allen neueren Werken der Chinesen, auch bei denen aus der Tang-Zeit, nur dicke, runde und sogar breite Köpfe gesehen habe. Die Formen sind graziös und die Basreliefs mit Geschmack gruppiert; die letzteren sind sehr mannigfaltig. Die Göttin selbst ist eine sitzende voll ausgearbeitete Figur, nur mit dem Rücken an den Stein gelehnt. Der lange Kopf zeigt Züge von zartem Aus-

---

*) Dieser Kaiser wird daher auch häufig als Tai tsung der Große erwähnt; unter ihm erreichte das Chinesische Reich seine weiteste Ausdehnung und höchste Blüte.

druck. In der Wölbung folgen dann Basreliefs, um den Kopf herum konzentrisch angeordnet und doch nicht einförmig: erst ein Kranz der Blätter einer Lotosblüte, auf deren jedem ein Buddha sitzt; dann ein Kranz schwebender Genien in schöner, schwungvoller Zeichnung, die einzige der Art, die ich in China gesehen habe. Dieser Kranz spitzt sich nach oben gänzlich zu; der Rest der Wölbung ist mit Wolken ausgefüllt. Dieses Motiv wiederholt sich in mehrfacher Variation. Es schien mir, daß die Figur des Buddha im Hintergrund, sowie diejenige eines schlummernden Löwen neuer als der Tempel waren, da die erste zum Teil, der Löwe ganz aus Mörtel aufgebaut ist, während ein zweiter sitzender Löwe zur Rechten, ebenso wie alle andern Figuren, aus gewachsenem Gestein gearbeitet ist und aus der ersten Zeit der Ausmeißelung der Grotte zu stammen scheint. Merkwürdig ist es, daß sämtliche durch den ausgestreckten Arm mit dem Hammer erreichbaren Köpfe abgeschlagen, alle höheren erhalten sind. Die Priester sagten, dies sei in der Sung-Dynastie geschehen.

Eine Menge in Relief gemeißelter Inschriften bedeckt die Wände. Ich ließ durch die Priester eine Anzahl derselben durchpausen; einige Inschriften hatten sie vorrätig: sie treiben damit ein einträgliches Geschäft, indem sie Kopieen in Menge verfertigen und den durchreisenden Beschauern verkaufen. Es waren Gerüste gebaut, um die höheren Inschriften zu erreichen und auch von ihnen Abschriften zu nehmen. Die Zahl der verkäuflichen alten Inschriften ist zehn; dazu kommt noch eine elfte, welche vor kurzem von einem hohen Mandarin in Peking angebracht wurde. Die Priester fügten eine Kopie derselben bei. Als ich sie mit einem Taël belohnte, war die Überraschung und Freude sichtlich groß. Doch wird diese Liberalität die Folge haben, daß dem nächsten Besucher 1 Taël pro Kopie abgefordert werden wird. Wells Williams, welchem ich später die Kopieen zeigte, sagte mir, daß sie ohne Wert seien, da sie nur Votivtafeln seien, welche aus dem Jahre 497—520 unsrer Aera stammen. Auf das Abnehmen der Basreliefs waren die Priester nicht vorbereitet; ich konnte von diesen nur unvollkommne Kopieen

mitnehmen; sonst werden solche von den Chinesen mit großer Fertigkeit und Vollendung gemacht. Außer den genannten zwei Hauptwerken sind noch Tausende von großen und kleinen Nischen vorhanden, die meist ein Buddha-Bild enthalten, unter dem eine Votivtafel mit der Inschrift des Stifters angebracht ist.

Aus dem Lung mönn kam ich nun hinaus in eine Lößebene, das Tal des Lŏ hŏ. Er ist auf den Karten ein so kleiner Fluß, daß man ihn kaum beachten würde, aber er wird schon vor 4000 Jahren als einer der neun Flüsse von China genannt, und schon in früher Zeit begannen die Kaiser hier zeitweise ihre Residenz zu nehmen. Sie wechselte durch 3000 Jahre in einem kleinen Umkreis in den Provinzen Schensi, Schansi und Hŏnan. Zuweilen wurde sie bis in die Ebene vorgeschoben, nach Kai föng fu und anderen Orten, zuweilen war sie hier zwischen Gebirgen im Tal des Lŏ. Wir überschritten den Fluß bei einer Furt.

Am Nordufer beginnen die Vorstädte der Stadt Hŏ nan fu, welche unweit der Lage des alten Lŏ yang erbaut ist. Der denkwürdige Name dieser alten Stadt hat sich noch in demjenigen des Distrikts Lŏ yang-hsiën erhalten, welcher in der Departementsstadt seinen Verwaltungssitz hat. Wir fuhren in ein Gasthaus, welches als vornehm galt und für Mandarinen bestimmt sein soll. Ein kleines Tor im Hof führte auf einen zweiten mehr abgeschlossenen Hof mit einem zwar unbedeutenden, aber für unsere Bedürfnisse hinreichenden Gebäude. Eine Menschenmenge folgte uns und ließ sich nicht zurückhalten. Da ich hier einen kurzen Aufenthalt nehmen wollte und es mir ebenso an Ruhe als an der Wahrung eines gewissen Ansehens gelegen war, so schickte ich dem Mandarin meine Karte zu, mit der Bitte, mir zwei Polizisten als Wache zu geben. Ein Unterbeamter, der die Karte zuerst empfing, schickte sie mit dem unhöflichen Ansuchen zurück, ihm erst den Paß zu senden. Sofort schickte ich Splingaert nach dem höchsten Mandarin des Ortes, der, wie ich nachher hörte, seinem Untergebenen den verdienten Verweis erteilte und unverzüglich Anordnungen traf, daß uns alles, was wir brauchten, gewährt werden

sollte. Es erschienen Polizisten, welche das Volk abhielten, und wir erfreuten uns eines ruhigen Aufenthalts. Dies war um so erwünschter als auf den nächsten Tag, den 17. April, der Ostersonntag fiel.

Die Stadt selbst bietet nichts Bemerkenswertes und hat den Charakter aller chinesischen Städte, die mit Kaufläden besetzten Straßen und eine dichte Bevölkerung. Unter letzterer sind die Mohammedaner, die sich auch in dem äußeren Typus von den Chinesen unterscheiden, sehr zahlreich; am auffälligsten war es mir, sowohl in dieser Stadt als weiterhin in der gegen Osten folgenden Gegend, hin und wieder Männer von entschieden jüdischem Typus zu sehen. Die Auffindung einer Judenkolonie in Kai föng fu, welche schon durch die katholischen Missionare in früherer Zeit geschah, aber erst in neuerer Zeit genauer untersucht wurde, ist eine allgemein bekannte Tatsache geworden. Man entdeckte sie durch die hebräischen Inschriften in ihrem Tempel, welche sie jedoch nicht mehr zu lesen verstanden. Sie hatten Überlieferungen von einer Einwanderung aus dem Westen vor uralter Zeit und scheinen sich bis kurz vor der gegenwärtigen Zeit ziemlich rein erhalten, jetzt aber mit den Chinesen vermischt und auch deren Sitten vollkommen angenommen zu haben. Die Untersuchungen, zu welchen die Entdeckung leitete, ergaben aus dem Alter derjenigen Teile des Alten Testaments, welche in ihren Inschriften vertreten waren, mit Wahrscheinlichkeit, daß die Einwanderung weit zurück, in vorchristlicher Zeit, geschah. Bis jetzt ist diese Entdeckung vereinzelt geblieben. Wenn ich jedoch nach den Typen, denen ich begegnete und die trotz des in physiognomischer Hinsicht sehr nivellierenden chinesischen Zopfes unverkennbar waren, schließen darf, scheint die Verbreitung der Überreste jener frühen Einwanderer sich auf einen größeren Umfang, zum mindesten der Provinz Hŏnan, zu erstrecken.

Wir sind hier an einem Punkte angelangt, welcher eine wichtige geographische Lage hat, und dürfen die Gelegenheit nicht ohne eine Rundschau vorübergehen lassen. Hŏ nan fu ist nur durch einen niederen Hügelzug von dem Gelben Fluß getrennt, dessen Becken in den

Lößtälern des Nordwestens den Übergang zu Zentralasien bildet, während es im Osten nach der Großen Ebene und dem Meere hinabreicht. Ein Blick auf die Karte, mit Verständnis der Oberflächenformen, zeigt uns, daß hier das eigentliche, natürlichste Eingangstor von Osten her nach Zentralasien ist, denn hier ist die Lücke zwischen dem großen Scheiderücken des östlichsten Kwenlun und dem hohen Tafelland von Schansi, welches wir demnächst betreten werden. Eine natürliche breite Furche, allerdings mit Löß, der unwegsame Gegenden schafft, ausgefüllt, zieht von Osten nach Westen zwischen beiden Höhenanschwellungen hin. Daher ist Hö nan fu auch ein Knotenpunkt verschiedener großer Straßen des Reiches, deren Betrachtung ganz besonders geeignet ist, uns seine wichtige Lage vor Augen zu führen.

Auf einer Straße, deren Bedeutung für den Verkehr bereits gekennzeichnet wurde, kamen wir von Süden herauf. Sie führt nach dem Markt Schö ki tschönn, von woher die Produkte des ganzen Südens bezogen werden. Bei Ju tschóu zweigt sich von dieser eine andere nicht minder wichtige Straße ab nach dem Markt Tschóu kia kóu, der in der Nähe der Stadt Tschönn tschóu fu gelegen ist und das Tal des Hwai beherrscht. Bis dahin kommen die Schiffe vom Großen Kanal von Tschingkiang und Schanghai herauf, so daß die von der See her eingeführten Güter von dort bezogen werden. Der Hwai hö ist jedoch nicht günstig für die Schiffahrt. Das Haupthindernis liegt in dem Gebiet von Föng yang fu, nämlich Felsen im Fluß, über die kein Boot kommen kann. Alle Waren werden daher umgeladen und 8 li zu Lande transportiert. Auch höher hinauf ist die Schiffahrt nicht günstig. Doch gehen Schiffe das ganze Jahr hindurch bis Tschóu kia kóu. Höher hinauf können bei Hochwasser noch ganz kleine Boote kommen, doch ist jener Ort als die eigentliche Grenze von Land- und Wasserreise anzusehen.

Eine dritte Straße verläßt Hö nan fu durch das östliche Tor und setzt im Süden des Gelben Flusses nach Kai föng fu fort, wo die Große Ebene erreicht wird; sie ist wenig in Gebrauch, da ein Gebirgsrücken zu überschreiten ist, und man wählt dafür diejenige über Hwai king fu, welche den Gelben Fluß zweimal übersetzt. Von Hwai-

kingfu kann man dann die Provinz Schantung und andre Teile des Ostens erreichen. Überall hin verzweigen sich die Straßen, und von allen Punkten nördlich vom Yangtszĕ kann man Wagen bis nach Hŏ nan fu mieten.

Die vierte Straße verläßt Hŏ nan fu durch das Nordtor, setzt über den kleinen Hügelzug und dann bei der Stadt Möngtsinhsiën über den Gelben Fluß. Auch dies ist ein in der Geschichte vielgenannter Platz. Schon im Yü kung wird uns von Möng tsin, der Furt von Möng, erzählt, wo also auch damals schon ein Übergang über den Gelben Fluß war. Ein Jahrtausend später, als im 12. Jahrhundert vor Chr. der Gründer der Tschóu-Dynastie den letzten Kaiser der Schang-Dynastie bekriegte, brachte er seine Heere hier hinüber und lieferte ihm bei Möng tsin eine entscheidende Schlacht. Der Ort liegt an einer Stelle, wo der Gebirgsrand, der die Ebene westlich begrenzt, in einem weiten Bogen an den Gelben Fluß herantritt, und ist daher der westlichste Ort, an welchem man von Süden herkommend unmittelbar die Ebene betreten kann. Diesem Umstand verdankt er wohl hauptsächlich seine historische Bedeutung. Die vielbenutzte Straße geht nun weiter nach den Städten Hwai king fu und Wéi hwéi fu, wo sie mit der großen von Fan tschöng kommenden Handelsstraße sich vereinigt, um entlang dem Gebirgsabfall als eine der wichtigsten Straßen des Reiches nach Peking zu gehen. Auch diese ist für den Handel von Hŏ nan fu von Bedeutung, denn 70 li nordöstlich von Wéi hwéi fu liegt der Markt Kau ti tschönn am Wéi-Fluß, welcher durch Schiffahrt mit Tiëntsin in Verbindung steht, so daß auch von dort die von der See kommenden Güter eingeführt werden können. Drei große Binnenhandelsplätze, nämlich Schö ki tschönn, Tschóu kia kóu und Tau kóu,*) bezw. 640, 700 und 500 li entfernt, konkurrieren miteinander in dieser Weise um den Handelsverkehr mit Hŏ nan fu.

Je nachdem politische Störungen einen oder den andern Weg verschließen oder die Binnenzölle, welche die chinesische Regierung

*) Oberhalb Kau ti tschönn am Wéi-Fluß.

auferlegt, den Transport verteuern, verfällt auf der einen Straße der Verkehr, um sich einer andern zuzuwenden. Beide Ursachen haben zusammengewirkt, um seit längerer Zeit den Handel von Tiëntsin gegen den der beiden andern Wege zu begünstigen. Wenn man aber bedenkt, daß dieser Hafenplatz seine Waren erst von Schanghai beziehen muß, so ist leicht ersichtlich, daß, wenn alle Umstände gleich sind, der direkteste Weg von Schanghai oder vom Yangtszĕ überhaupt den Vorzug bekommen muß. So ist es gekommen, daß seit ganz kurzer Zeit der Handel sich mehr nach dem Ort Schö ki tschönn und in der Neuzeit nach Tschóu kia kóu gewendet hat und Tschingkiang die konkurrierenden Handelsplätze aus dem Felde schlägt. Wenn es sich hierbei nur um die Versorgung der Stadt und ihrer Umgebung handelte, so wäre die erörterte Frage für den Fremdhandel von geringer Bedeutung; allein, es kommt hierbei dasjenige Gebiet in Betracht, welches von Hŏ nan fu aus versorgt werden kann, oder nach welchem die Handelsstrecken über diese Stadt hinaus gerichtet sind. Dies sind die angrenzenden Teile von Schansi und Schensi sowie große Gebiete der übervölkerten Provinz Hŏnan.

Der auf den genannten vier Straßen zusammenfließende Handel wird von hier aus in einem Kanal nach Westen hin gelenkt, denn die fünfte Straße geht durch das Westtor hinaus, um für 700 li dem Südufer des Gelben Flusses zu folgen, bis nach der Festung Tung kwan an dem großen Knie dieses Stromes, und sich dann weiter nach Singan fu, Lan tschóu fu und Zentralasien zu wenden. Der Stapelartikel des Eigenhandels von Hŏnan ist Baumwolle, und durch ihren Verkauf werden die zahlreichen Importe zur Befriedigung der Bedürfnisse der Bewohner bezahlt. In der Stadt selbst soll der Verkauf von Baumwolle das ganze Jahr hindurch einen Durchschnitt von 20 000 Talern täglich haben. Der größte Teil geht nach Schensi und Kansu, ein kleinerer nach Schansi und Hupé. Das ganze Lößland umher dient zur Kultur der Baumwolle, deren Samen zur Zeit meiner Reise gerade in den Boden gelegt wurde.

Der Aufenthalt in der Stadt war recht angenehm. Ich bekam

mehrfach Besuch von Männern von Bildung, welche mir manche Information zu erteilen imstande waren. Auch die Gäste, welche in demselben Hause mit mir wohnten, kamen mich zu besuchen. Einer derselben ging eben nach dem Kriegsschauplatz in Schensi,*) wohin er als spezieller Berichterstatter vom Kaiser geschickt wurde; er galt als ein sehr gelehrter Mann. Ich hatte Gelegenheit, seinem Sohn einen kleinen Dienst zu erweisen, indem ich ihm zur Heilung eines zerquetschten Fingers Arnika gab, von dem er eine günstige Wirkung zu bemerken glaubte. Er schenkte mir beim Abschied einen Fächer mit Sprüchen des Confucius und bat mich, ihn später in Schensi zu besuchen. Ich hatte für die vornehmeren Besucher stets Sherry Cordial bei mir, dessen süßer Geschmack und rote Farbe leicht Liebhaber anzogen. Meine drei Mann Soldatenwache versahen ihr Amt, die Leute abzuhalten, in bester Weise bis zum letzten Augenblick.

Meine Reisegesellschaft vermehrte sich hier um ein Mitglied. Ich habe schon einmal bei meinem ersten Ausflug von Schanghai beschrieben**), wie ich das Experiment machte, einen sogenannten Siënschang oder schriftkundigen Mann mitzunehmen, und wie dasselbe an der Indolenz des Individuums vollständig scheiterte. Nachher hatte ich das Bedürfnis nach einer derartigen Begleitung oft gehabt, hauptsächlich, um mir die Namen der Ortschaften und Berge aufschreiben und Erkundigungen aller Art, sowohl statistischer als auch historischer und religiöser Natur, einziehen zu lassen; aber die Kandidaten erwiesen sich stets als so ungeeignet, so unfähig für die verlangte Leistung und so unverschämt in ihren Forderungen, daß ich, wenn auch mit Widerstreben, mich stets von dieser wünschenswerten Begleitung freigehalten hatte. Die Missionare haben in dieser Beziehung eine bevorzugte Stellung. Durch jahrelangen Aufenthalt in einem und demselben Orte werden sie mit geschickten Individuen bekannt und haben solche in ihrem Dienst, welche für ein geringes Entgelt ganz und gar den Wün-

*) Darüber weiterhin Genaueres, namentlich in den Tagebüchern der letzten großen Reise.

**) s. o. S. 63.

schen ihrer Herren entsprechen. Auf ihren Reisen, welche sich auf Wagen oder Tragstuhl beschränken und bei denen sie ihre Würde in den Gebirgsgegenden nicht, wie ich, durch plebejisches Zufußgehen herabsetzen, geht der schriftkundige Diener stets mit und hilft nicht wenig dazu, das Material zu dem gelehrten Kommentar zu geben, mit welchem die Missionare ihre Reisebeschreibungen auszustatten vermögen.

Hier nun schien sich mir mit einem Mal in günstigster Weise ein Ersatz für den oft empfundenen Mangel zu bieten. In meinem Gasthaus wohnte ein Mandarin, welcher den Rang des fünften Knopfes bekleidete. Er sagte, er sei aus Peking, habe einen ungeratenen Sohn, welcher vor kurzem entlaufen sei, und mehrere Monate sei er herumgereist, um denselben zu finden. Jetzt sei ihm das Geld zur Rückreise ausgegangen, und er habe nichts übrig als sein Reitpferd. Er bot mir dasselbe zum Verkauf an, um die Zehrung für den Heimweg zu gewinnen, und als ich dies ausschlug, bot er seine Dienste als Siën schang an; ich solle nur die Reisekosten für ihn auslegen, ein Gehalt beanspruche er nicht, werde aber gern am Ende eine Gratifikation annehmen, welche ich für gut finden möchte. Er werde dabei sein eignes Pferd reiten und könne mir versprechen, von nicht geringem Nutzen für mich zu sein. Nicht ohne Zögern nahm ich das Anerbieten an, und es war nicht zu leugnen, daß ein mit einem Knopf versehener Vorreiter meinem Zug ein stattliches Aussehen zu geben nicht verfehlte. Er hatte eine Peitsche zur Hand, und die Leute ließen sich von ihm willig zu Paaren treiben, wenn sie mir den Weg versperrten. Sein Name war Tung.

Zum Osttor hinausziehend folgte ich dem Tal des Lŏ hŏ; im Süden begleitete mich noch lange das schöne Gebirge Yü tsai schan, das ich nur mit Sehnsucht und mit Bedauern, es nicht besucht zu haben, betrachten konnte. Der Anblick dieser Gebirge ist wahrhaft erquickend, wenn man Tage lang über Löß gefahren ist. Es sind außer den Nebenzügen wenigstens zwei Hochketten zu unterscheiden: die Kette des Yü tsai schan und die Kette des Sung schan, beide benachbart. Der Yü tsai schan selbst ist ein kastellartiges Massiv, wahr-

scheinlich unersteiglich, denn er fällt nach allen Seiten schroff ab und ist tief eingeschnitten. Die sich nach WNW anschließende Kette ist ebenfalls schroff und scharfgezähnt. Die Höhe des Yü tsai schan ist mindestens 2000 m, die des Sung schan ungefähr die gleiche. Es ist schwer, sich von so schönen und interessanten Gebirgen zu trennen, ohne sie bestiegen zu haben. Allein das ist das Los des Pionierreisenden: er erkennt die richtigen Gelegenheiten oft erst, wenn es zu spät ist, und weiß erst, wie er seine Reiseroute am zweckmäßigsten hätte einrichten können, nachdem er seine Zeit auf die weniger interessanten Gebiete verwendet hat. Indes, auch das Tal des Lŏ bietet vieles Interessante. Der Historiker würde die Gräber der Kaiser besuchen, welche 25 li nördlich von der Stadt gelegen sein sollen. Man sagte mir, daß 72 Kaiser dort begraben seien; für mich selbst bot das Tal eine Gelegenheit zur intensiveren Bekanntschaft mit dem Löß.

Am Fluß selbst ist eine breite Alluvialebene, welche jetzt wie ein blühender Garten aussah. 4 m unter der Oberfläche ist Wasser. Auf jedem Feld ist ein Brunnen angebracht, und das Wasser wird durch eine Kettenpumpe, die über ein vertikales Rad läuft, gehoben; dieses wird mit einem horizontalen Zahnrad durch Esel getrieben. Die Vorrichtung ist eine der vollkommensten mechanischen Konstruktionen, welche ich in China gesehen habe, und ausschließlich dieser Gegend eigentümlich. Ein Esel ist hinreichend, um ein großes Feld zu bewässern. Die Räder sind ganz von Eisen. Die Felder waren mit Weizen bestellt, der so üppig stand wie am Nil. Gleich diesem überschwemmt der Lŏ hŏ jährlich die Ebene und setzt eine neue Schicht eines feinen Stoffes ab, den man als Lößextrakt bezeichnen kann. Sobald das Wasser abgelaufen ist, wird Kauliang gesät, welcher schnell aufwächst; dann folgt die Ernte von Weizen und Gerste. Auf den Feldern sind Reihen von Fruchtbäumen gepflanzt, besonders von Pfirsichen und Birnen, und am Fluß stehen hohe Pappeln. Mehr gegen den Rand hin finden sich große Maulbeerbäume mit ausgebreiteten Ästen; es wird jedoch nur wenig Seide gewonnen.

Wenn man über dies überaus üppige Kulturland blickt, so fragt man erstaunt, wo denn die Menschen leben, deren Hand alle diese Arbeit tut. Es ist kein Haus zu sehen, auch war es nicht die Zeit der Feldarbeit, und es gab nur wenige Menschen auf der Straße. Die Ebene ist nämlich wegen der Überschwemmungen nicht bewohnt. Zur Seite des Tals aber stehen gelbe Wände von Löß, welche das Alluvium scharf abgrenzen. Auch dort sieht man sich zwar vergebens nach Wohnhäusern um; das Rätsel aber wird gelöst, sowie man sich den Lößwänden nähert. Kaum erreicht man sie, so ist alles belebt wie ein Wespennest. Zahllose Löcher führen in das Innere des Löß, und dort wohnt die dichte Bevölkerung. Sie haben geräumige Gelasse mit Türen und Fenstern, zum Teil im Innern ausgemauert, und vor der Tür noch eine Lehmmauer. Diese begrenzt den kleinen Hof, in welchem die Wirtschaftsverrichtungen des Dreschens und der Viehfütterung vorgenommen werden. In Terrassen steigt der Löß an, und überall auf den untersten Stufen wimmelt es wie vor einem Bienenstock: dort haben die Leute die Gruppen ihrer Wohnungen vielfach mit krenelierten Lehmwällen verschanzt, und wo durch die senkrechten Zerklüftungen und Auswaschungen des Löß eine einzelne hohe Scholle übrig geblieben ist, da diente sie zur Festung und zum Zufluchtsort zu Zeiten der Rebellion; die Höhe aber ist nur durch unterirdische Gänge erreichbar. Ich stieg am westlichen Gehänge in 15—30 m tiefen Hohlwegen von der Fluß-Ebene hinauf nach der Löß-Terrasse und dann bis gegen 100 m über die Talsohle, hatte aber die Höhe der Lößterrasse noch nicht erreicht. Von Stufe zu Stufe geht es höher, und auf jedem Absatz liegen Felder, die zur jetzigen Jahreszeit mit Baumwolle und Opium bepflanzt werden. Sieht man von oben herab, so erblickt man nur die Felder; wenn man aber nach der Höhe sieht, so begegnet das Auge nur den senkrechten gelben Wänden. Der Löß hat keine Spur von Schichtung, führt viele Helix-Schalen und ist sehr porös, außerdem von Höhlungen durchbohrt, die von Wurzeln und Gräsern zu stammen scheinen, und ist in seinen untersten Lagen von Konkretionen erfüllt. Mehr und mehr begann

ich über das Problem zu sinnen, durch welche fremdartigen Mittel eine solche Formation sich abgelagert haben könne.

Zwei Städte liegen an der Straße, Yen schi hsiën und Kung hsiën; 20 li vor dem letzteren liegt Örr schi li pu, wo die Straße von dem linken auf das rechte Ufer übersetzt. Das Tal senkt sich hier in seinem unteren Teil. Es führt jetzt ausnahmsweise eine Schiffbrücke über den Fluß, für den Fu tai oder Gouverneur gebaut, der auf einer Rundreise in seiner Provinz begriffen war. Die Straße war für die Gelegenheit in stand gesetzt worden, die Kanonentürme waren neu beworfen und angestrichen, die Inschriften an kleinen Häuschen, an denen die Entfernungen angegeben sind, neu aufgefrischt und an Stationsorten, welche in früherer Zeit als Absteigequartiere für Regierungsreisende und für die Aufnahme von Relais gedient hatten, an den Wänden, die sonst gewöhnlich in einem jammervoll verfallenen Zustande sind, neue Gruppen von Pferden und Kriegern gemalt. Es begegneten uns mehrere Züge Soldaten zu Pferde. Sie hatten mit der Reise des Fu tai nichts zu tun, sondern sollten eine Bande von einigen Hundert Räubern zerstreuen, welche seit zwei Monaten bei Sung hsiën und I yang hsiën südwestlich von Hŏ nan fu ihr Unwesen treiben soll; sonst war die Straße nur wenig belebt. Örr schi li pu liegt in einem tiefen engen Hohlweg des Löß und ist ein Dorf ohne Häuser. Zu beiden Seiten der Straße sind Wohnungen im Löß ausgehöhlt, darunter auch die Wirtshäuser. Ein großer langer Raum dient zur Aufnahme von Pferden und Wagen, und zu beiden Seiten sind die Schlafkammern für die Gäste. Hier kehrten wir ein, mieteten zwei kleine Esel und unternahmen einen Ausflug nach den 30 li entfernten Kohlengruben von Kung hsiën, der wieder die überraschendsten Verhältnisse bot. Der Weg führt in Löß aufwärts. 300 m über dem Lŏ hŏ ist man noch immer im Löß, aber schon dringen die tiefer eingeschnittenen Schluchten und Bachbetten bis in das Gestein, welches seine Unterlage bildet; dort sind dies Kohlenschichten.

Ich hatte hier Gelegenheit, alle die phantastischen Wunderlichkeiten der Lößschluchten kennen zu lernen. Es sind Bilder, die dem

Maler einen nicht schönen, aber interessanten und anziehenden Stoff bieten würden. Der Weg führte bald an dem Grunde der Lößrunsen, bald hoch über ihnen hinweg. Wir kamen zu Dörfern, die unten an der Vereinigung eines ganzen Systems von Runsen angelegt waren und mit Ausnahme einiger weniger Häuser ganz aus Höhlen bestanden. Sie sind gewöhnlich durch die Anlage von Baumpflanzungen ausgezeichnet, und die Felder der Leute ziehen sich auf den einzelnen Terrassen hinauf. Auch höher hinauf findet man noch Wohnungen, und es gibt viele Bauern, welche unter dem eignen Felde leben, indem sie am Abfall desselben durch die nächsttiefere Terrasse ihre Höhle graben. Alles hat einen labyrinthischen Charakter: die Verzweigungen der Schluchten, die aufeinander folgen, die Biegungen der Terrassen und die Fußpfade, auf welchen die Bauern nach ihren Feldern gehen; ohne die letzteren wäre es garnicht möglich, eine bestimmte Richtung einzuschlagen, da man immer nur Hindernisse vor sich haben würde. Risse, welche bei einer Tiefe von 30 m eine von oben bis unten vollkommen gleich bleibende Breite von 6 m haben, ziehen sich oft lang hin. Oben dicht am Rand führt eine Fahrstraße, wie man sie so auf keinem anderen Boden anlegen würde; denn bei Lehm, Ton und Sand herrscht stets die Gefahr einer schiefen Abrutschung, bei Löß ist dieselbe nicht vorhanden. Wenn das Wasser sich von oben Rinnsale rechtwinklig zur Streichrichtung der Kluft gräbt, so wird eben eine allmähliche Erweiterung eintreten, aber nicht durch Abrutschung.

(Tagebuch*) 19. April.

Der Löß saugt das Wasser auf wie ein Schwamm: es fließt in ihm durch kleine Kanäle abwärts und füllt die Poren; aber es macht den Löß nicht breiartig, wenn er nicht vorher zerrieben ist, wie auf einer Fahrstraße, und dadurch seine Struktur verloren hat. Daher behält er an allen senkrechten Wänden, wenn sie noch so alter Entstehung sind, seine Struktur bei. Diese ist unter der Lupe feinkörnig,

*) Diese Stelle des Tagebuchs kann als eine der Hauptgrundlagen der klassischen Löß-Beobachtungen Richthofens gelten; vgl. S. 130. Die vollendete Gestalt erhielt die Löß-Theorie in Richthofens „China“, Band I, 1. Abschnitt, namentlich Kap. 2.

ein lockeres Agglomerat von kleinen Körnern von gelbbrauner Farbe, an dem weiter nichts zu erkennen ist; Glimmerblättchen habe ich vergeblich gesucht. Außer der feinporösen Struktur sind größere verästelte Hohlräume vorhanden und zahlreiche kleine runde Kanäle, die nach allen Seiten, besonders aber nach abwärts gerichtet sind. In den oberen Schichten sind es deutliche Wurzelkanäle, und da sie 60 m unter der Oberfläche noch dieselbe Beschaffenheit haben, so muß man sie auch dort als Wurzelkanäle annehmen. Sie sind häufig mit einer kalkigen Rinde umkleidet; andere enthalten eine lockere weiße körnige kalkige Substanz. Man kann die Übergänge in Konkretionen verfolgen, die in Gestalt und Stellung den Wurzelkanälen entsprechen, sich aber seitlich verdicken. Es entstehen so die verästelten „Lößmännchen", die in manchen Lagen dicht zusammengedrängt sind.

Meine frühere Bemerkung der Abwesenheit von Horizontalstruktur war irrig. Eine solche ist nicht immer, aber häufig bemerkbar, jedoch immer untergeordnet und nicht als Schichtung zu betrachten, sondern mehr durch bogenförmige Anordnung der Mergelknauern hervorgebracht. Es entstehen, wo diese lagenförmige Anordnung vorwaltet, bankförmige Absätze in den Gehängen. Diese Eigenschaft ist eben von der Bevölkerung zur terrassenförmigen Anordnung der Felder benutzt worden. Zerreibt man den Löß, so reibt sich der bei weitem größte Teil der Substanz in die Poren der Haut ein, und es bleibt ein wenig äußerst feiner Sand zurück.

Die Verbreitung von Helix-Schalen ist allgemein. Ich habe keinen Lößabhang untersucht, an dem ich nicht zahlreiche Exemplare gefunden hätte. Doch fand ich nirgends Knochen. — Die auf dem Löß vorhandenen Bäume treiben ihre Wurzeln senkrecht tief hinab, teils vielleicht wegen des Eindringens des Wassers in die Tiefe, teils wahrscheinlich wegen der senkrechten Struktur des Löß. Ist auch diese Struktur vielleicht nicht ursprünglich vorhanden, so wird sie doch sofort durch jede mechanische Einwirkung zum Vorschein gebracht.

Pumpelly betrachtete den Löß als ein Süßwassergebilde, Kingsmill als einen Meeresabsatz. Letzteres ist sicher irrig, wie die Helix-

Schalen beweisen; aber beides ist irrig, da jede Spur von sedimentärem Absatz fehlt: es gibt keine Schichtungsflächen, keine horizontal gelagerten Glimmer. Wassersedimente haben keine senkrechte Absonderung und enthalten nicht ausschließlich zerstreute Landschnecken. Letztere haben an der Stelle gelebt, wo sie sich finden, denn die Schalen sind so wohl erhalten, daß man kaum eine einzige zerbrochne findet. Hier drängte sich mir zum erstenmal die Überzeugung auf, daß der Löß eine Präriebildung ist, ein Leichenfeld Hunderttausender von aufeinanderfolgenden Generationen einer Prärievegetation. Aber woher das Material? — Die Quellen dafür sind nicht schwer zu finden, wenn man in der Zeit unbeschränkt ist. Es sind deren zweierlei vorhanden. Ist der Boden mit Flüssigkeit gesättigt, so wird ein Streben nach Ausgleichung der Lösungen vorhanden sein: die aus der Zersetzung der liegenden Gesteine hervorgehenden lösbaren Stoffe werden an die Oberfläche gelangen, und so wird durch die anorganischen Bestandteile der Vegetation eine Erhöhung des Bodens stattfinden, ganz ohne Mitwirkung fließender Gewässer. Was aber die feinsandigen Bestandteile betrifft, so wird ihr Ursprung klar, wenn man einen Sandsturm erlebt hat, in welchem aus der Gobi Material nach entlegenen Gegenden geführt wird. Im Laufe der Jahrtausende ist der Betrag derselben nicht unbedeutend, und dort, wo die Vegetation diese Bestandteile festhält, müssen sie zur Erhöhung des Bodens beitragen. Man darf in ihnen wohl eine Quelle des feinen Sandes im Löß entdecken.

Es wäre gewagt anzunehmen, daß die ursprüngliche Mächtigkeit des Löß durch die Höhe angezeigt wird, in welcher er noch über den Talebenen vorkommt, ohne Rücksicht auf den Teil desselben, der unzweifelhaft unter den Talebenen sich befindet. Er müßte dann das Tal des Lŏ hŏ ungefähr 300—400 m hoch bedeckt haben. Es ist wahrscheinlich, daß seine Oberfläche nie eben gewesen ist, sondern von den Gebirgsabhängen sich allmählich senkte, wie heute in Präriegegenden, weiterhin aber wellig war. Darauf deutet der Umstand, daß die horizontale Anordnung, die ich vorher angab, genau genommen,

nicht horizontal ist, sondern Ebenen folgt, welche unter sehr geringem Winkel vom Gebirge hinweg einfallen. Der Lößrücken zwischen Lö hö und Hwang hö ist 120—150 m hoch. Es ist wahrscheinlich, daß hier der Löß nie viel mächtiger gewesen ist.

Die Kohlengruben bei Kung hsiën liegen hoch oben, teils an Stellen, wo die Schichtgesteine unter der Lößdecke anstehen, teils dort, wo sie über ihn hervorragen. Es sind eine Anzahl von Gruben in Betrieb, und große Züge von Eseln und Maultieren zogen, mit der Kohle beladen, den Berg hinab. Die letztere ist von der des letztbeschriebenen Kohlenfeldes ganz verschieden: es ist Anthrazit von geringer Beschaffenheit, und obgleich die Mächtigkeit des Hauptflözes 2—3 ½ m betragen soll, ist doch das Vorkommen in Anbetracht der vorzüglichen Kohlengruben, welche ich bald nördlich vom Gelben Fluß finden sollte, von geringer Bedeutung.

Von der Expedition zurückgekehrt, fuhren wir noch bis Kunghsiën, welches nicht weit von der Mündung des Lö in den Gelben Fluß liegt. Da aber dort keine Überfahrtstelle ist, verläßt die Straße hier das Tal, um sich nach Sz' schui zu wenden. Man muß auf dieser Strecke von 60 li einen hohen Berg übersteigen, denn die Lößterrasse mit ihrer Unterlage schiebt sich hier bis an den Gelben Fluß vor. Ihre niederen Teile sind längst vom Fluß unterwaschen und weggespült worden, und sein Ufer wird durch eine hohe senkrechte Lößwand gebildet. So soll überhaupt der Charakter des rechten Ufers für mehrere Hundert li sein. Steile vielverzweigte Schluchten ziehen sich im Löß nach dem Fluß hinab. Die Straße muß sie umgehen, denn es würde unmöglich sein, sie zu passieren; sie führt deshalb auf die Höhen, von denen die Schluchten entspringen.

Steil geht es hinauf, bis man 295 m über Kung hsiën und 305 m über dem Hwanghö die Höhe erreicht. Diese Stelle ist zu Festungswerken benutzt worden, denn ihre Verteidigung schließt von Osten her die Annäherung effektiv ab. Es stehen noch zwei Festungstore: das Föng tschi kwan und das Kung kwan, von deren Höhe aus man

eine weite, schöne und interessante Aussicht haben müßte, da sich der weite, bogenförmige Abfall des Plateaus von Schansi im Norden mit dem breiten fruchtbaren ebenen Land zu seinen Füßen hier zeigen würde; aber dicke Staubwolken, ein wahrer Löß-Stratus, zogen heran und erfüllten die oberen Schichten der Atmosphäre. Unten war es noch klar. Wir sahen den Hwang hŏ, der hier vielarmig in einem breiten und an Bänken reichen Bett fließt, und jenseits desselben die Ebene. In tiefen Hohlwegen ging es allmählich hinab nach Sz' schui-hsiën, wo Mittag gemacht wurde. Unterdessen war der Sturm herangekommen: es blies heftig von Ost, und die Luft war ganz mit Staub erfüllt. Um Mittag konnte man die Sonne noch als eine matte, lichtblaue Scheibe sehen; nachmittags war sie unsichtbar.

Ich bestand darauf, heute noch über den Fluß zu setzen. Hier ist die erste Fähre unterhalb Möng tsin hsiën, und wenn auch nicht so wichtig wie jene, ist sie doch auch sehr belebt. Es wurde mir sehr schwer, meinen Willen durchzusetzen: jeder fürchtet die Passage des Gelben Flusses. In meinem Kontrakt von Fan tschöng war eine Klausel eingedruckt, welche bei jedem Vertrag für einen Reisetag über den Gelben Fluß eingesetzt wird, daß im Fall einer unglücklichen Überfahrt niemand zu einem Schadenersatz verpflichtet sei; denn ein Unglück auf diesem Strom gilt als vom Schicksal bestimmt, und jeder hat dabei sein eigenes Teil zu tragen. Es wurde vorgeschützt, daß der Wind zu stark sei, doch schien mir die Richtung desselben gerade günstig zu sein, und ich irrte mich darin auch nicht. Endlich wurden die drei Wagen, die Maultiere und meine Leute in ein Boot eng zusammengepackt, und wir fuhren ab: erst den Strom abwärts und um eine Sandbank herum, dann jenseits wieder aufwärts nach Sz' schui kóu, dem gebräuchlichen Landungsplatz. Der Fluß hat hier eine Breite von ungefähr 3 Kilometern. Sein Wasser ist lehmig, und er fließt schnell (mit 2—3 Knoten), in mehrere durch Sandbänke getrennte Arme geteilt. Der Ostwind trieb uns schnell gegen den Strom, und in einer Stunde war die Überfahrt gemacht. Wenn der Wind von Westen kommt, so dauert sie oft einen ganzen Tag, und häufig geschieht es, daß man

mehrere Tage auf guten Wind warten muß. Ich fühlte mich daher nicht wenig erleichtert, als ich den ganzen Apparat meiner Expedition glücklich am Nordufer hatte. Ich empfand rechte Bangigkeit während der Überfahrt, denn bei so starkem Sturm kann ein Unglück leicht vorkommen.

Am nördlichen Ufer stehen einige Hütten, aber ein Dorf erreicht man erst in größerer Entfernung. Das Ufer ist überaus flach und besteht aus feinem Sand. Wenn das Wasser steigt, so wird diese Strecke überschwemmt: dann ist die Überfahrt gefährlicher, und der Anlegeplatz wird nach und nach weiter hinab verlegt. An beiden Ufern des Flusses lagerte eine Menge Güter, welche auf Überfahrt warteten. Das hervorragendste Produkt war Anthrazit vom Tai hang schan. Diese Kohle war Europäern nie bekannt geworden. Herr Ney Elias hatte bei seiner Aufnahme des Gelben Flusses weiter stromabwärts von Schiffern ein Stück derselben bekommen und es mir mit der Bezeichnung Tai hang schan gegeben. Dies war der einzige Anhalt, den ich hatte. Die Kohle war aber von so vorzüglicher Qualität, daß das kleine Stück im wesentlichen meinen Reiseweg bestimmte! Außerdem gab es Eisenwaren aus Schansi, Roheisen ebendaher, Tabak von Hupé, Medizinkräuter aus allen Weltgegenden, Kupferwaren, Hanf und vieles andre. Wir fuhren noch 25 li nordwärts über die Sandfläche und erreichten abends den Marktflecken Tschau pau tschönn.

Ebenso wie der Gelbe Fluß bei der Fähre von Sz' schui kóu ist, scheint er auf weite Erstreckungen im Westen, mindestens bis oberhalb Möng tsin hsiën, zu sein. Überall ist das hohe steile, aus Löß gebildete Südufer, dem ein flaches, sandiges Nordufer gegenüberliegt, und zwischen beiden strömt der Gelbe Fluß in einer Menge von Armen. Es gehen hier Boote den Fluß hinauf und hinab, aber sie sind nur klein, und die Schiffahrt ist langsam und gefährlich. Die meisten haben nur 1 Fuß Tiefgang und keins mehr als 3 Fuß. Die Sandbänke wechseln fortdauernd; dabei ist der Strom sehr schnell, und das sonst übliche Trecken an Leinen, das so leicht über die Schwierigkeiten hinweghilft, ist bei der Beschaffenheit dieser Ufer nicht möglich. Oberhalb Möng tsin ist das Bett felsig und der Strom stark. Aber selbst diese

unvollkommene Schiffahrt hat ihre engen Grenzen. Abwärts reicht sie nur bis zum Markt Lung mönn kóu, welcher 90 li nordöstlich von Kai föng fu und gerade an der Stelle gelegen ist, wo der jetzige Lauf des Gelben Flusses das alte Bett verläßt. Es ist der höchste Ort, bis zu welchem sich die Untersuchung von Elias erstreckte. Stromaufwärts fährt man bis Möng tsin hsiën; von dort bis zum großen Knie bei Tung kwan ist das Flußbett felsig und der Strom außerordentlich stark. Dort ist der Fluß nicht eigentlich schiffbar, dennoch wird die Fahrt mit sehr kleinen Booten zuweilen gemacht. Sie gilt aber als ein sehr waghalsiges Unternehmen, und da die Boote allein vom Wind abhängig sind, so brauchen sie eine unverhältnismäßig lange Zeit zur Reise und führen wenig Kargo. Unter allen großen Strömen der Welt hat der Gelbe Fluß trotz seiner günstigen klimatischen Lage die Prärogative, als Schiffahrtskanal fast unbrauchbar zu sein. Wenn ein bedeutendes Steigen des Wassers stattfände, so würde wenigstens in der betreffenden Jahreszeit eine Dampfschiffahrt vielleicht möglich sein, da sie die Schwierigkeiten starker Strömungen überwindet, welche die Fahrt mit gewöhnlichen Booten fast unmöglich machen; allein es scheint, daß das Wasser nur wenig steigt, wenigstens an der Stelle, wo ich über den Fluß fuhr, zum Teil wegen der schnellen Strömung der Weite des Flußbetts und der Flachheit seines nördlichen Ufers. Ein Ansteigen um 1½ m würde vielleicht das 10—15 fache Volumen an Wasser bedeuten.

Wir befinden uns hier an der Stelle, wo die Zerstörungen, welche der Gelbe Fluß im Lauf der Geschichte angerichtet hat, ihren Anfang nehmen; wenigstens scheint es, als ob oberhalb sein Bett stets ein bestimmtes geblieben wäre. Hier fand jene erste Diversion nach Nordosten statt, welche den ältesten historischen Lauf des Flusses bezeichnet. Aber nicht allein an der linken Seite hat er einen von dem jetzigen Bett verschiedenen Lauf genommen, sondern auch nach der rechten einen Abfluß für seine Wasser gefunden; denn nur wenig unterhalb Sz' schui kóu ist im Süden des Flusses das Marschland von Yung. Hier fand im Jahre 1868 eine schreckliche Überflutung zwischen

den beiden Städten Tschöngtschóu und Yungtsö hsiën statt. Ungefähr 150 li oberhalb Kaiföngfu brach damals der Gelbe Fluß durch den am rechten Ufer aufgeworfenen Damm; doch zerstörender war die Überschwemmung, welche er im darauf folgenden Jahre verursachte. Ein Landstrich von 200 li an Länge und ebensoviel in der Breite, vorher eine blühende und reiche Gegend, wurde überflutet. Das Wasser war seicht, und nur wenige Menschenleben gingen zu Grunde, aber der dauernde Schaden für das Land soll außerordentlich groß sein; denn der Fluß überdeckte dasselbe mit Sand aus seinem Bett, und der größere Teil des überfluteten Landstriches wurde für die Agrikultur unfähig. Auch der Verkehr auf der großen Straße über Kaiföng war unterbrochen.

Als Elias im Jahre 1868 seine Aufnahme des unteren Flußlaufes machte, war er überrascht, Boote zu finden, welche aus dem System des Hwai-Flusses herübergekommen waren und auf dem Gelben Fluß schwammen. Dies kam daher, daß das überschwemmte Land sich bis zu den in unmittelbarer Nähe des Gelben Flusses entspringenden Quellflüssen des Hwai erstreckte, und es war damals also eine Wasserverbindung vom Yangtszë durch den Großen Kanal und den Hwai bis zu dieser oberen Strecke des Gelben Flusses hergestellt! In den nächsten Jahren vor 1869 hat kein solcher Durchbruch stattgefunden. Sehr bedeutend aber war der vor 22 Jahren, welcher bei Lanyihsiën geschah, gegenüber der Stelle von Lungmönnkóu, an welcher später der Wechsel des Strombettes stattfand. Die zwei erwähnten Stellen, und eine dritte, ungefähr 80 li oberhalb Kaiföngfu, gelten seit alter Zeit als die gefahrdrohendsten Plätze am Hwanghŏ. Zur Zeit meines Besuches war mit einem Aufwand von 12000000 Mark, welche die Regierung für diese wichtige Aufgabe geopfert hatte, der Schaden wieder ausgebessert worden: die Dämme waren wieder aufgeworfen, aber in keinem besseren Zustand als früher. Die Mandarinen erzählten mir, daß die Ursache des häufigen Austretens des Flusses darin liege, daß nur Sand als Material für die Konstruktion der Dämme vorhanden sei.

Ich kann diese Marsch von Yung nicht verlassen, ohne auf einen merkwürdigen Bericht einzugehen, den wir von dieser Gegend im Yü kung finden, aus einer Zeit, als der Gelbe Fluß von hier nach Nordosten floß. Es wird nämlich dort der Tsi-Fluß beschrieben, derselbe, welcher in seinem unteren Lauf das jetzige Bett des Gelben Flusses bildet, und insbesondere auf die Quellen desselben eingegangen. Die Stelle lautet wie folgt: „Er (Yü) besichtigte das Yen-Gewässer, welches ostwärts fließend der Tsi wird und in den Hö fließt; dann fließt er hinaus und wird der Yung. Wieder ostwärts kommt er nördlich von Tau kiu hervor und fließt weiter östlich nach der Marsch von Ko. Nordöstlich von dieser vereinigt er sich mit dem Wönn, nimmt einen nördlichen Lauf und geht östlich in das Meer.“ Diese Stelle wäre ganz unverständlich, wenn nicht auch andere Stellen im Yü kung uns mit der eigentümlichen Ansicht bekannt machten, daß zwei Flüsse sich vereinigen, ihre Unabhängigkeit bewahren und sich im Unterlauf wieder trennen können. Der Yen ist ein Fluß, welcher im Norden des Gelben Flusses das Flachland in mehreren Kanälen durchzieht. Er mündet in den Gelben Fluß, und damit würde in einer heutigen Geographie seine Beschreibung endigen; aber die Chinesen des Altertums verfolgten ihn weiter. Sie sahen, daß der wasserreiche Fluß seine klaren Fluten über den Gelben Fluß hinweg in schiefer Richtung nach dem jenseitigen, südlichen Ufer wälzte, und als sie noch weiter hinab das Marschland von Yung sahen, in welchem aus dem Wasserreichtum des Bodens sich wieder ein Fluß bildet, der nach Osten fließt, so nahmen sie an, daß dies derselbe Yen sei, welcher vom Norden her eingemündet war, und verfolgten nun seinen Lauf unter dem Namen Tsi weiter nach dem Meer. Wir erhalten so Nachricht davon, daß die Marsch von Yung schon vor 4000 Jahren existiert hat. Ihr Name ist noch jetzt erhalten in den beiden Orten Yung yang-hsiën und Yung tsö hsiën. Wenn jetzt der Gelbe Fluß nicht durch Dämme in seinem Bett erhalten würde, so würde noch gegenwärtig die Marsch von Yung durch das Wasser desselben sumpfig erhalten werden.

Es war sehr schwierig, in dieser unbeschriebenen und auf chinesischen Karten nur einen Wirrwarr von Namen darstellenden Gegend einen Reiseplan zu machen, welcher geeignet sein würde, zu Resultaten zu führen. Vor allem mußte ich den Tai hang schan sehen, und was dieser sei, war mir damals noch nicht bekannt. Eisen und Kohlen kamen auf der Straße in Menge herab, und ich mußte im ganzen sehen, diesen nachzugehen. Ich fuhr in der Ebene nordwärts weiter auf gut Glück. Wir passierten mehrere Flüsse, welche eingedämmt sind und zum Teil höher als die Ebene fließen. Ich fand ein Land von überraschender Fruchtbarkeit: der Boden ist ein mit sehr feinem Sand vermengter Lehm, und das Land steht unter hoher Kultur. Da die Ebene niedrig ist, so findet sich Wasser in geringer Tiefe, und die Felder werden bewässert und stehen selbst in dürren Zeiten stets üppig. Man baut ein wenig Reis, aber nur an nassen Stellen; Weizen und Gerste sind im Winter bei weitem die Hauptfrucht. Auch Maulbeerbäume werden gepflanzt. Die Straße war belebt von Schiebkarren, welche Kohle, eiserne Gerätschaften, Tonwaren usw. führten. Diese Karrenschieber, die eine ungemein harte und aufreibende Arbeit für geringen Gewinn tun, sind immer ein jammervoller Anblick.

Mittags kamen wir nach einer Stadt Tsing hwa tschönn und fanden in ihr einen volkreichen Handelsplatz. Tausende von Menschen kamen nach dem Wirtshaus, um uns zu sehen. Mein Mandarin Tung, der bisher seine Dienste in guter Weise besorgt hatte, hatte trotz seines offiziellen Anzuges — er hatte heute seinen glashellen Knopf angelegt — die größte Mühe, das Volk zurückzuhalten. Ich fand große Hong's, welche sich mit dem Verkauf von Eisen und Kohle beschäftigen, und gewann auch einen weiteren Einblick, indem ich erfuhr, daß das Eisen als Roheisen von Schansi komme und hier am Ort verschmolzen, der Anthrazit aber zum Teil aus derselben Provinz, zum Teil aus der Nachbarschaft der Stadt selbst bezogen werde. Es ging nun in nordöstlicher Richtung den Kohlengruben zu.

Außerhalb der Stadt schlugen meine Fuhrleute, in halsstarriger Weise ihre eigne Meinung für die bessere haltend, einen von den Be-

wohnern des Orts ihnen angegebenen Weg ein. Die Chinesen gaben mir an solchen Orten, wo sie uns besonders zu sehen wünschten, oft Wege an, welche uns entweder durch enge Gassen und bei den Häusern der Familien der Betreffenden vorbei oder durch einen besonders volkreichen Stadtteil oder bei einem Ort vorbeiführten, wo natürliche Hindernisse mich zu einem Aufenthalt zwangen. Des letzteren Mittels hatten sie sich hier bedient. Wir waren von der Straße abgekommen und mußten durch tiefe Schlammgräben fahren, durch welche die Wagen mit der Hand gezogen werden mußten. Dabei zerbrach mein Wagen: ich mußte ihn zurücklassen und mit den andern beiden weiterfahren. Es währte wohl zwei Stunden, ehe wir die Pfützen passiert hatten.

Die Ortsbewohner hatten ihren Zweck vollkommen erreicht: während der ganzen Zeit umdrängte uns eine Menschenmenge, die ich auf mindestens 5000 Köpfe schätzte, und doch kam nicht eine einzige Beleidigung vor. Ihr Benehmen war durchaus gut, und ihr Laster beschränkte sich auf die Neugierde. In diesem Fall hatte ich die gute Haltung zum Teil Tung zu danken, welcher sich als außerordentlich brauchbar erwies, sodaß er eine mir rätselhafte Erscheinung war. Ohne jegliche Prätension fütterte er sein Pferd selbst, tat allerlei Dienste und widmete sich seinem Beruf mit seltenem Eifer. Dabei war er erfahren und wußte sich unter allen Umständen gut und richtig zu benehmen. Er zeigte keine Spur von Neugier, rührte nichts von meinen Sachen ohne gute Veranlassung an, war mäßig, ersparte mir Ausgaben, erkundigte sich auf das genaueste nach allem, was ich ihm aufgab, ging von selbst zu höheren Mandarinen, um mich anzumelden, kurz: er schien das nützlichste Individuum zu sein, das ich mir für die Eigenschaft eines Siën schang hätte wünschen können. Fast jeder andere hätte danach verlangt, nur in großen Städten und großen Gasthäusern einzukehren, um die Prätension aufrecht zu erhalten und selbst bequem leben zu können. Tung hingegen war mit besonderem Vergnügen auf meinen Plan eingegangen, in kleinen Orten und kleinen Wirtshäusern zu bleiben; kamen wir dann an, so ordnete er sofort umsichtig alles an, was für meine Bequemlichkeit dienen konnte.

Er bildete in jeglicher Beziehung einen günstigen Gegensatz zu meinem Boy, dessen ganzes Sinnen nur fortdauernd auf Schwindel ausging. In den letzten Tagen hatte er dazu wiederholt Versuche gemacht und insbesondere meine Fuhrleute zu einem Diebstahl zu verführen gewußt, den diese aus eigenem Antrieb niemals gewagt haben würden. Ihm selbst konnte ich dabei nie etwas nachweisen. Ich hegte Besorgnis, daß sein dämonischer Einfluß sich auch auf Tung geltend machen würde. Ich blieb die Nacht in einem kleinen Wirtshaus, das östlich von Tsing hwa an der großen Kohlenstraße lag. Unaufhörlich kamen Schiebkarren mit Kohle beladen vorüber.

Den folgenden Tag verwandte ich zu einem Ausflug nach den Gruben. Am Gelben Fluß sind sie allgemein als die Kohlengruben am Tai hang schan bekannt; hier kennt man sie nur nach den speziellen Lokalitäten der Gruben, unter denen diejenige von Li föng die bedeutendste ist. Die Ebene erstreckt sich hier nordwärts bis zu einer steilen Gebirgsmauer, welche gegen 600 m hoch aufragt und gleich einer riesigen Festungsmauer oben kreneliert ist. Dies ist ein Teil des Gebirges, welches die Chinesen Tai hang schan nennen. Dieser Name ist uralt, denn er findet sich im Yü kung erwähnt und hat seitdem stets fortbestanden. Man bezeichnet damit den langen Abfall des Gebirgslandes von Schansi, wie er sich von der Großen Ebene aus präsentiert. Hier zieht die Mauer von WSW nach ONO; ein wenig weiter biegt sie nach Norden um, behält aber stets den Charakter eines steilen Abfalls und damit ihren Namen bei, und letzterer wird zuweilen für die ganze Erstreckung bis zu der großen Bucht von Peking und jenseits derselben angewendet. Der Tai hang schan erstreckt sich, soviel ich bisher erfahren konnte, mehr als 800 li. Leider sind meine eigenen Beobachtungen unvollkommen, da die Atmosphäre mit Staub erfüllt war. Sein letzter Abfall gegen die Ebene besteht aus niederen Hügeln, die zum Teil direkt in das Alluvialland abfallen, zum Teil durch eine ungefähr 50 m hohe, sich allmählich abdachende Vorstufe davon getrennt sind. Die Kohlengruben liegen auf dieser Vorstufe.

An einer Stelle in der Ebene von Hwai king fu liegt am Fuß

jener Bergmauer ein niedriges Hügelland. Dies ist der Sitz der Kohlenindustrie. Die Zahl alter Halden ist sehr groß; jetzt sollen hier gegen 100 Gruben abgebaut werden, und nach dem, was ich gesehen habe, schien mir die Zahl nicht übertrieben zu sein. Zahlreich sind die verassenen und zum Teil bereits ausgearbeiteten Gruben. Der Besitz ist hier streng abgeteilt, und die Größe der einzelnen Grubenfelder beträgt von 10 bis 40 móu, d. i. von 3 bis 13 Morgen. Jede derselben hat ihren eigenen Schacht, und oft sieht man deren 12—15 dicht beieinander. Es wird nur ein Kohlenflöz abgebaut, das bis 9 m Dicke hat und im Durchschnitt wahrscheinlich mehr als $3\frac{1}{2}$ m erreicht. Die Schachte sind senkrecht und sollen 35—120 m Tiefe haben, dabei gehen sie direkt auf die Kohle nieder, nicht in Absätzen wie in Loping. Sie sind cylindrisch und haben einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ m. Die seitliche Bekleidung besteht aus einem starken Korbgeflecht, wie ich es in keiner andern Gegend gesehen habe. Eine Winde, die von acht Mann gedreht wird, dient zur Förderung; man hebt damit Körbe, welche 160—180 Pfund Kohle enthalten. Bei den 10 größten Gruben soll die tägliche Extraktion 1000 solcher Körbe oder gegen 70 Tonnen für jede betragen. Da Tag und Nacht gearbeitet wird, so ist dazu erforderlich, daß alle drei Minuten ein Korb gehoben wird, und da dort, wo ich Gelegenheit hatte, es zu beobachten, die Intervalle eher noch kürzer waren, so habe ich keinen Grund, an der Richtigkeit der Angaben zu zweifeln.

Eine genauere Untersuchung der Gruben war vollkommen unmöglich, denn als wir in dem hauptsächlichsten Distrikt ankamen, waren wir sofort in einen Schwarm von mehreren Tausend schwarzer Arbeiter und Dorfbewohner gehüllt. Nur langsam konnten wir uns in dem Knäuel fortbewegen, aber nie hatte ich bei Kohlengruben so gutartige Leute gefunden: es fiel nicht ein einziges böses Wort. Alle Fragen beantworteten die Nächststehenden offen und frei, und ich erhielt nicht eine einzige Antwort, die ich Grund gehabt hätte, anzuzweifeln. Man sagte mir, daß die Förderung nicht zu allen Jahreszeiten so bedeutend sei wie jetzt, da die Anzahl der Arbeiter je nach den Bedürf-

nissen des Ackerbaues schwanke; doch schien es mir, daß die Angabe von 200000—300000 Tonnen jährlicher Produktion nahezu richtig sein dürfte. Der Grund dieser für die unvollkommene Arbeit und die schlechten Verkehrsmittel in China bedeutenden Produktion liegt in der Größe des Absatzgebietes, welches die Kohle hat. Der größte Teil geht nach Tsing hwa und wird dort von Großhändlern weiter transportiert, teils in die Umgegend, teils nach dem Gelben Fluß und südlich davon. Doch kommt auch die vortreffliche Qualität der Kohle in Betracht; denn hier zum ersten Mal begegnen wir einer Art Anthrazit, die zu den besten gehört, die von irgendwo bekannt ist. Allerdings ist der Anthrazit von Li föng nicht so gut wie derjenige, welcher von der Höhe des Tai hang schan herabkommt. Trotz der größeren Entfernung, welche letzterer zurückzulegen hat, hält er die Konkurrenz mit dem von Li föng aus, hauptsächlich deshalb, weil er eine viel größere Festigkeit besitzt und größere Stücke desselben ohne Verlust durch Abbrechen auf Schiebkarren oder Maultieren transportiert werden können. Auch ist der Originalpreis dort oben weit geringer als in der Ebene, so daß die Differenz des Preises in Tsing hwa nicht bedeutend ist. Alle näheren Distrikte werden mit der Kohle von Li föng versorgt, während diejenige des Gebirges nach weiter entlegenen Orten geht.

Die schlechten Verkehrsmittel beeinträchtigen natürlich die Ausfuhr ungemein. Auf den Gruben selbst ist der Preis nur 6 Mark für die Tonne gewöhnlicher Kohle und 9 Mark für die größten Stücke, welche mehrere Kubikfuß Inhalt haben. In Tsing hwa, 28 li von Li föng, steigt der Preis bis auf 15 Mark und am Hwang hŏ, 100 li von den Gruben, auf 30 Mark. Den letzteren Preis hat sie auch in Siu hu hsiën am Wéi hŏ, von wo sie zu Boot nach Tiëntsin hinabgebracht werden können. Könnte man Dampfkraft beim Bergbau einführen und die Gruben durch einen Schienenweg mit Siu hu und dem Gelben Fluß verbinden, so würde der Anthrazit von Li föng bedeutend weiter verführt werden und insbesondere in Tiëntsin eine wichtige Verwendung auf den Dampfschiffen finden können. Ich bin auf die

Details eingegangen, weil das Kohlenfeld von Tsing hwa, soweit wir es ahnen können, eine wichtige Zukunft haben dürfte. Unter allen, welche an den westlichen Grenzen der Großen Ebene gelegen und leicht erreichbar sind, ist es bei weitem das wichtigste. Zugleich ist seine Lage dadurch sehr günstig, daß es an der Durchkreuzungsstelle der Straße von Peking nach dem Han-Fluß mit derjenigen, welche die östlichen Teile des Reiches über Hŏ nan fu mit dem Westen und Zentralasien verbindet, gelegen ist. Auch ohne dies würde die übergroße Bevölkerung von Hwai king fu und ihre bedeutende Produktionskraft genügen, um hier zu einem Zielpunkt der Eisenbahnen Veranlassung zu geben.

Tung hatte für meine geologischen Studien wenig Interesse; dagegen wünschte er, daß ich die historisch denkwürdigen Punkte der Gegend besuchen möchte. Einer besondern Berühmtheit erfreut sich der Tempel Yuë schan sz' oder der Mondbergtempel, der auf den ersten Höhen am Fuß des Tai hang schan, nicht weit von den Kohlengruben, gelegen ist und aus der Zeit der Tang-Dynastie stammen soll. Er hat seinen Namen von der halbkreisförmigen Gestalt des Hügels, auf dem er liegt. Wir ritten auf einsamen Pfaden hin und fanden weitläufige Tempelgebäude in einem Cypressenhain. Äußerlich bieten sie nichts Merkwürdiges, und um Tung's Aufschlüsse über ihren historischen Wert gänzlich zu verstehen, hätte ich eines in solche Gegenstände mehr eingeweihten Dolmetschers bedurft. Die Hügel bestehen aus Kalkstein, der mit tonigen Schichten wechsellagert, welche Material zur Töpferei geben. Diese Gesteine liegen beinahe horizontal und sind von steilen Schluchten durchschnitten. Die Landschaft, welche sie bilden, würde anmutig sein, wenn nicht die Baumvegetation so spärlich wäre. Die Sonne stand tief, als wir in die Ebene zurückkehrten, und wir hatten noch 20 li zu reiten, um unsere Station zu erreichen.

Die Nachricht von unserer Anwesenheit hatte sich allgemein verbreitet, und Tausende hatten sich aus den zahlreich zerstreuten Dörfern versammelt, um uns zu sehen. Der Weg, auf welchem unsere Rückkehr erwartet wurde, war mit Menschenmengen dicht besetzt. Wir schlugen eine andere Straße ein, und nun rannte die ganze Volksmenge

über die Felder, um sich den Anblick nicht entgehen zu lassen. Die Ebene hallte wieder von ihren Jubelrufen, als sie heranstürmte. Dies weckte wieder die Bevölkerung anderer Dörfer, welche nicht wußte, worum es sich handelte, und so ritten wir in einem Menschenknäuel bis zu später Dunkelheit. Es war ein heiteres Getümmel, und da wir selbst in heiterer Stimmung waren, so gewährte uns der Ritt durch die wimmelnde, aber vollständig harmlose Menge viel Vergnügen, und manche hatten eine Freude daran, wenn wir mit ihnen ein scherzhaftes Wort wechselten. Ich hatte mich schon oft in dichten Menschenhaufen befunden, aber niemals so fortdauernd wie an diesem Tage, und die Zahl derjenigen, welche an demselben zum erstenmal das Glück hatten, „fremde Teufel“ zu sehen, war mit 50000 gewiß nicht unterschätzt.

Die Ebene ist sehr fruchtbar, und die Bergwasser werden zur Bewässerung verwendet. Der Weizen steht üppig und ist in Blüte. Hier pflanzt man viel Bambus: es sind regelmäßige Pflanzungen, die bewässert werden, alles nur eine Art von Bambus; er gibt das Material für Korbmacherei, Matten und andere Geflechte. Diese Gebüsche, die vielen kleinen Cypressengruppen bei Begräbnisplätzen, die in Reihen auf den Feldern stehenden stattlichen Kaki-Bäume usw. geben der Landschaft ein hübsches, parkartiges Ansehen. Opium soll hier nicht gut geraten; dennoch wird es viel gepflanzt.

Ich sollte diese Ebene noch gründlicher kennen lernen, da ich noch fünf Tage in ihr Querzüge zu machen hatte. Es war nämlich meine Absicht gewesen, von Hwai king fu nach Ping yang fu zu fahren, und niemals war mir dies als schwierig dargestellt worden. Die Konfiguration des Landes kannte ich nicht, und da eine Straße zwischen beiden Städten auf den Karten angegeben ist, so hatte ich keinen Grund zu zweifeln, daß man dorthin gelangen könnte. Jetzt erst erfuhr ich, daß dies vollkommen unmöglich sei. Um die geringe Strecke zu Wagen zurückzulegen, würden wir nach Hŏ nan fu zurückzukehren, dann nach Tung kwan am großen Knie des Gelben Flusses zu gehen, dort denselben zu übersetzen und dann auf der großen Heerstraße

nordöstlich zu fahren gehabt haben. Dies war ein zu großer Umweg, zumal ich nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht hoffen durfte, etwas andres außer Löß auf dem langen Wege kennen zu lernen.

Meine Fuhrleute hatten darauf gerechnet, von hier direkt nach Peking zu fahren. Dies wäre eine Reise von 20 bis 30 Tagen und gänzlich verlorne Zeit gewesen. Ich mußte daher versuchen, Maultiere zu mieten, und meine Wagen, deren Führer beinahe schon den ganzen bis Peking ausbedungenen Preis in Händen hatten, sitzen lassen. Dies war keineswegs leicht! Ich etablierte mich in einem kleinen Dorf bei Tsing hwa, um durch Tung in dem belebten Marktflecken Unterhandlungen wegen der Miete von Pack- und Reittieren einleiten zu lassen. Die Stadt Tsing hwa ist gegen 3 km lang und wimmelte von Menschen wie ein Ameisenhaufen. Dabei waren die Straßen so geschäftig wie am Markttag in einer mittelgroßen deutschen Stadt. Oft mußten wir stehen bleiben, um einen Zug von 20—30 Schiebkarren oder Wagen passieren zu lassen. Tsing hwa ist das Hauptdepot für die Kohle vom Tai hang schan und Tsö tschóu, für das Eisen von Tsö-tschóu und für Töpferei aus der ganzen Umgegend. Wir fuhren zum Westtor hinaus auf der Straße nach Hwai king fu und begegneten in 15 Minuten 62 Schiebkarren mit Eisengußwaren, Roheisen, Anthrazit und Tonwaren. Tung nahm nun meine Karte, brachte sie dem Mandarin, übergab mir dessen Karte als Entgegnung und machte zweimal den Weg nach der Stadt, um mit eingekauften Provisionen und Kontraktsbedingungen zurückzukehren. Die letzteren betrugen doppelt so viel, als die Leute zu fordern berechtigt waren. Ich ließ heimlich Nachforschungen anstellen, fand, daß Tung auch beim Einkauf der häuslichen Bedürfnisse sich eine Kommission angeeignet hatte, und beschloß, ihn sofort zu entlassen; denn skrupulös ehrlich war die einzige Bedingung, welche ich ihm gemacht hatte, als ich ihn in meinen Dienst nahm. Am folgenden Morgen wurde ihm in aller Stille von Splingaert mitgeteilt, daß ich seiner Dienste nicht weiter bedürftig wäre, aber, um Eklat zu vermeiden, ihm gestatten wolle, unter dem Vorwande, von mir geschickt zu sein, nach Tsing hwa zurückzukehren, während

ich nach der anderen Seite aufbrechen wolle. In schweigender Beschämung hörte er zu, um so mehr, da ich seine Unehrlichkeit mit einem größeren Silberstück, als er erwarten konnte, belohnte. Er sah, daß mein Entschluß unabänderlich war, und ging ab. Auf meinen Boy übte die Nachricht, als ich sie ihm am Tage mitteilte, eine große Wirkung aus. Er war offenbar derjenige gewesen, welcher durch Vorspiegelungen von Geldmassen, welche die Fremden stets bei sich führen, und von der Leichtigkeit, mit der man bei ihnen einen kleinen Gewinn machen könne, Tung zur Unehrlichkeit veranlaßt hatte. Es tat mir leid, diesen gehen zu lassen, da er sich meiner in der Tat sehr angenommen hatte und manche guten Eigenschaften für einen Reise-Siën schang besaß. Dies war das letzte Experiment, welches ich mit einem derartigen Begleiter machte!

Ich mußte nun die Unterhandlung in Tsinghwa aufgeben, da ich dort keine Resultate mehr erhalten haben würde, und begab mich nach Hwaikingfu, der Hauptstadt dieser Ebene. Es ist dies die große Straße von Peking; sie gibt sich an den dicken Kanonentürmen zu erkennen. Ein Regen am vorhergegangenen Tage hatte den Staub gelöscht, die Landschaft prangte im frischen Frühlingsgrün; die Straße aber war wegen des großen Verkehrs in sehr schlechtem Zustande, und wir brauchten sechs Stunden, um zwei deutsche Meilen zurückzulegen. In der südlichen Vorstadt fanden wir ein von einem Mohammedaner gehaltenes und verhältnismäßig reinliches Wirtshaus. Der Kampf um ein friedliches Dasein war hier viel bedeutender als in den meisten andern Orten. Die Leute waren zwar ebenso gutmütig wie in dieser ganzen Gegend, aber ihre Menge war zahllos. Während unseres zweitägigen Aufenthalts wollte jeder der Bewohner uns gesehen haben; wiederholt drückte die Menge das große verschlossene Tor des Gasthofes ein, und dann strömte sie gleich bis in das Zimmer. Ich schickte Splingaert zum Distriktsmandarin und erhielt zwei Polizeisoldaten zur Wache; aber sie desertierten sofort, und dann war es schlimmer als vorher. Bald nach meiner Ankunft erhielt ich Besuch von dem fünfzehnjährigen Sohn

des Befehlshabers der Provinzialtruppen. Er erschien in elegantester Kleidung und mit vielen Begleitern, wie es der hohen Stellung seines Vaters geziemte. Er war ein geweckter Knabe und ein Muster von guter Erziehung, soweit sie in der Anlernung von vollendeten Höflichkeitsformen und Anstand liegt. Ich hatte viel Vergnügen an dem Besuch und entließ ihn mit mehreren kleinen Geschenken.

In der Stadt fanden wir wenig zu sehen. Sie zählt viele Mohammedaner; während diese aber in Hŏ nan fu die Hälfte der Bevölkerung bilden, sollen sie hier nur 4000—5000 unter 20 000 Haushaltungen einnehmen. Ich bekam Besuch von einem ihrer Gelehrten; er wußte von Bokani (Bokhara) zu erzählen, wo seine Glaubensgenossen unabhängig seien, von Yarkand und Kaschgar und selbst von der fernen Türkei, wo der Kaiser der Mohammedaner wohne. Für Reisende ist die Anwesenheit von Mohammedanern stets angenehm, da dieselben Schaffleisch und Rindfleisch essen und die Küche dann stets leicht zu versorgen ist. Man war hier in betreff der mohammedanischen Rebellen in Schensi und Kansu sehr besorgt, denn es fehlte jegliches Vertrauen auf die chinesischen Soldaten. Einer der letzteren, welcher von Sutschóu im fernen Westen von Kansu zurückkam, sagte mir, die chinesischen Truppen seien 100 000 Mann stark, täten aber gar nichts; es seien mit ihnen zwei Europäer, welche sie mit europäischen Gewehren einzuexerzieren hätten. Es fehle ihnen an Geld und Provision, und von hungernden Soldaten sei nicht viel zu erwarten. Seit acht Jahren sind die Provinzen Schensi und Kansu von dieser schrecklichen Rebellion heimgesucht. Noch war nichts Wirksames zu ihrer Unterdrückung geschehen, und man erwartete mit Bangigkeit das Vordringen der Rebellen nach Osten. Schensi gilt hier als ein reichgesegnetes, fruchtbares Land, eine Art Paradies. Die Verhältnisse gestalten sich für meine Sommer-Reisepläne bedenklich. Lan tschóu ist bereits unerreichbar. Werde ich auch von Si ngan fu abgeschnitten, so sind alle meine Pläne zerstört.

Man sprach hier auch mit viel Bangigkeit von den Räuberbanden in I yang hsiën und Sung hsiën südwestlich von Hŏ nan fu, deren ich

bereits erwähnte, als ich Abteilungen der gegen sie geschickten Soldaten begegnete. Man sagte, die Räuber seien scheinbar 900 Mann stark und hätten einen Führer Namens Tschang; sie lebten im Gebirge und seien durch enge Zugänge verteidigt. Nach der Beschreibung waren diese Schluchten im Löß, welcher eine vortreffliche Basis zur Verteidigung gibt. Es wurden im ganzen 10000 Mann unter dem Oberbefehl des Vaters meines jungen Besuchers hingeschickt, um sie zur Ruhe zu bringen. Dies ist auch gelungen: es war einer der seltenen Fälle, wo eine ausbrechende Rebellion in ihren ersten Keimen erstickt wurde. Denn von solchen Anfängen beginnen gewöhnlich jene verheerenden Rebellenzüge, wie sie so häufig stattgefunden haben. Außer der Unsicherheit von Hab und Gut wirkte auch der stockende Verkehr deprimierend. Sonst pflegt durch Hwai king stets viel Bewegung nach und von Westen stattzufinden, von Personen sowohl als von Gütern. Jetzt war diese fast vollständig ins Stocken gekommen.

Hwai king fu ist trotz seiner Größe keine Handelsstadt und wird in dieser Beziehung von Tsing hwa bedeutend übertroffen; doch hat es zwei ihm eigentümliche Produkte. Das eine ist die Manufaktur von Stahlwaren, insbesondere von Messern, Rasiermessern, Scheren und Werkzeugen. Der Stahl aus Schansi wird mit dem aus Wu hu und Hankóu importierten englischen vermischt, da der letztere für sich allein zu spröde und der erstere zu weich ist. Die hiesigen Stahlwaren haben einen bedeutenden Ruf erlangt; der Ort ist eine Art Solingen. Das zweite Produkt ist eine in der Medizin viel gebrauchte Wurzel namens Ti hwa*) von einer hier viel gebauten Pflanze, die eine kräftigende Wirkung haben soll; sie wird im vierten Monat gepflanzt und im achten geerntet. Die Wurzelknollen, welche die Größe von Kartoffeln mit geschrumpfter Oberfläche haben, werden getrocknet in den Handel gebracht, sind innen dunkelbraun, zähe wie Opium in festem Zustand und von süßlichem Geschmack. Der Export soll gegen 2000000 Taler jährlich betragen und nach allen Weltgegenden stattfinden, da die Wurzel

*) eigentlich ti hwang, die Wurzel von Rehmannia glutinosa; ta hwang = Rhabarber (Rheum palmatum und Rh. officinale).

nur hier gedeiht. Sie verlangt einen fruchtbaren Boden, welcher feucht gehalten wird. Rhabarber (tai hwa) kostet 500 cash, die ti hwa 850 cash pro catty. Der Opiumgenuß ist hier sehr allgemein. Wir werden täglich um Mittel dagegen gefragt. Es erregt stets die größte Verwunderung, wenn wir erklären, daß wir keinen rauchen, da man glaubt, daß die Europäer diesem Genuß ergeben sind.

Die Verhandlungen wegen unserer Weiterbeförderung nahmen hier, wie immer in solchen Fällen und besonders an solchen Orten, wo keine privilegierten Hongs bestehen, einen langsamen Verlauf. Der dreifache Preis von demjenigen, zu welchem wir abschlossen, wurde verlangt. Mit Mühe konnte ich es zu Wege bringen, daß mir die sechs Maultiere, die ich wünschte, vorgeführt wurden. Es waren vortreffliche Tiere, und als ich sie sah, zögerte ich nicht, den Kontrakt einzugehen. Zwei Brüder aus dem benachbarten Dorfe, kräftige junge Leute, mit einem dritten gemieteten Mann übernahmen die Führung. Vier Maultiere sollten zum Lasttragen dienen, während Splingaert und ich zwei besondere zum Reiten hatten; der Boy mußte sich auf das Gepäck setzen. Außerdem mußten wir uns noch von dem Kontrakt mit den Fuhrleuten loseisen, welche ihre volle Bezahlung bis Peking mit Einrechnung aller von mir gewählten Nebentouren verlangten.

Ich wäre mit ihnen leicht fertig geworden, wenn nicht mein entlassener Tung noch einmal aufgetaucht wäre. Er war nachgekommen und hatte um gnädige Wiederaufnahme bitten wollen; als ich aber verweigerte, ihn überhaupt nur zu sehen, hatte er sich mit seinen Kenntnissen, die er als Mandarin besaß, zum Winkeladvokaten meiner Fuhrleute aufgeworfen. Er machte ihnen klar, daß sie eine bedeutende Summe über meine Zahlungen, welche die getane Leistung bereits weit überschritten, zu verlangen hätten und die Sache nicht ohne einen Prozeß ausgefochten werden könnte. Splingaert mußte das Plaidoyer für meinen Teil übernehmen, und der Mandarin entschied bald zu unsern Gunsten. Es war nämlich im Kontrakt gesagt, daß die Leute überall hinfahren müßten, wohin ich sie dirigierte, und da ich mich bereit erklärt hatte, die Fahrt über Tungkwan zu machen, sie sich aber aus

Furcht vor den mohammedanischen Rebellen bestimmt weigerten, dorthin zu fahren, so galten sie als kontraktbrüchig. Der Mandarin diktierte, daß sie mir noch eine beträchtliche Summe wieder herauszuzahlen hätten und wegen ihrer ungebührlichen Forderung noch eine besondere Strafe bekommen sollten. Beides wurde ihnen auf mein Ansuchen erlassen, so daß sie noch mit Dank von mir schieden und auf den Knieen um Verzeihung baten. Tung verschwand nunmehr von der Sonne. Ich benutzte die Gelegenheit, den neuen Kontrakt in Gegenwart des Mandarin unterzeichnen zu lassen, eine Maßregel, durch welche die Leute auf das strengste an die Einhaltung gebunden waren.

Endlich, am 27. April gegen 3 Uhr nachmittags, brach ich auf. Ich hatte zwei besondere chinesische Sättel mit rotem Überzug und kolossalen Steigbügeln gekauft. Wir zogen durch die Stadt zum Nordtor hinaus über den Tsin hŏ und an dessen linkem Ufer fort nach einem Dorfe, 15 li von Hwaikingfu, wo meine Treiber zu Haus waren. Unter dem Vorwand, ihre Familien noch einmal sehen zu müssen, packten sie die Maultiere ab. Als es wieder zum Aufbruch kam, hatten sie in aller Stille und Geschwindigkeit für die vier starken und gesunden Packtiere, die ich gemietet hatte, vier der elendesten Krüppel untergeschoben, von denen zwei ganz lahm und die übrigen mit anderen schweren Gebrechen behaftet waren. Die Leute hatten geglaubt, einfältige Europäer würden einen solchen Tausch nicht merken, und hatten sich daher die besseren Tiere nur von Bekannten geborgt, um sie zur Parade vorzuführen! Nach so viel ärgerlichen Verhandlungen und Auftritten war das wohl geeignet, meinen Zorn rege zu machen. Es gab nun einen heftigen und energischen Auftritt von meiner Seite: andre Tiere wurden vorgeführt, aber ich ruhte nicht eher, als bis die Leute die vier ersten, welche ihnen garnicht gehörten, genommen hatten. Sie wußten wohl, daß der Mandarin sonst eine strenge Strafe über sie verhängen würde.

Am Abend ritten wir nun durch das herrliche Gartenland dieser Gegend nach Yü tai am Fuße des Gebirges. Hier ist das Ende der Wagenstraße, und es beginnt nun der Saumpfad auf das Gebirge von

Schansi. Dennoch ist der Knotenpunkt des Handels nicht dieser Ort, sondern Tsing hwa. Ich habe selten in China eine blühendere Gegend gesehen als die Ebene von Hwai king fu. Zwischen dem Sandstreifen, welcher den Gelben Fluß im Norden begrenzt, und dem Fuß des Gebirges dehnt sie sich als ein schöner Garten aus. Zahlreiche Pflanzungen von Bäumen und Sträuchern, in denen dichte Gebüsche von Bambus und dunkle Cypressengruppen wechseln, geben ihr ein parkartiges Aussehen. Die malerischen Formen der Kette des Tai hang schan bilden einen großartigen Hintergrund. Der Boden ist überaus fruchtbar: man kann ihn als einen Extrakt von Löß bezeichnen, welcher sich bei Überschwemmungen abgelagert hat. Der üppige Wuchs der Cerealien erinnert an die reichsten Kulturgegenden von Europa, aber in diesen würde man vergeblich nach der sorgfältigen, nur in Gemüsegärten üblichen Gartenkultur suchen. Die Felder werden reich gedüngt und die frischen Bäche, die von den Bergen herabkommen, in ein Netz von Kanälen geleitet, von denen aus zu jeder Jahreszeit die Felder bewässert werden können.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist unglaublich groß, und auch in dieser Beziehung wird die Ebene von Hwai king fu kaum von einem andern Teil von China übertroffen. Daher aber kommt es auch, daß die reiche Produktion der Felder nur wenig mehr bietet, als hinreichend ist, um die Bevölkerung selbst zu ernähren, und daß die Quantität der Exporte gering ist. Trotz der wahrscheinlich ungeheuren Erträge ist das Volk arm. Im Verhältnis zur Gesamtproduktion ist Weizen und Gerste hier die Hauptfrucht; beide werden im November gesät und im Januar geerntet. Die zweite Saat besteht hauptsächlich in Hirse. Weder Baumwolle noch Opium werden gewonnen und Tabak nur in geringer Quantität gebaut; aber durch Kohle, Gußeisen, Schmiedeeisen, Roheisen, Tonwaren, Bambuswaren und Früchte entwickelt sich doch ein sehr lebhafter Handel, und sehr groß ist die Zahl derjenigen, welche vom Transport dieser wichtigen Produkte leben.

Am 28. April verließ ich die Provinz Hönan, von der ich ebenso interessante als angenehme Erinnerungen mitnahm, um Schansi zu

betreten. Von dem Dorf Yü tai führt der Saumpfad erst auf einer kleinen Terrasse von Gebirgsschutt, die allmählich ansteigt, und in einer halben Stunde erreicht man den Fuß des Tai hang schan. Der Abfall verläuft in einer graden Linie. Steil steigt das Gebirge an, und vielfach ist es von Wasserläufen, die viel weiter nördlich in seinem Innern entspringen, durchschnitten. Die Schluchten sind so tief und steil, daß in ihnen keine Wege gehen können, und diese halten sich daher an die einzelnen Rippen, in welche der Gebirgswall geteilt ist. Bei einem Tempel Kwan yin miau, 60 m über Yü tai, ist die Grenze zwischen Hŏnan und Schansi; dann geht es noch höher hinauf. Die beste Umschau hat man von dem Dorf Siau kóu.

Ein prachtvoller Rückblick bietet sich hier. Jenseits des breiten Hwanghŏ steigt die Lößterrasse auf, und man sieht noch die fernen Umrisse der Gebirgskette des hohen Sung schan. In der Tiefe prangt das grüne Tal mit seinen zahllosen Dörfern und großen Städten, von Millionen von Menschen wimmelnd und von einer Anzahl kleiner vom Gebirge herabkommender Flüsse durchströmt, welche sich im gewundenen Lauf dem Hwanghŏ zuwenden. Seitlich sieht man im Profil die schroffen ausgezackten Linien der verschiedenen Rücken, in denen sich der Tai hang schan von der Höhe nach dem Tal hin abdacht, und in tiefen Schattierungen markieren sich die Spaltentäler, welche die Gewässer dorthin abführen. Blickt man nach Norden, so gewahrt man, daß es kein Gebirge ist, das man erstiegen hat, sondern der Rand eines vielfach durchschnittenen und durchfurchten Plateaus, über das die Gipfel nur wenig aufragen. Die ablaufenden Flüsse haben sich tief eingegraben, und ihre Zuflüsse sind eben so viele steile Schluchten. Auf den Graten zwischen ihnen windet sich der Pfad nunmehr mit geringen Steigungen hinauf. Oft sieht man tief in die Schluchten hinab, deren Wände amphitheatralisch terrassiert sind; denn auch hier in dieser Höhe finden wir eine allgemeine Bedeckung von Löß. Eine Menge gut gebauter und dicht bevölkerter Dörfer liegt am Wege. Man erntet auf diesen Höhen Kauliang, Weizen, Hirse und schwarze Bohnen.

Die Luft wurde kühler, und nachmittags fanden wir es bei 16 ° C. empfindlich kalt. Der Wind blies frisch, der Himmel bedeckte sich mit drohendem Gewölk, und die Aussicht, die kurz vorher noch so klar gewesen war, wurde durch aufsteigenden Lößstaub verdüstert. Geologisch war dieser Weg von hohem Interesse. Das Plateau besteht aus einer regelmäßigen Schichtenfolge, deren Lagerung im großen und ganzen horizontal ist. An allen Gehängen bis in große Ferne sieht man die horizontalen Bänder der festeren Schichten, welche der Zerstörung größeren Widerstand leisteten als die weicheren Zwischenlagen, hervortreten. Auf den Höhen sind Überreste eines ehemaligen noch höheren Schichtenaufbaues in Gestalt von Terrassen und Kastellen zu sehen, ähnlich wie bei den ebenfalls fast söhlig gelagerten Schichtgebirgen im Süden von Tsi nan fu. Die Wände, in denen das Gebirge gegen die Ebene abfällt, sind aus Kalksteinschichten aufgebaut. Sie haben der Zerstörung am meisten Widerstand entgegengesetzt, und nur in Schluchten hat das Wasser vermocht, sich in sie einzugraben. Auf der Höhe aber folgt ein reicher Wechsel der verschiedenartigsten Schichten. Bald fand ich Versteinerungen, welche es mir unzweifelhaft machten, daß ich es mit der Steinkohlenformation zu tun hatte, und in der Tat war ich hier auf einem Kohlenfelde angekommen, welches, wie sich weiterhin ergab, eines der großartigsten Kohlenfelder der Welt ist, und nach seiner Lagerung und den Verhältnissen des Abbaues vielleicht das schönste und günstigste von allen.

Wir stehen hier vor einem eigentümlichen geologischen Problem, dessen Natur jedem verständlich sein dürfte. 600—900 m hoch bauen sich die Schichten horizontal auf, und wir werden bald sehen, daß sie noch 900 m höher ansteigen. Die ganze ungeheure, große Länderstrecken einnehmende Schichtmasse hat also nur höchst unbedeutende Störungen durch Faltung oder örtliche Hebungen erlitten. Was ist nun wohl aus ihrer Fortsetzung gegen Süden und Osten geworden? Wir können nicht annehmen, daß sie sich von Anfang an mit einem steilen Abbruch an einer Seite abgelagert habe; wenn aber die Ablagerung sich früher weiter erstreckte, so muß dies bis zu

den Gebirgen der Fall gewesen sein, welche sich in den bezeichneten Richtungen weit entfernt erheben, also vielleicht bis zum Sung schan in Hŏnan und bis zum Tai schan in Schantung. Aber auf dem ganzen weiten Gebiet suchen wir vergebens nach ihr; dort ist nur Ebene, aus Alluvialbildung bestehend, die schon an ihrer Oberfläche 600—900 m tiefer als die Höhe des ersten Plateaus ist und sich doch noch bis in große, unbekannte Tiefen fortsetzt. Wie kann man es sich wohl erklären, daß von großen Länderstrecken so kolossale Schichtablagerungen vollkommen verschwunden sind? Wenn die Erosion durch fließendes Wasser der Grund wäre, so würden wir einen allmählichen Übergang von den noch bestehenden Massen nach der Ebene finden: das Gebirge würde in vielfachen Verzweigungen in diese hineinragen und könnte nie die geradlinig abgebrochene Gestalt haben, welche es bietet.

Wir können daher nur annehmen, daß ein Gebiet wenigstens von dem Umfang des nördlichen Teils der Großen Ebene sich hier entlang dem Tai hang schan in die Tiefe gesenkt hat, und daß dies der Fall gewesen ist, davon gibt der Abfall selbst das beste Zeugnis. Denn während der Schichtenbau ganz horizontal bis an denselben herangeht, biegt er dann nur um, um unter der Ebene zu verschwinden. Durch diese Umbiegung geschieht es, daß die Kohlenschichten, welche auf der Höhe des Plateaus anstehen, auch das Hügelland im Nordosten von Hwai king fu bilden.

Die Verkehrsstraße ist vorzüglich angelegt, durch und durch mit großen flachen Steinen gepflastert und gut in stand gehalten; sie ist ungefähr 5 m breit und ungemein belebt. Ich schätzte von Zeit zu Zeit den Betrag der Lasten, die vorüberkamen. So begegnete ich zum Beispiel gegen Mittag in der Zeit von 20 Minuten 102 bepackten Maultieren und 108 Lastträgern. Die Ladung eines Maultiers beträgt 266 Pfund, diejenige eines Kulis 1 Zentner, mithin betrug die Fracht während jener kurzen Zeit ungefähr 25 Tonnen von 2000 Pfund oder die Fracht von 5 Eisenbahnlastwagen; die Gesamtfracht, der ich während des Tags begegnete, schätzte ich auf nicht weniger als 150 Tonnen. Eisenwaren der mannigfaltigsten Art, wie Draht, Nägel,

Pfannen, Kessel, Pflüge, Beschläge aller Art, Reifen usw. mochten ungefähr drei Fünftel derselben bilden. Anthrazit, welcher in großen Blöcken herabgebracht wird, schätzte ich auf 30 v. H., und der Rest von 10 v. H. bestand aus Kamelhaaren von der Mongolei, Branntwein, der aus Kauliang gemacht wird, einer Art sehr fester Tongefäße, medizinischen Substanzen und einer Menge anderer Gegenstände. Nach Norden gingen besonders Mehl und Getreide von Tsing hwa, Baumwollenzeuge von Tiën mönn am unteren Han, Bambuskörbe und viele andere Artikel.

Tausende und Abertausende von Maultieren und Menschen bewegten sich in unaufhörlichem Getriebe nach beiden Richtungen. Es ist daher auch kein Ende von kleinen Restaurants, welche alles aufbieten, durch ausgestellte Backwaren, verlockende Puddings, Reiskuchen mit roten Früchten, gekochte Eier usw. den unter seiner Last keuchenden Kuli anzuziehen. Die Leute waren gut; ich ging fast den ganzen Weg zu Fuß und war meist dem Zug voraus. Oft mußte ich einer Einladung zu einer Schale Tee Folge leisten; aber es war doch seit dem Eintritt in Schansi eine deutliche Änderung zu bemerken. Ich mußte mehrere Male das Wort Yang kwéi tszĕ hören, das ich in Hŏnan beinahe vergessen hatte. Ein gewisses Mißtrauen schien mir an die Stelle der Gutmütigkeit der Hŏnan-Leute getreten zu sein. Nur wenige Menschen kamen abends in das Wirtshaus, und einige Fragen über örtliche Verhältnisse genügten, um diese wenigen zu verscheuchen.

Der Verkehr auf einer chinesischen Straße wie der hier beschriebenen ist an sich schon wegen seiner Größe imponierend, denn wenige Länder dürften vor der Zeit der Erbauung von Eisenbahnen Ähnliches aufzuweisen gehabt haben, insbesondere dort, wo der Verkehr auf Saumpfade beschränkt ist; aber ein Bild seiner vollen Größe erlangt man erst, wenn man in Betracht zieht, daß seit uralter Zeit der Verkehr wie ein stetig laufender Strom auf diesen selben Linien stattgefunden hat. Schansi ist von jeher das Eisenland von China gewesen. Das Departement von Lu ngan fu, zu welchem früher die hier betretene Gegend gehörte, hat stets den ersten Ruf in der Provinz ge-

habt, und schon die frühen Dynastien werden das Eisen für Waffen und Gerätschaften von hier bezogen haben. Dann aber ging es gewiß auf derselben Straße, welche jetzt im Gebrauch ist, als auf dem kürzesten Wege von dem Gebirge nach der Ebene, in diese hinab, um dann durch die Wasserstraßen weiter verbreitet zu werden. Der jetzige Verkehr, wie ich ihn traf, ist sogar ein geringerer im Verhältnis zu dem, wie er früher stattgefunden hat, da das englische Eisen dem einheimischen eine bedeutende Konkurrenz gemacht hat, nicht wegen seiner Güte — denn das einheimische wird vorgezogen —, sondern wegen seines billigen Preises und wegen des Umstandes, daß die Küstenhäfen die Ausgangspunkte für seine Verbreitung nach dem Innern sind. Die Leute der Gegend klagen allgemein über den Verfall ihrer Industrie und ihres Reichtums, und das gibt sich auch zu erkennen, wenn man die mit schönen Skulpturen bedeckten, in reichem Stil gebauten Häuser selbst kleiner Dörfer sieht, in welchen das Innere dem Äußeren nicht entspricht: gewiß würden die heutigen Bewohner sich den Aufwand so großer Baulichkeiten nicht erlauben. Wie allenthalben, so hat sich auch in China die Kohlen- und Eisenindustrie zu der Zeit, als sie in Blüte war, als eine besondere Quelle des Reichtums erwiesen.

Ich blieb in einem Dorfe Tiën tsing kwan über Nacht. Es geschah mir hier zum ersten Mal, daß ein katholischer Christ sich durch das Zeichen des Kreuzes bei mir meldete, doch war er nicht geeignet, mir eine hohe Meinung von seinen Glaubensgenossen beizubringen. Am nächsten Tag besichtigte ich die ersten Kohlengruben dieser Gegend. Seit einiger Zeit ist dieser Distrikt von Lu ngan fu losgezweigt und bildet ein eignes Departement unter dem Namen Tsö tschóu fu. Das Eisen ist noch immer nach der früheren Einteilung unter dem Namen Lu-Eisen im Handel bekannt, aber die hauptsächlichsten Orte, wo es bereitet wird, sind in Tsö tschóu. Je weiter ich ging, desto mehr kamen wir nach dem Oberlauf der Flüsse, welche den Plateaurand durchbrechen. Die Becken wurden flacher, und über ihnen erhoben sich einzelne Trennungsrücken, die aber zum Teil noch von Bächen durchbrochen werden.

Wenn man auf dem großen Saumweg den zahllosen Tieren und Trägern mit Anthrazit begegnet, so erwartet man einen Bergbau in großem Maßstabe zu finden. Aber auch der Kohlenbergbau ebenso wie die Eisenbereitung haben in dieser Gegend den Charakter aller chinesischen Industrie: roh, kleinlich im höchsten Grad, und doch von außerordentlicher Vollkommenheit. Man ist erstaunt, wenn man an den vielbesprochenen Orten ankommt, nur Hunderte kleiner Etablissements zu sehen, unter denen die Arbeit geteilt ist. Man findet hier nichts Besonderes, was nur entfernt einem europäischen Hochofen gliche. Der Schmelzplatz für das Eisen befindet sich auf einem leicht geneigten Boden, $2\frac{1}{2}$ m lang und $1\frac{1}{2}$ m breit. An beiden Langseiten ist er durch $1\frac{1}{4}$ m hohe Lehmwälle begrenzt; die dritte Seite, wohin der Boden ansteigt, ist offen, und an der vierten ist eine kleine und niedrige Hütte, in der sich der hölzerne Blasebalg nebst zwei ihn in Bewegung setzenden Leuten befindet. Der Boden wird mit kleinen Stücken Anthrazit belegt, welche die Größe einer Faust haben. Darauf stellt man ungefähr 150 Schmelztiegel aus einem feuerfesten Ton, welche 5 Zoll hoch, 6 Zoll weit sind und eine Mischung von kleinen Stücken Anthrazit mit verkleinertem Eisenerz enthalten. Alle Zwischenräume werden sorgfältig mit Anthrazit ausgefüllt und eine Lage des Brennmaterials oben aufgeschüttet. Zuweilen wird nun auf die erste Lage eine zweite von 150 Schmelztiegeln gestellt, darauf wieder Anthrazit gebreitet und obenauf eine Lage alter Scherben von Schmelztiegeln gelegt. Der ganze Haufen wird nun angezündet und Luft hineingeblasen. Wenn alles in Brand und die Hitze sehr bedeutend ist, hört man mit dem Einblasen von Luft auf, da diejenige, welche sich von selbst Zugang schafft, hinreichend ist, um die Hitze zu erhalten. Will man nun Roheisen machen, so werden nach einem gewissen Zeitraum die Schmelztiegel weggenommen und der Inhalt in Gestalt von flachen Scheiben ausgegossen; man erhält ein anscheinend sehr reines, weißes Stahleisen. Will man aber Schmiedeeisen machen, so läßt man den Haufen ausglühen und vier Tage lang sich abkühlen;

dann werden die Schmelztiegel herausgenommen und zerschlagen. Das Eisen ist dann in jedem in Gestalt eines halbkugelförmigen Stückes enthalten.

Diese beiden Arten von Eisen dienen als Material für die verschiedensten Manufakturen, und die weitere Behandlung einer oder der andern Art für besondere Zwecke ist Geheimnis der einzelnen Fabriken. Es haben sich dadurch einige derselben großen Ruf wegen der Bereitung von Kesseln oder Pflügen oder andrer Gerätschaften verschafft. Auch eine dritte Art Roheisen wird bereitet, indem man das geschmolzene Metall tropfenweise in Wasser gießt. Auch dieses wird nun in verschiedener Menge den andern Arten zugesetzt, um verschiedene Zwecke zu erreichen. Das beste Produkt ist das Schmiedeeisen, welches das europäische weit überragt und große Dehnbarkeit besitzt; auch im Gießen sehr dünner Gegenstände, insbesondre der auf Kochherden gebräuchlichen eisernen Pfannen zeichnen sich die Chinesen aus. Es ist dies eine Kunst, die sie überall verstehen, welche aber ihre Heimat in Schansi hat. Es gewährt viel Interesse, in diesen verschiedenen Etablissements herumzugehen und überall diese einfache, seit alten Zeiten gebräuchliche Methode angewendet zu sehen. Es ist klar, daß die große Vollkommenheit außer der Erfahrung auch der Güte des Materials zuzuschreiben ist. Alles, was sie dazu brauchen, liefern ihnen die Schichten der nur wenige Hundert Fuß mächtigen produktiven Steinkohlenformation. Von den sehr verbreiteten Eisenerzen werden nur die reinsten und am leichtesten schmelzbaren angewendet; außerdem findet sich Ton und feuerfestes Material in großer Menge. Das wichtigste aber ist der Anthrazit.

Die Kohlenindustrie fand ich sehr verbreitet. Der erste Ort, wo ich sie traf, war der Berg Tschingpuschan. Es sind hier mehrere Gruben in den Schluchten des Bergabhanges verteilt. Bei jeder steht ein kleines Häuschen, wo die Eigentümer mit den Arbeitern, was hier beinahe identisch ist, wohnen. Dabei ist der Eingang in den Stollen, welcher gleich im Kohlenflöz ansetzt und ihm folgt. Ich fuhr in die Hauptgrube ein. Der Stollen war schlangenförmig gewunden und zum Teil so niedrig, daß ich auf den Knieen hindurchkriechen mußte.

Erst wenn man 120—150 m in den Berg hinein ist, beginnt das Flöz sich zu entwickeln und steigt nun zu einer Dicke von 9 m an. Man fördert die Kohle auf kleinen Schlitten, welche von Knaben mit Gewandtheit durch die niedrigen Gänge gezogen werden. Zur Beleuchtung dienen kleine messingne Grubenlampen. Ein Luftzug wird durch einen Schacht hergestellt, aber trotzdem war die Temperatur in der Grube sehr hoch. Die meiste Kohle besteht aus Stücken von 1—2 Kubikfuß Inhalt. Man verkauft sie auf der Grube für 2 bis $2\frac{1}{2}$ Mk. die Tonne. Alle Kleinkohle aber wird den Leuten der Umgegend überlassen; sie kommen mit zwei Körben über der Schulter und haben das Recht, dieselben um den Preis von ungefähr drei Pfennigen für den Zentner zu füllen. In der Tiefe soll es noch mehrere Flöze geben, aber sie werden nicht abgebaut, denn der Gewinn aus dem dicken Flöz ist am leichtesten zu erlangen. In der Tat ist hier der ausgezeichnetste Anthrazit ein fast wertloser Artikel. Dies zeigt sich besonders darin, daß jeder fördert, wo und so viel er will.

Bestimmte Grenzen der Grubenfelder existieren nicht: es gilt nur das Recht des Zuerstkommens. Wer eine Grube eröffnet, der bleibt Besitzer und dehnt sich von seinem Stollen aus so weit aus, wie es ihm beliebt. Der hiesige Anthrazit ist noch besser als derjenige der Grube von Tsing hwa, da er fest wie Stein ist. Er verbrennt mit starkem Zug und hinterläßt eine feine weiße Asche; doch kommen auch einzelne unreine Lagen vor, welche beim Verbrennen Klinker bilden. Nach diesem ersten Grubenbesuch sah ich noch verschiedene andere Orte, an denen Kohle gefördert wird. Überall verwendet man das sogenannte Drei-tschang-Flöz; der tschang beträgt 3 m und etwas mehr. Die Mächtigkeit sinkt zwar zuweilen auf eine etwas geringere Zahl, steigt aber auch noch darüber. Der Preis der Kohle richtet sich ganz nach der Entfernung von dem Absatzgebiet, und bald fand ich, daß der angeführte billige Preis bei der zuerstbesuchten Grube noch immer ein verhältnismäßig hoher war, welcher daher rührte, daß sie einmal den Markt von Tsing hwa versorgen konnte, andrerseits in der Nähe von Nan tsun gelegen war,

dem Hauptsitz der Eisenmanufakturen. Je weiter eine Grube von dem Konsumplatz gelegen ist, desto geringer ist der Preis, zu dem die Kohle verkauft wird.

Man sieht zuweilen weit ab eine höchst ausgiebige Grube, in welcher zehn Arbeiter eine Gesellschaft bilden und aus gemeinsamer Kasse die Förderungskosten bestreiten. Diese bestehen aber außer ihrer eignen Arbeit nur in der Beschaffung von Werkzeugen und Beleuchtung. Sie rechnen, daß ein Arbeiter täglich zwischen 1000 bis 2000 Pfund fördern kann, und verkaufen die Tonne zu dem lächerlichen Preis von fünfzig Pfennigen, wobei sie vollständig bestehen können; denn wenn einmal der Stollen so weit ist, daß er ganz in dem mächtigen Flöz liegt, so ist der Abbau des letzteren nicht viel schwieriger als einfache Steinbruchsarbeit in einem leicht zu handhabenden Material. Während anderwärts beim Bergbau noch kostbare Wasserabzüge angelegt oder Hölzer eingesetzt werden müssen, um das Gestein über dem Flöz vor Einbruch zu schützen, was bei sehr mächtigen Flözen besonders teuer wird, findet hier eine natürliche Drainierung statt, da das Flöz nie ganz horizontal liegt, sondern ein wenig geneigt ist und sich stets eine es durchschneidende Runse findet, durch welche das Wasser von selbst abfließt. Das Gestein über der Kohle aber ist ein sehr fester Sandstein, welcher einer Stützung nicht bedarf.

Die Eisenindustrie ist hauptsächlich auf zwei Orte verteilt. Der erste, welchen ich besuchte, war Nan tsun. Er liegt in einer zwischen niederen Hügeln sich verzweigenden Verebenung und ist eines von einer großen Anzahl von Dörfern, welche auf dieser erbaut sind. Das ganze Tal mit allen Nebenschluchten ist der Sitz einer äußerst lebhaften Eisenindustrie. Es gibt Hunderte von Gießereien, Puddelöfen, Frischfeuern, Nagelschmieden, Drahtziehereien usw. Ich erfuhr, daß Roheisen hier nicht gemacht, sondern von einem Ort Tai yang importiert werde, und zwar in Halbkugeln von 6 Zoll Durchmesser und in dünnen geflossenen Massen. Der größte Teil wird zu Gußwaren verwendet. Das Roheisen und eisenreiche Schlacken, besonders auch alle Frischschlacken, werden vermengt und in Schmelztiegel getan. Jede Fabrik

hat ihre besonderen Manufakturzweige. In den meisten werden große Kessel von 3—4 Fuß Durchmesser und 1 Fuß Tiefe gemacht, welche sich durch die ungemeine Dünne des Eisens auszeichnen; sie haben einen festen Preis von 20 Cash oder 9 Pfennigen für das Catty. Der Preis wird sonst durch rote Fabrikstempel angezeigt, von welchen jeder für 60 Cash zählt, und man kann daher sofort den Wert jedes einzelnen Stückes ablesen. Eine Unzahl andrer Gegenstände für Haushalt, Landwirtschaft und andre Verwendungen werden gegossen. Die Arbeit schien systematisch, schnell und gut. In andern Etablissements wird gepuddelt und Waren von Schmiedeeisen gemacht. Für diesen Prozeß wird Holz verwendet: auch er ist ungemein einfach, und die Vorrichtungen sind anscheinend roh; dennoch wird ein vortreffliches Produkt erzielt. Das Alter der Eisenindustrie von Nan tsun erkennt man an den großen Schlackenhalden, zwischen denen die Straße oft durch mehrere li hinführt. Die meisten davon gehören längst eingegangenen Werken an.

Ich besuchte eine der Gruben, welche Nan tsun mit Kohlen versorgen. Sie wurde durch einen senkrechten Schacht von 100 m Tiefe bearbeitet, der sofort in den besten Teil des 9 m mächtigen Flözes niedergeht. Die Förderung geschieht durch eine Haspel, welche durch acht Mann bedient wird; sie haben einen Förderkorb, der 266 Pfund enthält. Es werden angeblich täglich 320 Körbe oder 40 Tonnen Kohle gefördert. Daß dies nicht übertrieben sei, ging daraus hervor, daß gegen 80 Ochsenkarren, deren jeder über 500 Pfund nimmt, auf Ladung warteten. Die Kohle wird vom Förderkorb unmittelbar auf den Wagen getan und abgeführt. Ich war fortdauernd solchen Fuhren begegnet, und doch standen noch so viele wartend hier. Auf der Grube waren hundert Arbeiter beschäftigt, welche täglich 100 Cash Löhnung und keine Kost erhielten; dies ist ein billigerer Arbeitslohn, als er anderswo herrscht. Es wurde fast nur Stückkohle in großen Blöcken gefördert.

Um die Besichtigung zu vervollständigen, wünschte ich noch Tai yang, 65 li von Nan tsun, zu besuchen. Zuerst kam ich auf die

große Talweitung von Tsötschóu; die Stadt selbst konnte ich nicht sehen, da die Atmosphäre mit Staub erfüllt war. Das Plateau dehnt sich ersichtlich von hier nach Nordosten aus, und nur niedere wellige Anschwellungen trennen die großen Weitungen von einander. Löß bildet überall die Ausfüllung der Becken; dasjenige von Tsötschóu wird im Westen von einem Kalkriegel abgeschlossen, und wir mußten nach der westlichen Seite desselben gelangen, um unsern Bestimmungsort zu erreichen. Eine tiefe Schlucht durchschneidet das harte Gestein. Ein Bach fließt hinaus, welcher jenseits entspringt. Dort ist wieder ein weites mit Löß erfülltes Becken, und hier möchte ich zum erstenmal einer Erscheinung Erwähnung tun, welche in Lößgebilden außerordentlich häufig und für geologische Vorgänge sehr lehrreich ist.

Man würde erwarten, daß in einem weiten Tal wie demjenigen, welches wir jetzt betreten, die Wasser sich von allen Seiten sammeln und einen gemeinsamen Ausweg nehmen würden, besonders wenn ihnen etwas so Ungewöhnliches wie eine tiefe Furche durch ein Kalksteingebirge als Ausgang zu Gebote steht. Allein, sie benutzen keineswegs diesen Vorteil, sondern das Lößbecken ist in mehrere Teile geteilt, deren jedes ein besonderes Wassergebiet ist und einen eignen Bach durch das Kalksteingebirge entsendet. Es müssen einst mehrere Steppenseen auf der Höhe des Lößbodens gewesen sein, welche ungefähr derjenigen des Kalksteingebirges gleichkam. Dann fand jeder See, indem er bei der Änderung des Klimas sich mit Wasser füllte, einen besonderen Ausfluß durch eine niedere Stelle des Höhenzuges, und im Lauf der Zeit grub sich das abfließende Wasser einen Kanal. Dieser wurde tiefer und tiefer, bis der See drainiert war, nahm noch fortdauernd zu, bis die Zuflüsse tief in den Löß eingeschnitten wurden, und so hat sich jede Abteilung des großen Lößbeckens einen besonderen Ausfluß durch den festen Kalkriegel gewonnen. Nichts zeigt besser die geringe Zerstörbarkeit des Löß durch atmosphärische Einflüsse: er weicht nur dem fließenden Wasser; daher blieben die Wasserscheiden im Löß selbst bestehen, und das weiche Material hat besser

stand gehalten als der harte Kalkfelsen. Es zeigt aber auch diese Erscheinung, daß die geläufige und stets zunächstliegende Annahme, daß die Furchen durch Kalkgebirge infolge von Aufspaltungen entstanden seien, mit Vorsicht angewendet werden muß, denn hier sind sie sicher nur durch langsame Auswaschung geschaffen worden.

Der Weg durch die Felsschlucht war malerisch und geologisch lehrreich; jenseits führte unsere Straße nach der Wasserscheide im Löß hinauf in das nächste Becken, und hier fanden wir in schöner Lage einen großen Tempel Pi lo sz', noch vortrefflich erhalten und mit vielen Buddhabildern geschmückt. Er stammt aus der Zeit der Tang-Dynastie und steht in einer zweiten Schlucht, welche das Kalkgebirge durchbricht. Sie ist mit prachtvollen, großen Coniferen geschmückt, unter denen ich die für die Tempel bei Peking charakteristische weißborkige Kiefer fand. Früher war der Tempel offenbar für eine große Zahl von Priestern bestimmt gewesen, da er weitläufige Wohnräume aufwies. Jetzt gab es nur einen Priester mit einem Gehilfen zur Reinhaltung der Gebäude. Er hatte ein schönes, reinliches und gut möbliertes Zimmer für den Empfang von Gästen, und da sich auch alles Nötige zur Unterbringung von Maultieren fand, so brachte ich eine Nacht dort zu. Der Priester hatte von den in seinen Augen kolossalen Geldsummen gehört, welche die fremden Gesandtschaften für die Miete der Tempel bei Peking geben, und dies sicherte mir sofort einen guten Empfang. Seine Visionen von einem ganzen Säckchen Silber, das ein Fremder stets zu geben bereit sei, wurden zwar nicht im vollen Umfang erfüllt, doch hatte er jedenfalls ein besseres Geschäft gemacht als mit chinesischen Gästen. Wir schieden als die besten Freunde.

Wir hatten hier einen ganzen Nachmittag frei für uns und unternahmen einen Jagdausflug, welcher mit Ausnahme einer Wolfshatz wenig ergab. Das einzige Wild, an welchem wir bisher nie Mangel gelitten hatten, waren wilde Tauben, welche die Lößschluchten besonders lieben, da sie in kleinen geschützten Höhlungen des Löß nisten. Am nächsten Morgen hatten wir noch 30 li nach Tai yang-

tschönn zurückzulegen. Es ging immer an den Westabhängen des Kalkrückens hin, und wir kamen bald zu ausgedehnten Eisensteingruben. Der Ort ist eine kleine, aber volkreiche Stadt, deren Haupterwerb in der Produktion von Roheisen besteht. Wir fanden hier zum erstenmal Spuren der früheren Anwesenheit eines Europäers. Es wurde uns gesagt, derselbe habe Bücher verkauft und sei mehrere Tage hier geblieben. Er hatte ein günstiges Andenken hinterlassen. Viele Leute hatten die Bücher gekauft, und sie gaben uns zu, daß dieselben nur Günstiges enthielten. Ich fand später heraus, daß der Besucher der evangelische Missionar Wellmann gewesen war, ein früherer schwedischer Schiffskapitän, den ich bald darauf das Vergnügen hatte in Peking kennen zu lernen. Wenige Reisende und insbesondere wenige Missionare haben das Glück gehabt, sich so wie er in die Gunst der Bevölkerung zu setzen. Er verstand es meisterhaft, mit den Leuten umzugehen, ernste Gespräche mit ihnen zu führen und sie für sich zu gewinnen. Schansi war das Gebiet, das er sich für seine Reisen ausersehen hatte, und er war schon durch große Teile der Provinz gekommen. Ich verdanke ihm manche wertvolle Angabe zur Vervollständigung meiner Übersicht der Gegend in solchen Gebieten, welche ich nicht selbst berührte.

Die Eisenschmelzwerke liegen westlich von der Stadt. Wenn man zu Werken kommt, welche Roheisen liefern und einen großen Teil von China mit dem Bedarf von Eisenwaren versorgen, so erwartet man etwas Großes, zum mindestens eine Reihe von Hochöfen. Allein das Imposanteste sind die Schlackenhalden oder vielmehr die Haufwerke verbrauchter, zerschlagener Schmelztiegel; denn von Hochöfen ist nichts zu sehen, und das Schmelzen geschieht ganz in der bei Nan tsun beschriebenen Weise. Das Erz wird mit der Hand klein geschlagen und gesiebt, dann mit feinem Anthrazit und eisenreichen Schlacken vermengt und das Gemenge in die Tiegel geschüttet. Es wird nun ganz in der früher geschilderten Art aufgebaut und der Haufen in Glut gesetzt, wobei das Eisen sich am Boden sammelt. Der Preis des Roheisens ist ziemlich genau 3 Mark für einen Zentner.

Stahl wird hier nicht gemacht, mit Ausnahme eines weichen biegsamen, kaum als Stahl zu bezeichnenden Artikels, der in Gestalt von Nähnadeln in den Handel kommt. Die städtische Industrie von Tai yang beschäftigt sich nämlich auch mit kleinen Nebenindustrieen, insbesondere mit Drahtzieherei und Nähnadelfabrikation. Diese Gewerbe werden im Innern der Wohnhäuser betrieben, und alle Mitglieder derFamilien sind dabei beschäftigt; ich konnte daher die Leute bei der Arbeit nicht beobachten. Ich bedauerte das Volk, welches eine seit uralter Zeit von ihm monopolisierte Industrie treibt, welche notwendig zu Grunde gehen muß. Mit ungemeiner Mühe und Sorgfalt werden die Nähnadeln gemacht, und bei einem Preis von ungefähr 20 Pfennigen für 100 Stück können die Leute nur eben ihr Leben fristen. Mit Bedauern sehen sie, daß das eingeführte fremde Fabrikat nicht nur billiger, sondern auch weit besser ist als das ihrige, und bekennen, daß sie bald keine Beschäftigung mehr finden werden. Tai yang versorgte früher fast ausschließlich ganz China mit Nähnadeln. Auch jetzt fand ich einen Händler von Peking hier, welcher seit langer Zeit bedeutende Geschäfte zu machen pflegte und über das Eingehen der Industrie klagte. Es ist nur wenige Jahre her, seitdem fremde Nadeln in das nördliche China eingeführt wurden, und es ist noch in frischer Erinnerung, welchen wunderbaren Aufschwung dieser Exportartikel in reißendem Fluge nahm.

Es stand mir an demselben Tage noch ein Weg von ungeahnter Schwierigkeit bevor. Aus dem Flußgebiet, in welchem ich mich bisher befunden hatte, wollte ich noch hinübergehen nach demjenigen des Tsin hŏ, um dann weiter westlich nach Ping yang fu zu wandern. Die Entfernung sollte 40 li betragen, was keine schwierige Aufgabe zu sein schien, da ich vermutete, stets noch auf dem Plateau, auf dem ich mich bisher befand, zu bleiben. Allein es ging bald hoch hinauf: erst noch über Löß und bei Kohlengruben vorbei, dann aber an Gehängen von Sandsteinen, welche auf den Kohlenschichten lagern, hinauf, und bald erkannte ich, wie sich hier über dem 600—750 m hohen Kohlen- und Eisenplateau ein zweites um 300—600 m höheres erhebt, welches

ganz aus horizontalen Schichten von Sandstein aufgebaut ist und eine weite Verbreitung hat. Es bildet ein schönes Gebirge mit steilwandigen Talkesseln, über denen wir hoch oben am Rande des Abgrundes hinzogen; die Höhe, mit jungem Holz bewachsen, bot prachtvolle Aussichten.

Es war ein labyrinthischer und ohne Führer schwer zu findender Weg; auch hatten wir die Linien des größeren Verkehrs verlassen, denn nur selten geht jemand über diesen Paß. So kamen wir an manche Stellen, wo wir nur mit der größten Vorsicht unsern Zug vor dem Absturz in die tiefen Gründe retten konnten. Der Weg war nur schmal zwischen dem steilen Rand und einer Felswand ausgehauen, und da ein Maultier mit aufgepackten Kisten einen größeren Raum erforderte, als er hier geboten war, so sah ich im Geist oft schon das Gepäck eines derselben hinabstürzen, und, wenn es zufällig bei dem vordersten geschehen wäre, so wären unfehlbar alle andern nachgefolgt. Mit vieler Mühe, wobei jeder Hand anlegen mußte, kamen wir an den schlimmen Stellen vorbei und auf die Höhe hinauf. Hier zeigte sich prachtvoll der Plateaucharakter dieses Gebirges: alle Rücken, die man sieht, haben horizontale Höhenlinien, die Täler sind tief und steil eingeschnitten, und die Entblößungen aller Schichten bilden an ihnen horizontale Linien. Mit der Schroffheit der Felswände und der einzelnen Grate, die sich zwischen je zwei Quellflüssen oft tief hinabziehen, kontrastierte der liebliche Charakter einzelner Flecke in der Landschaft. Hoch über dem Tal, in das wir westlich hinunterblickten und in das wir hinabzusteigen hatten, steht nicht weit vom Paß ein Tempel in herrlicher Lage, umgeben von einem dichten Wald von Laubbäumen.

Gern wären wir hier geblieben, aber es gab kein Futter für die Tiere. Wir mußten also weiter ziehen und kamen nach einem hochgelegenen Dorf, fast auf der Höhe des Plateaus, welches mit seinen halbverfallenen, aus Sandsteinstücken aufgebauten und doch ärmlichen Häusern, seinen engen und steilen Gassen und seinem trotz der Kleinheit stadtähnlichen Ansehen an die italienischen Dörfer erinnerte.

Auch hier versuchten wir vergebens, ein Nachtquartier zu finden. Es war bereits dunkel, aber man konnte uns nicht einmal den unbehaglichsten Raum anweisen; da es Wirtshäuser in solchen entlegenen Orten nicht gab und überall Mangel an Futter war, mußten wir uns endlich entschließen, in das Tal nach dem Dorfe Yü ki hŏ hinabzugehen. Steil wand sich der Weg hinab, unten war das breite Bett des jetzt nur wasserarmen Baches, ganz mit Steingeröll erfüllt. Endlich erspähten wir in der Dunkelheit die kleinen Hütten, und es ergab sich, daß auch eine Herberge existierte; der Wirt nahm uns ganz gutmütig auf und zeigte keine Überraschung über die fremdartige Erscheinung seiner Gäste. Ich fand an diesem Tage manche Eigentümlichkeit in den Kulturen. Bei Tai yang hatte ich zum erstenmal seit Canton wieder Weinbau gefunden. Am meisten erstaunt aber war ich, bei Yü ki hŏ den Maulbeerbaum hoch hinauf an Talwänden bis zwischen 1200 und 1500 m Meereshöhe gepflanzt und gut gedeihen zu sehen. Es wird allerdings nur wenig Seide produziert, und wilde Seide wird hier gar nicht gewonnen. Außerdem wird Kauliang, Weizen, Hirse und die süße Kartoffel gebaut. Auf dem Rücken zwischen Tai yang und Yü ki hŏ war ein beträchtlicher Bestand von Kiefern, einer Art Zirbelkiefer.

Das Gebiet des Tsin hŏ, über das ich quer durch Tsin schui hsiën hinwegging, bot ein ganz verschiedenes Landschaftsbild von dem Plateau, das ich am vorhergehenden Tage verlassen hatte. Dort war sanftwelliges Land gewesen, und auf ihm die lebhafte Industrie von Eisen und Kohle. Hier fand ich tiefe und schroff eingeschnittene schmale Täler mit starkem Gefäll, und der Talboden war nichts als eine Masse von Sandsteingeröllen. Weichere tonige Schichten von grüngelber Farbe wechseln mit dunklem Sandstein; die ersteren lassen an den Wänden keine Vegetation aufkommen. Wie lange Leisten ziehen die Sandsteine in regelmäßigen Linien bald abwärts bald aufwärts, eine flachwellige Lagerung anzeigend, an den Gehängen hin. Meist sind sie vom Talboden durch eine schmale, selten breiter werdende Vorlage von Löß getrennt; an und in diesem liegen die Dörfer. Zuweilen ist ein kleiner Teil des Talbodens erhöht: dann ist der Bach zur Bewässerung

abgeleitet, und es wird durch Pflanzungen von Weiden, Pappeln und Maulbeerbäumen etwas Abwechslung geboten. Die wenigen Felder im Tal werden mit größter Sorgfalt bearbeitet, es stand aber jetzt auf ihnen nichts als Mohn zur Bereitung von Opium.

In Twan schö tschönn, wo ich den Tsin erreichte, erwartete ich einen größeren Ort zu finden, doch war es eine über alle Beschreibung ärmliche Stadt. Man sah nur Gesichter von verhungernden Menschen, alle mit jener eigentümlich grünlich fahlen Farbe, die ich früher beobachtet hatte. Bereits seit vier Jahren war die Gegend von Dürre heimgesucht, und das jetzige versprach nicht besser zu werden: die Felder waren öde, es wuchs nichts, außer wo es möglich war, das Land zu bewässern, und das waren nur sehr kleine Strecken. Trotzdem ist das Volk mit Leidenschaftlichkeit dem Opiumgenuß ergeben! Alle Energie schienen sie verloren zu haben, wenn sie überhaupt je welche besessen hatten, und im starren Hinbrüten ergaben sie sich in ihr Schicksal. Die einträgliche Industrie von Eisen und Kohle findet hier nicht statt. Wären die Täler nur um einige 100 Fuß tiefer eingeschnitten, so würde ihr Boden durch die Sandsteinschichten hindurch in die darunter liegende Kohlenformation reichen; denn die an Steinkohlen und Eisen reichen Schichten des Plateaus von Tsö tschóu setzen westlich unter dem Sandsteinplateau fort, und wo immer dies tief genug eingeschnitten ist, da kommen sie auch wieder zum Vorschein. Dies ist z. B. der Fall nur wenig südlich von dem Ort, von dem ich schreibe, in der Nähe von Yang tschöng hsiën, wo auch wieder Eisen- und Kohlenindustrie zu finden ist, auch in manchen kleinen Nebenschluchten. Wahrscheinlich würde auch bei Twan schö ein Schacht in nicht großer Tiefe die Kohlenformation erreichen, aber für die Chinesen liegt sie hier unerreichbar.

Ich suchte an dem Ort, weil er ein Marktflecken war und Kupfergeld ein höchst notwendiges Bedürfnis ist, Silbergeld einzuwechseln. Ich gab ein Stück des sogenannten Hai kwan-Silbers, welches fast absolut rein ist, im Werte von 10 Taëls oder 20 Talern. Mit wahrer Andacht und Verehrung betrachtete die Bevölkerung das reine Metall;

denn für nichts ist ihr Sinn so leicht zu erwecken, und sämtliche Kaufleute des Orts vereinigten sich, um ein so seltenes Stück nicht aus dem Ort gehen zu lassen, konnten aber doch nur mit Mühe die zum Wechseln erforderliche Quantität von Kupfergeld aufbringen. Der Ort war zu elend und volkreich, um dort zu bleiben, und wir gingen noch weiter nach dem kleinen Dorf Hwéi tschwang, wo wir allerdings nur in einer Aushöhlung im Löß ein notdürftiges Unterkommen fanden. Der Ort wurde jedoch mit gewohnter Routine in wenigen Minuten ganz wohnlich hergerichtet.

Wer hier auf die vorhandene Kost angewiesen wäre, der würde dabei wenig Kräfte sammeln können: etwas Hirse ohne Salz wäre das Menu aller Mahlzeiten. Seit Hwai king fu war außer Eiern nichts Genießbares zu bekommen gewesen, doch fingen wir nun an, stark von der Jagd zu leben. Neben Tauben und Fasanen gab es jetzt insbesondere rotfüßige feine Vögel, deren Jagd sehr unterhaltend ist. Sie leben in den Felsen, und oft hört man ein kleines Volk rechts und ein kleines Volk links vom Tal in lauter Konversation begriffen. Es ist nicht schwer, sie aufzusuchen, erfordert aber tüchtiges Felsklettern. Beim Herannahen eines Menschen werden die Tiere zwar vorsichtig und stellen ihr lautes Geschwätz ein, können es aber doch nicht lassen, mit den Köpfen über den Felsrand hinweglugend, die Schritte des Ankommenden genau zu beobachten. Dadurch lassen sie sich leicht erlegen, und ein einziges Schrotkorn ist genügend, um sie vollständig hinliegen zu lassen.

Nach zwei Tagereisen, einer von 60 und einer von 50 li, ging es weiter fort durch das Becken des Tsin-Flusses. Nie ändert sich dessen Charakter: immer hat man zur Seite die Wände, in denen die Sandsteinschichten abgebrochen sind und sich in etwas welliger Form hinziehen, im Talboden die breiten steinigen Flußbetten, welche einen deutlichen Beweis geben, wie furchtbar verheerend in dieser baumarmen Gegend die Regengüsse wirken müssen. Gewiß haben auch diese Hochflächen einst Wälder getragen. Wie anders mag es da gewesen sein, als die klimatischen Vorgänge gemäßigter waren und ur-

wüchsige Pflanzenwelt die Höhen belebte. Im Talgrunde trifft man von Zeit zu Zeit ein Dorf. Im Becken des Tan hŏ waren die Dörfer gut gebaut, mit hohen, zwei- bis dreistöckigen Häusern aus Backsteinen. Die Gegend ist auch voll von gut gebauten und wohlerhaltenen Tempeln. Es gibt sich sogar ein gewisser Kunstsinn bei Privatbauten und Monumenten kund; besonders sieht man wahre Prachtstücke von Dachfirsten. Mit dem Eintritt in das Tsin hŏ-Becken ist all das vorbei. Die Häuserreihen haben auch hier von weitem ein stattliches Ansehen durch ihre massiven grauen Dächer, aber kommt man hinein, so trifft man Armut, Elend und Schmutz. Wer sich hier im Boden der Täler hält, dem ist es unbegreiflich, wie so viele Menschen überhaupt noch leben können. Einige Maulbeerbäume, die zur Produktion einer geringen Qualität Seide dienen, geben den einzigen verkäuflichen Produktionsartikel. Im übrigen müssen die Leute ganz von dem Ertrag ihrer Felder leben. Man fragt sich erstaunt, wo diese sein könnten. Allerdings klebte an den Wänden bald auf einer, bald auf der andern Seite, zuweilen an beiden, der Rest einer ehemaligen Lößausfüllung, wohl terrassiert und zum Anbau benutzt, aber der Ertrag kann nicht hinreichen.

Steigt man aber an den steilen Wänden hinauf nach dem Plateau, so sieht man, wie hier, 1500—2000 m über dem Meere, das eigentliche Agrikulturland dieser Gegend ist. Eine Decke von Löß überzieht alles; sie bringt Ertragsfähigkeit, wo der Sandsteinboden den Anbau verbieten würde. Auch dort trifft man noch Dörfer, aber nur an wenigen geschützten Stellen, und selbst die Talbewohner haben dort oben ihre Felder. Es ist ein mühsamer Ackerbau. Im Winter ist es kalt, und die Fröste kommen noch spät; es wird daher nur im Sommer Frucht erzielt. Der Dünger wird auf die Höhen hinaufgetragen, und doch ist der Lohn aller dieser Mühe oft nur sehr gering, denn die Hauptbedingung des Gedeihens der Feldfrucht auf diesem Wasser aufsaugenden Boden ist eine gleichmäßige Regenverteilung, und gerade daran fehlt es hier so vollständig. Die Felder waren gelb und kahl, und der Wind hatte die Saatkörner entblößt, verdorrt und hinweggeführt. Manche Änderung hat diese Gegend durch-

gemacht, ehe sie ihre jetzige Gestalt erhielt; denn die Täler müssen einst in einer regenreichen Zeit ausgewaschen worden sein, ehe jenes trockne Kontinentalklima eintrat, welches zum Wachsen des Löß-bodens in allen Vertiefungen und selbst auf den Höhen Anlaß gab. Schließlich schnitt das Wasser noch einmal seine Betten in den Löß ein, und die Erweiterung der Schluchten schreitet allmählich fort.

Der Löß dieser Gegend ist eine merkwürdige Formation. Nicht nur sind die Täler in ihn eingeschnitten, wiewohl er meist bis zur Talwand ganz fortgeführt ist, sondern er bedeckt, wie gesagt, auch alle Höhen. Hier gleicht der obere Teil des Plateau-Lößes ganz dem des Hwang hŏ, ist von gelbbrauner Farbe und führt viele Schalen von Helix. Aber darunter liegt ein rotbrauner eisenreicher Löß mit eisenhaltigen Konkretionen, wie sie ähnlich in manchen unvollkommenen Lateriten vorkommen. Sonst hat auch er die Kanäle, die vertikale Absonderung usw. und muß als wirklicher Löß betrachtet werden. Der Tal-Löß reicht hier beinahe hinauf zum untersten Teil des Plateau-Lößes.

Diese merkwürdige Erscheinung macht den Löß noch rätselhafter, als er ohnehin ist; aber alle Annahmen seiner Entstehung im Wasser (als Meeres- oder Süßwasserablagerung) oder als Gletscherprodukt verlieren dadurch vollends an Boden. Es scheint, als ob dies Plateau erst mit Löß bedeckt worden sei; dann bildeten die Wasser die tiefen Einschnitte der jetzigen Wasserläufe. Es folgte weiter deren Erfüllung mit Löß, und schließlich schnitten die Wasser ihre Betten wieder in diesen ein. Dieser Prozeß ist nicht ohne mehrfache Schwankungen im Niveau und im Klima denkbar.

Noch bei einer weiteren Stadt führt der Weg vorüber, ehe man dieses Flußbecken verläßt: es ist Tsin schui hsiën. Man kann dies eigentlich nur als ein ummauertes erbärmliches Dorf bezeichnen, und nur die Anwesenheit eines Bezirksamtes gibt dem Ort das Recht, auf Landkarten genannt zu werden. Es zieht sich aber doch eine Art krenelierter Mauer herum. Die Bevölkerung dieses Sandsteinplateaus ist von derjenigen des gesegneteren Nachbardistrikts verschieden. Die Leute sind harmlos, aber der Grund ist hier die Furcht. In Hŏnan

drängten uns die Leute in jedes Gasthaus hinein; die Wirte selbst baten uns, bei ihnen abzusteigen, und wir hatten nie eine Schwierigkeit. Hier nahm man uns ungern auf oder verweigerte uns ganz den Zutritt, und Furcht war der einzige Grund. Kurz vor Tsin schui kam ich auf eine alte Verkehrsstraße, die eigentümliche Verbindungsstraße zwischen Hwai king fu und Ping yang fu. Ich erwartete, sie sehr lebhaft zu finden, allein der Verkehr ist jetzt sehr gering, und auf die Erhaltung des alten Saumweges wird nicht die geringste Sorgfalt verwendet.

Kurz ehe wir nach dem Paß kamen, blieben wir noch in dem Dorf Hwang tszë über Nacht. Es lag dort eine Garnison von 40 Mann, und in der Umgegend waren noch 100 Mann zerstreut; denn wir näherten uns hier dem Gebiet, welches gegen die Einfälle der Mohammedaner von Westen her bewacht wird, und an den Straßen sind Stationen errichtet, um bei der großen Anzahl von Mohammedanern, welche in den Städten von Schansi und Hönan wohnen und leicht mit denen von Schensi gemeinschaftliche Sache machen können, jede Verbindung im Keim zu ersticken. Ich fand hier zum erstenmal die Polizeimaßregel, daß im Wirtshaus jeder Ankömmling seinen Namen in ein Buch einschreiben mußte. Von dort geht es ziemlich steil nach der Schlucht des Ming hö, wie dieser Zufluß des Tsin genannt wird, aufwärts zwischen natürlichen Mauern von roten und grünen Sandsteinen und Schieferton bis zum Paß Tung wu ling, welcher eine Meereshöhe von ungefähr 1500 m hat. Hier erreicht man das Flußbecken des Fönn hö, des großen Flusses des südlichen Schansi. 5 li weiter westlich ist noch ein Paß, der Si wu ling, etwas niedriger als der vorige. Zwischen beiden ist eine tiefe, in buntgefärbte Schichten eingeschnittene Schlucht, welche nach Süden entwässert wird und dort, da die Sandsteinschichten nach dieser Richtung ansteigen, bald in die unter denselben lagernden, Steinkohlen führenden Schichten kommt. Es sind dieselben, welche das Plateau von Tsö tschóu fu bilden. In ganz gleicher Art wie dort treten sie hier wieder hervor, und in vielen tief eingeschnittenen Runsen ist dasselbe mächtige Flöz aufgeschlossen, welches dort im Osten zu der großen Steinkohlenproduktion Anlaß gibt.

Nördlich vom Paß erhebt sich ein mit einem Fort gekrönter Gipfel. Von dort übersieht man nun nach Osten das Sandsteinplateau mit seinen welligen, tief durchfurchten Stellen sich absondern, und man gewinnt einen Einblick in die tiefen, nach oben sich unendlich verzweigenden Schluchten, welche diese Wellen trennen. Es ist die Natur der großen, weiten Lößbecken, die sich hier zu erkennen gibt; bald sieht man nur noch dieses einförmige Gebilde. Mit geringer Neigung ziehen sich die Rücken hinab, und man hat 1000 m abwärts zu steigen, um das Tal des Fönn hö zu erreichen. Alles sieht so eben und sanft aus, als ob Straßen mit Leichtigkeit in allen Richtungen über die weite, flache Einsenkung führen könnten, und doch bieten sich hier im vollsten Maße alle jene Schwierigkeiten dar, welche der Löß dem Verkehr entgegensetzt. Ich besuchte die Kohlengruben nicht, da sie zu tief unten gelegen sind und das Verhältnis ohne Besichtigung vollkommen klar ist. Sie sind bekannt als das Kohlenfeld von Yi tschöng hsiën, liegen aber weit östlich von der Stadt. Besonders bemerkenswert sind die Gruben von Kwan miau wegen der beispiellosen Billigkeit der Kohlen. Man verkauft dort für 10 Cash oder 4 Pfennige eine Eselladung von 100—120 chinesischen Pfunden oder $1^1/_2$ Zentnern. Günstiger liegen die Gruben von Lin wa kóu, und dort kann bereits ein Preis von 30 Cash für 100 chinesische Pfund genommen werden. Hier zeigt sich wiederum die außerordentliche mit der Entfernung verbundene Preissteigerung, denn in Lung hwa, 20 li von den Gruben, kostet dieselbe Kohle 100 Cash und in Yi tschöng hsiën, 60 li von der Grube, 200 Cash. Unsere Mittagsstation war das Dorf Lung hwa, auf der Höhe der Lößabdachung gelegen und 40 li von Yi tschöng hsiën entfernt. Über letzteren Ort geht die große Straße nach Ping yang fu, welche 100 li lang ist. Ich erfuhr, daß es noch eine kleinere, etwas nähere gäbe, und beschloß diese einzuschlagen.

Hier wurde ich mit den Schwierigkeiten der Fortbewegung im Löß in vollem Maße vertraut. Indem die Abdachung von Osten nach Westen gerichtet ist und die Flüsse in derselben Richtung eingeschnitten sind, entsteht eine Anzahl von Rippen, auf die man noch

ohne große Mühe hinauf gelangen kann; aber furchtbar sind die Hindernisse des Terrains, wenn man im rechten Winkel über sie hinweggeht. Dies aber hatte die mir angegebene Straße zu tun. Schon von Lung hwa blickte ich in tiefe Schluchten hinab. Jenseits wurde mir eine andere Höhe gezeigt, auf welcher ein Dorf lag, das ich erreichen müsse. 300 m ging es hinab nach dem Boden der Schlucht, welche bereits in dem Gestein liegt, welchem der Löß aufgelagert ist, nach dem Dorfe Ho sche. Jenseits hinauf auf den folgenden Rücken zu gehen, bereitete uns viel Schwierigkeit, denn die Wege verzweigten sich mannigfaltig nach den einzelnen Äckern und nach den Ansiedlungen in Lößhöhlen. Wir gingen vollständig irre und kamen in der Dunkelheit in wilde unzugängliche Teile; dazu warfen die Maultiere ihr Gepäck ab, das wir ihnen nur mit Mühe wieder auflegen konnten, und wir hätten noch mehr Unglück gehabt, wenn wir nicht endlich einen Landmann gefunden hätten, welcher uns den Weg zurück nach Ho sche zeigte. Dort war kein Wirtshaus, und wir mußten der Schlucht noch weiter abwärts nach dem Dorfe Niu tschwang folgen. Es war wieder ein Quartier im Löß, die Räume waren aber eng, düster und dumpfig, und wir zogen es vor, auf einem Strohlager unter einem offenen Dach an einem Platz für Maultiere zu übernachten. Kauliang-Stroh gab ein gutes Lager, und wir erwachten am Morgen mehr gestärkt als sonst, wenn wir in der schlechten Luft der chinesischen Häuser geschlafen hatten.

Am Morgen hatten wir wohl 300 m hinaufzusteigen nach dem Dorfe Tsau tschwang, demselben, welches man uns von Lung hwa gezeigt hatte. Abermals ging es 300 m hinab in eine andre Schlucht und dann wieder ungefähr 450 m aufwärts. Hier waren wir zur Seite von Hügeln, die sich isoliert aus der Lößabdachung erheben. Sie bilden eine kleine Gruppe und führen den langen Namen Hŏ schan ku pi schan; sie stellen eine Insel von Granit und Kalksteinen dar. Noch einmal ging es 300 m hinab in das Tal des Tiën hŏ, welches in seinem oberen Teil, den Umgebungen der Stadt Fóu schan hsiën, in die Kohlenschichten eingesenkt und der Sitz von Anthrazit-Bergbau ist. Noch

einmal hatten wir nach einem langen Ritt von 80 li zu übernachten, in Kwan kiau, das noch 50 li von Ping yang fu entfernt ist. Die letzte Strecke legten wir in schwüler Luft zurück und ohne Aussicht, da die Atmosphäre trotz gänzlicher Windstille mit Staub erfüllt war. Der Abstieg betrug noch 275 m.

5 li vor Ping yang fu sah ich an der Straße einen hübschen einsamen Tempel und erkannte sogleich seine Zweckmäßigkeit für einen Rasttag. Der einsame Priester freute sich über den guten Fang und räumte uns zwei schöne große Zimmer ein, in denen ich mich ganz behaglich fühlte. Es war vollkommen ruhig, und wir hatten den Vorteil der nahen Stadt. In dieser selbst würden wir wie gewöhnlich von dem Andrang der Volksmenge viel zu leiden gehabt haben. Das Gerücht von unsrer Anwesenheit verbreitete sich jedoch in derselben, und ich erhielt am nächsten Tage einigen Besuch, welchen ich gern empfing, um mir Informationen über die Verhältnisse der Gegend erteilen zu lassen.

Ping yang fu ist eine alte, historische Gegend. Denn hier residierte im 23. Jahrhundert v. Chr. der Kaiser Yau, und noch findet man in dem gelben Boden manche alten Münzen aus der urältesten Zeit, welche von Sammlern hoch geschätzt werden. Sie haben die Gestalt von Messern, und die Charaktere Pingyang sind darauf geschrieben. Auch andre Altertümer aus Bronze werden noch zuweilen ausgegraben. Im Lauf der späteren Geschichte hat Ping yang fu durch seine Lage immer eine Bedeutung gehabt. Um uns diese klar zu machen, ist es nötig, daß wir uns ganz allgemein die Konfiguration der Provinz Schansi vor Augen führen.

Durch einen schwer übersteiglichen Bergwall sind wir aus der Ebene von Hwai king fu herübergekommen; noch schwieriger würden wir die Annäherung von andern Teilen des Südrandes und des Ostrandes der Provinz finden. Von Norden her, aus der Mongolei, ist sie weit leichter erreichbar. Gegen Westen hingegen ist sie von dem Hwanghŏ in der Strecke, wo er von Norden nach Süden fließt, abgeschnitten; sein Lauf geht dort durch Felsengen, und die Provinz ist

so auch gegen jene Seite wirksam verbarrikadiert. Im Süden, im Osten und Westen durch steile Ränder begrenzt, birgt Schansi im Innern eine Reihe großer flacher Einsenkungen, welche durch die Masse der Sandsteinschichten, welche das soeben von uns überstiegene Plateau bilden, hindurch bis in die kohleführenden Schichten eingesenkt und darum von einem Kranz von Kohlengruben umgeben sind. Wir werden sehen, daß von Norden nach Süden hin diese Becken in der Meereshöhe nacheinander abnehmen. Ping yang fu ist daher schon weit tiefer eingesenkt als alle die nördlich gelegenen Becken, und noch tiefer liegt ein Becken in der Südwestecke der Provinz. Als dann die kaiserliche Residenz in Peking gegründet wurde, war es von Wichtigkeit, von dorther das Innere von Schansi zu erreichen. Es wurde daher eine Kunststraße an dem östlichen Plateaurand hinauf angelegt, welche zuerst das Becken von Tai yuën fu betritt und dann in dasjenige von Ping yang fu kommt, um dann weiter nach Schensi und von dort einerseits nach Zentralasien, andererseits nach Tibet zu führen.

Durch seine eigentümliche Konfiguration hat Schansi immer seine besondere Rolle in der Geschichte gespielt; die Bevölkerung der ganzen Provinz hing stets eng zusammen, und es war für die Kaiser nicht gleichgültig, ob sie die Bewohner für oder gegen sich hatten. Der jetzigen Dynastie haben sie sich günstig gezeigt, und sie entgilt es ihnen, indem sie eine besondere Vorliebe für das Land beweist. Auch erfordert die Politik wohl dessen Begünstigung, da es das Bollwerk gegen jedes Andrängen vom fernsten Westen her ist. Am wichtigsten aber bleibt der Besitz des südlichsten Teils mit Ping yang fu als Hauptstadt; denn Einfälle aus dem nördlichen Schansi sind schwer, aus dem südlichen, dem Becken des Wéi-Flusses, leicht zu bewerkstelligen. Gegenwärtig liegt die denkwürdige Stadt in Ruinen, und ich sah jetzt nur die weiten Umfassungsmauern. Vor ungefähr 16 Jahren kam eine Bande von Rebellen von Hönan aus nach der Stadt, zog aber nach einer geringen Plünderung wieder zurück. Als sie in einiger Entfernung waren, ließen die Mandarinen von den Mauern einige Schüsse abfeuern, um dem Kaiser berichten zu können, daß sie durch mutige Verteidigung die

Rebellen verjagt und die Stadt vor gänzlicher Zerstörung geschützt hätten. Dies betrachteten die Rebellen als eine undankbare Behandlung, kehrten sofort zurück, zerstörten die ganze Stadt und töteten eine große Zahl der Einwohner. Seit jener Zeit sind Soldaten unter den Ruinen stationiert. Es herrschte jetzt eine niedergedrückte Stimmung: die Mißernten der letzten Jahre, die schlechten Aussichten für das gegenwärtige, die Unterbrechungen des Verkehrs in südlicher Richtung nach Schensi wegen der mohammedanischen Rebellion und die geringe Sicherheit, welche die Verteidigung der Übergänge des Gelben Flusses durch die kaiserlichen Soldaten gewährt — alles dies trug dazu bei, die Leute zu deprimieren.

Die Gegend ist aber überhaupt für Handel mit weit entfernten Gegenden unglücklich gelegen. Die Importe von der See her kommen durch Tiëntsin, welches 18 Tagereisen entfernt ist, und die Preise steigern sich dadurch sehr bedeutend. In der Stadt selbst gibt es nur wenig Manufakturen; geflochtene Strohwaren (Strohhüte) und Papier sind ihre Hauptausfuhrartikel. Opium wird in geringer Menge gebaut: die Kultur ist verboten, aber durch Zahlung eines likin wird stillschweigende Erlaubnis erwirkt. Weizen ist die Hauptfrucht; auch Mais, Gerste usw. werden gebaut. Seide ist sehr unbedeutend, wilde wird garnicht gewonnen. Tabak soll gut geraten und der Anbau nicht unbeträchtlich sein. Baumwolle wird gepflanzt, aber nicht genug für den Konsum, und der Mehrbedarf wird von Hönan bezogen. In günstigen Jahren ist der Ertrag an Getreide außerordentlich groß, und dann findet ein bedeutender Verkehr nach dem Norden hin statt. Die Kohle dient nur für den häuslichen Konsum und für die Produktion von Eisengußwaren.

Ich verbrachte einen ganzen Tag in meinem einsamen Tempel. Aus der Stadt ließ sich wieder einmal gutes, frisches Fleisch und Gemüse beziehen, und in Beziehung auf die Küche hatten wir einen wahren Festtag. Da mein Weg von hier aus nach Peking gerichtet war, so hätte ich zunächst der großen Straße folgen müssen, allein nach dem, was ich hier sah, konnte ich davon nicht viel erwarten; denn in

weiten Lößbecken, wenn man sie einmal gesehen hat, bietet sich der Beobachtung nur wenig dar. Ich beschloß daher, mich auf Kreuz- und Querwegen durch die Gebirge im Westen des Fönnhö zu schlagen, und machte einen Anfang damit, indem ich quer über den Fluß nach den Kohlengruben hinsteuerte, die im Nordwesten der Stadt gelegen sind.

Die Exkursion war von großem Interesse. Wir überschritten den Fönnhö ein wenig nördlich von Pingyang; er war in dieser Jahreszeit (9. Mai) ein äußerst unbedeutender Fluß und wurde auf einer Winterbrücke überschritten. Auch das im Sommer von ihm eingenommene Bett ist von geringer Breite. Zu den Seiten des Flusses sind kleine Striche von Alluvialland, dann beginnt der Löß mit, wie gewöhnlich, kaum bemerkbarem Ansteigen. Kurz vor dem Übergang kamen wir nach einem Dorf, wo Salz bereitet wurde. Eine Anzahl großer Töpfe mit siebförmig ausgeschlagenem Boden stand auf einer Plattform neben einander. In denselben wurde ein brauner Lehm festgestampft, bis er die Gefäße bis einige Zoll unter dem Rand erfüllte. Der Rest des Raumes wurde mit Wasser angefüllt, das nun das Salz aus dem Lehm extrahierte. Unten standen Schalen, welche die Lauge auffingen. Hier krystallisiert schon bei freier Luft Salpeter aus, welcher entfernt wird; der Rest der Lauge wird eingedampft, und man erhält ein weißes, aber unreines Salz, welches für einen billigen Preis verkauft wird. Man hat also künstlich den Prozeß der Bildung von Salzkrusten bei Salzseen nachgeahmt. Der Boden erfährt, ehe er in die Töpfe kommt, eine Vorbereitung. Er ist nämlich an sich nicht salzhaltig, wenigstens nicht sehr, sondern wird mit einer schwachen, aus Brunnen von geringer Tiefe erhaltenen Sole wiederholt übergossen; indem das Wasser verdunstet, konzentriert sich das Salz in dem Boden, um dann in der erwähnten Weise herausgezogen zu werden. Es ist ein äußerst roher und schmutziger Prozeß. Die Regierung führt eine bedeutende Quantität besseren Salzes von Süden her ein, das zum dreifachen Preise verkauft wird. Damit man nun gezwungen werde, das importierte Salz zu kaufen, besteht das Gebot, daß von dem einheimischen nur

Quantitäten von wenigstens 40 Pfund verkauft werden dürfen, während von dem Gouvernements-Salz unzenweise verkauft werden kann.

Die Bevölkerung auf dem Lande ist in dieser Gegend einfältig und unwissend. Sie haben weder die wirkliche Gutmütigkeit der Leute von Hŏnan, noch die Zurückhaltung derer im Gebirge des Tsin hŏ-Beckens. Man kam uns nicht freundlich entgegen wie in der ersteren Provinz, und eine gegenseitige Kälte und Differenz war bemerkbar. Der Titel „Yang kwéi tzsĕ“ wurde häufiger. Es waren hier schon früher europäische Besucher, ich meine die beiden Missionare Williamson und Lees. Man sprach von ihnen als von Kaufleuten, welche Bücher feilboten. Wenn ich mir auch unter den Missionaren kaum einen besseren Vorgänger zur Vorbereitung der Bevölkerung für den Empfang von Fremden wünschen konnte als Williamson, so ist doch gerade das harmlose Geschäft der Bibelverteilung ganz ungeeignet, der Bevölkerung Achtung vor den Fremden beizubringen. Die Chinesen sehen sie als ein kleinliches Handelsgeschäft an, betrieben von Menschen, deren Beruf das kraftvolle Auftreten verhindert, das allein geeignet ist, diesen Leuten zu imponieren. Sanftmut und Duldsamkeit sind bei ihnen Schwäche. Daher kommt es, daß wir gegen Zudringlichkeit und geringschätziges Reden überall dort am meisten Stand zu halten haben, wo vorher Missionare gewesen sind.

Bei dem Dorf, wo das Salz gesotten wurde, hatte ich ein komisches Intermezzo durch eine improvisierte Gerichtssitzung. Während nämlich der Packzug durch das Dorf ging, gingen wir außen herum, um die Salzwerke zu sehen, und als wir dann den Zug wieder erreichten, fehlte mein Jagdhund Diana. Bei Antritt dieser Reise war sie erst sechs Wochen alt gewesen, und wir hatten sie während der fünf Monate herangezogen und an der Leichtigkeit, mit welcher sie das Jagdhandwerk lernte, unsre Freude gehabt. Alles Pfeifen nutzte nichts, und auch ein blinder Schuß hatte nicht die sonst unfehlbare Wirkung, sie herbeizurufen. Es mußte daher dem Hund etwas widerfahren sein. Wir ließen den Zug anhalten, kehrten in das Dorf zurück und zeigten uns determiniert, das Tier wiederzubekommen. Unsre

Energie entlockte einem Mann das fast unfreiwillige Geständnis, ein junger Mensch habe den Hund in einen Korb gepackt und sei mit ihm durchgegangen. Sofort gingen wir auf der entgegengesetzten Seite zum Dorf hinaus, entschlossen, den Übeltäter zu finden. Paul besonders war behende wie ein Spürhund und sah schließlich nach langem Lauf in den Feldern einen Menschen, der sich scheu umsah. Als wir uns näherten, versteckte er sich, mußte jedoch den Hund, der sich durch unser Pfeifen aufgeregt sträubte, gehen lassen, behielt dabei das Halsband in der Hand und rannte davon. Paul folgte ihm nach und hatte ihn bald beim Kragen. Der junge Mann leugnete hartnäckig; wir banden ihm die Hände auf den Rücken und transportierten ihn auf der Straße, Paul mit dem Gewehr hinter ihm hergehend. Es zog eben ein Mandarin mit seinem langen feierlichen Zug vorbei; seine Begleiter versuchten unsern Gefangenen zu befreien, doch protestierten wir energisch und trieben ihn weiter gegen das Dorf. Er versuchte einige Male zu entfliehen, wurde aber daran verhindert und zitterte wie Espenlaub, da er schon im Geist die Gewehre hinter sich knallen hören mochte.

Im Dorfe hatte sich die ganze Bevölkerung versammelt. Jetzt hatte natürlich niemand etwas gesehen: der Junge war unschuldig, und es fehlte nicht an Drohungen gegen uns, daß wir es wagten, einen der Ihrigen ohne Grund zur Strafe zu führen. Hier half nur Energie; es imponierte den Einwohnern, daß wir zwei Mann den Mut hatten, gegen die dichte Volksmenge aufzutreten. Wir erklärten, daß der Gefangene zum nächsten Mandarin gebracht und dort bestraft werden würde. Wir befahlen den Leuten streng, bei ihrem Dorf zu bleiben und uns nicht weiter zu folgen. Noch fielen einige Drohungen, aber sie hatten doch nicht den Mut, gegen unsern energischen Befehl zu handeln, und wir zogen mit dem Verbrecher allein ab. Doch schien uns selbst die Prozedur ein zu langes Amüsement zu werden. Ich schickte daher Paul zu dem Volk mit der Nachricht zurück, ich würde den Dieb von der Strafe, vor den Mandarin gebracht zu werden, dahin begnadigen, daß wir ihm vor dem ganzen Volk eine Tracht Stockschläge erteilen würden. Die Menge wurde eingeladen, hinzuzukommen und dem Akt

beizuwohnen. Ich ließ nun einen Rat der Ältesten vortreten, dem in einer Rede auseinandergesetzt wurde, daß es hier ihre Pflicht sei, die Schuld des Diebes zu untersuchen und über ihn Recht zu sprechen. Dieses Vorgehen gefiel ihnen. Daß der junge Mann gestohlen hatte, und zwar mit der Absicht, das Tier zu entführen und wahrscheinlich nachher zu verspeisen, war sonnenklar, und als der vornehmste im Rat dies zugab, traten auch die andern dem Urteil bei, unterließen aber nicht, als mildernde Umstände zu erwähnen, daß der Verbrecher von sehr jugendlichem Alter sei — er war ungefähr 18 Jahre — und nicht gewußt habe, was er tue. Dagegen wurde von unsrer Seite geltend gemacht, wie schwer die Schuld sei, sich an durchreisenden Fremden, welche dem Lande und Volke keinen Schaden täten, zu vergreifen. Das Gerechtigkeitsgefühl war wachgerufen, und es freute mich, zu sehen, wie es bei der ganzen Menge wirkte. Einige aus dem Rat nahmen auf meine Anordnung den jungen Mann, setzten ihn auf die Knie mit dem Kopf zur Erde und entblößten ihm den Rücken. Als alles bereit war und das Volk in feierlicher Stimmung die öffentliche Züchtigung erwartete, welche zwei alleinstehende Fremdlinge einem unter ihnen zu erteilen wagten, erließ ich, sichtlich zur allgemeinen Überraschung, die volle Begnadigung, und während der Schuldige noch auf seinen Knieen lag, hielt Paul dem Volk eine längere Moralpredigt, in der er ihnen die Pflichten der Behandlung von Fremden, die ihr Land beträten, auseinandersetzte. Die Chinesen haben immer einen Sinn für Gerechtigkeit und können sich der Achtung nicht erwehren, wenn sie mit Energie gehandhabt wird.

Nach dieser Episode zogen wir nun über die Brücke auf das rechte Ufer des Fönnhö. Bald stiegen wir an dem sehr sanft abfallenden Lößlande hinauf. Hier folgt Dorf auf Dorf, jedes mit einem oder mehreren Tempeln; denn Schansi ist das Land der Tempel: nirgends findet man sie so zahlreich in den Dörfern. Es sind sämtlich Buddha-Tempel, denn Mohammedaner gibt es hier nicht. Die meisten Dörfer waren nach dem Abzug der Taiping-Rebellen ummauert worden, doch hatte sich dies als eine unnötige Arbeit erwiesen; denn als vor wenigen

Jahren die Nienfei-Rebellen sich näherten, flohen die Leute auf die Berge. Die Dörfer wurden zerstört, lagen noch jetzt in Ruinen und waren wenig bevölkert. Hier gab es kaum noch Wirtshäuser; erst in einem Ort Tiënsi sollten Herbergen sein. Wir fanden in der Tiefe einer Lößrunse zwei von Lehmmauern umgebene öde Plätze. In einem derselben waren offne Löcher im Löß, für die Aufnahme von Menschen und Tieren bestimmt; in dem andern standen zwei kleine Lehmhütten und ein langes Dach mit Lehmkrippen darunter. Selbst die Futterkrippen der Tiere werden aus dem Löß der Talwände ausgehöhlt. Wir wählten das letztere „Hôtel“, wo wir ungestört unter freiem Himmel übernachteten. Am nächsten Tag besuchten wir die Kohlengruben, die unser vorläufiges Ziel bildeten.

Vor uns erhob sich ein mauerförmiges Gebirge, allmählich stieg der Löß gegen den Fuß desselben an. In der Tiefe der Schlucht waren hier und da Schachte gestoßen, aus denen Kohle gefördert wurde. Bald waren auch die Schichten sichtbar, und wir erkannten die uns so wohlbekannte Kohlenformation, welche hier wellig aufgebogen ist. Wo immer eine Welle der Oberfläche nahekommt, da werden Kohlen gegraben. Der Anthrazit des südöstlichen Schansi aber ist hier gänzlich zu Ende: es findet sich nur bituminöse Kohle in den Flözen, welche bis $3^1/_2$ m Mächtigkeit erreichen. Es war ein nicht unbedeutender Betrieb. Die größten Gruben hatten zwei Schachte von 55 m Tiefe; es arbeiteten gegen 100 Mann, welche täglich ungefähr 4000 Pfund förderten. Der Verkaufspreis ist bedeutend höher als der des Anthrazit. Um den verschiedenen Gruben ihre Existenz zu ermöglichen, war jeder von ihnen gesetzlich ein Verkaufsrayon angegeben, und bei Strafe darf kein Ort von einer anderen, vielleicht günstiger gelegenen Grube seine Kohlen beziehen. Der Transport beschäftigt viele Tausende von Menschen und Tieren.

Ungefähr 20 li von Tiënsi kamen wir an den steilen, felsigen Mauerabfall. Die Abhänge waren in frisches Grün gekleidet; der Bach, an dem wir aufwärts gingen, kam aus einer engen Schlucht heraus. Zugleich führte ein für Maultiere gangbarer Weg hinein, und

dies war zu verlockend, um nicht den Versuch zu machen, über dieses Gebirge hinweg unsern weiteren Weg zu suchen. Die Szenerie, welche wir jetzt betraten, war von überraschender Schönheit: es schien mir, als ob ich kaum etwas Lieblicheres in China gesehen habe. Dies mochte wohl zum Teil von dem blütenbedeckten Gesträuch herrühren, mit welchem das Gebirge bekleidet war, denn durch lange Zeit hatte ich meist nur kahles Gebirge gesehen. Gelbe Rosen und blühender Flieder waren bunt in den grünen Teppich des mannigfaltigsten Gesträuchs gewebt.

Es ist hier eine von SSW nach NNO gerichtete schroffe Bruchlinie, der entlang der ganze Unterbau der Steinkohlengebilde um mehrere Tausend Fuß gehoben ist. Dieselben Kalksteine, an denen wir von der Ebene von Hwai king fu auf das Plateau von Tsötschóu fu hinaufgestiegen waren, traten hier wieder auf und bildeten den steilen Abfall dieser höheren Stufe. In einer tiefen Felsschlucht hatte sich der Bach seinen Weg gebahnt, mit steilem Gefäll stürzte er herab. Er war jetzt nur klein, nach starken Regengüssen aber wird er ein reißender Strom, der furchtbare Verwüstungen anrichtet. Im Unterlauf hatten wir das Bett zu beiden Seiten durch zahlreiche Steinwehren und durch hohe Terrassen geschützt gesehen. Der Name des Flusses ist San tiau hö. Das Überraschendste aber war die Straße selbst. Es war ein Saumweg, künstlich in die Felsen gehauen, und die bestangelegte und besterhaltene Felsstraße, die ich bis dahin angetroffen hatte. Das Alter und die frühere Wichtigkeit des Weges sind bedeutend. In der Mitte der gewundenen Schlucht steht ein nicht mehr bewohnter Tempel mit Kloster hoch auf dem Felsen. Gegenüber erhebt sich auf dem andern Felsen eine schlanke Pagode. Mit gleichmäßigem Abstand führt der Weg hinan: oft hoch über dem brausenden Wildbach, dann wieder über eine Stelle steilsten Gefälles zu ihm hinab.

Wir begegneten einer großen Menge von Menschen und bepackten Eseln; sie brachten zum Teil Kohlen, zum Teil Birnen herab. Letztere insbesondere waren in einem sonst an guten Abarten der euro-



Im San tien-lu-Pass. Ostabfall des Ngo-schan zum Fönn ho-Tal
(Provinz Schensi)



päischen Früchte so armen Land wie China eine auffallende Erscheinung, denn sie waren von der besten Sorte, saftig und voll, als wenn sie eben gepflückt wären, und doch war dies der 10. Mai: eine Zeit, bis zu der es selbst unsern raffinierten Mitteln in Europa nicht gelingt, Birnen des Vorjahrs konserviert zu erhalten. Wir hörten, daß sie von Pu hsiën kämen, einer kleinen Gebirgsstadt, und eines altbewährten Rufes genössen. Es seien dort Höhlen im Gebirge, in welchen sich stets eine winterliche Kälte erhalte; in diesen würde das Obst aufbewahrt. Wir delektierten uns an dem seltenen Labsal, das für einen sehr billigen Preis gekauft werden konnte: wir erhielten 100 Stück für 250 Cash, was ungefähr 120 für eine Mark entspricht. Die Quantität, welche sich nach der Anzahl der Ladungen schätzen ließ, war 800 Pfund. Die Länge der wildromantischen Schlucht ist 15 li; an ihrem oberen Ende vereinigen sich in einem sanften Kessel die Quellbäche von verschiedenen Seiten. In 1200 m Meereshöhe liegt das Dorf San-tiau hö. Wir fanden die Leute hier sehr mißtrauisch; wenn auch die Anwohner an großen Straßen sich vielleicht erklären konnten, weshalb Fremde ihr Gebiet durchreisten, zerbrachen sie sich hier oben die Köpfe darüber, wie und warum ein so eigentümlicher Besuch nach diesem entlegenen Winkel komme. Es wurde viel beraten, und man äußerte allerlei Befürchtungen. Mit Mühe gelang es uns, die Leute zu beruhigen, und wir bekamen schließlich ein leerstehendes, ganz bequem eingerichtetes Haus mit Hof für uns angewiesen und erfreuten uns des besten Einvernehmens mit der Bevölkerung. Diese war auch hier sehr arm. Es wird jetzt Weizen, Gerste und Kauliang gebaut, aber kaum genug für den Unterhalt. Wir brachen sofort zu einer Exkursion in die höheren Teile des Gebirges auf.

Hier waren wir in einer ganz einsamen Gegend, denn hier ist die Welt mit Brettern vernagelt! Nur westlich nach Pu hsiën führt eine Straße, in nördlicher Richtung ist alles Wildnis. In engen Schluchten stiegen wir aufwärts. Es ist ein für den Geologen genußreiches Gebiet. Gerade dort, wo die Felsenenge aufhört, liegen Kalksteine; die weichen, leicht zerstörbaren Schichten der Kohlenformation lagern

darauf und haben zu der Auswaschung des großen Kessels, in welchem das Dorf liegt, Veranlassung gegeben. Mit sanfter Neigung baut sich nun das Kohlengebirge Schicht für Schicht auf; tief sind die Bäche hineingeschnitten und zu beiden Seiten der Schichtenbau mit größter Klarheit entblößt. Eine große Anzahl von Kohlenflözen tritt zu Tage; sie sind fast wertlos, und nur, wo die beste Kohle in den mächtigsten Flözen am leichtesten abgebaut werden kann, wird sie herausgenommen, um das dem Ort San tiau hö zugewiesene Gebiet mit Brennmaterial zu versorgen. Gewöhnlich arbeitet ein halbes Dutzend Leute an einer Grube, welche zugleich ihr Eigentum war. Sie wohnen in einer kleinen Hütte und sehen kaum andere Menschen als die Packer, welche mit ihren Eseln täglich hinkommen, um ihre Lasten einzunehmen. Dennoch waren sie nicht im geringsten scheu bei unserm Besuch und unterhielten sich mit der größten Zutraulichkeit und Unbefangenheit. Holz hat in dieser Gegend garkeinen Wert, darum ist alles mit einer urwüchsigen Vegetation bedeckt. Wir stiegen nach der Wasserscheide hinauf, und soweit das dichte Gehölz eine Aussicht gestattete, blickten wir nach Norden über welliges und bewaldetes Hügelland. Vergebens sahen wir nach irgend einem Ausweg in dieser Richtung aus. Man sagte, daß man wohl zu Fuß mit Mühe den langen Weg machen könne, mit Maultieren dies jedoch nicht möglich sei und wir uns überdies unfehlbar verirren würden. Wir mußten deshalb unser Bergdorf wieder verlassen, um durch die Schlucht zurückzukehren. Von ihrem unteren Ende wandten wir uns direkt östlich dem Fönn hö zu.

Es stehen hier einzelne große Dörfer mit Häusern von vortrefflicher Bauart, die den einstigen Reichtum der Gegend bezeugen. Bei dem Dorfe Kang hö, wo wir den Fluß erreichten, ist dieser an der rechten Seite von hohen Schotterbänken begrenzt. Es ist offenbar ein alter Schichtenabsatz aus der Zeit, als hier ein großes Seebecken war, das wohl nach und nach ausgefüllt worden sein mag. In ihm bahnte sich der Fluß seinen Lauf, und erst in späterer Zeit folgte die wasserlose Periode, in welcher der Steppenboden wuchs und der

Löß gebildet wurde; denn dieser lagert über dem Schotter. Eine dritte und jüngste Bildung besteht in den Alluvien des Flusses, die bei Ping yang fu und unterhalb der Stadt eine große Breite erreichen, hier oben aber nur schmal sind. Bei der Stadt Hö tschóu tritt der Fluß aus einer felsigen Enge heraus und ist oberhalb derselben von hohem Alluvialland begrenzt. Dieses ist in einen reichen, fruchtbaren Garten verwandelt, welcher durch Berieselung geschaffen ist und erhalten wird. Der Grund ist zum Teil aufgemauert, und die Berieselungskanäle werden auf Steindämmen hingeführt. Es wurde hier viel Opium produziert, und später soll Tabak gebaut werden; auch ist das Land an Obstbäumen sehr reich.

Der Fönn hö ist hier ein Bergstrom mit klarem grünem Wasser und starkem Gefäll; er ist überhaupt in keinem Teil seines Laufes schiffbar. Über den Fönn hö führen mehrere Steinbrücken aus alter Zeit mit vielen Bogen und oben mit zahlreichen kleinen steinernen Löwen verziert, die allerlei unmögliche Fratzen schneiden. Überhaupt war früher die Straße wohlgepflegt, über sumpfigen Stellen ganz von Steinen aufgebaut. Die Stadt Hö tschóu liegt am linken Ufer des Flusses. Wir gingen über eine Brücke und zogen hindurch. In der Entfernung sieht sie recht hübsch aus, besonders wegen der reich verzierten Dachfirsten, näher besehen aber ist es eine ärmliche Stadt. Zwei Hauptstraßen kreuzen sich rechtwinklig, und am Kreuzungspunkt steht das Ku lu, welches der Stadt Segen bringt. An diesem Bauwerk erreichten wir die große Straße von Ping yang fu nach Peking, welche von Süd nach Nord durch die Stadt zieht. Sie hat zwischen Hö tschóu und der Ebene von Tai yuën fu ein sehr unbequemes Terrain zu passieren, denn dieser Teil von Schansi ist eine flache Lößmulde, deren tiefster Teil noch eine Meereshöhe von 1200 m hat. Der Fönn hö mit seinen Zuflüssen hat sich darin über 300 m tief eingegraben und fließt daher zum Teil in Engen, zwischen denen er sich hier und da ein weiteres Tal geschaffen hat. Von hier aus beginnt eine der Engen, und es ist nicht möglich gewesen, eine Straße an den Steilwänden hinzuführen, welche den Fluß zu beiden Seiten umstarren. Sie muß daher über ähnliche Rücken

hinweggehen, wie ich sie früher bei dem kleinen Saumwege von Lunghwa nordwärts beschrieben habe.

Ein unbequemeres Terrain für Fahrstraßen ist kaum denkbar: zu der Schwierigkeit der Anlage kommt die Notwendigkeit fortdauernder Reparaturen und der Auffindung neuer Bahnen, denn die Lößschluchten ändern sich in kurzer Zeit gewaltig. Die Straße selbst vertieft sich von Jahr zu Jahr, der Boden wird zum feinsten Staub zermahlen und vom Winde fortgeführt. Daher sind die Hohlwege hier über 30 m tief zwischen den senkrechten Wänden eingeschnitten. Da man nun die Straße hoch am Rande der Steilwand einer 150 m tief ausgehöhlten Lößrunse hinführt, so ist der Fall häufig, daß der Hohlweg sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Runse befindet und, wenn auch selbst 30 m tief eingeschnitten, doch nur durch eine wenige Fuß dicke Mauer davon getrennt ist. Man hat natürlich von der Tiefe der Straße aus keine Idee von solcher Nachbarschaft, und es ist dann höchst überraschend, hin und wieder ein Loch durch die Mauer gemacht zu sehen, durch welches das Wasser von der Straße abgeführt wird. Wie durch ein Fenster blickt man herab in die grauenhafte Wildnis der gelben zerklüfteten Wände. Um nicht einen zu großen Umweg zu machen, führt die Straße meist unmittelbar um das obere Ende einer Schlucht herum. Aber dort fällt diese manchmal unmittelbar zu über 30 m Tiefe ab, um in kurzer Entfernung schon ein Vielfaches dieser Tiefe zu erreichen. Das Vorschreiten der Zerstörung nach dem Kopfende der Schlucht findet oft mit großer Schnelligkeit statt.

Auf der Straße von Lunghwa nach Pingyangfu, die überhaupt die Eigentümlichkeiten der Lößschluchten am großartigsten zeigte, sah ich z. B. eine Stelle, wo die Straße um das obere Ende eines Risses bog. Von ihr aus war von Quadersteinen eine Treppe abwärts gebaut, die offenbar früher das obere Ende eines guten Weges durch die Schlucht gewesen war. Die obersten acht Stufen waren wohlerhalten, die neunte fiel unmittelbar und ganz senkrecht 50 m tief ab. Die Art des Zurückschreitens des oberen Endes solcher Risse ist an

manchen Stellen sehr klar. Das Abfallen der senkrechten flachen Schollen beginnt nämlich unten, dann stürzt das Obere nach. Nun kommt es vor, daß der obere Teil nicht gleich nachstürzt, da er entweder zu fest zwischen den Seiten eingeklemmt bleibt oder durch Vorwalten des Kalkskeletts größere Festigkeit besitzt. Dann höhlt sich das obere Ende des Risses von unten aus, und es stürzen hintere Teile eher nach als die vorderen, so daß sich tiefe Löcher bilden. Die Verebenungen in den Lößschluchten, selbst in den engsten Rissen, sind alle angebaut. Oft sieht man ein kleines dreieckiges Feld, auf zwei Seiten von 60—100 m hohen senkrechten Wänden überragt und nach der dritten von einer anderen Stufe begrenzt, die auf das nächsttiefere Feld abfällt. Der Feldbau an solchen Stellen ist natürlich äußerst mühsam. Dazu kommt die fortdauernde Veränderung der Gestalt des Bodens, die gänzliche Abhängigkeit vom Regen usw. Solche Felder werden daher mit 3 tiau (300 Cash) pro móu verkauft, während sie in der Ebene 30—40 wert sind. Merkwürdig ist die fast unglaubliche Verzweigung der Baumwurzeln im Löß, die oft weit über 30 m beträgt. Ich sah einen Baum, dessen Wurzeln durch das Herabfallen des Bodens zum großen Teil frei schwebend geworden waren. Jede seiner Wurzeln hatte Blätter und Blüten getrieben.*)

Von Hŏ tschóu führt die Straße erst durch ein steiniges Bachbett voll von Geröllen von Gneis, dann hinauf nach dem ersten Lößrücken, dessen Höhe sie am Si yau ling-Paß mit ungefähr 400 m über der Stadt erreicht. Dann geht es wieder tief hinab in ein Bachbett, das von Osten kommt und dem Fönn hŏ zugeneigt ist, und an welchem der Marktflecken Jönn yi tschönn die Mitte des gefürchteten Weges bezeichnet. Von dort aus geht es wieder steil hinauf nach dem berühmten Paß Han sin ling, der nur eine geringe Vertiefung in dem Rücken einer Lößrippe ist und den ersten Paß noch um 100 m überragt. Für Wagen ist die Straße eine Tortur, um so mehr als die

*) Diese Stelle des Tagebuchs ist zwar fast wörtlich, nebst einigen Skizzen, in „China", Band II, S. 426 f. zum Abdruck gekommen, darf aber hier zum vollen Verständnis der Lößlandschaft nicht fehlen.

Einrichtung des Vorspannes in China nicht existiert. Um dem Reisenden einige Befriedigung für das langsame Fahren zu geben, ist die Regierung sehr liberal mit dem Messen der Entfernungen gewesen, denn die Länge der li ist hier fast auf die Hälfte herabgesetzt. Jenseits geht es dann hinab nach der Stadt Ling schi hsiën, bei der wieder ebene Straße beginnt.

Bei beiden Lößrücken bestehen nur die höchsten Teile aus diesem Material; alle tiefen Schluchten sind in die bunten Schichten der Steinkohlenformation eingeschnitten. Allenthalben treten die Kohlenflöze zu Tage, und es wird in den Schluchten und Engen viel, aber kleiner Bergbau getrieben. Prachtvoll sind die Aussichten, die sich von den Höhen bieten. Im Westen sieht man, ohne die tiefe Schlucht des Fönn hŏ gewahr zu werden, hinüber nach dem Gebirge, das wir bei San tiau hŏ kennen lernten; es sind lange, einförmige Höhenlinien. Im Osten aber erhebt sich in geringer Entfernung ein mächtiges Gebirge, der berühmte Hŏ schan, ein wilder Zug von Nord nach Süd, der in seinen steilen Gipfeln gegen 2500 m Höhe erreicht, ganz kahl, hoch hinauf mit Löß bedeckt und von vielen Schluchten durchzogen ist; bei klarem Wetter erkennt man diese in allen ihren Verzweigungen. Es ist ein altes, ehrwürdiges Gebirge, zum größten Teil aus Gneis mit etwas Granit und silurischer Formation bestehend, soweit ich aus den Geröllen, welche die Bäche in Massen herabbringen, seinen Bau zu beurteilen vermochte; jüngere Formationen scheinen daneben nicht vorzukommen. Von seinem Gipfel hätte man von frühen Zeiten der Erdgeschichte an mit Ruhe die geologische Entwicklung des umgebenden Landes beobachten können, denn er bildete während der Zeit, als die steinkohleführenden Schichten sich ablagerten, bereits einen hohen Inselzug in dem damaligen Meer, und wahrscheinlich ist die früher erwähnte Berggruppe Hŏ schan ku pi-schan seine südlichste Fortsetzung. Die wichtigste Rolle des Hŏ schan besteht in der merkwürdigen Scheide, welche er für die Art der Kohle in den verschiedenen Teilen von Schansi bildet, denn soweit die Formation sich im Osten von ihm ausdehnt, führt sie nur Flöze der

schönsten, reinsten Anthrazite, während im Westen von ihm ausschließlich bituminöse Kohle vorkommt. Dies gilt schon von den Kohlengruben, welche unmittelbar an seinem Fuß geöffnet sind, und weiterhin nicht allein von dem Bergzug, soweit er einen hervorragenden Gegenstand der Landschaft bildet, sondern auch bei seiner imaginären nördlichen Verlängerung. Sein Name wird auch schon bei den Reisen des Yü*) erwähnt.

Während man so von dem hohen Punkte noch immer höher hinaufblickt, wird das Auge bei dem seltsamen Paßübergang in noch stärkerem Grade durch die Blicke nach abwärts gefesselt. Niemals wird man müde, in das Labyrinth der im Löß ausgefressenen Schluchten hinabzublicken. Mit jedem Schritt ändert sich das Bild, und fortdauernd bieten sich neue Überraschungen. Man sucht sie auch wohl gern auf und geht von der Straße ab, um hier und da noch einen Einblick weiter verfolgen zu können, aber man tut es nie ungestraft; denn bald ist man vollständig in dem allgemeinen Gewirr der Formen verloren: schmale Fußwege führen hinauf und hinab oder enden plötzlich, und an keinem Zeichen läßt sich erkennen, wo die Straße führt, bis man an dem Geläut der Schellen, welche den Maultieren umgehängt sind, mit Freuden erkennt, daß man sich dem Verkehrswege wieder genähert hat. Plötzlich steht man an einem steilen Rand: tief unten ist die Straße, nur auf weiten Umwegen und mit abermaligen Gefahren des Verirrens kann man zu ihr hinabgelangen.

Der Verkehr ist sehr bedeutend. Das unbeholfenste Beförderungsmittel sind die Wagen. Die Neigungen der Straße sind unberechenbar: zuweilen geht es lange Zeit eben hin und dann plötzlich mit einer unglaublichen Steilheit abwärts oder aufwärts, und wo gar der Weg auf das unterlagernde Gestein der kohleführenden Schichten kommt, besteht manchmal die Straße aus einer Reihe natürlicher Steinstufen. Unglaublich ist das Elend, dem der Reisende ausgesetzt

*) Yü war Minister der öffentlichen Arbeiten unter Kaiser Yau (2357—2256 v. Chr.) und dessen Nachfolger auf dem Thron; seine „Reisen" sind in dem Buche Yükung beschrieben (s. o. S. 432).

ist, und doch bleibt der Chinese stoisch in seinem Wagen sitzen, während der Europäer selbst sein Pferd oder Maultier verlassen muß, um sich im Zufußgehen der ruhigen Beobachtung hinzugeben.

Es gibt am Wege eine Menge von Wirtshäusern, in denen man alles Wünschenswerte bekommen kann. Zuweilen residiert ein Restaurateur auch in einer Lößhöhle und hat vor ihr einige Tische und Bänke für die Reisenden aufgeschlagen. Bei jedem Etablissement wiederholt sich die dem Reisenden zugerufene Einladung „pu ho tscha“, d. h. wörtlich „Tee trinken, nicht Tee trinken“ und bedeutet die Frage: „Ist Ihnen Tee gefällig?“ Antwortet man bejahend, so wird aus einem großen eisernen Kessel, der vom Feuer genommen wird, kochendes Wasser in eine Schale gegossen und diese dem Reisenden behende präsentiert; denn Tee kennt man in dieser Gegend nicht, wenigstens nicht das gemeine Volk; er ist ein Luxusartikel, der nur den Wohlhabenden zu Gebote steht. Hin und wieder, wenn man auf Tee besteht, werden die Blätter eines Surrogats in die Tasse getan, ehe das heiße Wasser hineingegossen wird. Ein so schlaffes Getränk dem Europäer, der entweder an kaltes Wasser oder an einen kräftigeren Trunk gewöhnt ist! Es liegt aber in dem Schlürfen des heißen Wassers die Philosophie einer altbewährten Erfahrung; denn, wenn man einmal den Widerwillen überwunden hat, so ist dasselbe weit angenehmer und erfrischender als kaltes Wasser und dabei gewiß der Gesundheit nicht nachteilig. Nur laues Wasser ist entschieden unangenehm, und dagegen hat auch der Chinese einen Widerwillen. Außer diesem Getränk gibt es noch andre: in großen eisernen Kesseln brodelt eine suppenartige Flüssigkeit, welche für einige Kupferstücke in großen Tassen verabreicht wird. In den bessern Lokalen ist dies ein zu Brei gekochter Reis, in den gewöhnlicheren eine Suppe von Hirse, beides ohne Salz. Für uns waren sie stets angenehme Gerichte, da sie mit dieser Zutat und etwas Fleischextrakt eine kräftige, wohltuende Nahrung bildeten.

Das Beste aber, was in den Restaurants dieser Gegend bereitet wird, ist der prosaische Artikel von Weizenmehlnudeln. Es herrscht

darin eine Kunstfertigkeit, welche nur einem Teil der Provinz Schansi eigentümlich ist und ihr in der Zubereitung dieses Artikels einen kulinarischen Preis zuteil werden lassen würde. Da kein Reisender verfehlt, diese zu seinen Mahlzeiten zu genießen, so geschieht in den Gasthäusern ihre Herstellung im großen, und es ist ein besonderer Koch für die Bereitung der Nudeln angestellt. Seine Kunstfertigkeit besteht zunächst in der Knetung des Teiges zu der gewünschten Konsistenz und in der Hinzufügung eines Pulvers, auf dem das Geheimnis der Bereitung beruhen soll, indem es dem Teig eine wunderbare Zähigkeit verleiht. Es wird nun für jede gewünschte Portion ein Stück Teig von bestimmter Größe abgeschnitten und ausgezogen; die Enden werden zusammengelegt, wieder ausgezogen und in dieser Weise fort und so mit großer Behendigkeit das Stück in wenigen Sekunden in tausend feine Schnüre verwandelt, die unmittelbar in das kochende Wasser gelegt und nach wenigen Minuten mit Stäbchen herausgenommen werden. Wenn der Reisende mit anderen Provisionen gut versorgt ist, so findet er in diesem Kunstprodukt eine sehr wertvolle Zutat. Der ganze Rest der chinesischen Küche, der sich wie gewöhnlich auf Schweinefleisch, Bohnen, Käse, in Fett gebratene Gemüse mit Knoblauch und derartiges beschränkt, hat nur für wenige Fremde eine Anziehungskraft. Die Wirtshäuser sind zum Teil recht gut eingerichtet und besonders für eine Mittagsrast bequem. Es ist gewöhnlich eine breite schattige Veranda vor das Haus gebaut, unter der eine Anzahl von Tischen und Stühlen steht. Noch ließen sich die gekochten Eier, Kastanien und Nüsse erwähnen, welche allenthalben feil geboten werden.

Keinem Reisenden kann der merkwürdige Einfluß entgehen, welchen der Charakter des Löß in dieser Gegend auf die Architektur gehabt hat. Die natürlichste Form einer Aushöhlung im Löß zum Zweck einer menschlichen Wohnung ist ein gewölbter Raum mit ebenem Boden und einem Eingang, welcher dem Querschnitt des Hohlraums gleich ist. Da nun der Eingang infolge des Bestrebens der Bodenart, sich in vertikalen Schollen abzulösen, der Gefahr des Einsturzes ausgesetzt ist, so kam man darauf, denselben mit Back-

steinen zu befestigen, und indem man auch den inneren Teil gegen das Abbröckeln zu schützen suchte, bildete sich von selbst die Form des Rundgewölbes aus. Gewöhnlich liegen mehrere Kammern mit gleich hohem Boden nebeneinander und münden gemeinsam auf die ebene Fläche einer Terrasse. So bildet sich eine aus mehreren Wölbungen bestehende Backsteinfront, auf die man zur Verzierung einen durchbrochenen Fries setzte. Die Höhlung erstreckt sich 6—10 m in den Berg hinein, und wenn nun fünf bis sechs solche gewölbte Kammern nebeneinander lagen, so verband man sie durch einen ebenfalls gewölbten Kreuzgang und erhielt eine vortrefflich angelegte, kühle und außerordentlich sichere Wohnung. Dieselbe Bauart wurde nun auch auf Gebäude übertragen, die in freier Luft stehen. Man sieht in einem Hofraum zwei, oft auch drei Fassaden von je fünf oder sechs runden Bogen oben mit horizontalem Fries und ebenem Dach verbunden, so daß das ganze Bauwerk wie ein aus dem Löß herausgeschältes System von Kammern aussieht.

Dieser Stil ist so unchinesisch wie nur möglich und das Einzige seiner Art, was ich in China gesehen habe. Man wird an Italien erinnert. Die Eigentümlichkeit mehrt sich, wenn man an einem terrassierten Lößgehänge mehrere solcher Fassaden dicht übereinander sieht: jede entspricht einer Terrasse, steht daher gegen die nächsttiefere zurück und benutzt deren ebenes Dach als Veranda. Diese agglomerierten Strukturen stehen in der Mitte zwischen der Lößkammer und dem freistehenden Gebäude. Leider hat sich der chinesische Sinn für Zierat an diesem Baustil garnicht entfaltet, mit Ausnahme der schöngearbeiteten Fenstergitter: die Fronten selbst sind flach und kahl; dennoch war der Eindruck ein höchst eigentümlicher. Man fühlt sich unwillkürlich weit aus China hinausversetzt. Das augenfälligste Bauwerk dieser Art steht in einem Dorf nicht weit von Lingschihsiën; es hat schon die Aufmerksamkeit der Jesuiten auf sich gezogen und wurde von ihnen abgebildet. Auch Williamson hat eine Abbildung von einem ähnlichen Bau in seinem Reisebericht gegeben. Mein Wirtshaus in Jönn yi tschönn bestand aus mehreren Gebäuden der erwähnten Art.

Ich wohnte in einem derselben: die Luft war angenehm kühl, und man hatte das sonst niemals vorkommende Bewußtsein, sich in einem vollkommen massiven Bauwerk zu befinden. Es kommen hier auch Kreuztore vor, d. h. massive Gestelle von ungeschickter Form, durch zwei sich rechtwinklig kreuzende Langwölbungen durchbrochen; oben tragen sie einen vielverschnörkelten turmartigen Aufbau. Sie ersetzen die zierlichen Ku lu's anderer Gegenden, und beinahe jedes Dorf kann sich hier eines solchen segenbringenden Gebäudes rühmen, welches sonst nur Städte besitzen. Sie haben außerdem den chimärischen Zweck, als Wachttürme bei den Dörfern zu dienen.

Der Paß Han sin ling hat seinen Namen nach dem berühmten General Han sin, welcher aus der Provinz Schansi gebürtig war und auf den die Bewohner noch heute stolz sind. Seinem Andenken ist ein Tempel auf der Höhe des Passes geweiht, welcher sein Bildnis enthalten soll. Politisch wie kommerziell ist der Ort von außerordentlicher Wichtigkeit, denn er bildet den einzigen Vermittlungsweg zwischen weiten Gebieten des Nordens und des Südens, und nur in großen Umwegen kann man die Straße umgehen. Er ist dem Einschnürungspunkt in der Ziffer 8 zu vergleichen, in welcher die beiden Schlingen zwei bedeutende Produktions- und Verkehrsgebiete bedeuten würden. Im Norden liegt die Ebene von Tai yuën fu, das wichtigste Gebiet der Provinz, dann noch mehrere andere große Ebenen, endlich Teile der Mongolei; im Süden die Ebene von Ping yang fu, eine andere Ebene im südwestlichen Schansi und der fruchtbarste Teil von Schensi. In jedem dieser Gebiete kann eine bedeutendere Ausbreitung der Verkehrsbewegung stattfinden; hier sind sie alle auf einen Punkt konzentriert. Der Handel, die Truppenbewegung haben ihren vorgeschriebenen Weg über diesen einen Paß, und in der Völkergeschichte hat er gewiß durch lange Perioden unabhängige Gebiete von einander getrennt, und manche Schwierigkeit mag er bei Eroberungskriegen geboten haben, da er als ein von der Natur selbst befestigter Weg angesehen werden kann.

Auch in klimatischer Hinsicht bildet er eine wichtige Scheide,

zwischen Süden und Norden. Im Süden bedecken Weizenfelder den Löß bis zu großer Höhe über den Tälern. Die Zeiten der Aussaat und Ernte sind frühere als in der Ebene von Tai yuën fu, und es können meist zwei Ernten gewonnen werden. Der Mohn, für welchen man nördlich vom Paß nur die ausgesuchtesten Lokalitäten verwenden kann, wird im Süden schon allgemein angepflanzt. Den besten Beweis der Verschiedenheit der Klimate geben die Verkehrsverhältnisse, denn während von Süden nach Norden ein außerordentlicher Transport stattfindet, geht nur weniges in umgekehrter Richtung. Ich war daher bei diesem ersten Besuch nur in geringem Maße Zeuge von dem Umfang des Verkehrs, da alles in derselben Richtung ging wie ich selbst. Zurück kommen die Tiere meist leer und nur zum Teil mit dem Importe aus weiteren Gegenden, insbesondere von Tiëntsin, beladen.

Ling schi hsiën oder die Stadt des gefeiten Steines ist ein kleiner Ort. Ich sah leider nicht das Wahrzeichen derselben, welches Williamson beschreibt, der das Glück hatte, zum Nachtquartier in den Tempel gewiesen zu werden, welcher es enthält. Er fand im Hof ein großes Stück Metall, welches, wie er sagt, auf den ersten Anblick für einen Aërolithen gehalten werden könnte, sich aber bei näherer Untersuchung als Eisenstein ergab und bei einer Höhe von 5 Fuß 4 Fuß in der Breite mißt. Es steht auf einer Plattform gegenüber dem Tor, und auf einer Tafel ist seine Geschichte erzählt, wonach es seit 200 Jahren seinen jetzigen Platz inne gehabt hat und damals von Beamten bei einer Vertiefung des Flußbettes bei der Stadt gefunden wurde. Zum Andenken daran wurde unter Kaiser Kang hi der Stadt ihr jetziger Name gegeben, und seitdem haben die Bewohner vor dem Steine Rauchopfer gebracht. Durch einen Schlag mit einem Stein soll das Metall wie eine Glocke klingen. Wenn man die Ehrfurcht in Betracht zieht, welche die Menschen in vielen Gegenden den zufällig gefundenen Aërolithen, indem sie ihre fremdartige Natur erkannten, gezollt haben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man es auch hier mit einem Meteorstein zu tun hat.

Von hier folgt die Straße 60 li dem Boden eines engen Tales, in welchem der Fönn hŏ fließt. Es führen über ihn mehrere Steinbrücken aus alter Zeit; sie haben zahlreiche Pfeiler, und ihre Galerien sind mit kleinen steinernen Löwen verziert, bei deren Darstellung der Bildhauer sich bemüht zu haben scheint, die unmöglichsten Arten von Affekten in Fratzen auszudrücken. Überhaupt war früher die Straße wohl gepflegt und über sumpfigen Stellen ganz von Steinen aufgebaut. Die beste Brücke ist jetzt diejenige bei Yi tang tschönn. Über sie führt die Straße nach Fönn tschóu fu und nach der Westseite des nun folgenden Tales überhaupt. Das ganze enge Tal zeichnet sich durch seine Kohlenindustrie aus; zu beiden Seiten des Flusses, besonders an der westlichen, ziehen sich weithin geschwärzte Dörfer zwischen und unter den Halden der Kohlengruben entlang. Yi tang liegt im letzten Winkel der Ebene von Tai yuën fu, welche wir nun betreten.

Diese ist eine der merkwürdigsten der im Innern von Gebirgsland liegenden Ebenen in China. Allseitig von Bergen umschlossen, von allen Himmelsrichtungen nur über sehr enge, wenngleich nicht sehr hohe Pässe erreichbar, dehnt sich der ebene Talboden in einer Meereshöhe von ungefähr 900 m aus. Er bildet ein Rechteck, dessen lange Seite von Südwest nach Nordost gerichtet ist und eine Ausdehnung von 15 deutschen Meilen hat, während die Breite ungefähr 4 ½ deutsche Meilen beträgt. Einschließlich aller Einbuchtungen dürfte der Flächeninhalt ungefähr 90 deutsche Quadratmeilen betragen. Es ist dies der Boden eines vormaligen Sees, welcher sich, ähnlich wie der Kukunor in gegenwärtiger Zeit, zwischen den Bergen ausbreitete, als noch das Steppenklima in Schansi herrschte, und seitdem allmählich ausgefüllt wurde. Damals hatten die Gewässer keinen Abfluß. Als dieser später herbeigeführt wurde, brach sich das Wasser einen Ausweg durch die Schlucht, die wir bei dem Übergang über den Han sinling zur Linken gelassen haben, und grub sich dort ein tiefes Bett in die Kohlenschichten ein. Jetzt nimmt der Fönn hŏ, der nur wenig nördlich von der Ebene entspringt, seinen ruhigen Lauf hindurch und erhält auf seinem Wege zahlreiche Zuflüsse von beiden Seiten. Alle

entspringen in dem Gebirge des Landes und erreichen die Ebene als frische Bergwässer, beruhigen sich aber unmittelbar, wenn sie sie betreten, und fließen mehr der Neigung der Ebene nach als in eingeschnittnen Betten, und unvermittelt tritt das Alluvialland allenthalben an den Fuß der Gebirge heran.

Dieses abgeschlossene fruchtbare Ländchen ist einer der am dichtesten bevölkerten Teile von China. Es liegen darin zwei große Fu-Städte und zehn zum Teil auch ganz bedeutende Hsiën-Städte. Die Ebene ist der Sitz eines bedeutenden Reichtums. Nur zum kleinen Teil ist er die Folge der Fruchtbarkeit des Bodens, denn die Ebene hat außer sehr ertragreichen Gebieten auch große unfruchtbare Strecken, teils infolge der Überführung des Bodens mit Sand, teils wegen der Ausblühung von Salzen, welche in der Tiefe des Beckens enthalten sind und an die Oberfläche gelangen. Sie geben zur Darstellung von Steinsalz durch die bereits bei Ping yang fu erwähnte Methode, von Salpeter und andern Salzen Veranlassung.

Es ist eine sehr auffällige Erscheinung, eine Provinz, welche durch Ackerbau ihre Bewohner nicht selbst zu ernähren vermag, doch ungewöhnlich wohlhabend zu finden. Die Exporte beschränken sich auf Kohle, Eisen und Salz; dagegen muß die große Bevölkerung ihre Baumwolle, die Baumwollengewebe, nebst Weizen und Opium zum großen Teil importieren. Denn wenn auch alle diese Produkte in ihr selbst gewonnen werden, so reicht doch der eigne Ertrag für die Bedürfnisse nicht hin. Nur in Teilen des Südens können zwei Ernten im Jahr erzielt werden, aber der bei weitem größere Teil der Provinz ist auf eine Ernte beschränkt. Es ist daher wahrscheinlich, daß die in der Provinz gangbare Annahme, daß die Importe den Export an Wert überschreiten, richtig ist. Dennoch gibt es vielleicht mit Ausnahme der Ebene von Tschöng tu fu in Sz'tschwan kaum eine gleichausgedehnte Gegend in China, wo die Städte und Dörfer aus so substantiell und mit Aufwand gebauten Häusern bestehen als in der Ebene von Tai yuën fu. Das Kapital, womit ihre zwei- bis dreistöckigen Häuser errichtet werden, ist der kaufmännische Unternehmungsgeist

der Bevölkerung, und man darf in der Tat sagen, daß geistige Arbeit der Hauptartikel von Schansi ist.

Hunderttausende junger Leute aus der Provinz arbeiten als Buchführer oder Kommis in den Städten von Tschili und der Mandschurei und lassen ihre Familie zu Hause. Alle fünf oder zehn Jahre kehren sie auf Urlaub zu diesen zurück und bringen ihre Ersparnisse mit. Entlang der großen Straße findet man daher allenthalben eine gute Information über die Verhältnisse anderer Teile von China, denn jeder gebildete Mann ist entweder selbst auswärts gewesen oder hat nächste Verwandte dort. Unter anderm haben sie den sehr gewinnbringenden Handel jenseits der Großen Mauer, von der Mandschurei im Osten durch die Mongolei bis Ili und Turkestan im Westen, fast ausschließlich in ihrer Hand. Die großen Handelsstädte, welche dort verteilt sind, sind der Sitz ihrer Unternehmungen, aber sie wohnen dort nur periodisch und betrachten Schansi immer als ihre Heimat und ihren Familiensitz. Ihre Kinder werden dort erzogen, sie bringen selbst ihre späteren Jahre dort zu, und wenn sie auswärts sterben, so werden ihre Leichen nach den Familienbegräbnisstätten gebracht. Noch weit wichtiger aber ist der Umstand, daß die Bewohner von Schansi das Bankgeschäft durch ganz China in ihren Händen haben, und zwar betreten wir in der Ebene von Tai yuën fu den Wohnsitz der Familien, welche die Eigentümer dieses wunderbar verzweigten und mit seltener Umsicht und Zuverlässigkeit geführten Geschäftes sind. Sie leben besonders am Südrand der Ebene, und ihre Verbindungen erstrecken sich von Peking bis Yünnan und von Kansu bis Schanghai und Canton. Von der Bedeutung dieser Erscheinung kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man annimmt, daß in ganz Europa mit Ausnahme von Rußland, bei einer um das doppelte gesteigerten Bevölkerung, eine einzige Association den größeren Geldverkehr in ihren Händen haben sollte.

Mit dem Geld leben die Familien zu Hause in großem Stil, und es wird jedenfalls viel davon in der Provinz verbraucht, wenn auch das meiste als Kapital in dem Geschäft bleibt. Der Grund dieser Ent-

wickelung mag zum Teil in dem Kapital liegen, welches sich durch den lukrativen Eisenhandel in Schansi angehäuft hat und von vornherein dem Bewohner eine kommerziell hervorragende Stellung gab. Aber in weit größerem Maße dürfte sie in dem Geist der Bevölkerung begründet sein. Die Bewohner sind durch Intelligenz ausgezeichnet, die sich aber nicht in gleichem Maße wissenschaftlichen Studien zuwendet wie in manchen anderen Provinzen, sondern ihre Stärke im Rechnen und in der Fähigkeit, große Unternehmungen zu überblicken, zeigt, und es ist gerade das Bankgeschäft und die Buchführung, wozu sie sich besonders eignen. Im gewöhnlichen Handel können sie unter den Nomadenstämmen Zentralasiens wohl leicht eine hervorragende und monopolisierende Stellung einnehmen, aber in China selbst haben sie mit den Bewohnern anderer Provinzen zu konkurrieren. Auch hier haben sie durch ihre Fähigkeiten vor denjenigen anderer Provinzen, die weniger Handelsgeist besitzen, viel voraus. Sie können aber z. B. mit den gewandten Krämern von Kiangsi nicht konkurrieren. Sie haben die letzteren selbst oft gefragt, wie es komme, daß sie so viel Erfolg im Handel hätten, und diese rühmen sich ihrer Schlauheit und ihrer Geschicklichkeit in der Übervorteilung anderer und blicken mit Geringschätzung auf die Leute von Schansi, welche zu ehrlich in ihrem Geschäftsverkehr seien.*)

Die Mongolen würden den Kaufleuten von Schansi kaum ein so ehrenvolles Zeugnis geben, denn im Vergleich zu ihrer Geradheit und Offenheit ist der Kaufmann von Schansi immer noch ein schlauer Betrüger; aber im Verkehr mit einem Volk, welches sich in seiner ganzen Masse durch Geschäftsgeist und Sinn für Maß, Gewicht und Geldwert auszeichnet, konnten sie sich leicht den Ruf eines zuverlässigen Verfahrens sichern. Bei ihrem Bankgeschäft ist ein konventioneller Profit, der sich in Geschäften verschiedener Art nach Prozenten berechnet und überall gleich ist, eingeführt worden, und man sagt den Leuten nach, daß sie niemals darüber hinaus gehen. Er ist so be-

---

*) s. o. S. 99.

rechnet, daß sie stets einen sichern und gleichmäßigen Gewinn haben. Dabei lassen sie sich nicht in gewagte Unternehmungen ein, wie z. B. die Kaufleute von Canton, während sie ein sicheres Geschäft in dem großartigsten Maßstabe zu leiten geeignet sind.

Der vollständig klare Himmel erlaubte mir, die Ebene bis zu den allseitig umgebenden Gebirgen zu überblicken. Sie erheben sich zu einer Höhe von 600—1000 m und haben so ebene Oberflächenlinien, daß sie sich als ein Plateau darstellen, welches durch die Ebene nur eine ausgedehnte Auswaschung erlitten hat. Im Südosten ist es dasselbe von horizontalem Sandstein aufgebaute Plateau, das wir schon früher auf dem Wege von der Kohlengegend von Tsö tschóu fu nach Ping yang fu überschritten haben, und blickt man nordwestwärts, so erkennt man auch ohne genauere Untersuchung, daß dort dasselbe Plateau nach der Unterbrechung fortsetzt. Ein glücklicher Umstand hat es veranlaßt, daß das Becken gerade zu hinreichender Tiefe ausgewaschen ist, damit das Kohlengebirge allseitig über dem Niveau der Ebene liegt und am Fuß sämtlicher Plateauränder sowie tief hinein in die dasselbe durchbrechenden Schluchten entblößt ist. Es findet daher ein lebhafter Kohlenbergbau statt, und von jeder Grube wird der zunächstliegende Teil der Ebene mit Brennmaterial von vortrefflicher Qualität versorgt. Es wird ausschließlich bituminöse Kohle gewonnen. Der Preis auf den Gruben schwankt von ungefähr $^1/_2$—$2\,^1/_2$ Mk. für die Tonne, je nach der Entfernung derselben von der Gegend des Konsums.

Der südwestliche Teil der Ebene, über den ich zuerst kam, ist ein fruchtbares, reich angebautes Ackerland. Die Felder standen üppig, da 4—5 m unter der Oberfläche allenthalben Wasser ist und das Land auch in dürren Zeiten leicht bewässert werden kann. Das soll in der Ebene allgemein der Fall sein und der Ertrag der Felder sich daher nur nach der Qualität des Bodens richten. Es wurde viel Opium gewonnen, außerdem eine Menge der verschiedensten Feldfrüchte. Auch Obst wird in großem Maßstabe gebaut, insbesondere der Weinstock, Pfirsiche und die sogenannte chinesische Dattel. Es ist die

Frucht eines Zizyphus und bildet einen unglaublich großen Konsumptions- und Handelsartikel im nördlichen China. Schantung, Schansi und der Westrand der Großen Ebene in Tschili sind die Hauptgegenden ihres Anbaues. Von den Produktionsgegenden sieht man lange Züge von Maultieren und Kamelen mit dieser Frucht beladen nach andern Teilen ziehen. Sie übertrifft an Größe die Dattel, hat aber ihre Gestalt, eine fast zinnoberrote Farbe und im Innern einen länglichen Stein. Der Hauptwert besteht darin, daß sie sich mit Leichtigkeit trocknen und dann für Jahre konservieren läßt. In diesem Zustand wird sie in allen Städten und Dörfern in großen Massen feilgeboten, und für ein Kupferstück kann man eine ganze Anzahl erhalten. Sie sind wohlschmeckend und zugleich nahrhaft. Die Europäer kennen die Frucht fast nur im Zustand der Einkochung mit Zucker. Zu diesem Zweck wird mit einem mehrklingigen Messer eine Anzahl von Längseinschnitten hineingemacht, dann die Frucht in Zucker gekocht, darauf wieder herausgenommen und getrocknet. Das ist überhaupt die Art, in welcher die unendliche Mannigfaltigkeit der trocknen kandierten Früchte in China zubereitet wird, von denen viele den durch die künstlichsten Methoden in Europa bereiteten nicht nachstehen. Dabei sind die Preise so außerordentlich billig im Vergleich zu den erstaunlich hohen in Europa, daß diese Produkte wohl noch einmal ein Absatzgebiet in Europa finden dürften. — Es wird in der Ebene von Tai yuën fu keine Winterfrucht gebaut, daher auch keine Baumwolle.

Die Ebene ist mit wohlgebauten Dörfern besetzt. An der Straße sieht man viele große Tempel, zwischen den Dörfern elegante Gehöfte. Aber doch ist, wie überall, jedes Dorf städtisch angelegt, und die Häuser stehen eng aneinander. Die erste Stadt, die wir passierten, war Kiaihsiën; doch kamen wir nur durch die Vorstädte, denn es geht keine große Verkehrsstraße durch die Stadt selbst. Die Tore sind kreisförmige Öffnungen in der Mauer. Es soll schon hier ein bedeutender Reichtum herrschen, doch wird die Stadt in dieser Beziehung weit überboten von Tschang lan tschönn. Dieser Marktflecken war zur

Mittagsstation bestimmt, gefiel mir aber so gut, daß ich über Nacht hier blieb; wir hatten ein vortreffliches und bequemes Wirtshaus. Tschanglan soll früher die Hauptstadt eines Departements (fu) gewesen sein, wurde aber wegen, ich weiß nicht welchen Vergehens zu einem Marktflecken degradiert. Es ist jetzt ein Handelsplatz von großer Bedeutung und hat viele reiche und wohlausgestattete Kaufläden.

Besonders groß ist der Vertrieb von Eisenwaren, welche am Ort selbst gegossen werden. Es ist darin mehr Mannigfaltigkeit, Formen- und Kunstsinn entwickelt, als ich an andern Orten gefunden habe. Altes Eisen wird mit Roheisen zusammen verwendet. Letzteres kommt von Tsötschóu fu, da trotz des Reichtums an Eisenerzen in der Nähe doch das Metall hier nicht bereitet wird. Als Brennmaterial dient Koks, welcher aus einer Schlucht im Gebirge 50—60 li weit herkommt. Ich habe später oft bedauert, daß ich die Haupteigentümlichkeit des Handels dieses reichen Ortes damals nicht besser benutzt habe. Es gibt nämlich in diesem Teil der Ebene drei wenige Kilometer voneinander entfernte Orte: Tschanglan tschönn, Kiau tschöng und Taiku hsiën, welche voll von renommierten Antiquitätenläden sind. Hier wird in diesem Artikel ein nicht unbedeutendes Geschäft getrieben. Schansi, Schensi und der angrenzende Teil von Hönan sind diejenigen Teile von China, in welchen jetzt die meisten Altertümer aus dem Boden gegraben werden, insbesondere Bronzegegenstände und Münzen. Die Händler dieser Orte kaufen sie auf, und die Antiquitätenhändler im Reich, insbesondere die sehr hervorragenden von Peking, versorgen sich von diesem Hauptdepot. Es gibt bedeutende Sammler unter den reichen Familien der Umgegend, aber das meiste wird an die zahlreichen Privatsammlungen in anderen Gegenden verkauft. In Tschang lantschönn war fast jeder zweite Laden mit Antiquitäten gefüllt. Ich war damals damit wenig bekannt und sah auch so vieles Unbedeutende, daß ich bei der Inkonvenienz, welche mit dem Besuch der Kaufläden bei einer nachdrängenden Bevölkerung verbunden ist, mich dabei nicht aufhielt. Doch ist Sammlern die bequem auszuführende und in vieler Beziehung interessante Reise von Peking nach diesen Orten von

Schansi zu empfehlen. Die Wertschätzung wie die Kennerschaft würde bei den Bewohnern die größte Anerkennung finden, wie sie überhaupt in dieser Gegend sich durch ein anständiges gebildetes Benehmen auszeichnen.

Noch zwei Tagemärsche führten durch die Ebene bei brennender Hitze und lästigem Staub. Noch lästiger aber war das Reiten auf einem gemieteten Maultier. Mein Reittier war zwar bei weitem das Beste aus der kleinen Gruppe, hatte aber früher weniger zum Reiten als zum Packtragen gedient und konnte gleich allen Maultieren, welche einmal in einem Zug mit mehreren gegangen sind, kaum dahin gebracht werden, vorweg zu gehen. Jedes Tier hat das Bestreben, ein anderes vor sich zu sehen und seinen Kopf stets hinter dessen Schwanz zu haben. Wenn ich nur einen Moment stehen blieb, so hatte das Tier sogleich diese Stellung eingenommen, und ich hatte dann Tänze mit Sporen, Peitsche, Ausschlagen, Bocken, bis ich es mit Mühe in einem Galopp nach vorn brachte, wo es allein möglich war, der furchtbaren Wolke aufgewirbelten Staubes zu entgehen. Doch ist es auch dann kaum möglich, so ein Tier vorwärts zu bringen, da es stets den Kopf nach hinten wendet, um sich nach dem Rest des Zuges umzusehen. Es kennt genau den Ton der Schellen der Tiere, zu denen es gehört, und hat dann keine Ruhe, bis es sich ganz in deren Nähe weiß. Ist man aber zurückgeblieben, so weiß das Tier mit vollkommner Sicherheit, daß die andern voraus sind, und dann ist es in dem gestreckten Galopp, mit dem es dieselben zu erreichen strebt, kaum anzuhalten.

Die wichtigste Stadt, die wir erreichten, war Pingyauhsiën. Es ist ein großer Ort, und die starken Ringmauern sind mit Häusern vollgepfropft. Wenn man im südlichen Teil der Provinz die Führer der großen Packzüge fragt, wohin sie gehen, so wird, wenn nicht ausnahmsweise ein Convoi direkt nach der Mongolei gerichtet ist, fast stets Pingyauhsiën als Bestimmungsort angegeben werden. Hier mündet von Südosten her die Straße, der wir von Hwaikingfu und dem Markt Tsinghwa auf das Kohlen- und Eisenplateau hinauf gefolgt sind und die wir dann gegen Westen gehend verließen. Sie geht

über Tsin tschóu und vermittelt den ganzen Verkehr von Schö ki-tschönn und dadurch von dem ganzen südlichen China (Sz' tschwan, Hunan und Canton) mit dem nördlichen Schansi und der Mongolei. Fortdauernd kommen Züge von Packtieren, welche die Waren nach dem Norden bringen. Die dritte Straße von hier geht über Tai yuën fu nach der Mongolei.

50 li weiter kam die Stadt Ki hsiën, die ein berühmter Markt für mongolische Pferde ist. Im neunten Monat, ungefähr Ende Oktober, findet der Pferdemarkt statt; auch Hönan und Hupé versorgen sich hier mit einem großen Teil ihres Bedarfs an Pferden. Überhaupt hat hier jede Stadt ihre Eigentümlichkeit und ihre Bedeutung wegen irgend eines Handels oder Fabrikzweiges. Des größten Reichtums aber rühmt sich Tai ku hsiën, das wir zur Rechten ließen und dessen ich bereits als eines Antiquitätenmarktes erwähnte. Dort soll ein außerordentlicher Wohlstand herrschen, denn es ist vor allem die Heimat der großen Bankierfamilien des Reiches. Von nun an beginnen manche unfruchtbare Strecken sich zu zeigen. Die Flüsse, welche aus dem Gebirge herabkommen, lassen ihre groben Sedimente bald liegen und führen nur eine große Menge feinen Sandes mit sich. Ihre Betten waren in großer Breite eingedämmt und sind ganz mit Sand ausgefüllt; aber hier und da läßt die Verbreitung des letzteren über angrenzende Teile der Ebene schließen, daß zu irgend einer Zeit das Wasser den Damm durchbrach und den Sand hinwegspülte. Dies war besonders bei Sü kóu hsiën und bei Yü tszë hsiën der Fall. Der letztere Ort ist noch eine ziemlich große Stadt; wir ließen sie ein wenig seitlich liegen und überblicken nur ihre weitläufigen Umfassungsmauern.

Der letzte Ort auf ebenem Boden war Hwang hö, welcher sich durch die Anfertigung der messingnen Zierate für die kleinen Tabakstaschen der Chinesen auszeichnet. Nun steigt das Land allenthalben an, aber überall mit sehr sanfter Neigung, denn die nordöstliche Seite des Parallelogramms der Ebene besteht aus Lößgehängen. Die Straße muß an ihnen hinaufsteigen, um erst noch einmal in das Bett des bei Yü tszë hsiën vorbeifließenden Gewässers hinabzugehen und dann

erst den wirklichen Paß zu erreichen, welcher die Gewässer des Fönn hŏ von den westlich gegen die Ebene fließenden scheidet. Der erste Übergang aber ist der höhere von beiden, denn der Paß selbst ist nur 400 m, der erste Übergang aber 600 m über der Ebene von Tai yuën. Es ist das wieder ein Beispiel der Schwierigkeiten, welche der Löß der Konstruktion von Straßen entgegensetzt. Für Wagen ist diese Straße eine fast noch schlimmere Passage als der Paß von Han sin, besonders dort, wo die Kohlenschichten zu Tage treten und es über deren einzelne Staffeln hinweggeht.

Noch ehe man den Paß erreicht, kommt man durch das Dorf Schi kia. Es ist sehr lang und besteht ganz aus Wirtshäusern, denn hier machen fast alle Wagen einen Rasttag. Es ist nämlich ein eigentümlicher Umstand, daß, während sonst in China alles gleichmäßig ist und die Wagen für den Personenverkehr wie ein Ei dem andern gleichen, doch Schansi seine Besonderheit in der Breite der Spur hat; diese beträgt hier ungefähr 20 cm mehr als in dem ganzen östlichen Teil von China. Es müssen daher alle von Osten wie von Westen kommenden Wagen hier ihre Achsen wechseln. Eine Anzahl derselben liegen bereit und werden in kurzer Frist befestigt. Durch ganz Schansi und Schensi und weiterhin nach Westen bleibt dann die breitere Wagenspur bestehen. Am Abend dieses Tages (17. Mai) blieben wir in Li-tiang pu, 20 li von Schi kia, wo wir wieder ein Höhlenwirtshaus bewohnten. Der erste Paß war nun überstiegen, und mit dem Markt Tai ngan yi erreichten wir den Boden eines Tales und 50 li weiter die Stadt Schóu yang, den letzten Ort im Flußgebiet des Fönn hŏ. Von hier aus ist der Paß, welcher den Namen Nan tiën mönn oder „das südliche Himmelstor“ führt, bald erreicht. Die Rundsicht von oben zeigte nichts als welliges Lößland; die Schluchten sind aber nicht tief genug eingeschnitten, um die Kohlenschicht zu erreichen, und daher findet hier die Kohlenindustrie keinen Sitz.

Schóu yang ist eine der großen Stationen am Wege; es gibt daher eine Menge weitläufiger und wohlgebauter Gasthäuser. Wir wollten dort eigentlich bleiben, fanden aber alles besetzt. Ein Gast-

haus war noch leer, aber bereits mit Beschlag belegt. Wir machten eine kurze Rast und waren noch eine Weile mit neuen Ankömmlingen zusammen. Es war ein großer Convoi kostbarer Medizinen von Sz'-tschwan im Gesamtbetrage von ungefähr 3200 Pfund; die Sendung ging als eine Art Tribut an den Kaiser. Wie ich später in Sz'-tschwan selbst erfuhr, ist dies der jährliche Tribut von den halbunterworfenen Resten der uransässigen Bevölkerung, deren Häuptlinge vom Kaiser investiert werden und dafür dieses Zeichen der Abhängigkeit zu geben haben. Die Sendung kam von Tschöng tu fu, wo die Gegenstände des Tributs gesammelt werden, und wurde von Soldaten begleitet. An der Spitze stand ein Mandarin von geringem Range und ein zweiter junger Mann, der als Faktotum und Reisemarschall alle Ausgaben, die Mittel des Fortkommens und die Unterkunft in Wirtshäusern zu besorgen hatte. Der erstere trat hochnäsig und trotzig auf, als er mich in dem Raum etabliert fand, den er in Beschlag genommen hatte. Indem ich mich garnicht um ihn kümmerte, ließ ich ihn den Mangel an Höflichkeit auf das empfindlichste fühlen, und schon nach kurzer Zeit suchte er eine freundschaftliche Annäherung.

Nichts kann den verfeinerten Chinesen mehr beschämen, als wenn er es zu fühlen bekommt, daß er einen Fehler gegen die Regeln guter Sitte und Höflichkeit gemacht hat, und im gegenwärtigen Fall gewann ich einen entschiedenen Erfolg. Ich wurde schließlich eingeladen, die Haupträume selbst zu okkupieren und den anderen die Nebenräume zu überlassen, was ich nicht annahm, da ich noch weiter gehen wollte, und bald nach unserer Ankunft in Peking bekam ich einen feierlichen Besuch des jungen Mannes. Auch später in Tschöng tu fu suchte er mich wieder auf. Weit wertvoller aber war die Bekanntschaft mit dem Reisemarschall, welcher zwar nicht Mandarinenrang besaß, aber sich ebensowohl durch gelehrte Bildung als durch große Vollkommenheit in seinen Manieren und zugleich durch ein offnes, freies Wesen, Intelligenz und Energie auszeichnete. Er gab mir viel Aufschluß für meine späteren Reisewege nach dem Südwesten, verkehrte auch später

in Peking noch während der ersten Tage häufig mit Paul und war dann noch später in Tschöng tu fu selbst ein brauchbarer Ratgeber.

Bewunderungswürdig ist die Energie, mit welcher die Chinesen in derartigen Geschäftsangelegenheiten reisen. Die Tour von Tschöng-tu fu nach Peking ist auf 20 Tage veranschlagt und wird in der festgesetzten Zeit ausgeführt, wobei die täglichen Märsche 90—120 li betragen und keine Rast gemacht wird. In sehr früher Stunde wird aufgebrochen und dann in einem Zug fortgegangen, bis das Nachtquartier erreicht ist. Es waren für die Reise schöne, kräftige Maultiere zum Preis von 84 Talern für das Stück gemietet worden, eine Summe, bei welcher wohl für die Führer manches abfallen mochte, da die Maultierbesitzer schwerlich einen so hohen Preis ausgezahlt bekommen hatten. Die Stationen sind alle vorhergesehen und so eingerichtet, daß sie auf Orte fallen, wo wenigstens ein kleiner Mandarin lebt; dieser hat die Verpflegungskosten der Karawane zu übernehmen und auf den Etat der öffentlichen Ausgaben zu setzen. Natürlich werden auch da höhere Preise für die Rechnungen angesetzt, als wirklich bezahlt werden, denn solche Gelegenheiten werden nicht unbenutzt gelassen, um den eignen Säckel auf Kosten des öffentlichen zu füllen.

Ich erhielt hier auch endlich einmal zuverlässige Berichte über den Zustand der Rebellion in Schensi und Kansu. Der westliche Teil von Schensi befand sich damals noch in einem sehr gestörten Zustand. Viele Städte waren noch in den Händen der Rebellen, und Kansu befand sich ganz in ihrem Besitz. Bewaffnete Haufen zogen umher, plündernd und mordend. Der Convoi hatte seine Wege vorsichtig nehmen müssen, aber es war doch gelungen, wenigstens die Straße nach Sz' tschwan offen zu halten. Das Gebiet für meine künftigen Reisepläne schränkt sich bedenklich ein!

Ich nahm mein Nachtquartier auf dem Paß, welcher offiziell den Namen Nan tiën mönn führt, hier aber als Tu si ling bekannt ist; seine Höhe dürfte ungefähr 1400 m betragen. Von dort geht es nun in die Schlucht des östlich abfließenden Baches hinab, welcher schroff in die

Sandsteinschichten des oberen Plateaus eingeschnitten ist. Auf den Höhen liegt Löß. Nach einer Strecke von 60 li ist man soweit herabgestiegen, daß bereits die Kohlenschichten unter dem Sandstein erreicht sind: wir betreten hier das Kohlen- und Eisengebiet von Pingtingtschóu, welches eine ähnliche, wenn auch in ihrem Äußern mehr komplizierte Terrasse bildet wie dasjenige von Tsö tschóu fu und in der Tat die Fortsetzung desselben ist; denn über dem Süd- und Ostrand des Plateaus, d. h. über der Höhe des Tai hang schan, von der Ebene aus gesehen, erstreckt sich kontinuierlich, bald breiter und bald schmaler werdend, diese Terrasse, welche in allen ihren Teilen in gleicher Weise durch die Führung von Steinkohlenschichten und in mehreren Teilen auch durch das Vorkommen von Eisenerzen begünstigt ist. Ich erkannte sofort dieselben Schichten wieder, welche ich in dem Bezirk von Tsötschóu fu gesehen hatte; sie lagen auch hier in einer ähnlichen Meereshöhe wie dort und haben eine beinahe horizontale Lage. Die direkte Entfernung von dem Ort, wo ich diese merkwürdigen Formationen zuerst kennen gelernt hatte, beträgt ungefähr 50 deutsche Meilen. Allerdings ist hier das Nordende der regelmäßigen Lagerung beinahe erreicht, denn der Distrikt von Yü hsiën, ein wenig nördlich von der Straße, die ich besuchte, bezeichnet, wie es scheint, das nördliche Ende der Terrasse. Aber an Ausdehnung bei vollständigem Gleichbleiben aller Verhältnisse und bei einer so außerordentlich günstigen Lagerung steht das Kohlenfeld des südöstlichen Schansi doch jedem andern bekannten voran. Daß es hier nicht ungünstiger entwickelt ist als im Süden, erwies sich bald durch die Untersuchung.

Der erste Ort, wo ich die Steinkohlen fand, war Schi pa tswi, welcher wegen der vortrefflichen Qualität seines Anthrazit besonders bekannt ist. Die Gruben liegen in einer Schlucht nördlich vom Orte, und wiederum wird nur ein Flöz abgebaut, welches in der Regel 5 bis 6 m und zuweilen bis 9 m Mächtigkeit erreichen soll. Zahlreiche Schluchten und Wasserrisse legen hier die Kohlenformation klar vor Augen. Die Flöze sind durchschnitten, zeigen sich aber im Ausgehenden wenig günstig und entwickeln sich erst im Innern der Berge. Man

erreicht sie dabei nicht durch Stollen, wie dies natürlich erscheinen würde, sondern durch Schachte. Die Förderung war außerordentlich bedeutend, und die Hauptgruben waren nach Angabe der Besitzer schon über 100 Jahre in Betrieb. Die kleineren Flöze, welche immerhin bis 2 m Mächtigkeit erreichen, werden außer acht gelassen, da das eine den Bedarf vollkommen befriedigt. Zwischen den einzelnen Flözen sind vereinzelte Kalkschichten eingelagert, welche voll von Versteinerungen sind. Es gelang mir jedoch nicht, dieselben zu sammeln, da ich an keinen dazu geeigneten Platz kam; doch würde ein kurzer Aufenthalt hinreichen, um eine bessere Lokalität ausfindig zu machen. Es wäre von Interesse, hier eine größere Sammlung anzulegen.

Wir blieben über Nacht in Yi tschöng, 10 li von der Stadt Ping ting tschóu, und hatten die Annehmlichkeit, uns unter einer Gruppe hoher Bäume zu befinden. Der Wirt war von besonderer Artigkeit, denn er erinnerte sich mit Vergnügen des Besuches von Wellmann, welcher hier gewohnt hatte. Überhaupt fand ich die Bevölkerung in dieser Gegend ungewöhnlich höflich und gefällig. Im östlichsten Teil der Ebene von Tai yuën fu und in der Nähe der letzteren Stadt war dies keineswegs der Fall gewesen. Wir hatten uns dort das Zuwerfen des gewöhnlichen insultierenden Titels oft gefallen lassen müssen, wenn wir es auch bei jeder einzelnen Gelegenheit bemerkten und entweder durch ein ähnliches Epithet oder eine kurze Remonstration beantworteten. Selbst alte Leute mit grauem Haar hatten es dort nicht an der Insulte fehlen lassen; doch zogen sie sich wie eine Schnecke in ihr Haus und mit der tiefsten Beschämung zurück, wenn man sie ihnen mit dem Wort Tsun tszĕ vergalt, dessen unschuldige Meinung: „Jüngster Sohn“ für einen Chinesen das niedrigste Wort seines gesamten Lexikons ist.

Paul zeigte bei solcher Gelegenheit seine Gewandtheit im Predigen. In einem Dorfe hatten wir mehr als je zuvor die Insulte gerade von alten Leuten erfahren müssen. Wir blieben dort über Nacht, und sie drängten nachher alle ins Wirtshaus. Mit ebenso großer Fertigkeit der Zunge wie Gewandtheit des Ausdrucks hielt Paul

ihnen nun vor, daß ein Mangel der Höflichkeit wie hier uns vorher nicht begegnet sei und daß ihnen zur Strafe das Betreten des Wirtshauses verboten werden müsse. Zugleich stellte er ihnen wie ein Missionar ihre Verwerflichkeit als Opiumraucher in einer so beschämenden Weise dar, daß sich einer nach dem andern von der großen Menge zurückzog und nicht ein einziger wiederkehrte, um seine Neugier zu befriedigen. Hier machten wir dagegen nur die angenehmsten Erfahrungen, und in Ping ting gingen wir zu Fuß durch die ganze Länge der Stadt, ohne irgend welche Neugier zu erregen: nicht ein einziger Mensch folgte uns. Yi schöng ist eine unbedeutende Stadt, und die Symptome des Handels sind gering. Nur Eisenwaren werden in größerer Masse transportiert, und die meisten größeren Läden waren damit gefüllt. Man importiert das Roheisen von Yü hsiën und verfertigt hier die Gußwaren. Der zweite Ort, an welchem eine bedeutende Eisenindustrie sein soll, ist Lo ping hsiën, 60 li südlich von Ping ting.

Über einen niederen Rücken hinweg kamen wir nach dem Dorf Schwo fang tsun. Es ist ein ansehnlicher Ort und gleichfalls der Sitz einer ansehnlichen Eisenindustrie; der Maßstab aber, in welchem diese im einzelnen betrieben wird, ist noch kleiner als bei Tsö tschóu fu. Zwei oder drei Plattformen im Löß, die terrassenförmig über einander liegen, und einige Aushöhlungen in den weichen Lößwänden, das ist das ganze Etablissement eines Eisenwerkes, wo nicht nur die Erze geschmolzen, sondern auch Gußwaren und Schmiedeeisen gemacht werden. Der Schmelzplatz ist so, wie ich ihn früher beschrieben habe; nur daß man hier 330 Schmelztiegel in jede Reihe stellt und die Hinterwand nicht wie dort aus einem Lehmgebäude besteht, sondern aus der Lößwand selbst. In sie ist in eine Höhlung gegraben, in der sich der Blasebalg befindet. Auf der obersten Plattform wird das Eisen aus den Tiegeln flach ausgegossen und bildet unregelmäßige dünne Scheiben; dann wirft man es hinab auf die zweite Stufe, wo es zerbrochen und umgeschmolzen wird. Man gießt es nun in regelmäßige, tafelartige Formen von 1 Zoll Dicke, und dann kommt es auf die dritte Stufe hinab, wo die Verwandlung in Schmiedeeisen vorgenommen wird. Dazu braucht

man einen Rauchfang. Statt ihn aber mühsam in freier Luft aufzubauen, bohrt man nur ein röhrenförmiges Loch in den Löß, welches unten in den Schmelzplatz endigt und den Rauch ebenso gut abführt wie die bestgebaute Esse. Ein Kapital von 40 Talern ist hier genügend, um ein vollständiges Eisenwerk zu gründen, einschließlich des Einkaufes der nötigen Vorräte von Kohle, Erz und Ton; denn alle diese Substanzen sind nahebei zur Hand und kosten nur eine Kleinigkeit. Das Eisenerz wird von den Eigentümern der Felder, welche zufällig über guten Lagerstätten liegen, ausgegraben und an die Schmelzwerke verkauft! Verschiedene Arten von Ton und Formsand erhält man in ähnlicher Weise. Die Werke sind in der Gegend weithin zerstreut. Wir fanden noch verschiedene auf dem Wege; über mehrere zieht sich halbkreisförmig durch das ganze von radialen Höhen ausgefüllte Becken der Gebirgsrand des Plateaus, der dann weiter nach Südwesten fortsetzt und aus Sandstein besteht.

Nach Südosten senkt sich das Terrain, und jenseits erhebt sich noch einmal ein hohes, wildes Gebirge bis gegen 600 m über Loping; es hat hier den Namen Ming schan. Die Stadt Loping hsiën selbst liegt auf erhöhtem Grund in der Gabel zwischen zwei sich vereinigenden Tälern. Es ist eine sehr elende Stadt, welche wegen des schmalen Raums, auf welchem sie steht, enge Straßen und verfallene Gebäude hat; auch die Herbergen waren nur klein: in einer derselben fanden wir Unterkunft. Einen Ruf hat der Ort nur durch die Eisenindustrie. Die Waren werden auf Eseln nach Schun tö fu in der Großen Ebene hinabtransportiert und dagegen von dort Getreide und Mehl zurückgebracht. Der Transport von beiden Seiten ist ein sehr lebhafter. Auch die Töpferei nimmt unter den Manufakturen der Gegend eine nicht unbedeutende Stelle ein, insbesondre die Herstellung einer Art sehr leichter und dünner Ware mit graphitischem Glanz, welche eine große Härte besitzt und von den Chinesen hoch geschätzt wird. Diese Gefäße werden weithin transportiert, und man findet sie auch vielfach in Peking. Der einzige Ort, wo sie außerdem noch gemacht werden, ist Po schan hsiën in Schantung.

Hiermit verlassen wir nun das Kohlen- und Eisenplateau am Südostrand von Schansi. Betrachtet man es als ein Anthrazitkohlenfeld, so steht es allen andern dieselbe Kohlenqualität produzierenden Gegenden weit voran. Bis jetzt ist der Staat Pennsylvanien dafür am bekanntesten; allein das dortige Kohlengebiet ist verschwindend klein gegen das von Schansi, und seine relative Bedeutung wird noch vermindert durch die ungünstigen Verhältnisse der Lagerung, indem die dortigen Kohlengebirge bekanntlich sehr reich an Schichtenaufbiegungen und Störungen sind. Aber ganz abgesehen von der Qualität der Kohle gibt es wohl kein Kohlenfeld der Welt, welches so günstige Verhältnisse des Abbaues bietet wie dieses. Auf der ganzen Strecke von mehr als 50 deutschen Meilen, am Rand des Tai hang schan, liegen die Kohlenschichten in horizontaler oder wenig geneigter Lagerung auf dem festen Sockel ebenso geneigter Kalksteinschichten. Von dem Rand aus setzt diese Lagerung gegen Westen hin fort, und die Regelmäßigkeit der Schichtung des Sandsteins, welcher sich zu einem zweiten bis 1800 m hohen Plateau über dem ersten auftürmt, gibt eine Bürgschaft dafür, daß auch unter ihm die Kohlenschichten in ähnlicher ungestörter Lagerung weithin fortsetzen. Meilenlange Stollen könnten hier vom Plateaurande aus unter den außerordentlich dicken darüber lagernden Schichtmassen in dem Kohlenflöz selbst getrieben werden. Vielleicht würden sich außer dem 6—9 m mächtigen Hauptflöz noch mehrere andere Anthrazitflöze als abbauwürdig erweisen. Der Bergbau ist daher hier einer fast unbegrenzten Ausdehnung fähig. Man kann vorhersagen, daß diese eigentümlichen Verhältnisse auch zu Besonderheiten in der Art des Bergbaues Veranlassung geben werden.

Sollte einmal eine Eisenbahn auf diese Höhen geführt werden — und sie ist das einzige Mittel, um deren Schätze ökonomisch auszunutzen —, so wird man Abzweigungen der Bahn unmittelbar in die horizontalen Stollen im Kohlenflöz legen und auf den Geleisen Transportwagen, welche die Kohle nach Tiëntsin oder Schanghai zu führen bestimmt sind, tief in das Innere der Grube hineinführen, um das Material sofort aufzuladen und die Kohle dann per Lokomotive

herauszufahren. Aber die Grundbedingung bildet keineswegs ein einfaches Problem: denn groß sind die Schwierigkeiten, welche sich der Anlage einer Eisenbahn von der Ebene aus entgegenstellen, wie wir dies beim Abstieg von Ping ting nach der Ebene erkennen können. Am Südrand hatten wir es nur mit einer einfachen Umbiegung der Schichten zu tun, welche dann in die Ebene abfielen, und schnell kamen wir auf dem steilen Pfad auf die Höhe des Plateaus. Nicht so im Osten! Hier faltet sich das Gebirge am Rande zusammen: hoch türmen sich die einzelnen Falten auf, sie sind von Wasserläufen durchschnitten, und in anscheinendem Gewirr liegen Kalkstein, Kohlenformation und andre Gebilde durch einander. Die atmosphärischen Verhältnisse bei meiner Weiterreise waren einem klaren Überblick dieser Verhältnisse nicht günstig, da die Luft stets dicht mit gelbem Staub erfüllt war; doch läßt sich schon an dem sporadischen Wiedererscheinen der Kohlenformation in tieferen und tieferen Niveaus, an den großen Störungen, welche sie dort erlitten und welche die Zermalmung des Anthrazits zu einer fast staubförmigen Feinheit zur Folge gehabt haben, erkennen, daß wir es hier mit einer Reihe von Faltungen zu tun haben.

Zwischen den tiefsten Teilen von je zwei Spalten türmt sich ein Kalkgebirge zu mächtiger Höhe auf: schwer wird die Aufgabe des Ingenieurs sein, welcher dort einmal den Weg für eine Eisenbahn zu tracieren haben wird. Die Stelle muß wohl schon eine der günstigsten sein, da die Chinesen sie sonst kaum zur Anlage der großen Fahrstraße von Peking nach Schansi benutzt haben würden. Allerdings verdient die Kunst der Chinesen in der Anlage einer Straße immerhin noch weniger Bewunderung als die ungemeine Geduld, mit welcher sie imstande sind, Tag für Tag über eine stete Reihenfolge derselben Hindernisse zu gehen, ohne auch nur daran zu denken, sie aus dem Wege zu räumen.

Trotz der größten Aufmerksamkeit gelang es mir kaum, mich in den verschiedenen Wasserläufen zurechtzufinden, welche die Straße entweder benutzt oder vermeidet. Bald folgt sie für eine kurze Strecke dem Lauf eines Stromes abwärts, dann geht sie an einem kleinen

Nebenfluß aufwärts, wendet sich bergauf und bergab durch ein System von Quellflüssen hin und überschreitet dann einen Paß, um in dem nächsten Becken wieder in ähnlicher Weise fortzusetzen. Es entsteht dadurch eine Mannigfaltigkeit der Szenerie, welche nur unter dem Übelstande leidet, daß die Wälder, welche dieses schluchtenreiche Gebirge gewiß einst geziert haben, vertilgt sind und sich kaum noch hier und da in schwachen Überresten erhalten haben. Der Wechsel der Formen wird erhöht durch das Vorkommen einzelner Löß-Auflagerungen, die dann sofort alle Eigentümlichkeiten dieser Bodenart erkennen lassen.

Man würde in Europa kaum einen Wagen finden, welcher die Fahrt über ein solches Gebirge auszuhalten imstande wäre, und man muß den chinesischen das Lob spenden, daß sie, was die Überwindung von Schwierigkeiten betrifft, das Vollendetste in der Technik sind. Zu den steilen Böschungen und den spitz aus der Straße aufragenden Felsen kommt noch hier und da die Pflasterung mit großen Steinen, welche durch das Alter glatt geschliffen und zum Teil tief ausgefahren sind. An andern Stellen ist mit Meißeln eine abschüssige Straße in den Kalkstein gehauen, das Gestein poliert und in der schiefen Ebene zwei Furchen eingegraben, denen alle Wagen folgen. Es ist jammervoll zu sehen, wie die kräftigen und stets arbeitswilligen Maultiere sich an solchen Stellen plagen und besonders beim Aufwärtsziehen häufig fallen. Man sieht unter denen, die an die Wagen gespannt sind, kaum eins ohne wunde Kniee.

In einer wildromantischen Enge in der Mitte dieses Weges geht es abwärts nach dem engen Paß Ku kwan, welcher zu dem Haupttor in der Großen Mauer benutzt worden ist, die Schansi von der Provinz Tschili trennt. Es ist dieselbe Mauer, welche wir früher bei Nankóu nördlich vor Peking kennen gelernt haben, nur ein Zweig der eigentlichen Großen Mauer von China; eine andere Abzweigung dieses Teiles zieht quer durch das nördliche Schansi. Die Stelle ist sehr malerisch und kann mit Finstermünz verglichen werden. Die Mauer zieht im Zickzack an steilen Gehängen des Kalksteins aufwärts und ist hier

und da mit Wachttürmen versehen. Am Tor ist sie wohl erhalten, höher hinauf aber stark verfallen. Am Paß selbst fallen die Gesteinswände fast senkrecht ab, und in der Tiefe braust ein kleiner Bach. Es wird hier von den durchgehenden Gütern Zoll genommen; bei uns beschränkte sich die Zeremonie auf ein artiges Gespräch mit dem Zollbeamten.

Von Ku kwan geht es noch an demselben Bach eine Strecke hinab, dann verläßt die Straße auch diese Schlucht und führt an einem nördlichen kleinen Zufluß aufwärts; bald erreicht sie die Wasserscheide des nächst gelegenen Beckens des Si hŏ. Steil geht es im Kalkstein hinab, und nach 10 li ist man 200 m tiefer als der Paß bei dem Dorfe Hŏ tau yuën. Hier beginnt das bereits sehr tief gelegene Kohlenbecken von Tsing sing hsiën; der Ort selbst ist noch 35 li entfernt. Wir passierten mehrere Kohlengruben, aber es ist hier alles nur durch Druck zertrümmerter Anthrazit. Man verbraucht ihn auch allein am Ort selbst wegen seiner Billigkeit, und lange Züge von Eseln mit der 100 li weiter vorkommenden Stückkohle der Gegend von Ping ting ziehen fortdauernd bei diesen bedeutungslosen Gruben vorbei. Nach dem Felsgewirr ist das Tal von Tsing sing hsiën ein erfrischender Anblick. Der Si hŏ kommt als ein schneller Gebirgsstrom mit klarem Wasser und starkem Gefäll aus dem Berge heraus und bewässert alles niedrige Land entlang seinem Lauf. Hier findet man daher Feldbau, Gartenbau und hohe Bäume.

Weiter ab folgt welliges Terrain in einem Kranz von malerischen, schroffen Gebirgen. Das frische Grün des Kessels setzt in allen Einsenkungen gegen den Rand hin fort. Es steht eine Menge Mühlen am Fluß, welche durch horizontal gestellte Wasserräder, gegen deren Schaufeln ein starker Strom andrängt, getrieben werden. Eine große Steinbrücke führt über den Fluß nach der Stadt hinein. Nur die Fahrstraße nimmt jenen Weg, und Williamson beschreibt die Stadt als klein und sehr tot, die Brücke als verfallen. Packtiere nehmen einen kürzeren Weg und lassen Stadt und Brücke zur Linken, um über niedriges Hügelland zu ziehen. Tsing sing hsiën liegt 130 li von Ping ting-

tschóu; von hier ist es noch 70 li nach der Stadt Hwo lu hsiën, welche hier unter dem Namen Hwai lu bekannt ist.

Diese letzte Strecke des Gebirgsweges ist von hohem geologischem Interesse. Bald verläßt man das Talbecken und damit die Kohlenformation, welche seine sanften Formen hervorbringt. Über Kalksteingebirge geht es weiter nach Osten und dann wieder über Kalkstein herab und zwischen Kalksteinwänden hin, bis sich dieser ganzen gestörten Landschaft ein mächtiger von Süden nach Norden gerichteter Bergzug quer vorlegt. Einst sperrte er einen See ab, dessen ehemaliges Vorhandensein man noch an den hohen von Löß überlagerten Schotterbänken an den Seiten erkennen kann. Schon die Form würde erraten lassen, daß dieser Bergzug aus ganz anderen Formationen besteht als diejenigen, durch welche wir uns jetzt durch mehrere Wochen bewegt haben. Die Höhen sind in viele schroffe Gipfel aufgelöst. Mit Spannung ging ich näher und erkannte zu meiner Überraschung hier jene tiefsten Schichtengebilde wieder, welche, durch ihre oolithischen Kalke leicht erkennbar, schon so viele der von uns bereisten Landschaften, besonders in Schantung und Liautung, zusammensetzten. Steil fällt der Zug gegen Osten ab, und daran lehnt sich unmittelbar das ebene Land. Der kleine Zug trägt wesentlich dazu bei, den Gesamtbau des Plateaus von Schansi zur Klarheit zu bringen.

Selten habe ich einen lebhafteren Platz gesehen, als Hwo lu hsiën zur Zeit, als wir ankamen. Die Stadt ist klein, aber die Vorstädte sind ausgedehnt, und in ihnen findet der Verkehr statt. Ich begegnete an diesem Tage gewiß gegen 10000 Eseln und Maultieren, welche nach Hwo lu gingen und von dort zurückkehrten. Kohle von Ping ting tschóu und Yü hsiën, Gußeisen und Schmiedeeisen bildeten die Hauptmasse der Fracht auf dem von mir genommenen Wege. Diese zwei Gegenstände beanspruchen so bedeutende Transportmittel, daß die Menge der Importe nicht hinreicht, um die Tiere auf ihrem Rückweg zu beladen. Die meisten gehen daher leer zurück. Doch wurde auch viele Baumwolle aus der benachbarten Ebene, Baumwollenwaren, fremde Manufakturen, welche hier sehr beliebt sind, Salz,

Zucker, Getreide, Mehl, Medizin usw. von Ost nach West transportiert. Ich wollte an dem Ort bleiben, um Erkundigungen wegen des offenbar bedeutenden Handels einzuziehen, aber der Volksandrang war so groß, daß dies unmöglich gewesen wäre. Wir gingen daher noch weiter und kamen bald in tiefe Nacht; wir irrten auf kleinen und großen Wegen umher, bis wir das noch 30 li entfernte Dorf Tschau ling pu erreichten.

Hwo lu liegt 660 chinesische Meilen von Peking und ebenso weit von Tiëntsin. Seine große Bedeutung als Handelsstadt liegt in dem Umstande, daß bis hierher von Osten der Verkehr fast ausschließlich durch Wagen geschieht, von hier dagegen in westlicher Richtung nur Packtiere verwendet werden. Sämtliche Güter müssen daher umgeladen werden, und Hwo lu wird dadurch der Hauptplatz, von welchem die Provinz Schansi mit ihren nötigen Bedürfnissen versorgt wird. Es übertrifft sogar Tsing hwa, dessen Bedeutung wir früher kennen lernten, an Wichtigkeit. Ich habe später bei einer Reise im nördlichen Schansi häufig gefragt, woher die Güter, denen ich in langen Zügen begegnete, kämen, und erhielt fast ausnahmslos die Antwort: „aus Hwai lu". Wer über den Handel mit Schansi Erkundigungen einziehen will, der würde sie hier besser bekommen können als in der Provinz selbst.

Der Gebirgsabhang ist hier von der eigentlichen Alluvialebene durch eine Zone von Löß geschieden, welche ein flachwelliges Land von 75—100 m Höhe bildet. Infolge der fruchtbaren Bodenart hat sie auch ihre besondere ökonomische Bedeutung als Baumwollenland; zwei Fünftel der Bodenfläche werden im Winter damit bepflanzt, und es scheint, daß der Anbau nicht über das Lößgebiet hinausgeht. Dieses zieht sich als ein oft unterbrochener Streifen am Abfall des Tai hang schan entlang.

Ich eilte nach Peking. Eine Strecke von mehr als 600 li war noch zurückzulegen, und durch eine Zulage erreichte ich es, daß meine Leute sich zu starken Tagemärschen entschlossen. In Tschöng ting fu, einer großen Stadt in der Provinz Tschi li, kamen wir auf die Hauptstraße von Fan tschöng nach Peking, in welche auch diejenigen von

Schansi und Hö nan fu und Hwai king fu einmünden, so daß sich der Verkehr von verschiedenen Richtungen hier konzentriert. Es ist eine kunstvoll und gut angelegte Straße, die aber jetzt schon sehr in Verfall geraten ist. Noch sind überall die Reste der alten Stationen am Wege zu sehen, welche in Entfernungen von je 10 li angelegt waren, an denen die Pferde gewechselt werden konnten; sie sind durch die sogenannten Trommeltürme mit einem Wachthaus und kleinen Wohngebäuden ausgezeichnet, und die Außenwand ist mit jenen militärischen Bildern bemalt, die ich schon früher einmal erwähnte. Außerdem sind noch in kürzeren Entfernungen Sicherheitshäuser angebracht, in deren jedem sich eine ständige Wache von drei oder vier Mann befinden sollte, um für die Sicherheit der Straße gegen Räuber zu sorgen und Reisende auf ihr besonderes Verlangen zu begleiten. Die ganze Straße führt nur durch Ebene, über manche große Städte und Dörfer. Sie ist bereits mehrfach von Fremden zurückgelegt und beschrieben worden; schon Marco Polo war über sie gezogen, als er seine Reise nach Tibet antrat. Zur Linken ist fortdauernd der Abfall des Gebirges, welcher zum Teil zu schöner und großartiger Szenerie Veranlassung gibt und bei dem geologischen Reisenden wohl den Wunsch rege machen kann, auch in diese Gebirgsgegenden tiefer einzudringen, um ihre mannigfaltige, von dem Süden von Schansi abweichende Struktur zu untersuchen. Doch ich hatte dazu keine Zeit mehr und eilte vorwärts über die Ebene. Die Straße war durch eine lange Dürre ein Meer von Staub; die Hitze wurde jetzt in den langen Tagen des Mai bereits unerträglich. Täglich standen drohende und anscheinend furchtbare Gewitter am Himmel; aber bald verlernten wir es, vor ihnen Schutz zu suchen, da sie sich niemals entluden, und wir kamen noch bis Peking ohne einen einzigen Regentropfen.

Ich will an dieser Stelle einige Bemerkungen einfügen, welche ich bei meiner Rückkehr in Peking niederschrieb. Betrachtet man die auf unsrer letzten Reise berührten Landstriche von Hankóu bis Peking in ihrem normalen Zustand, d. i. in demjenigen, in welchem

sie nach einer Reihe gewöhnlicher Ernten sein würden, so finden wir, daß sie in einem kaum nennenswerten Grade zu dem Exporte von China nach fremden Ländern beitragen. Zugleich auch ist die Anzahl derjenigen Produkte, welche von ihnen nach den zentralen und südlichen Provinzen von China ausgeführt werden, klein. Die natürliche Folge davon ist, daß die Bewohner sich als Konsumenten fremder Importe sehr unvorteilhaft von den Bewohnern der südlichen Provinzen unterscheiden.

Es ist in der Tat schwierig einzusehen, wie zwischen den verschiedenen Teilen des großen Reiches eine Handelsbilanz aufrecht erhalten wird. Lebensmittel und solche Luxusartikel, welche unentbehrlich geworden sind, gehen in außerordentlicher Masse in die reich bevölkerten Nordprovinzen hinein, und doch verzehren deren Bewohner ihre eignen Produkte selbst und können nur einen kleinen Teil von ihnen zum Verkauf verwerten. Selbst Opium, das besonders gut gedeiht, hat sich nach Süden hin noch wenig Bahn gebrochen und wird meist im Norden konsumiert. In Schansi sahen wir allerdings eine Quelle ehemaligen Reichtums in der Produktion von Eisen, womit einst der größere Teil von China versorgt wurde, allein die Konkurrenz des europäischen Metalls hat den Handel der Provinz eingeschränkt, so daß das Absatzgebiet nur wieder Teile des nördlichen China umfaßt. Auch bringt man Pelzwerke aus der Mongolei, gebrannte Getränke und einige andre Artikel nach dem Süden; nach der Provinz Sz'tschwan wird auch Baumwolle ausgeführt. Aber all dies ist verschwindend klein gegen die Masse der Importe, welche insbesondere in Reis, Tee und Zucker bestehen und außerdem eine große Zahl anderer Artikel umfassen. Der einzige kompensierende Faktor, welcher mir bekannt wurde, ist die Ansammlung von Kapitalien in der Provinz Schansi und der Gewinn, welcher aus dem Handel mit der Mongolei und Zentralasien gezogen wird. Die Folge dieser Umstände ist, daß im Norden im allgemeinen wenig Geld für eigentliche Luxusartikel vorhanden ist.

In früherer Zeit scheint dies anders gewesen zu sein, denn der Reisende hat überall Gelegenheit, den Kontrast der gegenwärtigen

Armut und Indolenz der Bevölkerung mit Anzeichen ihrer in früherer Zeit besser gewesenen Lage zu vergleichen. Die großen Städte mit ihren mächtigen Umfassungsmauern und monumentalen Bauten, die Marktflecken, die Dörfer, die Tempel, die Ruinen der großen Heerstraßen und der massiven Brückenbauten geben ebenso wie die Geschichte von China Zeugnis, daß die nördlichen Provinzen einst glücklichere Zeiten gesehen haben. Man kann kein passenderes Beispiel anführen als die Stadt Peking selbst, welche mit Zeugen einer früheren Großartigkeit erfüllt und jetzt der Schauplatz eines stets zunehmenden Elendes und wachsenden Verfalls ist. Gewiß sind innere Ursachen dieses Wechsels mit den Folgen der religiösen und politischen Zustände verbunden; diese sollen hier nicht betrachtet werden, doch gibt es andre materiellere Ursachen, welche sich fortdauernd der Beobachtung des Reisenden darbieten.

Die erste ist die Verschlechterung des Klimas, die wahrscheinlich zum großen Teil eine Folge der Vernichtung der Wälder ist. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu erwähnen, wie durch das ganze Land von Hankóu bis Peking alle Berge und Hügel kahl sind und einen trostlosen Anblick gewähren, indem es ihnen mit Ausnahme weniger Stellen an Bäumen und Sträuchern fehlt. Diese Ausnahmen sind hauptsächlich die Baumgruppen bei Dörfern und Tempeln und die Kette des Fu niu schan mit ihren Pflanzungen von Eichbäumen zur Pflege des wilden Seidenwurms. Es gibt keinen sicheren Beweis, daß es früher anders gewesen ist, allein es ist außerordentlich wahrscheinlich, und im Volk herrscht die Meinung, daß die Berge einst mit Bäumen bedeckt gewesen seien. Die Chinesen sind sich dabei wohl kaum der natürlichen Verbindung dieser Überlieferung und der Angabe alter Leute bewußt, daß die Regen von Generation zu Generation an Häufigkeit ab und an Heftigkeit zunehmen. Allerdings glaube ich nicht, daß das nördliche China jemals eine sehr bewaldete Gegend gewesen ist. Die Lößbecken mögen zum Teil Strauchvegetation gehabt haben, aber Wälder werden kaum darauf gestanden haben. Überall jedoch, wo die Lößdecke fehlt, in den Schluchten des Fu niu schan wie in denen des

Tai hang schan und in vielen Gebirgen, welche über den Löß aufragen, vielleicht auch in der Großen Ebene, sind gewiß einst Wälder gewesen, denn wir wissen aus dem Yü kung, daß die Lichtung der Wälder eine der Hauptaufgaben des Yü gewesen ist.

Außer der schädlichen Wirkung, welche diese Waldvertilgung auf das Klima gehabt zu haben scheint, geht fortdauernd eine Zerstörung in großem Maßstabe vor sich, welche nicht geschehen würde, wenn die Hügel bewaldet wären. Die heftigen Regen waschen den Boden von den Felsen ab, und das Wasser, anstatt in die Erde einzudringen und dort aufgespeichert zu werden, um in Quellen wieder hervorzukommen, flutet an den Hügelseiten hinab, spült alles lose Material hinweg und stürzt in Strömen durch Schluchten, welche vorher vollständig trocken und wasserlos waren, wie wir das früher in der Gegend von Schan hai-kwan mehrfach gesehen haben.*) Dort, wo der Fluß das Tal erreicht, werden die großen Steinblöcke abgesetzt und feiner Sand über die Oberfläche des fruchtbaren Alluvialbodens ausgebreitet: weite Gegenden werden dadurch für Ackerbau ungeeignet gemacht und wüste gelegt. Zahlreich sind die Beispiele dieser Verschlechterung des Bodens in Schansi und an der Großen Ebene. Wenn der Löß nicht existierte, so würde das nördliche China mit Ausnahme der Großen Ebene bereits eine Wüste mit einigen dazwischen eingeschlossenen kulturfähigen Tälern sein; und auch dieses wohltätige Gebilde selbst, welches der Hauptsitz des Ackerbaues ist und mehr als alle andern Bodenarten für die Aufstauung von Feuchtigkeit geeignet ist, unterliegt einer schnellen Zerstörung.

Eine andere Ursache der wachsenden Armut ist der außerordentlich schlechte Zustand der Kommunikationsmittel. Gewiß sind sie niemals in einem guten Zustand gewesen; aber besser als jetzt waren sie doch, als Schansi und Hönan noch ihre glücklichen Zeiten hatten. Wenn man die Preise der Fracht auf dem Land- und Wasserweg vergleicht, welche auf dem ersteren 20—25 mal so hoch sind wie

---

*) s. o. S. 254, 266 f.

auf dem letzteren, so ist es klar, unter wie großen Nachteilen sich die Bevölkerung der nicht mit Kanälen durchzogenen Provinzen, besonders hinsichtlich der gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens befindet. Ich weise noch einmal darauf hin, daß Kohle, welche in Schansi auf der Grube 50 Pfennige kostet, in einer Entfernung von 6 deutschen Meilen auf 25 Mark und bei 12 Meilen Abstand bereits auf über 42 Mark steigt, so wie daß andrerseits in Nan yang fu in Hŏnan Kohle von Hunan gebraucht wird, welche 170 deutsche Meilen zu Wasser gereist ist und für denselben Preis verkauft wird als diejenige, welche 6 Meilen von der Stadt gewonnen, aber zu Lande dorthin transportiert wird. Daher können nur diejenigen, welche in der unmittelbaren Nähe von Kohlengruben wohnen, aus ihnen Vorteil ziehen, während für andere, welche nur eine Tagereise davon entfernt wohnen, Kohle ein Luxusgegenstand geworden ist, welchen sie zu bezahlen nicht imstande sind. Als die Hügel bewaldet waren, hatte man dies gewiß weniger gefühlt, aber das einzige Brennmaterial, welches jetzt von der großen Mehrzahl der Bevölkerung benutzt wird, besteht aus getrockneten Kräutern, den Stengeln des Kauliang und den wenigen letzten Überresten der Strauchwurzeln, welche sie sorgfältig aus dem Boden ausgraben. Zu ähnlichen Betrachtungen kommen wir inbezug auf die Verteilung der Kornfrucht und andrer Lebensbedürfnisse.

Denjenigen, welcher an moderne Verkehrsmittel gewöhnt ist, berührt es oft peinlich zu sehen, wie viel tierische Kraft für die Überwindung von Hindernissen verloren geht, insbesondere wegen des schlechten Baues der Straßen. Fünf kräftige Tiere ziehen langsam eine Ladung von 25 Zentnern: dies ist das gewöhnliche Maß für die Beförderung der Güter auf der Achse. Eine erstaunlich große Zahl von Maultieren und Pferden werden für den Transport der Waren verwendet, und eine unverhältnismäßig große Fläche des Agrikulturlandes dient nur dem Zweck, diese Tiere zu füttern. Da der Dienst, welchen ein Pferd in dieser Gegend leistet, wahrscheinlich im Durchschnitt nicht mehr als $^1/_5$ von dem Betrage ist, den es auf gut gebauten Straßen erreichen würde, so darf man sagen, daß $^4/_5$ der für die

Tierfütterung reservierten Bodenfläche für den Bau anderer Früchte unnütz verloren geht. Im Süden ist dies ganz anders, da dort nur wenige Lasttiere gehalten werden und der Graswuchs ausgiebig ist. Daher kann der Süden, wenn alle andern Bedingungen gleich sind, eine größere Bevölkerung auf einer gleichen Bodenfläche ernähren.

Diese Betrachtung führt uns zu der dritten Ursache, welche in der Übervölkerung einiger der nördlichen Provinzen liegt. Dies bezieht sich besonders auf Hŏnan. Die Folge davon ist, daß eine so große Bodenfläche wie möglich zur Erzeugung von Brot und den Stoffen zur Bekleidung für die örtliche Bevölkerung verwendet werden muß und die exportfähigen Produkte in der Menge beschränkt bleiben. Wo der Boden fruchtbar ist, wie in dem Departement von Hwai king fu, sind die Leute wohlgenährt und ziemlich gut gekleidet; aber sie haben wenig Geld, um andre Bedürfnisse zu befriedigen. Der Ackerbau beschäftigt nur eine begrenzte Zahl von Menschen; viele sind daher unbeschäftigt, und die Bevölkerung wird im allgemeinen faul und indolent. Die Hauptursache der Übervölkerung liegt in den frühen Heiraten. Die meisten jungen Leute heiraten mit 18, 19 oder 20 Jahren, denn die Sorge um eine Nachkommenschaft ist nächst der für den täglichen Unterhalt die wichtigste des Lebens, damit jemand da sei, um die Pflege für das Alter zu übernehmen und die Dienste der Ehrfurcht nach dem Tode zu verrichten. Die Zahl der Kinder ist allenthalben erschreckend groß. In keinem Lande der Welt ist ihre Zahl im Verhältnis zu derjenigen der Erwachsenen so in die Augen fallend wie in den Dörfern und Städten von China. Bei der kleinsten Häusergruppe strömen Scharen von Kindern aus allen Türen heraus, um den Fremden zu beobachten. Als ich mit den Mandarinen in Hŏnan sprach, gaben sie zu erkennen, daß die rasche Zunahme der Bevölkerung ihnen bedenklich zu werden anfinge, und es gab sich bei ihnen ein Bestreben kund, die frühen Heiraten zu verhindern.

Eine andre und gewiß nicht die letzte Ursache der Armut der Bevölkerung liegt in dem Genuß des Opium. Es ist unmöglich, seine Folgen in ihrer vollen Ausdehnung zu würdigen. Es schien mir, daß

die Bewohner der nördlichen Provinzen, besonders diejenigen von Schansi und Hónan, dem Laster mehr ergeben sind als diejenigen des Südens; so waren z. B. die Anzeichen des Opiumgenusses in Hunan nur wenig ersichtlich. Vielleicht mag der Mangel an Tätigkeit im Winter, besonders an langen Abenden, zur Verbreitung des Übels beitragen. Es gibt dann keine Feldarbeit, und da die Beleuchtungsmittel unvollkommen sind, so haben die Leute auch keine Beschäftigung während der dunklen Stunden: sie liegen auf dem Kang ausgestreckt und geben sich der Unterhaltung hin. Das Beispiel, welches dann einer durch den Genuß gibt, welchen ihm die Opiumpfeife gewährt, steckt andre an, und wer einmal angefangen hat, hat keine Macht mehr über sich, sondern findet mehr und mehr Vergnügen an dem Genuß, bis er ihm Bedürfnis wird. Es wurde mir an mehreren Orten in Schansi versichert, daß 90 v. H. der erwachsenen männlichen Bevölkerung dem Laster ergeben seien und daß es auch unter Frauen nicht ungewöhnlich sei. Man findet es dort in Städten ebenso wie in Dörfern, und es hat selbst bei den arbeitenden Klassen Eingang gefunden, welche im Süden und in der Mandschurei noch frei davon sind. Die Bevölkerung ganzer Städte ist durch die hageren Gesichter und den starren Blick, welche eine Folge des Opiumgenusses sind, entstellt. Viele Beispiele wurden mir erzählt, wo ein reicher Mann sein ganzes Eigentum in Folge des Lasters verloren hatte. Es macht ihn indolent, er geht seinen Geschäften nicht mehr nach, er verliert die geistige Spannkraft, die Nerven werden schwach, es kommen Verluste auf Verluste, bis sein Reichtum dahin ist, und selbst dann kennt er nichts als den Genuß der verderblichen Pfeife. Für sie gibt er sein Letztes hin: er verkauft sein Wohnhaus, zuletzt seine Kinder und seine Frau, bis er nichts mehr hat und schließlich dem Hungertode verfällt. Die Missionare in Schansi haben eine Menge derartiger Beispiele mitangesehen. Die ganze Bevölkerung wird dadurch entnervt und geistig indifferent, und diese Abschwächung zeigt sich auch in den Kindern, denn es wurde mir oft versichert, daß die Nachkommen von Opiumrauchern ein schwächliches Geschlecht seien.

Abgesehen von diesen furchtbaren moralischen Wirkungen darf es vom nationalökonomischen Gesichtspunkt nicht übersehen werden, daß das Opiumrauchen sehr viel Zeit erfordert, welche sonst für Arbeit verwendet werden könnte, und den Körper für diejenige Zeit, welche wirklich zur Arbeit benutzt wird, schwächt. Der Gesamtbetrag der physischen Kraft und der mechanischen Arbeit, um welchen die Bevölkerung jedes Jahr beraubt wird, würde furchtbare Summen ergeben, wenn man ihn berechnen könnte. Anders verhält es sich mit dem Anbau des Opium, welcher häufig eine ebenso große Verurteilung gefunden hat wie der Genuß desselben, indem man meint, daß die Verarmung in China zum Teil dem Umstande zuzuschreiben sei, daß große Bodenflächen, welche jetzt zu Mohnfeldern benutzt werden, dem Anbau nährender Kornfrüchte entzogen werden. Dieser Gesichtspunkt dürfte kaum überall stichhaltig sein. Ich habe nicht feststellen können, welcher Teil des kulturfähigen Bodens für die Erzeugung des Opium verwendet wird. In Schansi wurde der Anbau des Mohns 12 Jahre vor meinem Besuch, im Jahre 1858, eingeführt, und seitdem nahm er fortdauernd zu. Von der Regierung ist längst ein Gesetz erlassen worden, wonach der Anbau von Opium mit dem Tode bestraft werden soll, allein keine Drohung und kein Gesetz ist mächtig genug gewesen, um denselben zu verhindern oder einzuschränken.*) Das Volk hat ein zu intensives Verlangen nach dem narkotischen Genuß bekommen, um sich davon abhalten zu lassen; überdies stimmen sie alle in der Anklage überein, daß die Mandarinen in jeder Gegend die ersten Opiumraucher waren, das Volk erst nachher klassenweise von oben nach unten folgte und daß noch jetzt die größte Zahl der Opiumraucher in den Yamen's gefunden wird. Daher nehmen die Mandarinen das Verbot nicht ernst, und selbst wenn sie dies täten, so würden sie doch die Bestechlichkeit ihrer Untergebenen nicht zu verhindern vermögen. Könnten sie dies aber tun, so würde das Volk rebellieren.

*) So erklärt sich das geringe Vertrauen, das von Kennern der chinesischen Zustände in die Wirksamkeit der neusten Opium-Erlasse der Chinesischen Regierung gesetzt wird.

Ein Beispiel dieser Art wurde mir in einem Distrikt von Ping-yang fu erzählt, welcher viel Opium produziert. Es wurde dort von den Mandarinen, um das Pflanzen von Opium einzuschränken oder um einen großen Profit zu erzielen, eine besondere Steuer von 400 Cash für jeden mit Mohn bepflanzten móu der Ackerfläche erhoben. Im Jahre 1870 wurde das Geld nicht bezahlt. Vor der Ernte schickte daher der Mandarin seine Leute aus und ließ die Köpfe sämtlicher Mohnpflanzen abschlagen. Im nächsten Jahre verweigerte das Volk wieder die Zahlung der Steuer, und als die Polizisten wieder kamen, um ihre Zerstörung zu wiederholen, leistete das ganze Volk bewaffneten Widerstand und trieb sie hinweg; dann sammelten die Leute ihr Opium ein, ohne irgend eine Steuer zu bezahlen.

So ist der Anbau des Opium in allen Provinzen im Zunehmen begriffen; besonders sind es diejenigen des Westens und des Nordens, wo die Kultur die größte Ausdehnung gewonnen hat. Die nationalökonomische Folge, welche der Anbau von dem vorher erwähnten Gesichtspunkt der Verdrängung andrer Früchte hat, ist in jeder Provinz verschieden, denn es müssen dabei mehrfache Umstände in Betracht gezogen werden. Dort wo die Ernte von den Bewohnern selbst konsumiert, ein finanzieller Vorteil also nicht erreicht wird, wie in Hönan und Schansi, trägt der Anbau sicherlich zur Verarmung bei, während in andern Provinzen, wo das Produkt ausgeführt wird, der Anbau schließlich ebenso nutzbringend ist wie derjenige des Tabaks oder irgend eines anderen Luxusartikels, durch dessen Erzeugung mehr Geld gewonnen wird, als man durch die Kultur von Getreide erreichen könnte.

Am ungünstigsten nun sind die Verhältnisse in Schansi. Dort gedeiht der Mohn nur auf den besten Feldern, nämlich denjenigen, welche eben stark bewässert werden können. Er nimmt wahrscheinlich den größten Teil des besten Gartenlandes ein und verdrängt dort eine sichere und reiche Weizenernte oder die noch wertvolleren Gemüse. Es wird kein Opium exportiert, und da das heimische Produkt durch seine gute Qualität und seine Stärke besonders geschätzt wird, so kauft es der Konsument für das Dreifache des Preises, für den der

Bewohner von Sz'tschwan seinen Opiumbedarf bezieht. Außerdem aber wird noch eine beträchtliche Menge Opium aus den benachbarten Provinzen eingeführt. In Schansi ist daher die Opiumkultur als höchst nachteilig für die Ökonomie des Landes und als ein Mittel zur Verarmung der Bevölkerung anzusehen. Ganz anders werden wir es später in den Südwest-Provinzen Yünnan und Sz'tschwan finden, wo der Mohn Ernten von geringerem Wert verdrängt und in großer Masse aus der Provinz ausgeführt wird. Ebenso haben die Provinzen Schensi und Kansu, welche gleichfalls ein nördlicheres und kälteres Klima haben, bedeutende Vorteile von der Mohnkultur, indem sie das Opium exportieren und beträchtlichen Gewinn dabei machen. In Schensi sah ich große Feldstrecken damit bepflanzt, und in manchen Gegenden war er nächst dem Weizen die am meisten in die Augen fallende Winterfrucht; dort nimmt der Mohn den Platz einer gewöhnlich nur unsicheren Ernte von Weizen, Bohnen, Erbsen oder Raps ein, und da er viel wertvoller ist als diese, so ist seine Anpflanzung von einem ökonomischen Standpunkt vollständig gerechtfertigt.

Ein Gesichtspunkt, welcher auch noch in Betracht kommt, ist die Qualität des Opiums in Beziehung auf die Stärke. Es verhält sich damit genau so, wie mit Tabak oder geistigen Getränken: während der Genuß geringer Quantitäten von Alkohol berauscht und derjenige weit größerer Mengen von Wein oder Bier nur eine erheiternde Wirkung ausübt, oder wie eine starke Zigarre nervenaufregend wirkt und eine ganze Anzahl schwächerer ungestraft geraucht werden kann, so ist es auch nur das kräftige Opium, das die geistigen Fähigkeiten ruiniert, während das schwächere, in weit größeren Quantitäten genossen, nur einen geringen Einfluß ausübt. Auch in dieser Beziehung ist Schansi unglücklich gestellt. Als das stärkste Opium von China gilt dasjenige von Kansu, dann folgt Schansi, dann Schensi, Hŏnan, und zuletzt Sz'tschwan. Der Originalpreis gibt, wie es scheint, ziemlich genau das Verhältnis der Stärke an. In Schansi hat man sich an eines der stärksten Produkte gewöhnt, hält das schwächere und harmlosere für fade und kauft es nicht trotz des billigeren Preises. Daher

sind dort die Wirkungen so schlimm. In Sz' tschwan hingegen werden wir später zu erwähnen haben, daß trotz des weit größeren Konsums die physischen Wirkungen wenig sichtbar sind und nur einzelne Individuen, welche sich an eine stärkere Substanz, insbesondere an das indische Opium gewöhnt haben, von den schädlichen Folgen ebenso heimgesucht sind wie die Leute von Schansi.

Noch ein andrer Grund der Verarmung der nordwestlichen Provinzen besteht in der Konkurrenz mit dem Fremdhandel. Ich habe bereits erwähnt, wie der scheinbar geringe Artikel der Nähnadeln von Schansi durch die Einfuhr der besseren und billigeren von England fast vernichtet worden ist; dasselbe wird in kurzer Zeit von Waffen und Stahl gelten, und der Eisenhandel von Schansi hat dann den empfindlichsten Schlag erlitten. Im Süden gibt es eine ähnliche Konkurrenz, z. B. betreffs der Baumwollen-Manufakturen, aber jede Reduktion des einheimischen Handels in denselben wird dort voll aufgewogen durch die gesteigerte Nachfrage der Fremden nach Tee und Seide und deren stets zunehmende Produktion. Der dadurch bewirkte kommerzielle Aufschwung des Südens, welcher zum Teil den ausgezeichneten Verkehrsmitteln durch die Wasserstraßen und dem Fremdhandel zugeschrieben werden muß, ist eine sechste Ursache nicht allein des vergleichsweisen, sondern auch des absoluten Verfalls des Nordens, indem die mittleren und südlichen Provinzen von seinen Erzeugnissen unabhängig geworden sind und Medizin und Baumwolle beinahe alles sind, was sie von seinen Produkten bedürfen.

Endlich müssen wir noch die Verwüstungen durch die Rebellionen unter die Ursachen rechnen, welche den Wohlstand der nördlichen Provinzen wesentlich beeinträchtigt haben. Denn wenn sie auch nicht mehr und vielleicht sogar weniger gelitten haben als die südlichen Provinzen, so erholen sie sich doch weniger leicht als diese. Ein Beispiel dafür gibt die Eisenmanufaktur bei Lu schan hsiën, welche durch die Thronbesteigung der jetzigen Dynastie verfiel und nachher nicht wieder auflebte. Die leichten Verkehrsmittel im Süden machen es möglich, daß eine verwüstete Provinz von andern, übervölkerten Gegen-

den im Lauf der Zeit wiederbesiedelt wird. Im Norden ist dies weit schwieriger, und so groß die Anziehungen der fruchtbaren Ebene von Schensi für die Chinesen sind, wird es doch einer langen Zeit bedürfen, ehe die Verwüstungen, welche erst durch die Nien féi und nachher durch die Mohammedaner verübt worden sind, wieder gut gemacht werden können.

Wenn man in dieser Weise über die Ursachen des Verfalls der nördlichen Provinzen von China klar wird, so fragt man sich, ob es wohl möglich sei, diesen Rückgang aufzuhalten und an seine Stelle eine Bewegung in der Richtung materiellen Fortschrittes zu setzen, wie auch, ob fremde Nationen ein praktisches Interesse an der Beförderung einer solchen Umgestaltung haben. Die letzte Frage muß unparteiisch bejaht werden, da die Ausdehnung des Fremdhandels auf irgend eine Gegend im großen Maße von dem Bestand materiellen Wohlstandes der Bewohner abhängt. Was die Frage der Möglichkeit der Änderung betrifft, so gibt es gewiß Ursachen des Rückschrittes, welche nicht geändert werden können. Andere sind mit den Formen der Religion und Regierung verbunden und fallen nicht in den Bereich dieser Betrachtungen. Aber es gibt noch andre, gegen welche es wirksame Mittel gibt, und alle diese lassen sich in das eine Problem zusammenfassen: Verbesserung der Beförderungsmittel in solcher Weise, daß sie den modernen Anforderungen genügen.

In den mittleren und südlichen Provinzen können große Verbesserungen ausgeführt und der Handel beträchtlich vermehrt werden auch ohne derartige Maßregeln, wenn diese auch von unberechenbarem Wert für die Beschleunigung und Steigerung des Fortschrittes sein würden; im Norden aber ist ihre Durchführung der Hauptpunkt, von welchem alles andere abhängig ist, und es gibt kein anderes wirksames Heilmittel für sie. Betrachten wir die Provinzen Hŏnan und Schansi, so würde ihre Verbindung mit den Seehäfen durch eine Eisenbahn zunächst den Export ihrer wertvollsten Produkte, d. i. der mineralischen, gestatten und deren Verteilung über eine bevölkerte Gegend ermöglichen. Der Verbrauch von Kohle ist in Nord-China in

der Nachbarschaft der Bergwerks-Orte außerordentlich: ein solcher Platz gleicht einem Bienenstock an Tätigkeit, indem viele, viele Tausende von Menschen und Tieren mit dem Transport der Kohle beschäftigt sind. Aber schon in kurzer Entfernung ist all dies Leben zu Ende. In der Großen Ebene gibt es kein wertvolles Brennmaterial, und für gewiß wenigstens neun Zehntel ihrer Fläche ist die Kohle außerhalb des Bereiches. Jede Station einer Eisenbahn von Schansi her würde daher in der Großen Ebene ein ähnliches Zentrum des Kohlenhandels werden, wie es jetzt die Gruben selbst sind, ja noch bedeutend mehr, da die Bevölkerung hier weit zahlreicher ist. Der Gewinn der Gruben würde daher erheblich zunehmen und die Zahl der Arbeitsleute sich vermehren; eine unbegrenzte Ausdehnung des Verkehrs und des örtlichen Kleinhandels würde stattfinden und manchen volkreichen Gegenden von China ein unendlicher Vorteil erwachsen. Es würden ferner einige Seehäfen mit einem Brennmaterial versorgt werden, welches keinem andern an Wert nachsteht, einen billigen Preis haben würde und in großer Menge geliefert werden könnte.

Nicht weniger bedeutend würde der Zuwachs und die Verbesserung der Eisenindustrie sein, da der Markt für dieselbe wegen der billigen Fracht sich weit über seine jetzigen Grenzen hinaus erstrecken und der Gebrauch des Eisens in der Großen Ebene ebenso allgemein werden würde, wie er jetzt in der Nachbarschaft der Eisendistrikte ist. Wahrscheinlich würde es der billige Preis der Arbeit und des Materials in Schansi und die ausgezeichnete Art des dort gemachten Schmiedeeisens möglich machen, die Produkte der Schansi-Erze nach anderen Gegenden am Pazifischen Meer zu transportieren. Noch manche andre Artikel würden eine weitere Verbreitung finden, z. B. die der Töpferei, und die Produkte der Kalkbrennerei, die jetzt nur für die Bewohner eines kleinen Teils der Ebene erreichbar sind, würden dann in ganz Nord-China in ausgedehnterem Maße für die Düngung der Felder verwandt werden können. Der Wohlstand von Schansi und vielen Teilen von Hŏnan würde daher durch den direkten Verkauf ihrer Mineralprodukte bedeutend zunehmen und die Bevölkerung

mit den Bedürfnissen bekannt werden, welche ihnen vorher nicht zugänglich waren. Damit würde die erste Bedingung eines vermehrten Imports von Gütern aus fremden Gegenden gegeben sein.

Aber ein noch mächtigerer Antrieb zu Handelsbeziehungen im allgemeinen würde durch die unmittelbare Anwendung von Eisen und Kohle zu industriellen Beschäftigungen gegeben sein. Es ist wahrscheinlich, daß die nördlichen Provinzen im Lauf der Zeit die Manufakturgegend von China zu werden bestimmt sind. Für alle solche Fortschrittsbewegungen gilt die Erfahrungstatsache, daß, obgleich die Chinesen aus sich selbst unfähig sind, irgend eine Verbesserung hervorzubringen, sie solche bereitwillig aufnehmen würden, wenn sie ihnen gegeben und aufgedrängt würde. Aber der Unternehmungsgeist ist allein bei den Fremden, und jede Bewegung nach vorwärts muß von ihnen angebahnt werden. Die Betrachtung der Wohltaten, welche durch die Einführung derartiger Verbesserungen über eine mit so vielem natürlichem Verstand und Handelsgeist versehene Bevölkerung gebracht werden würde, ist ein großer Gegenstand für den Staatsmann, den Nationalökonomen und den Philanthropen. Ich will nur zwei der wichtigsten Folgen erwähnen. Die eine bezieht sich auf das Opium: wenn es irgend ein Mittel gibt, dessen Gebrauch einzuschränken, so besteht es darin, den Leuten Beschäftigung zu geben; denn wer arbeitet und zum Arbeiten angehalten wird, der hat keine Zeit zum Opiumrauchen. Die zweite bezieht sich auf die Rebellionen: nichts wird denselben einen wirksameren Damm entgegensetzen, als wenn diejenigen Gegenden, welche am meisten darunter zu leiden haben, durch gute Verkehrsmittel mit der Hauptstadt verbunden werden.

Abschluß der ersten Reisen in China.
Peking—Schanghai.

Vom 30. Mai bis 18. August 1870.

Das Massakre von Tiëntsin.*) Aus einem Brief an die Eltern. Peking, 25. Juni 1870.

Am 22. Juni abends, als ich mit Bekannten dinierte, langte ein Kurier an die englische Gesandtschaft an, der eine Depesche des englischen Konsuls in Tiëntsin überbrachte mit der Nachricht von der Ermordung des französischen Konsuls und anderer Personen. Der englische Konsul hatte noch einen zweiten Kurier mit einem längeren Bericht abgeschickt, doch dieser kam nicht, ist auch bis heute noch nicht eingetroffen. Am 23. warteten wir hier mit Bangigkeit auf Nachrichten, aber es kam nichts. Das war beunruhigend: denn da natürlich jeder Konsul sofort an seinen Minister berichtet, so mußten wir annehmen, daß entweder die Metzelei sich auch auf andere Stationen ausgedehnt habe oder daß die Boten aufgefangen worden seien, was auf einen Zusammenhang der Mandarinen mit dem Aufstand deuten würde. Unterdes liefen allerlei beunruhigende Gerüchte ein, unter andern durch den chinesischen Koch der Mission, der entkommen war. Am 24. kam endlich ein Bote mit Depeschen der einzelnen Konsuln, und die Vermutung, daß andere Boten vorher aufgefangen worden seien, erwies sich nun als vollkommen richtig.

Über den Umfang des Aufstandes liegen noch wenig sichere Angaben vor. Schon seit längerer Zeit war die Bevölkerung sehr gegen

*) Diese Schilderung eines in der neueren Geschichte Chinas berühmten Ereignisses erhält durch den Vergleich mit den Erfahrungen beim „Boxer-Aufstand“ 1899/1900 ein erhöhtes Interesse.

die Missionen aufgeregt worden, besonders gegen die barmherzigen Schwestern. Seit alter Zeit wird den Missionaren nachgesagt, daß sie chinesische Kinder töten und ihnen Augen und Herz ausreißen, die sie dann nach Europa schicken, um Medizin daraus zu machen. Wollen die Literaten, d. i. diejenigen Klassen, welche chinesische sogenannte Bildung besitzen, das Volk aufreizen, so stacheln sie es durch Plakate mit diesen alten Märchen an. Obgleich es sicher scheint, daß jetzt in Tiëntsin ohnehin ein Streich beabsichtigt war, so traf es sich doch unglücklich, daß grade jetzt die Schwestern besondere Veranlassung dazu geben mußten. Es herrscht nämlich in Tiëntsin und Peking eine Epidemie unter den Kindern. Um nun so viele als möglich zu taufen, nehmen die Schwestern alle Kinder auf, die ihnen gebracht werden, und das soll in letzter Zeit eine große Zahl gewesen sein. Fast alle diese Kinder starben sehr schnell. Da war nun den Chinesen eine Handhabe geboten. Die Bevölkerung, die ohnehin sehr schlecht ist, wurde aufs äußerste erregt: schon seit mehreren Tagen versammelten sich Volkshaufen und warfen mit Steinen. Am 21. Juni nachmittags um 3 Uhr erfolgte die Katastrophe, deren richtige Details wohl niemals ans Licht kommen werden. Das Ergebnis war, daß alles, was in Tiëntsin französisch war, nur durch Verwechslung auch einige Russen, getötet wurde.

Konsul Fontanier wehrte sich bis zum letzten Augenblick, fiel aber durch einen Revolverschuß und viele Stiche; sein Sekretär Simon fiel an seiner Seite. Die größte Trauer herrscht über Mons. Thomassin und seine Frau. Er war aus Paris als Dolmetscher für die Gesandtschaft herausgeschickt worden, hatte vor drei Monaten seine junge und, wie man sagt, äußerst liebenswürdige und gebildete Frau geheiratet, und war vier Stunden vorher mit dem Dampfschiff angekommen, um nach Peking zu fahren. Er und seine Frau begaben sich nach dem Konsulat, wo sie die Nacht bleiben wollten, und wenige Stunden nachher waren sie zerhackte Leichen, Opfer eines gräßlichen Pöbels. Zwei russische Kaufleute und die junge Frau des einen, die er erst drei Tage vorher geheiratet hatte, starben unter recht traurigen

Umständen: sie hatten eben bei einem russischen Kaufmann Besuch gemacht, der in der Nähe des französischen Konsulats wohnte, mußten durch die Volksmenge gehen, wurden aus ihren Tragstühlen gerissen und getötet. Die barmherzigen Schwestern wurden, wie es scheint, alle umgebracht, nach Einigen sieben, nach Anderen zehn; die verstümmelten Leichen wurden in den Pai hŏ geworfen.

Um nun das Weitere zu verstehen, muß man wissen, daß Tiëntsin eine enggebaute, düstere, schmutzige chinesische Stadt ist, die widerwärtigste, die ich gesehen habe; sie liegt zu beiden Seiten des Pai hŏ. Die meisten Europäer wohnen in ihrem eignen Settlement, eine halbe Meile weiter hinab am rechten Ufer des Flusses. Dort sind breite, gerade Straßen, zerstreute große Häuser, eine breite Esplanade am Fluß und ein Anlegeplatz für die von Schanghai kommenden Dampfschiffe. Acht Meilen weiter mündet der Pai hŏ bei den Taku-Forts ins Meer; das französische Konsulat nebst der katholischen Kirche und dem Kloster der Sainte Enfance befanden sich nicht im europäischen Settlement, sondern in der chinesischen Stadt unmittelbar am Fluß. Dort hatte früher einmal ein kaiserlicher Palast gestanden, und die Mandarinen selbst hatten vor einer Reihe von Jahren die Franzosen aufgefordert, diesen Platz für ihr Konsulat in Beschlag zu nehmen. Außerdem sind in der Stadt, nicht weit von dem Konsulat noch ein russisches und zwei deutsche Handelshäuser. Der Platz des Aufstands war also nicht weit von den andern Europäern entfernt, und doch erfuhren sie alles erst als fait accompli. Das französische Konsulatsgebäude war verbrannt worden, ebenso die Sainte Enfance; die katholische Kirche wurde zerstört, desgleichen eine englische Kapelle in der Nähe, und auf dem Turm der englischen Kirche im Settlement fand man einen Chinesen mit Zündstoffen. Die europäischen Handelshäuser blieben unversehrt, was also beweist, daß man es nicht auf Plünderung abgesehen hatte. Das ist, was wir von Tiëntsin wissen: die erste Nachricht langte, wie gesagt, am 22. abends hier an. Das Ministerium des Auswärtigen hatte schon um 11 Uhr morgens vollen Bericht bekommen, aber nichts mitgeteilt, und wären

nicht die zwei Boten, die ich erwähnte, glücklich durchgekommen, so würden wir wahrscheinlich noch heute ohne Nachricht sein. Die Herren Chinesen waren aber so vorsichtig gewesen, einen Bericht abzufassen, um ihn den Gesandten zuzusenden, für den Fall daß diese doch Nachricht bekommen sollten. Als nun Comte Rochechouart, der französische Chargé d'Affaires, am Abend des 22. nach dem Tsungliyamen (Ministerium des Auswärtigen) ging, wurde ihm mitgeteilt, es sei ihm eben der Bericht von Seiten des Ministeriums geschickt worden. Er fand ihn auch wirklich vor, als er nach Haus kam. Es liegen mehrere derartige kleine Umstände vor, die einigermaßen den Verdacht erregen, daß hohe Beamte in die Bewegung verwickelt sind; aber mehr als aus solchen kleinen Tatsachen könnte man auf diese Vermutung kommen, wenn man den Gang der Ereignisse während der letzten Jahre in Betracht zieht.

Die chinesische Regierung kann es nicht vergessen, daß die Europäer sie aus ihrem Schlaf aufgerüttelt haben. Unter „Regierung" meine ich hier die ganze Beamtenwelt, die Mandarinen. Dazu sollte man als die schlimmsten die sogenannten Literaten zählen, welche sich für die Beamten-Karriere vorbereiten. Alle diese hassen uns gründlich und wünschen nichts mehr, als uns ganz aus dem Lande zu haben. In ihrem unermeßlichen Eigendünkel halten sie sich weit über uns erhaben, und es kränkt sie, daß solche kleine Nebennationen, wie wir in Europa, sie mit Waffen geschlagen, den Sommerpalast des Kaisers zerstört und sich durch Gesandtschaften in Peking festgesetzt haben, um hier der Regierung des Kaisers allerlei Unbequemlichkeiten zu bereiten. Nur in einer einzigen Hinsicht haben sie unsere Überlegenheit, wenn auch mit Widerstreben, anerkannt: in Waffen und Kriegsschiffen, und sie leben seit langer Zeit der Überzeugung, daß, sobald sie nur darin unsern Grad der Vollkommnung erreicht haben — in Menschenzahl sind sie uns ja weit überlegen —, sie uns mit Leichtigkeit werden aus dem Lande jagen und zu ihrem Ideal eines tiefen Schlafes zurückkehren können. Es war nicht schwer, für gute Bezahlung charakterlose Individuen aus Europa und Amerika zu finden, die sich bereit erklärten,

den Schwächen der Chinesen abzuhelfen. Sie bauen ihnen mit chinesischen Arbeitern, die sie kommandieren, Kriegsschiffe, machen Gewehre, Kanonen und Munition aller Art, und drillen die Soldaten nach europäischem Exerzierreglement. Und doch wissen diese Menschen, daß Exerzitien, Munition, Waffen und Kriegsschiffe gegen niemand anders bestimmt sind als gegen ihre eignen Landsleute oder, was hier gleichbedeutend sein sollte, gegen Menschen ihrer Rasse! Erweisen sich auch die Chinesen als nicht sehr gelehrige Schüler, so denken sie doch selbst anders darüber, und sie gewinnen daher Vertrauen in ihre Kraft. Und wie manche Bombe, die ein Europäer gemacht hat, wird noch über den Häuptern von Europäern platzen! Die Chinesen werden sich nicht scheuen, die Gewehre gegen diejenigen selbst zu richten, die sie in ihrem Gebrauch instruiert haben.

Seit Jahren sind nun diese Vorbereitungen langsam vorwärts geschritten. In Tiëntsin sind mehrere Tausend Soldaten durch gut bezahlte Europäer einexerziert und mit europäischen Gewehren bewaffnet worden. Ein Fremder verwaltet daselbst für ein Gehalt von 12000 Talern ein Arsenal, das schon bedeutende Dimensionen erreicht hat. Ein anderer, der sich vom Kaiser von China zu einem hohen Mandarin hat ernennen lassen, steht einem anderen Arsenal in Nanking vor; noch andere befinden sich in Schanghai und Fu tschóu, wo man die Kriegsschiffe gebaut hat. Ich bin mehrmals aufgefordert worden, die eine oder die andere dieser Anstalten anzusehen, für die als Anzeichen eines immensen Fortschrittes unter den Chinesen sich so mancher Fremde begeistert hat, habe es aber immer ausgeschlagen und fand mich stets isoliert in dem Gefühl der Verachtung, das ich für ihre Leiter hatte. Mir erschienen sie immer als gekaufte Verräter an ihren Landsleuten. Jetzt höre ich zum ersten Mal beistimmende Äußerungen, denn die Zeit scheint gekommen zu sein, daß die Chinesen sich stark genug zum Widerstand dünken. Bald nach meiner Ankunft in China, vor anderthalb Jahren, wurde ein Schriftstück aufgefangen, das von Tseng kwo fan, dem damaligen Vizekönig in Nanking, einem einsichtsvollen, aber sehr fremdenfeindlichen Mann, an den Kaiser ge-

richtet war. Er gab darin der Ansicht Ausdruck, daß China zwar das größte, mächtigste, gebildetste usw. Reich der Erde sei, die Fremden aber doch in einigen Stücken, besonders in dem Gebrauch der Waffen, überlegen seien. Er mahnte dann, diesem Übelstand so schnell wie möglich abzuhelfen, und sprach die Erwartung aus, daß China bald wieder in seiner früheren Erhabenheit andern Nationen gegenüber dastehen werde. Jetzt ist Tseng kwo fan Vizekönig der Provinz Tschili, in der Peking und Tiëntsin liegen, kommandiert über viele Tausend europäisch bewaffneter Truppen, und derselbe Mann wurde, angeblich zum Schutz der Fremden, einige Tage vor diesen Revolten mit Truppen nach Tiëntsin geschickt. Was seine Rolle dort gewesen ist, kann man nicht sagen.

Heute sind 2000 Mann europäisch bewaffneter Truppen mit gezogenem Säbel und mit Kanonen in Peking eingerückt. Auch von ihrer Rolle kann man noch nichts sagen. Angeblich kamen sie auf Ansuchen von Comte Rochechouart zum Schutz für die barmherzigen Schwestern und Kirchen. Unter der hiesigen Bevölkerung ist aber nur die eine Meinung verbreitet, daß sie gekommen seien, um die Fremden und die Christen auszurotten. Die chinesischen Christen leben in der größten Furcht, und viele haben ihren Dienst verlassen. Darauf kann man aber nicht das Geringste geben; es ist nur einer der vielen Beweise für die Aufregung der Bevölkerung.

Die Pekinger Zeitung, ein kleines Blättchen, das täglich erscheint und eine Auswahl von offiziellen Schriftstücken enthält, bringt seit einigen Tagen wunderliche Artikel; heute zum Beispiel eine Verordnung des Kaisers: die Dürre und die Not sei groß, weil soviel unschuldiges Blut vergossen werde — erregbare Naturen sehen das als einen Hinweis auf die vermeintliche Grausamkeit der barmherzigen Schwestern an —; man sehe sich daher genötigt, energische Maßregeln zu ergreifen. Darauf folgt die Erwiderung eines hohen Mandarin: er stimme der weisen Ansicht des Kaisers bei, es müßten aber jedenfalls noch 3000 europäische Gewehre angeschafft werden; man könnte sie zwar in den Arsenalen machen, doch sei es kürzer, sie in Schanghai zu

kaufen, damit man bald gerüstet sei „und die Soldaten nicht wieder davon laufen müßten wie das vorige Mal.“ So viel ich weiß, hat ein Deutscher vor einigen Tagen die Lieferung von 3000 Gewehren an die chinesische Regierung übernommen! In dieser Art gibt es noch manche Artikel der Zeitung. Halte ich sie mit allem anderen zusammen, so bin ich geneigt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Mandarinen die Zeit zum Handeln, zur Offensive gegen die Europäer gekommen glauben und bei dem schrecklichen Ereignis in Tiëntsin die Hand im Spiele haben. Sicher ist, daß hiesige Leute in offiziellen Stellungen mehrere Tage zuvor gewußt haben, daß die Attacke in Tiëntsin bevorstand.

Die Chinesen sind nicht leicht aus ihrer Ruhe zu bringen, eine aufgeregte Menge aber ist furchtbar. Das beste Mittel, um sie aufzuregen, ist, sie beim Aberglauben zu packen. In Tiëntsin tat man das durch Verläumdung der barmherzigen Schwestern. In Peking wendet man außer diesem noch einen anderen Angriffspunkt an. Die hiesige katholische Mission erhielt nämlich vor mehreren Jahren ein Grundstück zurück, das ihr ein früherer Kaiser innerhalb der äußersten Umfassungsmauer des Kaiserlichen Palastes geschenkt hatte. Dort wurde nun eine Kirche, der Pe tang (Nordkirche), erbaut, und mit Schrecken sahen die Chinesen, wie die Türme in die Höhe wuchsen. Bei einer gewissen Höhe gaben die Missionare dem Andringen nach und hielten inne, aber die Türme sind schon um eine Kleinigkeit höher als die Dächer des Kaiserlichen Palastes und aller Tempel von Peking. Der Segen des Himmels steigt daher zuerst auf diese Türme nieder, und wir nehmen den Chinesen alles Glück weg. Diese Ansicht ist bei den Chinesen festgewurzelt und findet ihre Stütze in der seit der Erbauung der Kirche mit jedem Jahr zunehmenden Dürre. Dieses Jahr ist das schlimmste: Teuerung und Not sind schon sehr groß. Daran ist aber nur die Anwesenheit der Fremden schuld und vor allem die Höhe der Türme des Pe tang! Als ich durch die Provinzen Hönan und Schansi reiste, wußten nur wenige von der Anwesenheit der Europäer in Peking überhaupt; aber wer immer es wußte, dem war auch

die Tatsache und der böse Einfluß der Türme des Pe tang bekannt. Hat sich eine solche Ansicht einmal festgesetzt, so sind Groll und Haß die natürlichen Folgen, und es bedarf nur noch geringer Mittel, um das Volk zu den bösesten Taten zu verleiten.

Die Zerstörung der Kirche, die Vernichtung der Sainte Enfance und aller Christen, die Ermordung oder Vertreibung der Europäer sind Gegenstände, die hier so frei und öffentlich besprochen werden, daß man sagen darf, sie beschäftigen jetzt die Gedanken jedes Pekinesen. Dennoch ist es fraglich, ob es soweit kommen wird oder, wenn es zum ersten Schritt kommen sollte, ob auch die weiteren folgen werden.

Ist die Katastrophe in Tiëntsin nur das Werk eines aufgeregten Pöbels gewesen, so können und müssen die Mandarinen hier etwas Ähnliches verhüten, um die Verantwortlichkeit der Regierung nicht zu vergrößern. Wiederholt sie sich hier, so ist dies Beweis genug, daß die Mandarinen ihre Zustimmung geben. Aber selbst in diesem Falle ist es vielleicht nur auf die Vernichtung der Missionare abgesehen, die der chinesischen Regierung soviel Unbehagen bereiten und im letzten Winter besonders große Schwierigkeiten verursacht haben. Sollte sich endlich die Vermutung als richtig erweisen, daß die Chinesen in hoher Stellung zu dem Schluß gelangt sind, daß die Zeit der Offensive gekommen ist, so wird über die Mittel und Wege doch noch viel Uneinigkeit herrschen. Einige würden die Folgen berechnen und Opposition bilden, andere für halbe Maßregeln stimmen und sich durch ein energisches Auftreten der Gesandten, wie es nach der Katastrophe von Tiëntsin stattgefunden hat, einschüchtern lassen.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle: wir sitzen in Peking vorläufig in Quarantäne und können die Situation noch durchaus nicht überschauen. Briefe an uns werden aufgefangen, wenn die Kuriere nicht glücklich entschlüpfen. Briefen, die wir absenden, geht es vielleicht ebenso, und wir wissen noch gar nicht, wann die Nachricht, daß wir noch am Leben sind, nach Schanghai kommen wird. Die verschiedensten Berichte laufen hier ein, die man meist sofort als unbestimmte Gerüchte erkennt; bald sind sie ungünstig, bald beruhigend.

Erregte Gemüter fassen sofort alles Ungünstige auf, und man hört die wunderlichsten Vermutungen aussprechen; andere, denen wahrscheinlich im Moment des Handelns der Mut zuerst ausgehen würde, ergehen sich in frivolen Witzen. Es gehört etwas Kaltblütigkeit dazu, in solcher Zeit mit Ruhe zu überlegen. Unser Gesandter, Herr von Rehfues, der natürlich sofort von seiner Sommerresidenz hierher zurückgekehrt ist, zeichnet sich durch die Ruhe aus, mit der er alle Nachrichten aufnimmt und sondiert; seine Stimme scheint auch bei den Konferenzen sehr gewichtig zu sein.

12. Juli.

Ich bin noch immer in Peking, aber nicht mehr der politischen Situation wegen, denn diese ist inzwischen ruhiger geworden. Es scheint mir, daß meine damaligen Vermutungen im allgemeinen richtig gewesen sind, daß die Regierung den ersten Schritt in Tiëntsin nicht verhindert, ja vielleicht mit hervorgerufen hat als ein Experiment, wie sich die fremden Vertreter dazu stellen würden. Hätten diese Furcht gezeigt oder wären sie uneinig gewesen, so wäre vielleicht Schlimmes erfolgt. Aber der erste Schritt war eine Kollektivnote aller Gesandten an das Auswärtige Ministerium mit energischem Protest gegen das Vorgefallene. Ich glaube, die Einigung zu dieser Note ist Herrn von Rehfues zu danken, denn einige wollten sie stärker, einige schwächer haben. Es folgten mehrere schwüle Tage: allgemein herrschte ein Gefühl der Unsicherheit; denn wir waren ganz unfähig, die Situation zu durchschauen. Allerdings war es beruhigend, daß die Herren vom Tsungli yamen in sehr zerknirschter Stimmung waren. Sie hatten ein so einmütiges Vorgehen nicht erwartet, da ihr Gesandter in Europa sie wohl davon unterrichtet haben mochte, daß dort die Regierungen nicht immer einmütig sind. Die erste Folge war ein Dekret des Kaisers, das am 26. Juni in der Pekinger Zeitung veröffentlicht wurde und die Untersuchung der Vorgänge in Tiëntsin und die Bestrafung der Schuldigen anordnete. Es folgte noch ein zweites ähnliches Dekret, in dem der Kaiser die Unvorsichtigkeit hatte zu erwähnen, es wären „aus Versehen“ auch einige Russen mit umgebracht worden! Wir waren nun vollkommen beruhigt, wiewohl in Tiëntsin Furcht und Besorgnis noch

lange fortdauerten. Erst in diesen Tagen haben wir die Unehrlichkeit der Regierung in Dekreten kennen gelernt; denn es zeigt sich, daß die Chinesen herausgelesen haben, daß die Sage vom Stehlen der Kinder usw. richtig sei, — sie ist nämlich nicht widerlegt worden —, und erst jetzt ist fast bei allen, selbst bei vielen Gebildeten, die früher daran zweifelten, der Glaube ganz festgewurzelt, daß die Europäer dieses Geschäft treiben. Bei dem Volk ist daher der Haß gegen die Fremden genährt worden, und es sind in den letzten Tagen Insultierungen, Werfen mit Steinen und dergl. vorgefallen, was man sonst in Peking nicht kannte. Es werden hier wirklich viele Kinder von den Chinesen selbst gestohlen, die dann meist nach dem Süden transportiert werden. Wird ein Täter ertappt, so redet er sich am besten damit heraus, daß er aussagt, er stehle die Kinder für die Europäer. Es liegt sogar ein Fall vor, in dem es nicht zweifelhaft ist, daß ein Kinderdieb gedungen worden ist, um sich ertappen zu lassen und dann diese Aussage zu machen.

Dann wird auch noch durch Volksredner gehetzt, Leuten von Tiëntsin, die sich rühmen, europäisches Blut an ihren Händen zu haben. Sie predigen einen Kreuzzug gegen die Europäer: China habe immer das Prinzip der Isolierung von anderen Nationen gehabt; da seien die Europäer gekommen, haben Krieg gegen China geführt, den Sommerpalast des Kaisers zerstört, sich in Peking festgesetzt und stehlen jetzt chinesische Kinder zu barbarischen Zwecken. Die Europäer müßten daher vernichtet und aus dem Lande gejagt und Yuën mingyuën (der Sommerpalast) wieder aufgebaut werden. Wird dadurch auch das Volk aufgereizt, so ist doch die Mühe der Volksredner, wenigstens vorläufig, vergebens, da die Angelegenheit jetzt ihren politischen Verlauf nimmt. Wie ich sagte, waren die Herren des Tsungliyamen zuerst ganz zerknirscht: sie fürchteten das Schlimmste. Da kam eine unerwartete Lösung der Angelegenheit. Alles nämlich, was außer einer noch festzustellenden Geldentschädigung und der Bestrafung noch zu entdeckender Übeltäter verlangt wurde, war, daß Tschung hau, der höchste Mandarin von Tiëntsin, als außerordentlicher Gesandter nach

Frankreich gehen und Napoleon einen Brief des Kaisers von China bringen sollte. Ihr hättet die vergnügten Gesichter der Mandarinen vom Tsungli yamen in den folgenden Tagen sehen sollen! Alle Zerknirschung war verschwunden. Jeder Chinese, er sei Diener oder höchster Mandarin, hat nur so lange guten Willen, als man den Daumen auf ihn hält; läßt man ein bischen los, so wird er übermütig. So auch hier! — Um Tschunghau abzuberufen, mußte er einen Nachfolger haben. Man wählte dazu einen Mandarin aus, der eben Krankenurlaub bekommen hatte. Die Chinesen sagen zwar, er sei nicht krank, aber sein Urlaub wurde doch vor einigen Tagen um zehn Tage verlängert. Tschunghau ist daher noch ruhig in Tiëntsin, und wird kein Zwang angewendet, so spielt die Komödie endlos fort, und Tschunghau kommt niemals nach Paris.

Mit der Untersuchung des Sachverhaltes in Tiëntsin geht es auch nicht besser. Tsengkwofan, der merkwürdigerweise schon vor der Katastrophe mit einer großen Zahl europäisch gedrillter Soldaten nach Tiëntsin beordert war, kam, als die Sache ihre besondere Wendung nahm, dort nicht an, sondern blieb mit seinen Truppen auf dem Lande. Er wurde dann von der Regierung bestellt, die Untersuchung in Tiëntsin einzuleiten, langte auch vor einiger Zeit dort an; aber mit der Untersuchung scheint es nicht sehr genau genommen zu werden. Treten die Fremden nicht energisch auf, so wird das Resultat sein, daß man einige zerlumpte Leute, die ohnedies für den Galgen bestimmt waren, hängen wird. Es ist klar, das Gouvernement hat schlechten Willen und ist perfid, das Volk aufgeregt. Danach sollte man nicht viel Gutes erwarten; dennoch ist nicht der geringste Anlaß zur Unruhe vorhanden, denn in einigen Tagen werden Kriegsschiffe aller Nationen vor den Taku-Forts liegen. Dann wird es leicht sein, strenge Maßregeln zu ergreifen. Die Chinesen ziehen sich diese selbst durch die Nachlässigkeit zu, mit der sie die Bedingungen erfüllen, die ihnen zuerst gestellt worden sind. In zwei Wochen werden die telegraphischen Antworten der europäischen Regierungen eintreffen. Davon wird es abhängen, was geschieht: sind sie energisch, so kann viel erreicht

werden, denn zum erstenmal sind alle fremden Vertreter in Peking in einer großen Angelegenheit einmütig, und es kann in kurzer Frist eine bedeutende Macht entfaltet werden. Die Aufgabe ist ganz klar: wir haben den deutlichen Beweis, daß unsere Stellung in China unsicher ist, und es ist offenbar, daß alle Maßregeln daraufhin gerichtet sein müssen, sie zu kräftigen.

20. Juli. Der heutige Tag war noch einmal als der Termin der Ausrottung der Europäer in Peking festgesetzt worden, allein diesmal konnten wir die Gerüchte belächeln, denn so etwas ist jetzt unmöglich geworden. Vielleicht wäre die Situation nicht ganz so gut geworden, wenn es nicht in den letzten vier Wochen ungewöhnlich viel geregnet hätte und die Aussichten für das Gedeihen der zweiten Ernte dadurch sehr gute geworden wären. Dies hat das gemeine Volk ganz und gar beruhigt. Die Beamtenwelt aber ist durch das Erscheinen der Kriegsschiffe vor Tiëntsin, Taku und Tschifu eingeschüchtert worden, und die sogenannten „Fremdenfreundlichen", das heißt die Vorsichtigen, unter ihnen, haben die Oberhand. Die Fremden werden jetzt mindestens für ein weiteres Jahr Ruhe haben, und wenn die Vertreter der Mächte energisch auftreten, so wird die Ruhe überhaupt gesichert sein. Einen Dämpfer wird das habituell milde Auftreten der Amerikaner bilden. Unter energischem Auftreten meine ich nicht Krieg, sondern nur das Stellen von bestimmten zweckentsprechenden Forderungen, welche die Vermehrung des Einflusses und der Sicherheit der Fremden zum Ziel haben. Unsere zwei preußischen Kriegsschiffe, die sich, wie die meisten anderen, des angenehmen Lebens halber in Japan befinden, werden wohl auch nächstens eintreffen. Es wird die hiesige Regierung nicht wenig in Erstaunen setzen, in so kurzer Zeit eine so bedeutende Kriegsmacht aller europäischen Nationen versammelt zu sehen.

Auf meine Reisepläne haben diese Vorgänge keinen andern Einfluß als den einer geringen Verzögerung ausgeübt. Ich liege während dieser ganzen Zeit Herrn von Rehfues zur Last. Ich schrieb Euch schon im vorigen Brief, daß ich seine Aufforderung, in der Gesandtschaft zu wohnen, angenommen hatte, da er nach seiner Sommerwohnung

ging und ich daher niemand Umstände machte. Dies hat sich nun geändert, seit er wieder hier ist. Er ist aber so liebenswürdig, mich nicht nur nicht hinauszuwerfen, sondern mir angenehme Gastfreundschaft zu bieten. Nicht das Geringste ist dabei, daß Herr von Rehfues, als gründlicher Kenner, sich eine sehr vorzügliche Küche zu schaffen gewußt hat: das Intermezzo so vorzüglicher Mahlzeiten zwischen der Periode der Reisekost ist durchaus nicht unangenehm. In wenigen Tagen werde ich wieder zu dieser übergehen. Ich freue mich darauf, denn meine Verpflichtungen sind größer, als es mir angenehm ist. Auch ist es hohe Zeit, wieder ein aktives Leben anzufangen. Das Klima in Peking in diesen Monaten erschlafft: man hat gar keine Arbeitskraft, und zwei Wochen sind eigentlich nur eine wert; daran ist zum Teil das Klima schuld und zum Teil der Mangel an geistiger Abwechslung.

Ich bin unverantwortlich lange hier geblieben und kann doch nur auf einen geringen Arbeitsbetrag zurückblicken. Ein Gebirgsausflug, den ich von hier aus machen wollte, ist unterblieben, und ich werde mich nun direkt auf meine Hauptreise begeben. Ich habe vier Reitpferde gekauft und fünf Packmaultiere gemietet, letztere für zwei Monate. Meine Begleitung sind wieder Splingaert, ein Boy und drei Leute für die Esel. Die materielle Ausrüstung, obgleich auf das Notwendige beschränkt, läßt nichts zu wünschen übrig. Wir reisen wieder in europäischer Kleidung, nehmen diesmal aber auch einen chinesischen Anzug mit. Die Gefahren sind nicht größer und nicht geringer als früher, nur vielleicht insofern geringer, als wir mehr Erfahrung haben und immer besser verstehen, die Leute zu behandeln. Unmittelbar nach der Affaire von Tiëntsin wäre es im Innern nicht sicher gewesen, denn dort war natürlich das Gerücht verbreitet, daß alle Europäer getötet und aus dem Lande gejagt seien. Jetzt da die Kriegsschiffe gekommen sind, werden sie im Innern von großen Armeen hören, die kommen, um Peking zu nehmen. Die Stimmung des Übermutes wird daher in das Gefühl banger Furcht umgeschlagen sein.

Ich gehe von hier erst nordwestlich nach einem Ort auf mongolischem Gebiet, wo ich belgische Missionare auf einige Tage be-

suchen will; dann durch das nördliche Schansi auf noch zu bestimmenden Wegen; darauf nach Si ngan fu, der Hauptstadt von Schensi. Von dort geht es dann über hohe Gebirge nach Sz' tschwan bis Tschöngtu fu, der Hauptstadt dieser Provinz; dort werde ich wohl nach vier Monaten ankommen. Wie weit ich dann gegen Tibet gehen werde, weiß ich noch nicht. Die Rückreise habe ich vor, durch Yünnan und Kwangsi zu nehmen, um bei Canton wieder an die Küste zu kommen. Kann ich diesen Plan ausführen, so ist es meine letzte Reise in China. Ich werde dann mit gutem Gewissen auf eine tätig verbrachte Zeit zurückblicken können.

Kriegsausbruch daheim! Aus einem Brief an die Eltern. Schanghai, 15. Aug. 1870.

Wie unzeitgemäß kommen meine langen Briefe über chinesische Verhältnisse, mit denen ich Euch vor einiger Zeit belästigt habe! Wer hätte aber auch gedacht, daß sich zur selben Zeit, als ich Euch über Ereignisse schrieb, die ich für sehr ernst hielt, bei Euch die Verhältnisse schon so furchtbar ernst gestaltet hatten, daß sie alle hiesigen Vorfälle unendlich weit in den Schatten stellen!

Zu Anfang dieses Monats sah ich mich durch die politischen Verhältnisse gezwungen, meinen schönen und großen Reiseplan aufzugeben, und ging sofort nach Schanghai. In Peking kam kurz vor meiner Abreise die erste Nachricht eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich an. Rehfues und ich lachten über das unvernünftige Gerede. Auf den Stationen meiner Reise nach Schanghai aber nahmen die Gerüchte mehr und mehr Gestalt an, und hier gab es schon Nachrichten bis zum 18. Juli. Seitdem sind noch telegraphische Nachrichten bis zum 22. eingetroffen; aber die Zeitungen, die bis Anfang Juli reichen, sind noch ganz friedlich und ahnungslos.

Mit großer Bangigkeit sehen wir hier den weiteren Nachrichten entgegen. In solchen Zeiten merkt man erst, was es heißt, drei Wochen hinter dem Zeitalter zurück zu leben. Eine vorläufige tröstliche Nachricht ist es, daß sich Österreich nicht sofort Frankreich angeschlossen hat, wie wir hier fürchteten. Das wäre ein schrecklicher Gedanke, sich Schlesien von Österreichern als Feinden oder von Russen als Freunden

besetzt vorzustellen. Läßt man nur Frankreich und das jetzt hoffentlich geeinigte Deutschland allein, so ist mir um den Ausgang des Krieges nicht bange. Sind uns auch die Franzosen zur See weit überlegen, so wird doch die Landmacht entscheiden. An der Spitze der einen Seite steht ein König, der durch und durch Soldat und mit seinem Volk innig verwachsen ist, mit einer ihm in Begeisterung treuen und ergebenen Armee, auf der anderen ein Parvenu, der zwar routiniert und gescheut ist, aber kein Soldat, und dem die Armee, trotz aller Vive l'Empereur und sonstigen Komödien doch nur künstlich verbunden ist. Patriotischer Geist und Disziplin sind auf beiden Seiten, aber in geistiger Bildung und Charakterfestigkeit steht die preußische Armee voran. Der Krieg selbst aber ist von der einen Seite ein Raubkrieg, von der anderen eine begeisterte Verteidigung. Kämen nur bald Nachrichten, daß der Krieg auf französischem Boden geführt wird! Da könnten die Soldaten Veuve Cliquot trinken, und die schöne Rheinprovinz würde nicht verwüstet werden.

Mein erster Gedanke war natürlich, sofort zurückzukehren. Allein ich würde wahrscheinlich post festum kommen, dazu fast ohne Mittel und ohne Aussichten. Ich muß selbst in solcher Zeit meinem Programm treu bleiben und erst hier meine Aufgaben lösen. Allerdings sind sie durch das Aufgeben meines letzten Reiseplanes um die Hälfte geschmälert worden; aber die politischen Verwicklungen in China wurden derartig, daß meine Reise eine Tollkühnheit gewesen wäre.

Ich hielt trotz aller Ratschläge zum Gegenteil an dem Plan fest, so lange es möglich war; aber schließlich, nachdem ich zwei Monate in Peking verbracht hatte, mußte ich nachgeben. Die Vermutungen, die ich früher schrieb, sind zur Gewißheit geworden. Eine große mächtige Partei in China will uns aus dem Lande jagen und China zu seiner alten Isoliertheit zurückkehren lassen. In Peking wurde es furchtbar schwül. Jeden Augenblick konnten die gräßlichsten Ereignisse beginnen, und mir ist noch jetzt um meine Freunde dort sehr bange. Ich vermute, daß sie sehr bald genötigt sein werden, nach Schanghai zu kommen. Der Krieg in Europa verschiebt die Lösung der hiesigen

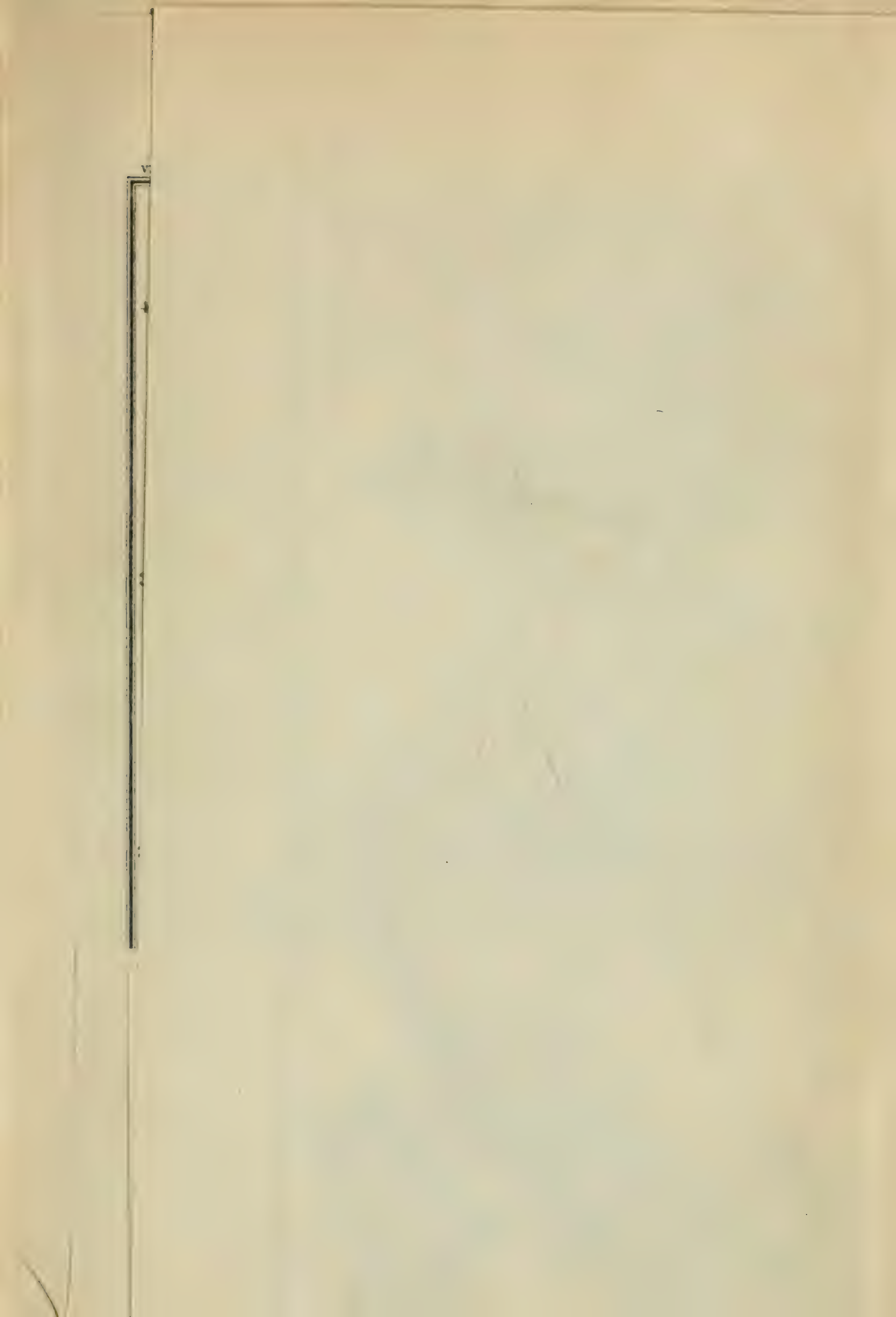
Fragen natürlich auf unbestimmte Zeit. Waffengewalt wird schließlich notwendig sein. Vielleicht kommt schon dann die Zeit der praktischen Verwertung meiner Forschungen in China von Seiten derer, denen ich meine letzten Reisen verdanke.*)

Nun meine nächsten Pläne: In drei Tagen gehe ich nach Japan ab, um dort im Innern zu reisen und die Lösung der schwebenden Fragen in China abzuwarten. Die Reise nach Japan ist ein Experiment. Dortige Forschungen versprechen das höchste Interesse. Dabei ist das Land so klein, daß sich in kurzer Zeit Bedeutendes leisten läßt; seine Bereisung ist daher höchst verlockend. Da ich nicht die Mittel habe, um mich dort nach meiner Neigung herumzutreiben, so spekuliere ich auf Grund meiner Antecedentien in China darauf, daß ich auch dort vielleicht die Mittel zum Reisen, ja selbst mehr als das, finden werde. Gelingt dies nicht, so muß ich nach China zurückkommen. In allen Fällen darf ich hoffen, die Zeit bis zu meiner Rückkehr nützlich und vielleicht auch gewinnbringend zu verwerten. In Japan habe ich Brandt, der ein glühender Patriot ist und mit dem zusammen ich alle guten Nachrichten, auf die ich hoffe, werde genießen können.

---

*) s. o. S. 347 Anm.

Schluß des ersten Bandes.



Karte zur Uebersicht der Provinzen von China und Reisewege des Verfassers.

Die Zahlen und die Pfeile beziehen sich auf die Reihenfolge und Richtung der Reisewege.

Lith. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

